Moritz Hartmann's gesammelte Werke ...

Moritz Hartmann


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Dritter Band.

3.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Briefe aus Dublin.

Famine is in thy cheeks,
Need and oppression starveth in thy eyes,
Upon thy back hangs ragged misery,
The world is not thy friend, nor the world's law.

Shakespeare.

Erster Brief.

Dublin, im Juli 1850.

Liebe Freundin! Ich lasse mich nicht gern nach zwei Tagen vergessen und suche kurzem Freundesgedächtniß wenigstens Anfangs durch Briefe nachzuhelfen. Ein anderer Zweck dieser Zeilen ist, Sie aufzufordern, ja dieselbe Reise zu machen, die ich jetzt theilweise hinter mir habe. Drei Tage sind es erst, seit ich London verlassen, und wie viel des Interessanten habe ich schon erlebt und gesehen. Bis gegen Birmingham gleicht das ganze Land einem einzigen ungeheuren Parke, wo Alles Wohlstand ist und Behagen; die Städte und Flecken mit den graziösen englischen Thürmen und Landhäusern thun, als ob sie nur so zum Spaße gemacht worden, um die Illusion des Parkes zu vervollständigen. — Aber Birmingham raucht Einem schwarz entgegen wie eine Hölle. Ich habe es nur eine Stunde lang vom Bahnhof aus gesehen; doch mußte ich mich fragen, ob ich den Muth hätte, unter dieses „sulphurous canopy,“ wie Campbell sagt, zu tauchen. — Von da bis Liverpool nichts als Essen, Dampf, Kohlen; nur Strafford liegt wie eine Oase dazwischen.

Liverpool ließ mich bald die englischen Parks vergessen. Bis spät in die Nacht und den andern Tag bis Mittag stieg ich durch Gassen und Gäßchen; aber ich kam darunter an solche, in die ich nicht zu treten wagte. Diese Armuth, dieses Elend, dieses Verkommensein der menschlichen Race — man glaubt nicht, daß es übertroffen werden kann; nämlich wohl zu merken, bevor man Dublin gesehen hat. Und neben dieser Armuth dieser ungeheure

Reichthum! Liverpool ist als Seestadt fast noch bedeutender als London; der Hafen ist größer und schöner und unendlich malerisch. Einem unschuldigen Reisenden, z. B. einem Schamreisenden an der Seite seiner jungen, eben aufgeblühten Frau, der nicht mit unglückseligen sozialen Bedürfnissen im Leibe in der Welt herumzieht und den es nicht treibt, in Seitengäßchen zu kriechen, aus denen ihm Pest und Verwesung entgegenathmen — einem solchen Reisenden kann Liverpool, vom Wasser aus gesehen, als eine der malerischsten und schönsten Städte der Welt erscheinen. Aber eine traurige Enttäuschung harrt Dessen, der sich näher an dieß Dunstgebilde heranwagt.

Unsere Fahrt war außerordentlich schön. Liverpool ist lange sichtbar mit seinen Leuchtthürmen und seinem Kastell. Wie es verschwindet, treten die Hügel von Wales hervor, als freundliche Begleiter. Schiff an Schiff fliegt vorüber. Endlich waren wir auf hoher See. Die Gesellschaft war gleichgültig, einige schöne Kinder ausgenommen, die auf dem Verdecke spielten, und einen Irländer, der sich seinen Rock flickte, wahrscheinlich um seine Heimatinsel mit einigen neuen Flicken zu ehren. Aber die Arbeit war umsonst. Wo er seine Nadel einsenkte, riß das morsche Zeug, und es entstand ein neues Loch. So arbeitete der arme Kerl mit bewunderungswürdiger Ruhe den ganzen Nachmittag. — Einmal wurde die gesammte Gesellschaft in Alarm gebracht; es erscholl der Ruf „purpoises!“ und Alles eilte, um hinabzusehen. Eine ganze Schaar der genannten, ungeheuren Fische schwamm um das Schiff, tauchte auf und unter und spielte, ziemlich graziös, auf der leuchtenden Fluth. Ich aber suchte vergebens in meinem Wörterbuche nach purpoises und weiß so noch jetzt nicht, ob ich Haifische, Walfische oder Delphine gesehen; ich glaube, es werden die letztern gewesen sein. — Der Sonnenuntergang war, wie Ihre Landsleute sagen würden, sehr niedlich. — Bis spät in die Nacht lag ich in meinen Mantel gehüllt auf dem Verdeck. Was kümmert es Sie, liebe Freundin, daß ich da folgende Verse gedacht habe?

Auf weitem Meer allein!
Allein auf weitem Meer!
Nur Himmel, Mondenschein,
Seevögel um mich her.
Doch zieht ins Herz mir ein
Etwas, das thut wie Du,
O Glück: 's ist mehr als Ruh,
's ist das Vergessensein!

Aber Sie merken diesem Briefe wohl an, wie fürchterlich müde ich bin; morgen schreibe ich weiter — gute Nacht.

Zweiter Brief.

Dublin, im Juli.

Als ich Samstag Nachts die Feder hinlegte, um mein müdes Haupt zur Ruhe zu bringen, wußte ich nicht, daß sich mein Stoff so ungeheuer anhäufen würde, daß ich heute nicht weiß, wo anfangen. Brieflich bin ich noch auf offener See, träumend, Meerluft athmend, Verse machend — und in der That ist mein ganzer Kopf, mein ganzes Herz mit Dubliner trauriger und schöner Wirklichkeit angefüllt. — Wie unendlich Schönes habe ich gesehen! Doch ich will Ihnen keinen enthusiastischen Brief, sondern nur einen guide schreiben für den Fall, daß Sie noch hierher kommen sollten. — Als ich Sonnabend Morgens erwachte, befand ich mich im Hafen von Dublin; die schöne Nacht hatte mich so lange auf dem Verdeck zurück gehalten, daß ich dafür den Sonnenaufgang auf dem Meere verschlafen hatte.

Wie ruht es sich so süß
In traulicher Kabine
Beim gleichgemeßnen Schlag
Der treibenden Maschine,

Wenn an das Fensterlein
Die nächt'ge Welle schlägt,
Gleichwie an unser Herz
Das Leben, das uns trägt.

Auf merkwürdige Weise kam ich in ein very cheap hotel. Der Mann, der mir das Gepäck trug, sollte mich ins Hamilton-Hotel bringen, das man mir auf dem Schiffe empfohlen hatte. Da aber das Hotel noch geschlossen war, ging mein Mann ohne Phrase weiter und pochte an das nächste, indem er mich einfach versicherte, es sei ganz gleichgültig, in welchem Hotel man wohne, wenn man überhaupt nur wohne. — Das war denn das erste Beispiel irischer Naivität. Das zweite gab mir der Kellner, der mir, indem er sich die Augen rieb, Vorwürfe machte, warum ich auch so früh käme. — Ich begab mich sogleich auf die Wanderung; mit welchem Erfolg, mögen Sie daraus beurtheilen, daß, als ich um zehn Uhr Herrn John Ball besuchte, an den ich eine Empfehlung hatte, derselbe nicht wenig erstaunt war über meine Dubliner Kenntnisse und mir gar nicht glauben wollte, daß ich erst vor vier Stunden angekommen. — Die Stadt ist außerordentlich schön, malerisch, interessant, eigenthümlich und wäre gewiß auch eine der angenehmsten, wenn Einem nicht auf Schritt und Tritt das fürchterlichste, jammervollste Elend entgegenträte. Man kann sich keinen Begriff machen von dieser Armuth, von ihrer Ausdehnung und den entsetzlichen Schlupfwinkeln, in denen sie haust; sogar jene von Irländern bewohnte Gasse, die ich Ihnen in London zeigte, gibt noch nicht die entfernteste Ahnung von dem, was man hier auf Schritt und Tritt antrifft. Denken Sie sich eine ganze große Stadt aus solchen Gassen bestehend, wie jene in London, und nur von den Aermsten aus jener Gasse bewohnt — und Sie haben immer erst einen sehr schwachen Begriff von den meisten Stadttheilen Dublins. Höchstens der zehnte Mann, dem man begegnet, ist anständig gekleidet. Von den andern haben gewiß sieben kein Hemde an; wenn sie auch die Röcke bis hinauf zugeknöpft haben, so verrathen es doch unzählige

Stellen, die den nackten Leib zeigen. Ja ich habe unendlich Viele gesehen, die mehr nackt waren als bekleidet. Das schöne Märchen von dem persischen Könige, der das Hemd des Glücklichsten brauchte, überall nachsuchen ließ und endlich den Glücklichsten ohne Hemd fand, ist hier ein doppeltes Märchen, ja ein Hohn. Diese ausgehungerten, verthierten Gestalten sind so weit gekommen, daß sie überhaupt keines Glückes mehr fähig sind; rhachitisch geboren, wachsen sie hungernd auf und sterben an der Auszehrung. Alle Weiber gehören der Prostitution an, und es sind darunter oft so holde, liebe Wesen, daß man nicht nur sie selbst beklagen muß, sondern mit ihnen auch die Menschen, denen sie hätten Glück geben können. Die meisten Irländerinnen sind schön oder haben wenigstens sanfte Züge; aber desto schrecklicher ist die Schrift, welche das Laster auf diese feinen Gesichter gezeichnet hat. Fast alle tragen das so hübsch kleidende Mäntelchen, das wir auch in Deutschland z. B. in der Gegend von Eisenach haben, und gewiß alle ohne Ausnahme den Strohhut, an dem man auch in London die irische Bettlerin erkennt; mag er noch so zerrissen und zerschlitzt sein, der Hut darf nicht fehlen. — Ein Deutscher, den ich hier traf und der Irland seit Jahren kennt, faßte seine ganze Kenntniß und sein ganzes Urtheil in folgende Worte zusammen: Ein gewiß sehr originelles Volk, wo jede Bettlerin einen Hut und jeder Mann ein luxuriöses O' vor seinem Namen trägt.

Und ein sonderbares Volk ist es allerdings, in jeder Beziehung verschieden von allen kontinentalen Völkern. Die meiste Aehnlichkeit hat es vielleicht noch mit den Lazzaronen Neapels; doch ist es gutmüthiger, naiver und trotz der Verderbniß, die ihm das Elend nothwendig eingeimpft hat, auch reiner. Der Irländer ist kein Lazzarone von Natur, er arbeitet willig, um sich sein tägliches Brod zu verdienen. Aber er thut es gern mit Heiterkeit und sträubt sich gegen die verthierende Anstrengung, die der Engländer verlangt. Hat er nicht Recht darin? sind wir wirklich nur da, um zu arbeiten? oder sind wir vielmehr da, um

zu leben? Wäre die Arbeit gerecht vertheilt, ich meine, Jedem müßte noch Raum und Zeit genug zum Lebensgenusse bleiben. So aber, wie sich England und die moderne Welt die Sache eingerichtet haben, müssen allerdings Millionen am Pfluge, an den Maschinen, in den Minen verdumpfen und zu Grunde gehen, damit einige Wenige in gänzlicher Unthätigkeit dahinschwelgen können. Die Natur, welche die Wahrheit ist und welcher der Irländer nahe steht, sträubt sich in ihm gegen diese Ausbeutung und Verdumpfung.

Und gerade Das ist's, was die Engländer an ihm verurtheilen; wenn er verhungert bei seinem Sträuben gegen vierzehnstündige Arbeit, so hat er Recht und ist ein Märtyrer der Wahrheit und Freiheit im Menschen. —

Aber traurig ist es freilich, diese Märtyrer in der Nähe zu sehen; der Hunger, nichts Anderes gibt den Weibern dieses zarte Aussehen, der Müßiggang diese feinen unverdorbnen Glieder, die man bedauern muß. Die Männer liegen vor ihren Wohnungen, an den Straßenecken, auf den Brücken und lungern hinaus, ob sich kein Verdienst will sehen lassen. Wenn ein Fremder vorübergeht, strecken sie stumm die Hand aus; Viele haben auch Das aufgegeben und liegen nur noch regungslos da und betrachten den bessern Rock des Vorübergehenden oder sehen das Droschkenroß, vielleicht neidisch, an, wie es seinen Futtersack vorgebunden hat. — In den Gassen, wohin man sieht, Mütter mit Kindern auf den Armen, mit Kindern vor und hinter sich, wie eine traurige Gluckhenne, die kein Korn findet.

Die Wohnungen dieser Unglücklichen, welche wenigstens drei Viertheile von Dublins Gassen einnehmen (wenn auch nicht der Ausdehnung, doch der Zahl nach, da sie in den engern Gassen wohnen, während natürlich die Wohlhabenden sich in breiten Straßen und Squares ausdehnen) — diese Wohnungen, z. B. in der Nähe von St. Patricks Street, zu beschreiben, das erlassen Sie mir. Ich habe viel gesehen in böhmischen Dörfern und Judengassen, ich bin auch in Schlesien gereist und in jenem

Theile Westphalens, wo die Reichen so fromm sind; auch hatte ich immer Phantasie genug, mir das Gesehene verzehnfacht zu denken, wenn ich in Reisebeschreibungen von irischem Elend las. Aber wenn meine Phantasie auch alles früher Gesehene verhundertfacht auf einander gehäuft hätte zu einem Alpengebirge von Elend, sie hätte das nicht erreicht. Robert Emmet hatte Recht, das Hauptquartier seiner Revolution nach Patriks Street zu verlegen; da ist ein ewiger Stoff zu Revolutionen aufgeschichtet, ein unsterbliches Heer wohnt da für die Revolution. — Mögen sie jetzt im englischen Parlament Bill auf Bill einbringen, mögen sie Workhouses auf Workhouses errichten, mögen die Unitarier noch so wohlthätig sein und sogar den hundertsten Theil anstatt des tausendsten von ihren Renten für die Armen verwenden: diesem Leiden, das England seit Jahrhunderten gesäet hat, helfen sie nicht mehr ab, dieser Krebs ist nicht mehr auszuschneiden, er wird weiter fressen und zerstören — ob England mit? ob Irland, das arme, isolirte Irland in seinem Siechhause allein? — Das ist die Frage.

Macaulay spricht in der Einleitung zu seiner Geschichte mit Stolz von den englischen Abenteurern, die im fernen Indien Reiche gründeten, größer und dauerhafter als das Reich Alexanders. Aber ist es ein Ruhm, im fernen Indien Reiche zu gründen, wenn das schwarze Elend zu Hause vor der eigenen Thüre lagert? Zeiten werden kommen, da man auf solchen Ruhm mit Verachtung zurückblicken wird. Wirklich edle Völker waren nie erobernde; sie blieben daheim und schmückten sich „wie die Rose selbst sich schmückt." Assyrier, Babylonier und Perser durchzogen die Welt als Eroberer; die Griechen zogen nur aus, um als Argonauten geahnte Ideale zu suchen, oder als Trojafahrer, um geraubte Weiber heimzubringen, oder endlich um mit friedlichen Kolonien die öde Welt zu bevölkern und neue Herde der Gesittung zu errichten.

Aber ich vergesse, daß die Engländer in Irland selbst Eroberer sind und zwar noch heut zu Tage. Ueberall gewährt

Dublin den Anblick einer eroberten Stadt; Soldaten, in London eine Seltenheit, gibt es hier in unzähliger Menge; auf Schritt und Tritt begegnet man rothgeröckten Schaaren. Ueberall stehen Kasernen von ungeheurer Größe, und das Kastell in der Mitte der Stadt ist ein wahres Zwing=Dublin. Die policemen, die Sie in London so sehr als Diener des Publikums bewunderten, sind hier ebenso vollkommene Polizisten, wie auf dem Continent; die meisten tragen dicke Stöcke und sind rauh und unfreundlich. Das Volk jagen sie vor sich her, wie man Vieh treibt; bei Verhaftungen werfen sie den Arrestanten nieder und stoßen und schlagen ihn. — Schon in London, als ich einst einem policeman Vorwürfe machte über sein rohes Betragen gegen ein Bettelkind, welches er schlug und kneipte, antwortete er mir kurz: Bah, it is an irish girl. — Wenn man einen Irländer fragt, was die runden Thürme bedeuten, die sich auf den Anhöhen der Bay hinziehen, antwortet er: Sie sind gegen die Franzosen oder Amerikaner, wenn sie uns einmal zu Hülfe kommen sollten. Daß die Thürme ihnen zum Nutzen und zum Schutz des Hafens da sein könnten, fällt den Irländern nicht ein. Auf Frankreich blicken sie noch immer mit Vertrauen und Freundschaft, wie die Polen, obwohl sie wie diese schon hundertmal von Frankreich betrogen worden sind. Ein Irländer, dem ich bemerkte, daß man mich meines Bartes wegen hier weniger auslache als in England, antwortete mir; das kommt daher, weil man Sie für einen Franzosen hält, und wir lieben die Franzosen. — In neuerer Zeit indessen hat sich der hoffende Blick Irlands auch auf Amerika gerichtet. In der That ist dieß das einzige Land, woher ihm wirklich Hülfe kommen kann; aber wie lange wird dieß noch dauern?

Auch Straßen, Monumente und Häuser zeigen, wie man der eroberten Stadt mit Gewalt ein englisches Gepräge geben und ihr einreden will, als ob die Geschichte Englands, der Ruhm Englands auch ihr Ruhm und ihre Geschichte sei. Die meisten Straßen, nur die ältesten ausgenommen, tragen berühmte englische

Namen. Die Moore-Street ist die einzige, die einen irischen Namen neueren Datums trägt. Sonst sieht man Grafton-Street — Cumberland-Street ꝛc. Letztere nach jenem Edlen genannt, der an der Spitze der blutigen Orangemen Hetzjagden auf Irländer anstellte. Vor Trinity-College sitzt der Mann zu Pferde, der das Collegium den Irländern verschlossen, und wie zum Hohn steht auf dem Sockel, daß es „ob restitutam fidem“ errichtet worden. Ich meine das Monument Wilhelms III. Kann es da wundern, daß ein Verschwörer beim Eintritt in die Verschwörung sich's ausbedungen, sobald die Revolution ausbräche, den Wilhelm in die Luft sprengen zu dürfen? Das ist nun freilich nicht geschehen, aber eine Genugthuung können die Irländer in der Häßlichkeit des Monumentes finden. Braun angestrichen, mit goldenen Litzen um Schulter und Gürtel, sitzt Wilhelm der III. da auf seinem dicken Pferde, wie ein Häuptling der Rothhäute in seinem schönsten Staate. Nur seine Haltung, der nach vorn gebeugte Oberleib und der nach hinten herausgestreckte untere Theil, sind ächt englisch. In der schönen Sackville Street steht Nelson auf seiner Säule, und vom Phönixparke aus beherrscht eine Pyramide mit den Namen der Wellington'schen Schlachtfelder die Stadt. Beide Helden hätte Irland lieber geschlagen als siegreich gesehen. Aber was hilft's? England behandelt Irland, wie schlechte Erzieher ein Kind behandeln: es muß die Speisen verschlucken, die es nicht mag.

Eines der traurigsten Monumente in Dublin ist das ehemalige House of commons, wo einst doch wenigstens ein Schatten von Freiheit wohnte und wo jetzt England mit seinem Gelde herrscht. Denn das House of Commons ist in die Bank umgewandelt. Das große weitläufige, Säulengetragene Gebäude aus dunklen Quadern hat ein wirklich historisches Gesicht. Auf den ersten Blick erzählt es Einem lange, rührende Geschichten. Ich mußte bei seinem Anblick immer an den herrlichen, rührenden Moment denken, da der kleine Grattan mit den feurigen Augen hier vom Portale aus zum Volke sprach, als der letzte Rest irischer

Unabhängigkeit durch die sogenannte Union begraben war. Das Volk trug ihn jauchzend auf seinen Schultern durch die Gassen — was hat das genützt? Vielleicht doch etwas. Im Volksgewühle versteckt stand damals ein kleiner, breitschultriger Junge, Daniel O'Connell; wer kann berechnen, welche großen Entschlüsse er schon damals gefaßt? — Noch heute nennt das Volk das Säulengetragene Gebäude nur sein House of commons. Es hängt überhaupt mit unabänderlicher Treue an seinen alten Erinnerungen, wie an seinen todten und lebenden Märtyrern; Lord Eduard Fitzgerald, Wolf Tone, Russell, Robert Emmet sind ihm heilige Namen. Doch werden sie alle von O'Connell überragt, den man nur den Befreier nennt oder den großen Agitator. Vor jedem großen wie kleinen Bilderladen hängt sein Porträt, rings umher die Porträts von Mitchell, Smith O'Brien, J. Duffey u. s. w. Unter dem Bilde O'Briens fand ich folgenden Vers:

Whether on the scaffold high,
Whether in the battle's van,
The fittest place, where man can die,
Is where he dies for man.

Was in der Uebersetzung etwa so heißen mag:

Ob hier auf dem Schaffote hoch,
Ob wo der Tod der Schlachten wirbt —
Es stirbt der Mensch am Schönsten, wo
Er für die Menschen stirbt.

Ich war dabei, wie ein zerrissener Irländer einem Haufen gleich Zerrissener diese Verse vorlas; sie wurden mit einem Hurrah auf alle guten Patrioten und auf die Deportirten beantwortet.

Trotzdem jedoch geht die Repealagitation nicht vorwärts; sie schläft sogar seit dem Tode O'Connell's immer tiefer und tiefer ein. So wahr ist es, daß auch die größte und gerechteste Sache von Persönlichkeiten abhängt; eine traurige Wahrheit für alle Autoritätsbekämpfer! — Das Meeting, dem ich heute beiwohnte,

scheint mir das letzte gewesen zu sein. Seit dem Tode des großen Agitators versammelten sich die Repealer jede Woche einmal in der Reconciliations-Hall; aber die Zahl wurde immer geringer, und heute belief sie sich nicht auf hundert. Den Präsidentenstuhl nahm ein Herr Samuel Law ein; die Bänke der Patrioten und Repealer waren besetzt, aber die Bänke des Comités blieben leer. John O'Connell war das einzige von den Comitémitgliedern, das erschien. Er wurde von der kleinen Versammlung mit geschwenkten Hüten und lauten Cheers empfangen. Aber sein melancholisches Gesicht konnte dieser enthusiastische Empfang nicht aufheitern. Im Gegentheil begann er, sobald der Präsident seinen Sitz eingenommen hatte, sich bitter zu beklagen über die Theilnahmlosigkeit des Landes und über das Ersterben des Eifers für die große Sache. Der Präsident sprach im selben Tone und zog betrübte Parallelen zwischen einst und jetzt, zwischen der Zeit, da die Reconciliations-Hall voll gepfropft und die Repealsteuer wöchentlich Tausende von Pfunden einbrachte, und zwischen der Gegenwart, da sich eben so wenig Shillinge als Repealer sehen lassen. Bei diesen Worten warfen Einige aus dem Publikum kleine Summen auf den Sekretärstisch; die Meisten indeß seufzten bloß und hielten ihre Hände regungslos in den leeren Taschen. Auf der Galerie weinten einige Weiber. Zuletzt kündigte John O'Connell den Beschluß des Comités an, die Meetings auszusetzen und eine bessere Zeit abzuwarten. Die Association, bemerkte er ausdrücklich, sei damit noch nicht aufgelöst, das Comité bestehe fort und werde mit allen Kräften weiter arbeiten; aber die nutzlosen Meetings seien aufgeschoben, vertagt. Man sah ihm an, daß er selbst nicht an seine Worte glaubte; eben so wenig thaten es die Zuhörer. Aber als er von seinem guten Willen sprach, von seiner Bereitwilligkeit, für die „große Sache" Alles zu thun, wurde er wieder mit lärmender Begeisterung begrüßt. Auch von seinen kleinen Fähigkeiten, vom Bewußtsein seiner Unbedeutendheit sprach er einige Worte, die jedoch vom Widerspruch seiner Zuhörer erstickt wurden. — Hierauf zerstreute sich die

Gesellschaft schweigend. Ich hatte die Ueberzeugung, der Sterbestunde der Repealmeetings beigewohnt zu haben. Die so groß begonnen, die die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen und einst das eiserne England in seinem Innern hatte beben machen, endete hier schweigend, geräuschlos, wie ein Strom im Sande, wie ein einst Berühmter, nun Vergessener im dunklen Winkel eines Hospitals seinen letzten Athem verhaucht.

Die Reconciliations-Hall ist ein einfaches, solides Gebäude am Hafenquai, fast ohne allen andern äußern Schmuck als das Basrelief der Harfe von Erin. Der innere Saal ist eben so einfach. Rings um die Wand läuft eine geräumige Galerie für die Frauen, die O'Connell's eifrigste Anhängerinnen waren; er hatte auch fast in jeder seiner Meetingsreden ein Kompliment für sie bereit. Zu Füßen des hocherhöhten Präsidentenstuhls steht der Tisch der Sekretäre; rechts und links laufen die Bänke für das Comité und für „ausgezeichnete Fremde." Doch kann man für einen Sixpence einen solchen ausgezeichneten Platz erhalten. So wenigstens that ich und hatte den Vortheil, die ganze Versammlung en face und John O'Connell dicht neben mir zu sehen. Letzterer macht nicht den Eindruck eines bedeutenden Menschen, auch nicht wenn er spricht. Von seinem Vater scheint er wenige Eigenschaften geerbt zu haben. In der Rede ist er befangen, oft fehlt ihm der Ausdruck für Das, was er sagen will, dann entsteht eine Pause, während welcher er zur Erde sieht oder mit den Papieren in seiner Hand spielt; endlich findet er das Wort, aber es ist viel schwächer, als man es nach dem Anfange des Satzes erwartet hatte. — Auch wird John O'Connell schwerlich noch an Bedeutung wachsen. Er ist nicht mehr in dem Alter, in dem man lernt. Sein Haupt ist kahl und die Frische der Jugend von seinem Gesicht, das zu den gewöhnlichsten gehört, längst gewichen. Mit seinem Vater hat er, nach den Bildern zu schließen, auch äußerlich nicht die geringste Aehnlichkeit. Er scheint ein einfacher, anständiger Mensch zu sein, nichts mehr und nichts weniger. Sein Vater war, wie alle Menschen, die geschaffen sind, große Massen

in Bewegung zu setzen, ein höchst zusammengesetzter Charakter. Dieses ersah ich auch aus einem Gespräche, das ich in einer kleinen Kneipe mit Männern aus dem Volke führte, die ihn alle ganz genau gekannt hatten. Das war ein Löwe, sagte der Eine, stärker als der Löwe Britanniens. — O nein, sagte ein Zweiter, er war nur stark wie ein Löwe und edel, sonst war er ein Fuchs. Ein Bulldog war er, rief ein Dritter. Nein! ein Kampfhahn, schrie ein Vierter darein, und ein Fünfter, der halbbetrunken auf der Bank lag, erhob sich gravitätisch und stammelte: Er war ein großer Advokat und ein großer Feldherr, aber er liebte zu sehr den Frieden.

Der Mann, der den letzten Zusatz machte, sah mir gerade so aus, als dächte er weniger an die friedliche Agitation als an die Worte O'Connell's, die wie ein Vermächtniß an seine Nation in goldenen Lettern auf Sammt gestickt in der Halle über dem Präsidentenstuhle prangen und die da lauten: The man who commits a crime gives strength to the enemy. O'Connell; während auf der andern Seite des Stuhles golden auf schwarzem Sammt zu lesen ist: O'Connell is dead! Irishmen as you revere his Memory owing to his Principles.

Letzteres ist nun weniger der Fall und hat seine Gründe. Die Schüler und Nachfolger O'Connell's sind keine friedlichen Agitatoren, sondern offene Revolutionäre. Es scheint mehr als Zufall, es scheint geschichtliche Vorsehung zu sein, daß O'Connell gerade vor Anbruch des Jahres 1848 die Augen geschlossen hat. Gewisse Punkte gibt es, an denen angelangt die Geschichte sich mit Reformen und friedlichen Agitationen nicht begnügen kann: die Mitchells und Smith O'Brien sind in ihrer Zeit eben so berechtigt, wie es der alte Dan in der seinen gewesen.

—

Dritter Brief.

Eine Stunde später.

Ich bin gestört worden durch einen Mann, der mir von einem Antiquar ein Packet alter Bücher und Brochüren über die Revolution der united Irishmen und über die Insurrektion von 1803 brachte. Als ich ihn für seine Mühe bezahlte, bemerkte ich, daß er mit zu der großen Schaar Derjenigen gehörte, von denen man nicht sagen kann, daß ihnen das Hemde näher ist als der Rock. Ich bot ihm eines an, ohne von ihm dafür den Stoff zu einer Dichtung zu verlangen. Ueberrascht wog er es lange in seiner Hand, sah bald mich, bald das Geschenk an und fragte endlich, was er damit sollte. Ich setzte ihm in schöner Rede den Vortheil eines solchen Besitzthums auseinander, machte aber offenbar nur geringen Eindruck damit. — Ich bin's nicht gewöhnt, sagte er endlich mit Achselzucken. Und auf die Frage, ob er denn nie ein Hemde getragen, antwortete er: O ja, einige Mal, aber das ist schon lange her. — Nach einigen Minuten fragte er wieder: Also das Hemd gehört jetzt mir? — Ja wohl! — Nun da es mein ist, kann ich damit machen, was ich will; ich verkaufe es Ihnen. Und so sprechend, bot er mir es an mit dem liebenswürdigsten Lächeln und der graziösesten Bewegung von der Welt. Nehmen Sie es, fügte er hinzu, ich lasse es Ihnen sehr billig; für drei Pence gehört es Ihnen. Ich gab ihm die drei Pence und ließ ihn mit dem Hemde gehen. Da haben Sie ein kleines, ächt irisches Geschichtchen. Mir ist es als Unterbrechung lieb; es hat mich aus dem Politisiren herausgerissen, und ich verlasse das Thema, das seit zehn Jahren alle Zeitungen besser behandelt haben, um Ihnen den herrlichen Tag zu beschreiben, welchen ich gestern verlebt habe.

Es war Sonntag. Die Sonne schien herrlich; kein Wölkchen bedeckte den Himmel, und ich machte mich früh auf, um nach Kingstown zu fahren. Es ist eine der schönsten Fahrten, die man

machen kann. Die Eisenbahn geht längs des südlichen Ufers der Dubliner Bai hin und theilweise durch die Bai selbst: die Wagen sind klugerweise ganz offen, so daß Einem von dem herrlichen Anblicke nichts verloren geht. — Nach und nach verschwindet Dublin, nur Masten und Thürme blicken über die Gärten und durch den blauen Morgendampf dem Reisenden nach. Die Bai thut sich weit auf und immer weiter und weiter und zeigt Einem am jenseitigen Ufer das einsame Vorgebirge von Houth Head, welches die Felseninsel, Irelands Eye, das melancholische Auge Irlands, mit seinen Zacken versteckt. Fern im Osten treiben einzelne Segler, die die Fluth erwarten, um in den gastlichen Golf einzulaufen. Ganz nahe der Eisenbahn liegen da und dort ganz traurig aussehende Schiffe, die die Ebbe auf dem Trockenen zurückgelassen — wie Menschen mit einem verfehlten Leben. Die Anker, die tief im Schlamme stecken, scheinen eine Ironie; umsonst zaust der Morgenwind an den eingerefften Segeln. — Wir kommen nach Black Rock. Es sind das schöne und bescheidene Landhäuser, die sich terrassenartig den Hügel hinauf und die Eisenbahn entlang ziehen bis gegen Kingstown. Aber englische Villen sind es nicht; in den Gärten, die der Engländer mit Kaktussen bepflanzt hätte, treibt die Kartoffel ihre bescheidene, meist krankende Blüthe.

Doch ist es schön hier. Die Nähe des Meeres wirft seinen Glanz zurück auf die Hügel, die Bäume und Büsche neigen und beugen sich im Morgenwinde, kreisende Möven streichen uns über den Weg, der noch zu ihrem Gebiete gehört — über den Wassern begegnen sich die Klänge der Sonntagsglocken aus Kingstown und Dublin — in den Gärten zwischen Büschen und Lauben sitzen Väter, Mütter und Kinder beim Frühstück und schwingen uns zum Gruße Hüte und Tücher — auf den Spitzen der Hügel stehen überall einzelne Masten, die dem Sonntag zu Ehren Flaggen wallen lassen. Der Lokomotivführer scheint zu schlafen oder zu beten, denn wir gleiten sacht und langsam durch all die Schönheit hin. — In Kingstown steigen wir an dem kleinen, lieblichen

Hafen aus, in dessen Busen gewaltige Dampfer ruhig träumen, die des Abends nach Liverpool und Belfast treiben sollen, und andre, die sich zu Sonntagsspazierfahrten bereit machen. Der Leuchtthurm glänzt im Sonnenlichte, und auf den Felsblöcken, die am Ufer umher liegen, wie die zerstreuten Trümmer eines gewaltigen Palastes, lagern die Gruppen harrender Kirchengänger und lassen sich die Sonne auf die Gesichter brennen. Kingstown ist ein schöner Flecken, der sich vom Hafen aus eine sanfte Höhe hinanzieht, während ihn im Hintergrunde die halbkahlen Felsmassen von Dalkey überragen. Im Vordergrunde zeigt eine Reihe von prächtigen Landhäusern, die auf den Meerbusen hinaussehen, ihre glänzende Stirne. Terrassen und Gärten ziehen sich bis zum Hafen hinab.

Ich habe hier einen Brief an einen Jung-Irländer abzugeben, dessen Adresse ich nicht weiß. Ich frage, und bald bin ich von einer ganzen Schaar guter Leute umgeben, die mir alle helfen wollen und die sich wieder nach allen Winden zerstreuen, um sich zu erkundigen. — Nach einer Stunde vergeblichen Suchens trete ich in einen Fruchtladen, um zu frühstücken. Die Mädchen daselbst erzählen mir, daß Kingstown von Katholiken, Protestanten, Quäkern und Methodisten bewohnt ist, die alle in größter Friedlichkeit zusammenleben.

Von Kingstown fuhr ich auf der atmosphärischen Eisenbahn nach Dalkey. Man sieht vom Lande nicht viel, da die Bahn größtentheils unter der Erde hinläuft. Wie ich wieder ans Tageslicht emporstieg, glaubte ich in einem italienischen Dorfe zu sein. Aus verbranntem oder aufgeschwemmtem Boden wachsen grüne Gärten, freundliche und prachtvolle Landhäuser heraus. Zwischen Häusern und Gärten blickt von allen Seiten das unendliche Meer durch, das schäumend an die Felskolosse des Ufers schlägt. Ueberragt ist das ganze Dorf von einem gewaltigen Bergkegel, dessen Spitze mit einer Pyramide gekrönt, dessen Abhänge von großen Felsblöcken bedeckt sind, zwischen welchen das Grün nur sparsam durchleuchtet. Hier und da trägt er ein einsames Haus auf seinem

Rücken. Von dieser Seite ahnt man es nicht, daß der rohe Geselle in ein Bruchstück des Paradieses blickt, in die Bai von Killiney. —

Ich weiß nicht, wohin mich zuerst wenden, und folge der Menge, die aus dem Bahnhofe strömt. Ein freundlicher Gentleman schloß sich mir an. A fine day, Sir! — A very fine day, Sir! — Dann spricht er französisch, ich antworte ihm und bemerke, daß ich ein Deutscher sei. — Ein Deutscher! ruft er, sehen Sie, welches Buch ich in der Tasche mit mir trage! — Und er zieht Schillers dreißigjährigen Krieg hervor. — Ich lerne Deutsch, sagte er, — ich liebe diese Sprache, es ist die sanfteste, süßeste, wohlklingendste aller Sprachen. — Ich bin zu höflich und zu patriotisch, um zu widersprechen.

Er hielt mir das Buch vor (es sah aus wie das griechische Lesebuch eines schlechten Schülers, der sich mit mancher pia fraus für's Examen vorbereitet) und erkundigte sich nach der Bedeutung verschiedener Worte, die er mit aller Mühe und mit allen Wörterbüchern nicht enträthseln konnte. Es waren meist unregelmäßige Imperfekta und Partizipia. — Der Satz: Unter Maximilian II. genossen die Protestanten eine vollkommene Toleranz — hatte ihm schweres Kopfbrechen verursacht. — Die Ahnung, daß „Genossen" von Genießen herkommen könne, half ihm nicht, denn dann begriff er erst nicht, was es heißen solle: „Toleranz essen?"

Man wird mit einem Irländer so schnell bekannt, und hier half noch die Dankbarkeit, mir einen guten Freund und für den ganzen Tag einen liebenswürdigen und sehr unterrichteten Cicerone zu geben. Er führte mich durch die langen Gartenstraßen von Dalkey, vorbei an den Häusern, die sich unter dem Namen Sorrent auf dem Vorgebirge aneinanderreihen, der Anhöhe zu auf einen Punkt, wo sich der Meerbusen von Killiney plötzlich vor mir öffnete.

Welch ein Anblick! Gewiß einer der schönsten der Welt. — Das Meer schneidet hier tief ins Land, welches sich plötzlich und

fast steil aus der Tiefe erhebt und in amphitheatralisch gereihten Hügeln und Bergen die Bucht umarmt. Tiefblau und ruhig träumt unten das Meer und wirft dunkle Schatten auf die Abhänge der Berge, die sich mit Behagen in ihm zu baden scheinen. Aber immer heller und heller werden die Tinten nach oben zu. Die kleineren Hügel sind in ein sanftes Rosenlicht getaucht, welches sich nach und nach in schimmerndes Goldgelb verwandelt, bis die höchsten Spitzen der einzelnen kahlen Berge im hellsten, brennendsten Sonnenlichte glühen. Diese werden fern im Süden wieder von dem hohen Wicklow-Gebirge dunkelblau und schwarz überragt, als von einem ernsten Hintergrunde. Es ist das das berühmte Gebirge, die Heimat des kühnen irischen Jungen, die Heimat der Revolution, das Asyl der Patrioten. Links von uns, an dem nördlichen Ausläufer des Amphitheaters, auf sanfter Anhöhe stehen die wenigen, halb eleganten unausgebauten Häuser, die die ganze Bai beherrschen und sich wie ein junges Mädchen in dem kleinen See bespiegeln. Sie nennen sich, und nicht mit Unrecht: Sorrent. Sorrent! scheinen sie stolz zu rufen — Sorrent! trotz unserer Armuth — Sorrent! trotz unserer Unberühmtheit — Sorrent! nach vorn, Sorrent! nach rückwärts. Genügt dir, o Wanderer, nicht die Idylle der Killeeny-Bai, so sieh dich um nach der Pracht der Dubliner Bucht, mit ihren Klippen und Felsen, mit ihren sanften Abhängen und Gärten von Kingstown, mit ihren Schiffen und Kähnen, mit ihren Häuserkronen von Dublin, mit ihrem schroffen und steinigen Houth-Head, mit ihrem melancholischen Eiland von Irelands Eye, das sehnsüchtig in die Weite hinausblickt und vorwurfsvoll hinüber nach der Küste von Albion! — Und die bescheidenen Häuser von Sorrent haben Recht, so zu sprechen. Wohin du von ihren Altanen siehst, überall Schönheit, idyllische und melancholische Schönheit. — Ihnen gegenüber im Süden glänzen die weißen Hütten von Bray, das aus dem dunklen Grunde der Wicklow-Berge frisch und keck hervorspringt, als wollte es in die Tiefen der lockenden blauen See sich stürzen, und hinter ihm, wie eine

geballte Faust, streckt sich das Vorgebirge von Bray-Head drohend gegen Osten.

Mit Ausnahme der beiden, einander so fernen Endpunkte von Sorrent und Bray ist die ganze, weite Bai nur wenig bebaut. In der Tiefe einige Fischerhütten, auf den Abhängen hie und da eine einsame, mit ärmlicher, angestrengter Eleganz erbaute Villa — auf der Spitze eines kahlen Kegels eine einsame Pyramide. Die Berge an ihrem Fuße in der Nähe des Meeres ohne Vegetation, auf ihrem Gipfel verbrannt, in der Mitte voll von Rissen und klaffenden Spalten, die kaum verhüllt sind. Trotzdem macht Alles den Eindruck tiefen Friedens, möglichen Glückes. — Die Bai ist, wie Alles in Irland, wie die Menschenangesichter, denen man die Fähigkeit zum Glücke, zur Heiterkeit, wie die Felder, denen man unbenutzte Fruchtbarkeit ansieht — Alles könnte hier schön sein. — In der Bai von Killeeny baut die Phantasie leicht Säulengetragene Villen auf, zaubert ohne Anstrengung Rebengelände auf die Abhänge, ja sogar Oliven- und Mandelbäume und Pinien — denn Alles athmet hier südliche Belebungsfähigkeit — und mitten in das Paradies heitere und glückliche Menschen, die so schöne Bilder geben würden, wie die von Leopold Robert.

Um mich den entzückenden Anblick aus dem künstlerisch umgränzenden Rahmen eines Fensters genießen zu lassen, führte mich mein gefälliger Cicerone in das Landhaus eines Freundes, das sich einige hundert Fuß über dem Meere aus einem freundlichen Garten erhob. Die Thüren des Gartens wie der Stuben standen offen, obwohl alle Bewohner ausgeflogen waren, die weiblichen, um in der Kirche von Dalkey zu beten, die männlichen, um unten im Meere zu baden. In einer der Stuben saß schon ein Besucher, der den Hausherrn erwartete, ein berühmter Advokat aus Dublin, eine große gewaltige Gestalt, berühmt bei den Irländern wegen seines unübertroffenen Nachahmungstalentes, das er oft bei Meetings benutzt, um seine Landsleute an O'Connell zu erinnern. Es soll ganz außerordentlich sein, wie genau

er Geberde, Ton und Bewegung des großen Agitators nachzuahmen versteht. Er bringt die Irländer dadurch oft in Entzücken und zu Thränen. Mein Führer stellte mich ihm als einen Freund Irlands vor, und ich wurde sogleich mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, eben so vom Hausherrn, der bald mit noch triefenden Haaren ankam. Mit diesem, einem Herrn Steevens, ehemaligem Redakteur eines Repealer-Blattes, war die Freundschaft noch leichter geschlossen. Denn als er mich nach seinem Freunde Mr. Jakob Venedey fragte und ich mich ihm ebenfalls als einen alten Freund desselben (trotz Erfurt, dachte ich bei mir) zu erkennen gab, wurde ich von den drei Männern als zur großen irischen Familie gehörig betrachtet. Unser Wirth überfloß vom Lobe Jakob Venedey's, den er einen noble, accomplished and clever gentleman nannte. Er hatte ihn oft bei O'Connell und dessen Meetings gesehen und konnte seine Theilnahme, seine Einsicht in die irischen Angelegenheiten und endlich sein Buch über Irland nicht genug preisen. — Ueberhaupt fand ich, daß Venedey in Irland sehr bekannt, fast populär sei. In vielen Privatbibliotheken sah ich sein Buch in englischer Uebersetzung, ebenso in allen Buchhandlungen und bei vielen Antiquaren. Gleich bei meinem ersten Ausgang in Dublin sah ich vier Exemplare davon bei dem Gassen-Antiquar in Great-Brunswick-Street neben einander, alle mit offenen Büchertiteln aufgestellt und darüber einen breiten Zettel befestigt, mit der Inschrift: a celebrated German's opinions about Ireland. — Ich nahm es als ein gutes Omen, daß mir in dieser fremden Welt gleich Anfangs der Name Dessen entgegentrat, der mir schon einmal in der Fremde in mancherlei Nöthen treu beigestanden.

Während wir so da saßen und gemüthlich plauderten, belebte sich die Bucht tief unter uns immer mehr und mehr. Heitere Sonntagsvergnüglinge fuhren auf kleinen Kähnen hinüber nach Bray, um sich am Fuße der Berge am Bergthaue, gemeinhin Whisky genannt, zu laben und des Abends als wonneberauschte Bienen in ihre Zellen zurückzukehren. — Die milde feuchte Luft,

die trotz der brennenden Sonnenhitze über den Wellen bebte, brachte die fernsten Gegenstände nahe und ließ die entferntesten Töne laut und deutlich an unser Ohr klingen. Es war, als ob die weißen Segel der fliegenden Barken hart an unserem Fenster vorbeistrichen, als wären sie mit der Hand zu erreichen — die Täuschung wurde noch durch die Gartenmauer vor dem Fenster vollendet, die den ganzen Bergabhang verdeckte und nur das blaue Meer sehen ließ, und durch die Lieder, welche voll und klar von unten heraufhallten. Deutlich erkannte ich aus einer mit Frauen und Mädchen gefüllten Barke die Melodie des last rose of Summer, und aus einer anderen den melancholischen Refrain: Robert A Roon. Welcher Irländer würde nicht durch den Anblick der Wiklow-Berge an den Helden erinnert, dessen Tod dieses Lied beklagt! Kennen Sie es? Man hört es in Dublin oft, sehr oft durch die Nacht erzittern, mit seiner monotonen Grabmelodie, die noch schauerlicher und trauriger klingt als seine Worte — verzweifelt, hoffnungslos, aufgegeben. Der Refrain fast zwischen jeder Zeile klingt dumpf und gebrochen, wie das Echo zwischen Ruinen, wie die Schollen, die auf einen Sargdeckel fallen. Hier haben Sie es in ungefährer Uebersetzung. Die Worte sind der unglücklichen Sarah Curran, der Geliebten Robert Emmet's, in den Mund gelegt, aber es singt sie das ganze Volk, das sie nicht vergessen hat, trotzdem das Lied lange Zeit bei schwerer Strafe verboten war. Es hatte dasselbe Schicksal und wirkte auf seine Landsleute ebenso wie das berühmte Lied der Mauren von Granada: „Wehe mir, Alhama."

Des Lebens Freude liegt in diesem Grabe, Robert A Roon,
Hier Alles, was ich lieb und theuer habe, Robert A Roon,
Gemahl du meiner Seele — in dem Schreine
Ist „letzte, bange Heimat" — ach die deine,
Der Hoffnung, Freiheit, Liebe — und die meine, Robert A Roon.

Doch Thränen müssen fallen ungesehen, Robert A Roon,
Noch aus den Schollen will kein Grün erstehen, Robert A Roon,

Kein Leichenstein darf deinen Namen tragen,
Es darf kein Mund von deiner Treue sagen,
Es darf kein Herz zu deinem Ruhme schlagen, Robert A Roon.

Des Heldendichters Wehlaut, dir zu Preise Robert A Roon,
Muß schweigen, schweigen muß der Harfe Weise, Robert A Roon,
Kein einz'ger Seufzerhauch darf ihr entgleiten,
Zu klagen all die todten Herrlichkeiten —
Den Ton verloren haben ihre Saiten, Robert A Roon.

Die Nacht ist rauh und kalt, die Winde jagen, Robert A Roon,
Viel kälter mag mein Herz im Busen schlagen, Robert A Roon,
Nie wird mir heitre Sonne wieder scheinen,
Nie kann mein Herz mehr zu erwarmen meinen,
O es ist kalt, erstorben — gleich dem deinen, Robert A Roon.

Ich möchte nie von diesem Ort mich trennen, Robert A Roon,
Ach, welchen andern soll ich Heimat nennen? Robert A Roon.
O hätten sie mich fort mit dir getragen,
Viel heißen Dank würd' ich dem Tode sagen,
Mein Brautbett wäre mir der Todtenschragen, Robert A Roon.

Ein einzig Hoffen füllet mein Gemüthe, Robert A Roon,
Daß ich um zu verwelken nur erblühte, Robert A Roon,
Nie wieder kann mein Herz in Blüthe prangen,
Von Mehlthau ist sein tiefster Keim umhangen
Und alle Lebensfreude ist vergangen, Robert A Roon.

Die trauervolle Melodie dieses Gesanges gehört ursprünglich einer alten irischen Ballade „Eileen a Roon", deren gefeierter Held, ein Ahnherr des Lord Molesworth, in Holby-Park, Grafschaft Wiklow, lebte. Händel erklärte, er wäre viel lieber der Komponist dieser Melodie als irgend einer andern modernen Komposition. Nach Hardiman bedeutet der Refrain „A Roon": meines Herzens geheimer Schatz — my heart's secret treasure.

Im Innersten bewegt durch den Anblick all' des Schönen und die Töne des Liedes, die klagevoll heraufzitterten, stand ich auf und ging hinaus in den Garten. Wem wurde es beim

Anschauen großartiger Natur nicht zu enge in der Stube, wen hat es dann nicht hinausgetrieben ins Freie mit dem unbestimmten Drange, diesem Schönen näher zu sein, darein zu tauchen und darin unterzugehen? Aber da steht man „der große Hans, ach wie so klein", man steht auf Einem Flecke, und Alles ringsumher bleibt so ferne wie vorher. An die Gartenmauer gelehnt, sah ich hinaus ins unendliche Meer, und mein Innerstes fühlte und rief, was es schon einmal fühlte und rief:

Allgottheit, nimm mich auf, lös' mich in Tropfen Thau's,
Wie er am Blatte hängt, laß ungemess'ne Fernen
Mich ewiglich durchziehn, hin zwischen Blum' und Sternen,
Laß mit dem Ozean mich unerkannt verschwimmen,
Laß mit dem Strom von Licht, der mich umrauscht, verglimmen,
Daß ich mich nicht als Eins und Einsames empfinde,
Gleich dem verstoßenen und mutterlosen Kinde!

Die Freunde kamen mir nach, und während sich die beiden Gäste zu mir gesellten und ebenfalls bewegt hinaus sahen in das unendlich Schöne, ging unser Wirth durch den Garten und suchte die schönsten Blumen aus. Die band er dann zum Strauß und bot mir sie als freundliches Gastgeschenk. Sein kleiner Sohn that dasselbe. Das ist so ächt irisch-sinnig, so ganz des Volkes würdig, das die sanften Melodien und die vielen Elfensagen besitzt.

Endlich nahm ich Abschied. Mein freundlicher Führer verließ mich nicht und begleitete mich nach Dalkey zurück, wo sich zwischen den Klippen die männliche Jugend versammelte, um zu baden. Auch wir warfen unsere Kleider auf einen Felsblock und stürzten uns in die heranbrausende Fluth. Es war eine schöne Szene. Der breite, alte Thurm auf dem Hügel des Ufers warf seine dicken Schatten auf die Badestelle; immer wilder stürmten die Wellen heran und warfen ihre weißen Raketen über die Häupter der höchsten Klippen, die hier wie kleine Thürme weit in das Meer hinauslaufen. Aus der Ferne scholl der jubelnde Ruf der kühnsten Schwimmer, die der heranstürmenden Fluth

entgegenarbeiteten oder sich an die vorbeisegelnden Kähne hefteten und mit den drin sitzenden Frauen und Mädchen scherzten. Da plötzlich tönt ein Angst- und Hülferuf hinter mir. Ich sah mich um — ein junger, ungefähr eilf Jahre alter Irländer kämpfte mit der Fluth, die sich unaufhörlich über seinen Kopf wälzte und ihn endlich auf den Grund warf. Mit leichter Mühe und ohne alle Gefahr erreichte ich ihn und trug ihn watend auf die nächste Klippe. Während ich ihn hinstellte, benutzte die tückische Fluth meine vorgebeugte Stellung, stürzte sich mit Gewalt auf meinen Rücken und warf mich an den Felsen. Meine Brust war verwundet, und es gab Blut. Dieser Zufall machte aus dem Nichts eine That und aus den Mitbadenden und den Zuschauern am Ufer meine Freunde. Beim Anblick meiner blutenden Brust stürzten sie Alle laut schreiend herbei — die Badewärter kamen schwimmend, die Zuschauer sprangen angekleidet ins Wasser, um mir zu helfen. Es war nicht nöthig. Aber der ganze Schwarm wollte mich nicht mehr verlassen, und von ihm begleitet, zog ich in Dalkey ein. — Da mir mein Führer noch verschiedene schöne Punkte zeigen wollte, gab mir die Majorität meiner Begleiter ein Rendezvous in einem Gasthausgarten. — Mein Cicerone führte mich durch unterirdische Gänge an eine Quelle, die hart am Meere das labendste Süßwasser sprudelt. Die unterirdischen Gänge, die sich in verschiedenen Windungen einige hundert Schritte hinziehen, haben an der Decke einzelne Oeffnungen, die ihnen ein magisches Clair-obscur geben. Mädchen mit Krügen auf dem Kopfe gingen hin und wieder — da und dort saßen auf den Steinen einzelne Gesellschaften, die sich vor der Hitze des Tages hierher geflüchtet hatten, auch einzelne Liebespaare oder einsame Träumer. Die Quelle selbst, die bescheiden und schmucklos aus dem grauen Gestein hervorsprudelt, ist durch mannigfache Sagen poetisirt und durch viele Lieder gefeiert. Als wir wieder ans Tageslicht kamen, standen wir vor dem Garten des Lord-Lieutenants von Irland. Es ist das eine ganz einfache grüne Fläche hart am Ufer des Meeres. Der grünliche Rasen ist überall von gewaltigen,

ungeheuren Felskolossen durchbrochen, die gelbe Kryptogamen bedecken. Nur hier und da steht ein ärmlicher Baum. Mit einem Wort: eine kleine Wüste. Im ersten Augenblicke ist man über diese Einfachheit erstaunt — aber sie macht dem Geschmacke des Besitzers alle Ehre. Diese Felskolosse wären leicht zu sprengen und wegzuräumen gewesen — eine künstliche Vegetation von krankenden Bäumen und Blumen hätte sich leicht hervorrufen lassen — geduldige Statuen kann man überall hinstellen und sentimentale Lauben überall zusammenkleben. Aber der Besitzer hat es verstanden, welchen harmonischen Kontrast dieser wilde Fleck Erde bildet neben der lieblichen, schönen Bai von Dublin. Die Felsblöcke liegen kalt und starr da, aber das kommende und fliehende Meer umbraust und umlispelt sie mit ewigem Leben — ihre Kryptogamen und Flechten treiben keine Blüthen, aber das schlummernde Meer wirft seinen verklärenden Schimmer auf sie und das stürmende seine weißen Schaumflocken. Dem Ganzen entsprechend ist die einfache Villa, die sich am Eingange des Gartens erhebt und mit glänzenden Augen über die kahle Fläche und ihr Gestein hinaussieht auf die blauen Wellen und die weißen Segel. — Aehnlich ist der Garten der Nonnen in der Nähe, der nur von einer niederen Mauer eingeschlossen ist. Die Oede entspricht besser, als es dunkle, heimliche Laubgänge könnten, dem einsamen Leben dieser Frauen. Auch machten sie einen schauerlichen Eindruck auf mich, wie ich sie mit gekreuzten Armen in ihren dunklen Gewändern auf dem kahlen Boden umherwandeln und zwischen den Steinblöcken wie zwischen Gräbern bald verschwinden, bald wieder auftauchen sah. Nur das prächtige, neuerbaute, mit aller Pracht und Eleganz ausgestattete Klostergebäude erregt eine unangenehme Empfindung, wenn man an das Elend denkt, welches neun und neunzig Hundertel der irischen Laien erdrückt. — Die das Gelübde der Armuth ablegen, wissen sich überall, auch in Irland, behaglich einzurichten.

Auf dem Wege zum Gasthause sah ich noch das Landhaus O'Connell's, das jetzt seines Sohnes Sohn bewohnt. Es ist ein

nettes, einstöckiges Haus, von Gärten umgeben, die mit Statuen geschmückt sind. Das Thor ist mit hiberno-celtischen Inschriften versehen. Im Gasthausgarten fand ich schon die ganze Gesellschaft versammelt, die ich vor einer halben Stunde verlassen hatte. Laute Cheers auf den „Retter" empfingen mich. Das machte mich Anfangs etwas verlegen; doch wurde ich bald heimisch und gemüthlich in der Gesellschaft. An einem langen Tisch am Rande des Meeres, von dem wir nur durch eine niedrige Mauer getrennt waren, so daß uns ohne sie die Fluth die Füße bespült hätte, wurde ein frugales Mittagsmahl eingenommen. Unter Bewunderung des herrlichen Abends und mit heiteren Gesprächen verstrich die Zeit. Ein Advokat, der eben von den wandernden Assisen (circuit) aus dem Lande zurückgekehrt war, erzählte von den merkwürdigsten Prozessen und freute sich, daß nicht ein Dieb, nicht ein Räuber, ja nicht einmal irgend ein Mörder verurtheilt worden. Die ganze Gesellschaft freute sich mit ihm. Der Irländer betrachtet jedes Verbrechen, das von Einem seiner Landsleute begangen wird, als einen Theil des großen Krieges, den seine Nation gegen England führt. England gibt ja die Gesetze — wie sollten sie ehrwürdig sein? — Ihm ist jeder Verbrecher, den der Advokat durchbringt, ein aus den Klauen englischer Justiz gerettetes irisches Kind. Vielleicht haben sie Recht; sie mögen durch Erfahrung dahin gekommen sein, wohin unsere vorgeschrittensten Philosophen durch Schlüsse kommen, daß der Verbrecher nur ein Unglücklicher, ein vernachlässigtes Kind der Gesellschaft, ein Opfer veralteter Gesetzgebung sei. — Wie soll Der nicht stehlen, dem historisches Recht den Acker stahl, auf dem er gerne im Schweiße des Angesichts sein Weib, seine Kinder ernähren möchte — wie leicht kommt er vom Diebstahl zum Raub, vom Raub zum Morde, wie leicht sind diese Schritte gethan, während starvation daheim den Säugling verzehrt und das Weib zu Hause wacht und wartet auf die gestohlene Beute, die ihr Kind erretten soll! —

Die Sonne sank schon tief, als ich auf der Eisenbahn von

Kingstown nach Dublin zurückfuhr. Die Fluth hatte die Schiffe erlöst, und sie tanzten lustig auf den bewegten Wellen, der Abendwind pfiff in den eingerefften Segeln, auf der hohen Bai flogen die Dampfer hinaus ins offene Meer, am linken Ufer überall lustige Spaziergänger, die singend in ihre Häuser zurückkehrten — der Mond stieg endlich voll und leuchtend auf — am Bahnhofe drängte sich eine fröhliche Menge, und wie der Irländer am Sonntage alle Mühen der Woche vergißt, so vergaß ich, daß ich mich in der Hauptstadt der Noth befand, und wie Jene vom Bergthaue berauscht, taumelte ich berauscht von all' dem erlebten Schönen zurück in meine Wohnung, um mir kalte Umschläge auf meine verwundete Brust zu machen, was ich noch heute fortsetze und welchem Umstande Sie diesen langen, langen Brief verdanken. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Herr John Ball, ein Engländer und einer der ersten Beamten Irlands, an den ich von einem großen Gelehrten aus London, seinem Freunde, ein Empfehlungsschreiben mitbrachte, besucht mich nicht, weil ich in einem Hafen-Hotel zweiter Klasse wohne und nicht, wie ich es ihm versprochen, eine theure Wohnung auf Stephens-Green bezogen habe. Vielleicht auch, weil er meine Empfehlungen an mehrere Jung-Irländer gesehen. Es ist mir ganz recht — denn sonst hätte ich den ganzen schönen vorgestrigen Tag verloren und mit ihm und einer fashionablen Gesellschaft im Frack und zu Pferde eine Landpartie machen müssen. Wahrscheinlich hätte er mir auch die Schrecken und Gefahren solcher Exkursionen, wie ich sie gestern Nacht noch machte, so ausgemalt, daß ich sie unterlassen hätte.

Ich brachte nämlich fast die ganze Nacht in den fürchterlichsten Nothquartieren zu. Um fünf Uhr ungefähr verließ ich

mein Hotel am Eden-Quai und wanderte dem Anna-Liffey entgegen, der Dublin in zwei Hälften theilt und innerhalb der Stadt von acht schönen und geschmackvollen Brücken überwölbt ist. Dieser Fluß ist es vorzugsweise, der Dublin das Malerische gibt, das es hat. Rechts und links laufen bequeme breite Quais hin, die vom Flusse durch eine niedere Mauer, auf der andern Seite durch ununterbrochene Häuserreihen begränzt sind. Auf den Quais hat Dublin Aehnlichkeit mit Paris. Sind die Gebäude auch meist unbedeutend, so bilden sie doch eine schöne Perspektive, die im Osten durch den Hafen und seine Maste, im Westen durch den Park mit seinen Hügeln und seiner gewaltigen Wellington-Pyramide künstlerisch abgeschlossen ist. Einzelne Gebäude stechen durch ihre Massenhaftigkeit oder ihre besondere Bauart hervor und gewähren dem Auge die in einer tiefen Perspektive nothwendige Abwechselung; so z. B. die großen Magazine am Hafen, das Custom-House, ferner der ganz eigenthümliche Bau der Four Courts. Es wäre dieses ein ganz geschmackvoller, italienischer Palast, wenn er nicht durch einen ganz barocken Ueberbau entstellt wäre, der mit unzähligen Säulen und einer ungeheuren gräulichen Metallkuppel sich plötzlich aus ihm erhebt, wie ein zweites Haus, von dem man nicht begreift, wie es da hinaufgekommen; so unabhängig, so vollkommen als ein Ganzes stellt es sich dar.

Am Ellis-Quai vorbei bog ich rechts in die Gasse und um die ungeheuren königlichen Kasernen und stand auf heiligem Boden. Dort liegt Arbour-Hill, der Exekutionsplatz, auf welchem die meisten Braven der united-Irishmen-Revolution hingerichtet wurden. Jetzt stehen einzelne Häuser da; doch ist es hier öde und schaurig. In nächster Nähe liegen ein großes Hospital und ein Gefängniß; von der Stadt ist die ganze Gegend durch die Kasernen getrennt. Robert Emmet, auf den ich immer wieder zurückkomme, als auf meinen Liebling unter den irischen Rebellen, als auf einen der liebenswerthesten aller Revolutionäre aller Zeiten, hat ihn nur kurze Zeit vor seiner eigenen Hinrichtung

besungen. Hier ist das „Arbour-Hill" überschriebene Gedicht in flüchtiger, aber getreuer Uebersetzung;

Nicht stolze Säulen prangen hier,
Wo Opfer ruh'n der heil'gen Sache,
Doch, ach, das Blut, das hier vergossen,
Zum Himmel schreit es auf um Rache.

Um Rach' auf des Despoten Haupt,
Dem Menschenelend Freude macht,
Der Thränen trinkt, von Noth geweint,
Und, wenn sie fließen, ihrer lacht.

Um Rache auf den harten Richter,
Der seine Hand in Blut getaucht,
Der Unrecht mit dem Schwert bewaffnet
Und nie des Rechtes Wage braucht.

Um Rache für das Land, das Grab,
Dem eignen, elenden Geschlecht,
Drauf welke Freiheit neigt das Haupt,
Und wo der Mensch nur lebt als Knecht.

O heilig Recht, befrei' dieß Land
Von Tyrannei, die uns erdrückt,
Nimm deinen Stuhl, nimm deine Wage,
Doch sei nicht mehr dein Schwert gezückt.

Nicht nach Vergeltung streben wir,
Zu lang schon währt des Schreckens Zeit,
Die Freiheit komme gnadenreich
Und unbefleckt von Grausamkeit.

Nicht soll des Unterdrückers Asche
Sein mit des Dulders Staub gemengt —
Dieß ist der Ort, den Erins Söhne
Für Erins Glück mit Blut getränkt.

All Die, so hier gebettet sind,
Jedweder sei gebenedeit,
Gesegnet sei ihr Angedenken,
Ihr Ruhm durchdringe alle Zeit.

Sie ruh'n in ungeweihtem Boden,
Den Priesterhand gesegnet nicht, —
Kein Glockenschall ruft hier zur Andacht,
Kein Denkmal, das zur Zukunft spricht.

Doch segnet hier das Herz des Armen,
Doch weinet hier der Patriot —
Die tragen ihren Ruhm zum Himmel,
Die heiligen den schönen Tod.

So friedlich und fern von allen Rachegedanken sang in aufbrausender Jugendzeit derselbe Robert Emmet, der, einige Jahre später, im reifern Alter als einer der gefährlichsten Rebellen auf demselben Platze durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht wurde. Wie vielen unserer humanistischen, versöhnungssehnsüchtigen Jünglinge ist vielleicht ein ähnliches Schicksal beschieden! Nicht wir machen die Revolution. In Irland hat sie der „fromme" George gemacht, dem sein Gewissen es nicht erlaubte, die Irländer zu emanzipiren, und der „große" Pitt, der deswegen zweimal sein Portefeuille niederlegte, aber es zum dritten Male doch wieder annahm und aus zarter Rücksicht für das zarte Gewissen des Königs die Frage ruhen und Millionen Irländer ihrem Elende preisgegeben ließ. Freilich bestand ein Denunziationsgesetz, nach welchem Jeder, der seinen Freund verrieth, wenn dieser katholisch war, mit den Gütern des Freundes belohnt wurde; freilich bestand ein andres Gesetz, welches dem katholischen Vater das Recht benahm, der Hüter und Erzieher seiner Kinder zu sein; und es bestand ein drittes, welches erlaubte, den Katholiken auf offener Landstraße seines Pferdes zu berauben, wenn er, befragt, seinen Glauben eingestand; freilich befahl noch ein viertes Gesetz, das ungehorsame und von seinem Glauben abgefallene Kind mit dem Vermögen seines katholischen Vaters zu belohnen; und ein fünftes, welches die katholische Erziehung zu verhindern wußte und den katholischen Lehrer als Verführer strafte; und ein sechstes, nach welchem katholische Priester verbannt und bei der Rückkehr gehängt wurden; und ein siebentes, welches

Katholiken vom Grundbesitz ausschloß, ob nun Erbschaft oder Kauf ein Recht dazu gegeben; — ferner bestanden noch Gesetze, welche den Besitz von Waffen und das Studium der Jurisprudenz verboten und von jedem bezahlten oder Ehren-Amte ausschlossen und den Katholiken nicht gestatteten, bei welcher Wahl auch immer zu votiren oder im Parlamente zu sitzen — aber was liegt an alle Dem? Der große Pitt schonte das zarte Gewissen des frommen Königs. — Arbour-Hill ist ein guter Flecken der Erde, um über den eigentlichsten Werth großer Minister und frommer Könige nachzudenken.

So in der That nachdenkend, kam ich auf Kingsbridge an; da zerstreute mich ein schöner Anblick und ließ mich alle Minister und Könige der Welt vergessen. An das Brückengeländer gelehnt, stand das reizendste Menschenpaar — ein Junge von höchstens neunzehn, ein Mädchen von höchstens sechzehn Jahren. Sie hatten ihre Arme ineinander geschlungen und sahen hinab in die Tiefe des Flusses. Der Junge, groß und schlank, mit blassem Gesicht, kecker Adlernase, freier Stirn, unter der blaue Augen hervorleuchteten, mit dickem, schwarzem Haar, das wirr und breit auf die Schulter herabfiel, ließ durch das höchst einfache aber sehr zerrissene Leinengewand einen feinen, doch muskulösen Körper sehen, der in der schlanken Mitte von einem engen, breiten Gürtel umschlossen war. Das Mädchen trug das unausweichliche Mäntelchen und den noch unausweichlichern Hut. Alles an ihr war zerpflückt und zerrissen; das Mäntelchen, unten ganz ausgefranzt, starrte von Schmutz, der Hut war voll Löcher, die mit Blumen und Blättern verstopft waren. Das aschblonde Haar lag halb zerzaust auf der ungewaschenen Stirn. Aber mitten durch all den Schmutz drang der Strahl unendlich rührender Schönheit. Das Rehauge blickte sanft und mild, die kleine, doch etwas gebogene Nase sprach von Geist und Verstand, der etwas breite Mund mit vollen Lippen ließ eine Reihe glänzender Perlzähne sehen, und Kinn und Wangen waren trotz Noth und Elend noch sanft gerundet. Die Jugend erträgt so viel, ehe sie sich

entschließt, aus einem schönen Antlitz zu scheiden. Das Mäntelchen, das sie über die Schultern geworfen hatte, um sich bequemer an das Geländer zu lehnen, ließ eine schöne zarte Brust sehen, die sich durch die zerfaserte Hülle eines schwarzseidenen Tuches weiß und glänzend hervordrängte. Die Hand, die das Kinn stützte, obwohl gebräunt, war lieblich anzusehen, und um den schmalen und kleinen Fuß, der nackt in abgetretenen Schuhen stak, hätte sie manche deutsche Herzogin beneidet. — Endlich gab sie ihre nachdenkliche Stellung auf, nahm dem Jungen seine rothe, kecke Mütze ab und strich ihm die schwarzen Locken von der glänzenden Stirn. Ich sah Amor und Psyche als irische Bettelkinder verkleidet.

Bald bemerkten sie mich, der, auf dem Quai stehend, sie beobachtete. Sie sprachen einige Worte, die ich nicht hören konnte — dann verließ sie ihn und kam mit dem sanftesten Lächeln auf mich zu. Ich glaubte, sie wolle mich anbetteln, und steckte schon die Hand in die Tasche. Aber nein! — Sie fragte mich — ich will die Frage nicht wiederholen. Ob es der Bruder oder Geliebte war, den sie verließ, um an mich diese Frage zu stellen — ob es der Bruder oder Geliebte war, der ihr ruhig nachsah und ruhig das Resultat abwartete — es ist gleich schrecklich. Ich schüttelte traurig und erschüttert das Haupt; sie wollte wieder gehen. Aber ich hielt sie zurück, um sie nach ihrem Verhältniß zu jenem schönen Jungen zu fragen; — es war ihr Geliebter! Ich fragte sie nach ihrem Namen; sie hieß Juddy. Einen Shilling, den ich ihr gab, ließ ich ihr in die Hand fallen, denn ich wagte nicht, sie zu berühren, so arg starrte das ganze Geschöpf von Schmutz. Sie grüßte dankend und wollte wieder gehen, als mir einfiel, daß Juddy für meine Nachtexkursion der beste Cicerone sein könnte, weshalb ich sie bat, mich gegen neun Uhr in St. Thomas Street zu erwarten. Sie versprach es und eilte mit ihrer Beute zum Geliebten zurück.

Ich wanderte am Bahnhofe und an des Decan Swifts Gasse vorbei nach dem Royal-Hospital, wo die englischen Soldaten, mitten unter irischen Elenden, ein behagliches Dasein verleben.

Ihre Wohnung besteht aus einem großen, weitläufigen Gebäude und einem endlosen, großartigen Garten, in den man mir den Eingang gestattete. Auf dem Rückwege gegen Little James-Str. kam ich in Gegenden, die man in der Nähe einer großen Stadt für unmöglich halten sollte. Hütten, aus vier lehmigen Wänden zusammengeklebt, die kaum das verfaulte Dach zu tragen im Stande sind, bilden ganze Gassen. Fenster gibt es hier fast gar keine — die Thüren, die unmittelbar aus der einzigen Stube, aus welcher das ganze Haus besteht, auf die Gasse führen, stehen ewig offen, um Licht und Luft einzulassen, und zeigen die ganze, ungeheuere Aermlichkeit des Innern. Von Betten fast nirgends eine Spur — an den Wänden hier und da ein Bret als Bank befestigt, zwischen zwei Planken nahe an der Decke einiges Geschirr, im Winkel der kupferne Theekessel, das ist der ganze Hausrath einer oft zahlreichen Familie. Diese lebt meist in der Gasse, da sie sich in der Stube versammelt kaum bewegen könnte. Vor den Thüren spielten schmutzige, halbnackte Kinder, bei ihnen oft die Mutter, die, das Kinn in beide Hände gestützt, gedankenlos in die Welt sah. Erwachsene Jungen standen müßig an die Hütten gelehnt — nur selten bettelte mich ein oder das andere Kind an. Die Gassen sind in dieser Gegend natürlich ungeebnet und ungepflastert. Es geht bergauf und bergab. — Eben als ich mich fragte, ob es rathsam wäre, im guten Rocke hier eine Mitternachtspromenade zu machen, las ich rechts von mir an der Ecke einer sehr engen Straße, die in die Tiefe führte, die Inschrift: Murderer-Street. — Um einen Begriff von der Architektur dieses Stadttheiles zu geben, will ich Ihnen die Ruinen von ungefähr sechs oder sieben Häusern beschreiben. Sie lagen mir rechts, an einen kleinen Hügel gelehnt, der einen Garten trug. Der Besitzer dieses Gartens hatte ihn mit einer schlechten, lehmigen, kaum manneshohen Mauer umzogen, die am Fuße des Hügels hinlief. So entstand zwischen der Mauer und dem allmählig sich erhebenden Hügel eine Vertiefung. Was thut der geniale, spekulative Proprietär? Er deckt diese Vertiefung zwischen Hügel und Mauer

mit Brettern zu, durchbricht die Mauer selbst an sechs oder sieben Stellen, scheidet die sechs oder sieben Stellen, zu denen diese Thüren führen, durch lehmige Wände und hat so eine Anzahl Wohnungen gewonnen, die er an sechs oder sieben Familien vermiethet. Die hinterste Wand war durch den nackten Hügelabhang gebildet. Wir würden unser Vieh nicht in einen solchen Stall stellen. — Daß diese Löcher bewohnt gewesen, konnte man noch deutlich erkennen, aber die elenden Wände hatten dem Regen nicht widerstehen können und waren als aufgeweichter Lehm auseinandergegangen; so wurden die armen Troglodyten obdachlos, und der Besitzer kam um die jährliche Rente von einigen Pfunden. Indessen zweifle ich nicht, daß dieser unternehmende Kopf die Wohnungen wieder restauriren wird, sobald nur bessere Jahre kommen. Dieses Jahr ist zu schlecht für das Volk von Irland, und die Bewohner besserer Häuser konnten ihren Miethzins nicht bezahlen — warum soll er sich vergebliche Kosten machen?

Punkt neun Uhr fand ich mich in St. Thomas-Street. Juddy saß auf einer Vorhaustreppe, umgeben von Kindern, denen sie allerlei Possen vormachte. Als sie mich erblickte, kam sie mir freundlich lächelnd entgegen und machte jenen obsoleten Knix aus dem vorigen Jahrhundert, der auf dem Kontinente schon ausgestorben ist, aber in Irland von den Weibern aus dem Volke noch sehr häufig angewendet wird. Sie wollte sich zutraulich an meinen Arm hängen, ich erklärte ihr aber kurz und deutlich, daß ich nichts von ihr verlange, als Führerdienste, und daß ich durch sie ihre Freunde und Leute aus dem Volke kennen zu lernen wünsche. Am Liebsten, fügte ich hinzu, würde ich mit Ihnen, Miß Juddy, in irgend einer Kneipe zu Nacht essen, wo Sie sonst, wenn Sie einen Shilling zu viel haben, zu soupiren pflegen.

Juddy verstand mich sogleich und hielt sich in ehrwürdiger Entfernung. Nach einem langen prüfenden Blick sagte sie: Ach, Sir! ich errathe! Sie wollen die armen Leute von Irland malen!? — Wie kommen Sie darauf, Miß Juddy? — Im vorigen Herbste, antwortete sie, war auch ein Gintleman aus

London hier, der ein ganzes Wirthshaus und mich dazu abmalte. — Jetzt erst wußte ich, warum mir Juddy so bekannt erschienen war. Ich sah sie an — sie war offenbar das Original des „Irish Girl," das auf der Londoner Kunstausstellung des letzten Frühlings so sehr gefallen hat. Ich konnte nicht umhin, ihr zu erzählen, welche Eroberungen sie in London gemacht. Sie hörte mir aufmerksam zu und war sichtlich erfreut. Doch schien sie sich nicht aus Eitelkeit zu freuen, im Gegentheil, es hatte den Anschein, als wäre sie mit ernsten Gedanken beschäftigt. Sie versank in minutenlanges Stillschweigen, während dessen sich ihre schöne Stirn in Falten legte und ihre rosigen Lippen unverständliche Worte vor sich hin murmelten. Mehrere Mal wollte sie sprechen, hielt aber immer wieder inne. Endlich blieb sie stehen, sah mir keck ins Gesicht und schien um einige Zoll zu wachsen — dann wieder schlug sie die Augen nieder und fragte mit monotoner Stimme: Was glauben Sie, Gintleman, würde ich den Londoner Gintlemen gefallen? —

Ich verschwieg verblüfft und hatte nicht das Gewissen, meine bejahende Ueberzeugung auszusprechen.

Juddy ließ sich durch mein Schweigen nicht stören, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: Peggy aus Galway, wo ich auch her bin, war ein armes Mädchen wie ich, und nicht einmal so schön wie ich — das kann ich Ihnen sagen, dear Sir, denn alle Leute behaupten es. Sie ging nach London — und jetzt fährt sie im Hyde-Park mit zwei schönen Pferden, in einem schönen Wagen und hat einen Bedienten hinter sich sitzen, wie die Lady des Lordlieutenants von Irland. So wenigstens erzählt Barry und Alle, die aus London kommen. Vor Kurzem soll ihr ein indischer Prinz ein Kleid aus lauter Diamanten geschenkt haben, vielleicht nimmt er sie auch mit in sein Land und macht sie zu einer Prinzessin.

Obwohl ich ihr den größten Theil ihrer Erzählung hätte bestätigen können, schwieg ich doch hartnäckig. Das schien sie zu geniren, und sie nahm schnell wieder das Wort auf: Freilich

könnte ich auch nach Liverpool gehen oder Glasgow und dort in der Fabrik arbeiten, um nicht zu verhungern. Aber wer schwört mir, daß ich nicht verhungere, bevor ich Arbeit gefunden habe? Und wenn ich sie gefunden habe — ich habe es an so vielen Mädchen gesehen, die aus England zurückgekommen sind, die lange Arbeit macht Einen in zwei Jahren so krank und häßlich, und ich kann noch wenigstens zwölf bis fünfzehn Jahre schön bleiben, wenn ich nur zu essen habe und nicht vierzehn Stunden des Tages arbeiten muß. Was meinen Sie? —

Um nur etwas zu sagen, fragte ich: Und wenn Sie nach London gehen, Miß Juddy, was soll aus Ihrem Geliebten werden?

Aus wem? — aus Bill? — lachte sie laut auf: den nehme ich mit, und er wird mein Kutscher.

Ich schwieg wieder; im Angesicht des drohenden Hungers, von dem sie so ruhig sprach und wie von einer ausgemachten Sache, hielt ich mich zu einer Moralpredigt ganz und gar nicht berufen.

Unter solchen Gesprächen wurde es Nacht, und wir kamen in die Nähe von Golden Lane in ein Labyrinth von dunklen und engen Gassen. Vor den Häusern saßen Weiber und Mädchen in zerlumpten Kleidern, welche Juddy freundlich und mit Witzen grüßten. Auf den Schwellen spielten oder schliefen die Kinder. Nicht ein Fenster war erleuchtet; nur selten brannte eine öffentliche Laterne und warf ihr rothes, zitterndes Licht auf die malerischen Gruppen, unter denen sich wenige Männer, aber viele Weiber mit Pfeifen im Munde befanden. Manche Gruppen, die wieder auf den Schwellen gegenüber saßen, sangen mit dumpfer Stimme melancholische Lieder oder hörten den Worten eines Erzählers zu. Die Irländer lieben das Märchen und die schaurigen, blutigen Geschichten. — Auf einem etwas freiern Platze, der durch mehrere Laternen beleuchtet war, bildete die Menge einen großen Kreis und sah einem Tänzer zu, der unter Jauchzen und Singen seine Sprünge machte. Es war Juddy's Bill, dem ein alter Mann im grauen Flausrocke mit einer Klarinette

aufspielte. Tänzer und Musikant waren auf diesen etwas eleganteren Platz gekommen, um Geld zu verdienen, aber im Feuer ihrer Kunst vergaßen sie diese gemeine Absicht, und die Kunst wurde ihnen Selbstzweck. Sie tanzten und spielten für das Volk, das ihnen aufmerksam und dankbar für das Fest zusah und zuhörte. Das ist so ächt irisch. — Bill führte eine Art spanischen Tanzes auf und hielt vier Blechstückchen anstatt der Kastagnetten in der Hand. Er schwang und wiegte sich auf seiner schlanken Taille mit großer Grazie, und während er im Kreise herumsprang, hatte er jedem der Mädchen, die ihn umstanden und ihn mit ihren very-well aufmunterten, etwas Schönes zu sagen, ohne einen Augenblick außer Athem zu kommen. Als er Juddy erblickte, warf er ihr einen Kuß zu, grüßte mich selbst sehr höflich und tanzte fort. Ebenso ruhig ging Juddy mit mir weiter, bis wir in der Nähe von Combe-Puddle vor einem alten, schwarzen Hause Halt machten. Juddy nahm mich an der Hand, und nachdem sie gebeten hatte, des Schmutzes wegen auf den Fußspitzen zu gehen, führte sie mich durch einen endlos langen, hohen und dunklen Gang in einen Hof, auf den aus einem halb mit Papier verklebten Fenster ein schwaches Licht fiel. Vor der Schwelle der Thüre auf der andern Seite des Hofes, auf die wir losgingen, lag ein betrunkener Irländer, der mir, als ich über ihn hinwegstieg, ein „bloody Ruffian" zurief und mit lallender Stimme den Hund, der neben ihm lag, auf uns zu hetzen suchte. Sein Wächter mag ihn nicht verstanden haben, oder mochte gewohnt gewesen sein, seinen Herrn als Schwelle vor Kneipen liegen zu sehen, und ließ uns ruhig passiren.

Wir traten in eine Stube, die so schlecht beleuchtet war, daß ich weder Menschen noch Gegenstände unterscheiden konnte; nur das laute Geschrei, das aus einem Winkel, und das dumpfe Schnarchen, das aus dem andern heraustönte, verrieth mir, daß ich mich in Gesellschaft befand.

Ohne sich um diese zu kümmern, nahm Juddy die Talglampe, die einzige Leuchte der Stube, vom Kamin und beleuchtete

mir eine Zeichnung, die, von der Feuchtigkeit des Raumes schon bedeutend schadhaft und fleckig, an der Wand befestigt war; offenbar das Werk einer sehr fertigen Künstlerhand. Es rührte von dem Maler her, von dem mir Juddy gesprochen, den sie ebenfalls in diese Kneipe geführt, um ihn mit armen Leuten bekannt zu machen, und der es hier als Andenken zurückgelassen hatte. Juddy nannte die Zeichnung „eine heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten", und doch stellte sie nichts Anderes vor, als einen armen Irländer, der mit seinem Weibe und dem Säugling vom unbarmherzigen Landlord aus seiner Hütte in's Elend gejagt wurde. So sehr ist es wahr, daß der Mensch sich seine Götter nach seinem Ebenbilde schafft.

Nach Besichtigung der Zeichnung stellte mich Juddy der Gesellschaft vor, die ich jetzt erst, da die Lampe auf dem Tische stand, genau erkennen konnte. Sie bestand aus fünf bis sechs Männern, die um einen Tisch in der Ecke herumsaßen, wenn wir nicht auch die acht bis zehn Personen, Männer und Weiber, die einzeln oder gepaart auf dem Boden herumlagen und schliefen, zur Gesellschaft zählen wollen. Am Kamine kniete ein altes Weib, welches eine abgeschälte Feldrübe an den spärlichen Kohlen dünstete, und sobald eine Stelle daran etwas geweicht war, sie mit ihrem zahnlosen Munde benagte. — Die Männer am Tische empfingen mich freundlich und riefen sogleich bei meiner Annäherung: Platz dem Gintleman und seiner Lady, und rückten zusammen, um uns die besten Plätze auf den Stühlen einzuräumen. Das ganze Mobiliar der Stube, die, groß und weit und hochgewölbt, es verrieth, daß sie einst bessere Tage gesehen hatte, bestand aus dem Tische, an dem wir saßen, einem andern in der entgegengesetzten Ecke, einem erblindeten Spiegel über dem Kamine mit abgeschabtem Goldrahmen und einigen Brettern, die, an die Wand befestigt und von rohen Holzklötzen oder Steinen getragen, als Bänke die Stube umgaben. An einer der Wände hing die Ruine eines alten eichenen Schrankes, an dem noch seine Schnitzereien zu erkennen waren. In seinem Schooße trug

er einige Theetassen, einen Krug und fünf oder sechs mehr oder weniger beschädigte Gläser. — Die Männer an unserm Tische, alle zerlumpt und zerrissen, saßen unbeschäftigt da — einen ausgenommen, der eine Tasse Thee vor sich stehen hatte, aus der er von Zeit zu Zeit zur Pfeife einen Schluck that. Dieser spielte den verschlossenen Charakter, der dem Irländer so unnatürlich und komisch steht, verhielt sich kalt und machte den prüfenden Menschenkenner, indem er die Augen zudrückte und mich von der Seite anblinzelte.

Ich fragte, ob hier für mich und meine Lady ein Nachtessen zu haben wäre? — Der Wirth, einer der Männer, die am Tische saßen, zuckte die Achsel und bot mir eine einfache Tasse Thee an. Ich bewunderte Juddy's Uneigennützigkeit, die ich doch zu einem Souper eingeladen hatte und die mich trotzdem in diese Kneipe führte, von der sie wußte, daß sie keine lukullischen Mahle bieten konnte. Aber Juddy hatte mich zuerst bedacht, da ich arme Leute hatte sehen wollen, und vergaß sich selbst, die an diesem Tage nicht mehr als eine Wasserrübe gegessen hatte. Ich half mir, indem ich den Wirth fragte, ob es ihn nicht beleidigen würde, wenn ich aus einem Speisehause von Corn=Market ebenso viele Beefsteaks und entsprechende Porter=Krüge kommen ließe, als sich Personen am Tische befänden. Der Wirth ging mit tausend Freuden auf meinen Vorschlag ein, und die Männer dankten mir sehr höflich, doch nicht abweisend für meine Einladung. Ein Mädchen, das am Boden schlief, wurde geweckt, ich gab ihr Geld, und sie lief, um das Bestellte zu holen. Meine Gäste wurden zutraulicher, und selbst Barry, so hieß der Verschlossene, der prüfende Menschenkenner, gab seine beobachtende Position auf. Er rückte etwas näher und fragte mich nach meinem Vaterlande. — Ach, Deutschland! — rief er — das kenne ich ganz genau, das liegt gleich hinter Holland! — Richtig! Sie waren schon dort, Mr. Barry? — Das eben nicht, aber ich war in Amsterdam, als ich noch Heizer auf dem Dampfschiffe war. — Sie waren Heizer auf einem Dampfschiffe?

Auf diese meine Frage lächelte die ganze Gesellschaft. Was war der Barry nicht schon Alles! sagte Einer. Das machte mich neugierig, und ich sah Barry fragend an. Er wollte nicht heraus mit der Sprache, rückte hin und her, stopfte die Pfeife und nahm wieder seine Miene des Menschenkenners an. Aber welcher Irländer widersteht einer zweimal mit Interesse wiederholten Frage?! So fing auch Barry mit einem Male sehr beredt an: Thaddy hat Recht! was war ich nicht schon Alles! Daß ich nicht auch schon auf dem Throne von Irland saß, ist nur zu verwundern. Ich war, wie ich Ihnen sagte, Heizer auf einem Dampfschiffe; das Schiff ging zu Grunde mit Mann und Maus, ich allein rettete mich. Dann arbeitete ich in einer Waliser Grube, um den Engländern ihre schwarzen Diamanten an's Tageslicht zu fördern; das ganze Kohlenbergwerk gerieth in Brand; darauf wanderte ich nach Manchester, arbeitete vier Wochen in einer Fabrik, der Besitzer fallirte, wir wurden alle brodlos, vierhundert meist irische Kinder — dann ging ich nach Liverpool und wurde wieder Maschinenheizer einer großen Fabrik; der Kessel sprang, tödtete vier Menschen und riß mir die zwei Finger weg, die Sie hier sehen! — Bei diesen Worten streckte mir Barry die Hand hin, an der allerdings zwei Finger fehlten. Da hatte ich einen echten „irish bull.“ —

Barry fuhr fort: Bei dieser Gelegenheit kam ich mit meinem Herrn in Streit, und er jagte mich fort, mich mit meinen zwei abgerissenen Fingern. Wo sollte ich nun Arbeit hernehmen mit zwei abgerissenen Fingern? Wochenlang irrte ich in Lancaster-Shire und in Wales herum und bettelte und hungerte, und fürchterlich hungrig kam ich so eines Abends in Holyhead an. So stand ich da und sah hungrig hinüber über's Meer, Irland entgegen, dem schönen, grünen Eiland. — Wenn ich schon verhungern soll, warum nicht lieber in Irland? — dachte ich — das ist einem Irländer viel angemessener und natürlicher. Ein ungeheures Heimweh ergriff mich, und in der Nacht band ich einen Kahn los — es war ein schöner, grün und roth angestrichener

Segelkahn — und steuerte hinaus ins irische Meer. Ich hatte eine gute Fahrt, der Wind war günstig, und nach kaum zwei Tagen lief ich glücklich, aber außerordentlich hungernd im Hafen von Dublin ein. — Natürlich hatte ich während meiner ganzen Ueberfahrt keinen Bissen gegessen, der Kahn war mit Provision nicht versehen, und ich hatte kein Geld, mir welche anzuschaffen. So kam ich in Dublin an, ausgemergelt, wie eine Leiche. Die Wasserluft zehrt so fürchterlich. Mein erstes Geschäft in Dublin war, zu betteln. Aber, Sir, ich bettelte den ganzen Tag und mit größtem Fleiße, und ich bekam keinen Penny. Da wollte ich meine ganze Habseligkeit, den Kahn, verkaufen, sehr billig verkaufen — Gott! ich hätte ihn für einen Sixpence hergegeben, und er war doch unter Brüdern sechs Pfund werth. — Bei der Gelegenheit sperrten sie mich ein, denn sie verdächtigten mich, den Kahn gestohlen zu haben. Ich versuchte keine Widerlegung, denn im Gefängniß bekam ich zu essen. Dort saß ich drei Jahre. Vor sechs Wochen kam ich heraus und hungerte wieder, bis mir der Herr einen französischen Gentleman schickte, der mich nach Wicklow mitnahm, weil ich die schönen Geschichten der schönsten Grafschaft der Welt auf die schönste Manier zu erzählen weiß. Da habe ich doch so viel verdient, daß ich heute, nachdem mich der französische Gentleman schon acht Tage verlassen, noch eine Tasse Thee zu bezahlen im Stande bin.

Das bestellte Essen war indeß angekommen, und die ganze Gesellschaft versank in andächtiges und doch thätiges Stillschweigen. Bald waren sämmtliche Beefsteaks verschwunden, nur die Porterkrüge standen noch halb voll da. Barry wischte sich den Mund ab und streckte mir die Hand über den Tisch entgegen. Sir, sagte er, Sie haben mir mit diesem Beefsteak einen reellen Dienst erwiesen. Ich wünsche herzlich, Ihnen dafür irgend einen Gegendienst erweisen zu können.

Das wird nicht so schwer sein, antwortete ich, Sie sagten vorhin, daß Sie die schönsten Geschichten der schönsten Grafschaft der Welt auf die schönste Weise zu erzählen wissen — wohlan,

ich liebe sehr die irischen Geschichten, erzählen Sie mir eine solche.

Barry lächelte, räusperte sich, that noch einen Schluck, lehnte sich zurück, rieb sich die Hände und sagte: Ich bin bereit! — Sir, Sie werden nach Vollendung der Geschichte sagen: ich habe mich an den rechten Mann gewendet; Sie werden sagen: Irland hat die schönsten Geschichten der Welt. Sie werden sich dann gestehen müssen: Ich habe die schönste der schönsten Geschichten der Welt gehört und diese ist

Die Geschichte des Königs Lavra.

Lange, lange Zeit, bevor der Herr seine Apostel mit dem Heile ins ferne Irland schickte und St. Patrick die Drachen und Schlangen ins Meer jagte, lebte und regierte auf dieser Insel der König Lavra. König Lavra war ein Irländer und hatte ein gutes Herz. Aber ein Leibesfehler, der ihn entstellte, machte ihn manchmal grausam, und dieser Leibesfehler bestand in Eselsohren, die ihm viele Zoll hoch am Kopfe wuchsen. Um sie zu verbergen, trug König Lavra sehr lange Haare und that so, als ob er diesen Schmuck sehr liebte. Ja, er trieb es so weit, daß er allen seinen Unterthanen bei Todesstrafe befahl, sich ebenfalls die Haare wachsen zu lassen. So kam es bald, daß damals jedem Irländer Kopf, Hals, Nacken und Rücken von dicken Haarwellen bedeckt waren, und man gewöhnte sich so sehr an diese Tracht, daß Einem am Ende die Vorliebe des Königs gar nicht mehr als etwas Besonderes erschien. Nur Einmal im Jahre ließ sich der König den Bart scheeren, da man doch den Bart nicht so lang kann wachsen lassen wie die Haare; aber kaum war das geschehen, als der König jedesmal dem Barbier den Kopf abschlagen ließ. Man zerbrach sich den Kopf darüber, warum der sonst so gute König sich gegen die unschuldigen Barbiere so grausam zeige?

Am Ende nahm man allgemein an, des Königs Barthaare seien von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß ihm das Rasiren jedesmal

die größten Schmerzen verursache, daß er diese Schmerzen der Ungeschicklichkeit des Barbiers zuschreibe und daß er dann in einem Anfall von Wuth, der vielleicht auch in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Barthaares seinen Grund habe, den armen Barbier köpfen lasse. So gab man sich zuletzt auch über diese Grausamkeit zufrieden. Nicht so bald ruhig war die edle Zunft der Barbiere, welche nichts so sehr fürchteten, als die Ehre, ihren König barbieren zu dürfen. Im Laufe der Zeit bildete sich der Brauch, daß, wenn der verhängnißvolle Rasirtag des Königs herannahte, alle Barbiere des Reichs zusammentraten und ihre Namen in einen Hut warfen. Dessen Namen dann herausgezogen wurde, der beichtete, rasirte und starb.

Einmal fiel das Loos auf den jungen und einzigen Sohn einer Wittwe, dessen Vater einst das Glück gehabt hatte, in einer Schlacht dem Könige das Leben zu retten. Der junge Barbier that seine Pflicht und wurde zum Tode geführt. Aber da drang die unglückliche Mutter mitten durch alle Wachen des Palastes bis an den Thron, um den die gefallenen Barthaare noch herumlagen, warf sich dem Könige Lavra zu Füßen, erinnerte ihn an den Dienst, den ihm ihr todter Mann erwiesen, sprach von ihrem Wittwenjammer, weinte und klagte und hielt eine so rührende Rede, daß der König, sich seiner Undankbarkeit gegen den Vater seines Opfers schämend und von dem Unglück der Wittwe gerührt, dem jungen Barbier das Leben schenkte. Aber bevor er ihn entließ, nahm er ihn noch einmal bei Seite und ließ ihn schwören, nie und nimmer einer menschlichen Seele nur eine Sylbe von Dem zu vertrauen, was er gesehen hatte, und ernannte ihn noch zu seinem beständigen, lebenslänglichen Leibbarbier. Der Sohn der Wittwe versprach Alles, was der König von ihm verlangte.

Das ganze Land freute sich darüber, daß der König auch diese einzige Grausamkeit abgelegt, die ihn verunzierte, und war voll Jubel und pries die Großmuth und den Edelsinn Lavra's. Mehr als das ganze Land zusammen freute sich natürlich

der junge Barbier, der so sicherem Tode entronnen war. — Seine Freude dauerte lange — aber nach und nach fing sein Geheimniß an, ihn zu drücken. Es lastete wie ein Alp auf seiner Brust — es schnürte ihm die Kehle zu — es versetzte ihm den Athem — es erstickte ihn förmlich. Er wurde düster, melancholisch, schweigsam und unendlich traurig. Seine gute Mutter beobachtete ihn lange, am Ende wußte sie nicht, was sie über den Zustand ihres Sohnes denken sollte, und sie entschloß sich, sich bei einem weisen Manne Raths zu erholen. Der weise Mann sagte ihr: Deinen Sohn drückt und würgt ein Geheimniß. Er wird so lange daran kranken, bis er es irgend Jemand anvertraut hat. Und so rathe ich ihm Folgendes. In der Grafschaft Wicklow steht auf einem Kreuzwege eine einsame Weide, deren Zweige, von Blättern schwer, auf allen Seiten bis zur Erde herabhängen. Im Innern dieser Weide wohnt eine Elfe. Dahin gehe dein Sohn diese Nacht, und wenn der Vollmond just auf die Weide scheint, krieche er unter ihr Laub und vertraue sein Geheimniß dem Geiste, der sie bewohnt.

Die Wittwe hinterbrachte den Rath des weisen Mannes ihrem Sohn, und dieser that, wie die Mutter sagte. Gleich in der ersten Nacht suchte er die Weide auf dem Kreuzwege in der Grafschaft Wicklow auf und wartete nun, bis der Mond aufging und seine Strahlen auf das Laub voll und glänzend fallen ließ. Dann kroch er unter die Zweige und flüsterte leise, leise dem Stamme zu: Der König Lavra hat Eselsohren! — Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als es ihm schon wie ein Stein vom Herzen fiel; er wurde wieder lustig und froh wie ehemals, und die Wittwe war dem weisen Manne sehr dankbar.

Kurze Zeit darauf begab es sich, daß einer der Sänger des Königs just über den Kreuzweg in der Grafschaft Wicklow ging. Wie er so hinging, in Gedanken vertieft, ließ er die Harfe fallen, die zerbrach. Er sah sich um, wie er den Schaden wieder gut machen könnte, und erblickte die Weide, die ihm gutes Holz zu bieten schien. Er zog sein goldenes Messer aus der Tasche, schnitt

sich einen Zweig ab und besserte die Harfe wieder aus. Am Abende desselben Tages gab der König Lavra in seinem Palaste ein großes Fest, zu dem an fünfzigtausend Gäste versammelt waren. Nachdem man sich an der reichbesetzten Tafel gehörig erfreut hatte, sollte auch gesungen werden. Der König gab dem Sänger, der auf den Stufen des Thrones saß, ein Zeichen, und er griff in die Saiten. Kaum aber hatte er die Saiten der Harfe berührt, als sich anstatt der gewohnten süßen Töne ein übernatürlicher Schrei hören ließ, und dieser Schrei rief ganz deutlich: Der König Lavra hat Eselsohren! — Wie überrascht und erschrocken waren da die fünfzigtausend Gäste! König Lavra selbst war wüthend und wollte alle fünfzigtausend Gäste hinrichten lassen, „denn — dachte er sich — was fünfzigtausend Gäste wissen, wissen in einer Stunde fünfmalhunderttausend, und was in einer Stunde fünfmalhunderttausend wissen, das weiß morgen das ganze Land." — Aber er konnt' es doch nicht übers Herz bringen, der gute irische König, fünfzigtausend unschuldige Menschen hinrichten zu lassen, und da das Geheimniß einmal verrathen war, ergab er sich darein, ließ seine Haare kurz schneiden und zeigte künftig aller Welt seine Eselsohren. Man kümmerte sich nicht darum, denn ein gutes irisches Herz ist selbst unter Eselsohren etwas werth. Von jenem Abende an konnte auch Jedermann das Haar tragen, wie es ihm beliebte.

Die wunderbare Weide, durch die das Geheimniß des Königs Lavra herauskam, steht noch heute. Jeder Wanderer, der die schöne Grafschaft Wicklow, die „schönste der Welt", durchstreift, kann sie sehen. Sie steht da, umgeben von einer Umzäunung einfacher auf einander geschichteter Steine, auf daß sie die Hirten nicht verletzen und sie noch lange sich erhalte, als ein liebes Andenken an alte Zeiten, an den guten König Lavra und an diese wunderbare Geschichte.

Ich war sehr erfreut über diese schöne Midasgeschichte und dankte Barry herzlich, indem ich ihm versicherte, daß ich mich nun als seinen Schuldner fühle, da eine einzige solcher Geschichten, so erzählt, mehr werth sei als alle Beefsteaks der vereinigten Königreiche. Barry rieb sich vergnügt die Hände; aber ein beständiges „Hm, Hm" seines Nachbars Thaddy störte ihn. Was hast Du gegen die Geschichte einzuwenden? fragte er diesen ärgerlich.

Thaddy sagte: Ich habe diese Geschichte schon oft gehört, aber so oft ich sie hörte, immer mußte ich mich fragen, warum hat der erste, beste Barbier dem guten König Lavra, sobald er dessen Kopf in Händen hatte, nicht den Hals abgeschnitten?

Du sprichst, antwortete Barry, als wärst du keine getaufte Christenseele. Der jedesmalige Barbier des Königs hat vor seinem verhängnißvollen Geschäfte sich gehörig durch Beichte und Kommunion vorbereitet — er konnte also mit Ruhe vor unsern Herrn und Heiland treten — dem König aber fiel es nicht ein, zu beichten, und er hätte mit seinen Sünden müssen hinfahren; wie unchristlich wäre es also von dem Barbier gewesen, den König in die Hölle zu jagen, während er mit Ruhe den Weg in den Himmel antreten konnte? — Thaddy gestand, daß er die Sache nie von dieser Seite betrachtet, und erklärte sich nun für vollkommen beruhigt.

Barry, mit seinem Erfolg zufrieden, schien sich bereit zu machen, eine neue Geschichte zu erzählen, mir aber schien eine solche aus dem schönen Munde Juddy's viel interessanter, und ich forderte sie auf, noch bevor Jener seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte. Barry ergab sich darein und rief nur: Sie kommt aus dem Westen, sie soll Ihnen eine Elfengeschichte erzählen.

Gut, sagte Juddy, ich will erzählen, so gut ich kann, aber erlauben Sie mir, eine kurze Weile nachzudenken und eine unserer schönsten Geschichten auszuwählen.

Während Juddy nachdachte, gab mir Barry folgende Erklärung der Elfengeisterwelt. — Die Elfen, sagte er, sind

ehemalige Engel. Als Gott der Herr von dem abgefallenen Satanas in seinem Himmelreiche bekriegt wurde, theilten sich die Engel in drei Parteien. Die Einen liefen zu Satanas über und wollten ihn zum Könige des Himmels ausrufen; die Anderen blieben dem Herrn treu und kämpften an seiner Seite gegen Satan und die ruchlosen Engel; die Dritten wollten abwarten, welche von den Parteien den Sieg erringen würde, um sich dann zu der siegreichen zu schlagen. Als dann Satanas von Gott dem Herrn und seinem Sohne geschlagen war, wurde er mit allen seinen abgefallenen Engeln in die Hölle gejagt, die treugebliebenen wurden die himmlischen Heerschaaren, blieben im Himmel und lobsingen Gott unter Anführung der Erzengel; die Dritten, welche abwarten wollten, wurden zur Strafe für ihre Gleichgültigkeit zwischen Himmel und Hölle auf die Erde gebannt, wo sie unsichtbar leben in Bäumen und Felsen, in Quellen, Seen und Flüssen. Sie sind gut und lieben die Menschen, denen sie auch manchmal erscheinen, ihnen in Leiden und Nöthen beizustehen. Besonders gute und schöne Leute werden auch manchmal von ihnen in ihrem unterirdischen Reiche freundlich aufgenommen und, wenn sie manche Proben bestanden haben, selbst zu Elfen gemacht.

Wie dieses meine Geschichte beweisen wird, fügte Juddy hinzu, die begann:

Die Geschichte vom Elfenkönig O'Donoghue.

Vor langer Zeit beherrschte das ganze Land der Grafschaft Kerry ein wunderschöner, junger und guter König. Sein Name war O'Donoghue. Die größten Baumeister und Zauberer der Welt hatten ihm auf hohen Bergen ein Schloß erbaut, das nicht seines Gleichen hatte. Die Wände waren aus purem Golde, die Thüren und Thore aus Krystall, das Dach aus festem Morgenroth. In seinem Garten wurde es niemals Winter, und Bäume aus Indien und Arabien blühten da und Blumen, die niemals

verwelkten. So lebte König O'Donoghue sehr glücklich. Aber eines Tages kam ihm die Laune, den großen Stein, welcher den See in seinem Garten schloß, wegzuheben, um seinen Rittern und Edelfrauen seine große Kraft zu zeigen. Aber kaum hatte er den Stein weggehoben, als sich der See auf das Land stürzte und den größten Theil der Grafschaft Kerry überschwemmte und viele hunderttausend Menschen vergrub und die schönen Fluren, die sich sonst dort ausbreiteten, bedeckte. Denn der See im Garten des Königs war ein verzauberter See und grundlos. So entstanden die Seen von Killarney, das Wunder der Welt, der „Stolz Irlands." Die Insel der Hirsche, die Insel der Eichen, die sich aus ihrem Schooße erheben und aussehen wie volle Blumenkörbe, zeigen noch heute, wie schön das Land gewesen sein muß, das von den Wellen des verzauberten Sees bedeckt wurde. König O'Donoghue, der Gute, konnte sich über seinen Leichtsinn nicht beruhigen, verzweifelte und warf sich in die Fluthen. Aber die Elfen, die im See von Killarney wohnen, fingen ihn in ihren Armen auf und suchten ihn zu trösten. Der junge, gute, wunderschöne König gefiel ihnen so sehr, daß sie ihn gerne zum Elfenkönig gemacht hätten. Aber das durften sie nicht, so lange er ihnen nicht beweisen konnte, daß ihm die Menschen vergeben hatten, und dieses konnte er nur durch die Liebe eines schönen, unschuldigen Mädchens beweisen. Jeden Maimorgen stieg nun König O'Donoghue herauf und umritt die schönen Ufer des Killarneysees und suchte ein Mädchen, das schön und unschuldig wäre und ihn liebte. Er fand keines und kehrte auf seinem weißen Rosse traurig in den See zurück, um am nächsten Maimorgen wieder aufzutauchen.

Einmal, vor langer, langer Zeit, lebte am Ufer des Killarneysees in einer kleinen Hütte eine Jungfrau Namens Melcha. Sie war so unschuldig wie eine Heilige und so schön wie eine Elfe. Kein Jüngling der ganzen Grafschaft Kerry wagte sich, ihr in Liebe zu nahen, so unschuldig war sie und so schön. Das machte die arme Melcha sehr traurig, und einsam schlich sie an den Ufern

umher. Sie gewann die Einsamkeit und den schönen See so lieb, daß sie am Ende die Menschen vergaß, ihre ganze Zeit am Ufer zubrachte, mit den Wellen sprach, mit den Vögeln sang und mit den Blumen sich unterhielt. Wenn es Nacht war, konnte sie kaum den Morgen erwarten, um wieder hinauszugehen an den See, so sehr war ihr ganzes Herz erfüllt von einer Sehnsucht, einer Liebe, die sie an die murmelnde und lispelnde Welle band. Besonders im Monat Mai war ihr oft zu Muthe, als müßte sie sich auf einmal mitten in die Wellen werfen.

Einst — es war an einem schönen Maiabend — saß Melcha wieder draußen am Ufer und horchte dem Lispeln der Wellen und dem Rauschen des Laubes über ihrem Haupte. Es wurde spät, sie wollte zurück in die Hütte, aber sie konnte nicht; eine geheimnißvolle Macht hielt sie zurück: es war ihr, als ob sie Jemand am Rocke hielte. Aber als es immer später wurde, raffte sie sich auf und eilte, was sie konnte, vom Ufer fort. Da lispelte es mit wundersüßer Stimme aus den Wellen heraus:

Du schöne Jungfrau, bleibe, bleibe,
Verweile, bis der Morgen thaut:
Ich mache Dich zur Elfenbraut,
Ich mache Dich zum Königsweibe.

Diesen süßen Tönen konnte sie nicht widerstehen; sie sank ins Moos und entschlief. Nach einigen Stunden weckte sie noch süßere Musik. Sie sah nach dem See, und im Morgengrauen tauchte aus der Mitte der Wellen ein schönes Haupt empor, das einen goldenen Helm mit weißem Federbusche trug. Dicke, schwarze Locken fielen auf die Schultern herab; das Angesicht war weiß wie Lilien und fast durchsichtig, die Augen waren blau, die Zähne wie eine Perlenschnur. Bald stand ein ganzer Reiter auf den Wellen. Er trug einen grünen Panzer von Smaragd und ein langes, glänzendes Schwert. Sein Pferd war weiß wie Morgennebel, und die Bügel und Zügel glänzten wie Thau. So ritt der Reiter über den See auf Melcha zu, die sich nicht regen

konnte. Er stieg vom Rosse, das er an einen Baum band, und legte sich neben Melcha ins Moos. So schöne Worte sprach er zu ihr, daß ihr wohl ums Herz wurde und sie zu lachen und zu weinen begann wie ein Kind. Bald sagte sie ihm, daß sie ihn liebte, und er sagte es ihr wieder. Dann gab er sich ihr zu erkennen als König O'Donoghue, und als sie sagte, daß sie seine Braut sein wollte, steckte er ihr einen goldenen Ring an den Finger, und sie gab ihm ihre Schärpe. Dann küßte er sie und versprach, sie am Maimorgen des nächsten Jahres abzuholen, um sie zu heirathen. Dann stieg er wieder auf sein weißes Pferd, ritt bis in die Mitte des Sees, winkte noch einmal mit der Hand und versank. Die ganze Luft klang von Musik, alle Bäume begannen mit einem Male zu blühen, und Blätter und Blumen riefen: König O'Donoghue ist Bräutigam! Melcha glaubte, daß sie geträumt habe, aber der Ring an ihrem Finger sagte es ihr deutlich, daß sie König O'Donoghue's Braut sei.

Am Liebsten hätte Melcha die ganze Zeit bis zum Maimorgen des nächsten Jahres verschlafen, so sehr sehnte sie sich, des Königs O'Donoghue Weib zu werden. Endlich kam der Abend vor jenem Morgen. Sie zog ihr weißes Brautkleid an und steckte Blumen ins blonde Haar, das sie lang auf beiden Seiten herabfallen ließ. So stellte sie sich auf den Felsen hin, der heute der Fels der Adler heißt, um den ganzen See zu überschauen. Aber sie wartete lange; kein König O'Donoghue kam, und sie fürchtete schon, er hätte seine Braut vergessen. Aber als der Morgen zu grauen begann, erkannte sie, wie im Zwielicht der See sich öffnete. Aus seinem Schooße stieg zuerst eine Schaar von schönen kleinen Knaben, welche Kränze, Sträuße und Blumenkörbe in den Händen trugen. Gekleidet waren sie in kurze, luftige, hellgrüne Wämschen, die die zarten Glieder kaum bedeckten; ihnen folgte eine Reihe von Jungfrauen, welche goldene Gewänder, Schleier und Geschmeide aller Art auf rothen Kissen trugen; gekleidet waren sie in langwallende, faltige weiße Gewande, und ihre blonden Locken spielten im Wind. Gleich nach ihnen kamen zwölf Harfner,

theils Jünglinge in kurzen Gewändern, theils Greise mit breit herabfließenden Bärten, langen weißen Kaftanen. Sie spielten auf Harfen süße Melodieen, und die Knaben, die neben ihnen gingen, sangen dazu. So unter Harfenklang und Gesang tauchte König O'Donoghue auf seinem weißen Rosse empor. Er war anders gekleidet als im vorigen Jahre. Seine ganze Rüstung war weiß, ein weißer, breiter Mantel deckte ihm die Schultern — aber auf der Brust war die grüne Schärpe zu sehen, die ihm Melcha geschenkt hatte. Auf den schwarzen Locken trug er eine goldene Königskrone und in der Rechten ein Szepter von Elfenbein, auf dessen Spitze ein Kleeblatt von Gold erglänzte. Ihm folgte noch eine Reihe von Pagen und Rittern und Frauen. Aber der ganze Zug stellte sich auf dem entgegengesetzten Ufer auf, und Melcha war von ihm durch die Breite des Sees getrennt. — Doch erkannte sie, wie ihr der Bräutigam liebend zulächelte. Eine ungeheure Sehnsucht ergriff sie, zu ihm zu gelangen, und sie wollte vom Felsen hinabspringen. Aber sie fürchtete, zu ertrinken, ohne daß sie vielleicht ihr Bräutigam erretten könnte, und sie zauderte und fing an zu weinen. Da ertönte es hinter ihr:

> Nur zu, nur zu, du schöne Fee!
> Killarney-See
> Thut seiner Königin nicht weh!

Da faßte sie sich ein Herz und sprang hinab — da stand der ganze Zug unten, und König O'Donoghue drückte sie in seine Arme. Die Harfner begannen zu spielen, die Jünglinge, Knaben und Mädchen zu singen, und unter dem Rufe: Hoch O'Donoghue, König der Elfen, hoch Melcha, seine Königin! versank der ganze Elfen-Königshof in die Tiefe des Sees.

Seit jener Zeit blüht und gedeiht das schöne Ufer des Killarneysees, denn der Elfenkönig liebt das Land, in dem seine Königin geboren worden. Jeden Maimorgen taucht er noch aus dem See, und glücklich Derjenige, der ihn da erblickt, denn ihm wird es wohl ergehen und er wird lange leben.

Unter diesen Erzählungen war es nach Mitternacht geworden. Ich empfahl mich der Gesellschaft, welche mich mit den freundschaftlichsten Händedrücken entließ, und zog in Begleitung Juddy's weiter. Der Stadttheil, in welchem wir uns befanden, „the liberties," war ehemals der Sitz der reichen und aristokratischen Bevölkerung Dublins und hatte seine besonderen Privilegien, daher auch der Name. Später zog sich die Gentry auf die luftigere andere Seite des Flusses, und ihre alten, theils palastartigen Gebäude wurden von der Armuth Dublins besetzt, die sich durch beständigen Zuzug aus den ausgehungerten Grafschaften rekrutirt. Ein solches Haus faßt oft mehrere Hunderte von Bewohnern, die in ihren Lumpen mit den hohen geräumigen, pompösen Stuben und Sälen, mit den Ueberresten von Pracht in Wandmalereien und Möbeln sonderbar und traurig genug kontrastiren. — Wir gingen durch die hohen und dunklen Gassen hin, über die Todtenstille gebreitet war, welche nur dann und wann von einem unter freiem Himmel Schnarchenden unterbrochen wurde. Nach einigen Schritten schon erkannten wir, daß wir uns am Besten in der Mitte der Gasse hielten, da wir an den Seiten oft über die Schläfer, die auf Thürschwellen und Treppen gelagert waren, stolperten und die Armen um ihren vielleicht einzigen Trost brachten, um den Schlaf.

In einer der Gassen kam uns aus einem breiten Fenster ein heller Lichtglanz entgegen. Wir traten heran und sahen durch die zerbrochenen Scheiben. Auf dem Tische lag die schöne Leiche eines Mädchens, das in der Blüthe der Jahre heimgegangen war. Sie war weiß gekleidet und trug einen grünen Kranz im Haare. An jeder Seite ihres Todtenbettes brannten drei Kerzen und über ihrem Haupte, das sanft gelehnt auf einem Kissen lag, leuchtete eine Talglampe. Rings um die Leiche saßen auf Schemeln oder auf dem Boden selbst mehrere Weiber, die den Dampf ihrer Pfeifen wie Weihrauch aufsteigen ließen und die Leiche und die ganze Stube in dichte Schleier hüllten. Die Männer, die ebenfalls in großer Anzahl zugegen waren, hielten

sich entfernter von der Leiche und saßen oder lagen plaudernd oder schlafend in den Stubenecken umher. Im Ganzen herrschte die Stille nicht, welche sonst Leichen zu umgeben pflegt. Im Gegentheil unterhielten sich die Weiber sehr laut und vernehmlich. — Es ist die Leiche der armen, schönen Honor, sagte mir Juddy. Sie kam mit mir aus dem Westen und starb an der Auszehrung oder am Hunger. Es war die beste und lieblichste Person von der Welt. Es war ihr ausdrücklicher Wille, daß nach ihrem Tode eine „Wake" (Todtennachtwache) gehalten werde, obwohl dieser heilige Brauch hier in Dublin längst abgekommen ist. Aber wir armen Leute aus dem Westen halten noch viel darauf und sparen dafür unser ganzes Leben lang. Denn es ist eine große Ehre, eine schöne Wake zu haben. Das Haus ist offen, fügte sie hinzu — und Jeder kann eintreten, um einige Paternoster für die Seele des Verstorbenen zu beten. — Juddy trat auch hinein, kniete vor der Leiche nieder und versank in inbrünstiges Gebet, welches aber den Rest der Gesellschaft in ihrer lauten und lärmenden Unterhaltung nicht im Geringsten störte. — Ich selbst stand indessen in der Stubenthüre und betrachtete das eigenthümliche Bild; wenn ich die bizarren Gesichter der Weiber abrechne, war es im Ganzen tragisch und unendlich traurig. Auf der Bahre ein schönes, junges Kind, das, vom Elend aus seiner schönen Heimat getrieben, in der Fremde sein Grab findet, und vor ihr eine noch schönere Blume auf den Knieen, die vielleicht, ja gewiß noch größerem Jammer entgegengeht. — Juddy küßte noch die Leiche ihrer ehemaligen Freundin, dann den Fuß des Kruzifixes in deren Händen und ging wieder, fast so ruhig und kalt, wie sie gekommen war. Nur war sie in den ersten Momenten etwas schweigsamer.

Auf den Quais sahen wir einen Konstabler, der mit seinem Stocke die Schläfer weckte, die dort auf den Trottoirs umherlagen, und sie in die engen Gassen, die zu den Liberties führen, zurückjagte; nur dort scheint es ihnen erlaubt zu sein, unter freiem Himmel zu schlafen. Auf Carlisle-bridge trafen wir unsern

alten Freund Barry, der mit Thaddy, wie es schien, in großer Eile das andere Ufer zu gewinnen strebte. Juddy wollte ihn aufhalten, aber er warf ihr nur einige Worte in gälischem Dialekte zu und eilte weiter. Juddy erklärte mir, daß Barry's Freund, Thaddy, in diesem Augenblicke mit der Polizei schlecht stehe, daß diese ihn in jener Kneipe ausgespäht und daß nun Barry für ihn einen neuen Schlupfwinkel auf der andern Seite des Flusses oder vielleicht auch außerhalb der Stadt suche.

Ueber der Bai von Dublin bebte schon das Zwielicht des anbrechenden Morgens, in den Segeln und Tauen des Hafens regte sich der Morgenwind, auf den Schiffen selbst wurde es schon lebendig. Ich nahm von Juddy zärtlichen Abschied und konnte nicht umhin, sie zu bitten, ja die Reise nach London zu unterlassen. Aber sie antwortete mit Achselzucken: Was wollen Sie, lieber Herr? Es findet sich nicht immer ein Mr. Ohr, der sich eines armen verlorenen Geschöpfes annimmt und es zur reichen Frau macht. — Sie meinte den Kaufmann, der in Dublin dadurch berühmt geworden, daß er, gerührt durch die Schönheit eines verlorenen Mädchens, diesem ein Putzwaarengeschäft einrichtete und es von endlicher Verderbniß errettete. — Ich drückte Juddy etwas Geld in die Hand, und indem ich ihr noch für ihre Dienste herzlich dankte, fügte ich hinzu: Hier, liebe Juddy, hast du Geld genug, um einige Zeit zu leben und dich nach Arbeit umzusehen.

Juddy drückte mir die Hand und ging. Nach zehn Schritten wandte sie sich noch einmal um, lachte und rief: Ich hab' es gezählt; es reicht hin, um damit nach London zu kommen. — Und sie verschwand im Dunkel der Westmoreland-Street.

So ist das Nachtleben in Dublin. Als ich auf meiner Stube ankam, brannte mir der Kopf. Ich öffnete das Fenster; groß und prächtig ging über der Bai von Dublin die Sonne auf.

Tagebuch aus Languedoc und Provence.

Truth in her pure simplicity wants art
To put a feigned blush on.
John Ford.

Letztes Kapitel als erstes.

Ein Schloß am Meere — Languedoker Abende — Gäste — Antikes und christliches Leben — Wein und Seidenwürmer — „So lebt nun deine Sappho" — Der Aufruhr in den Cevennen — Orientirung.

Latour de Farges — so heißt ein altes Schloß, das sich auf einem der letzten südlichen Ausläufer der Cevennen bescheiden, doch romantisch schön erhebt. Wie ein Posten vor der ungeheuren Festungsmauer des Cevennengebirges blickt es klug und muthig weit hinaus über die Ebene Niederlanguedoc's bis ans Meer. Hundert Schritte gegen Süden, und man befindet sich an der Eisenbahn und in der Ebene. Einst war das Schloß, der Thurm der Seigneurs de Farges, von Ringmauern, Thürmen und Wallgräben umgeben; die Gräben sind heute gefüllt und von Vernis de Japon bepflanzt, die Wälle sind gleichfalls gefallen oder haben sich zu friedlichen Gartenmauern erniedrigt und verdünnt. Nur ein kleines Stück ist in seiner ganzen Höhe mit der Galerie und der hinaufführenden Treppe stehen geblieben. Die drei Thürme aber ragen in ganzer Größe empor und suchen noch heute eine feudale Grimasse zu machen; der eine breit und schön überkuppelt, die andern von Zinnen und Zacken gekrönt. Aber trotz ihrer feudalen Maske haben auch sie sich friedlichem Geschäfte und friedlichen Einwohnern gewidmet. Der eine, ehemals ein Gefängniß oder eine Folterkammer, — denn die Herren de Farges hatten eigene Gerichtsbarkeit, — ist ein Taubenhaus geworden; in dem andern verleben Kaninchen ein sybaritisches Dasein; nur der dritte ist als Gefängniß eines Goldadlers aus den

aufrührerischen Cevennenbergen seinem ursprünglichen Charakter treu geblieben. Anstatt des Wächters auf der Zinne sitzt ein stolzer Pfau auf der gewaltigen Akazie am Thorthurme und warnt seine junge Brut und die ganze basse-cour mit trompetendem Rufe, wenn sich in den Lüften ein Geier der Berge wiegt, blickt aber ruhig herab, wenn der zahme Falke über seine Kinder hinfliegt.

Auf der von den Thürmen flankirten Terrasse wachsen junge Pinien und andere südliche Bäume auf; in den Winkeln hocken gewaltige Aloen. Ihre Blätter tragen zahllose Inschriften und sind ein Stammbuch des Schlosses geworden. Da ist mancher bekannte Name zu lesen. Den Taubenthurm umschlingt liebend ein Rosenbaum, der den berühmten, von Ludwig dem Frommen gepflanzten Hildesheimer an Größe und Blüthen weit übertrifft. Er bildet einen heiteren Kontrast gegen die Cypressen, die auf ihn ihre melancholischen Schatten werfen. Aber was südliche Vegetation vermöge, zeigt erst die Anglaise, ein schattiger Garten, der sich an die Terrasse schließt und gegen Osten auf Lunel Viel und die weingesegneten Ebenen von Lunel blickt. Der Rosen- und der Dichterlorbeer, die purpurblühende Granate, die Cypresse und Pinie, die Stacheleiche, der rothe Judasbaum, der wuchernde Vernis de Japon stehen in dichten, engzusammengedrängten Gruppen da und weben kühle Dämmerung für die Stunden der Siesta. In ihren Zweigen singen hundert Nachtigallen Tag und Nacht. Sie haben Zuhörer genug; denn an der Gartenmauer wiegen unzählige, vielbesungene provenzalische Rosen ihre goldenen, weißen, rothen, braunen Kronen.

In solcher Umgebung erhebt sich das eigentliche Schloß: ein unregelmäßiges, altes Gebäude mit tiefen Fenstern, dem das platte Dach wie ein alter zu weit gewordener Hut tief in die Stirne bis auf die Augen fällt. Es würde ein mürrisches Gesicht machen, wenn die heitere Sonne des Südens, die es vergoldet, das erlaubte; wenn der Gesang der Nachtigallen, die es umtönen, seine Düsterheit nicht in liebliche Melancholie verwandelte. Dann fühlt man sich so wohnlich in seinen Kreuz- und Quer-

gängen, in seinen breiten gewölbten Sälen, in seinen gepflasterten kühlen Stuben, in deren Fenster der Feigenbaum oder der Epheu wie zum Gruße seine grüne Hand hereinstreckt. Als wollte die Natur das liebe Nest vor den Fröften des Nordwindes schützen, zieht sie von unten herauf einen aus Epheu und hundert andern Schlingpflanzen gewobenen Teppich über die Mauern bis auf das Dach. In wenigen Jahren wird das ganze alte Gemäuer einem grünen Nachtigallenneste ähnlich sein. Auf der einen Seite, dem Süd-Ost zugewendet, wächst ein kleines Thürmchen mit einem Balkon aus dem Gemäuer heraus. Dort steige man hinauf, um die ganze Herrlichkeit Niederlanguedoc's kennen zu lernen, jenes Landes, von dem es heißt:

„Du findest dort die Milde des Himmels, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannigfaltigkeit des Feldes, des Weingartens, der Wiese; die Verschiedenheit der Früchte, die Annehmlichkeiten des Hügels und der Ebene und eine außerordentliche Zahl von Flecken, Schlössern, Dörfern und Städten."

So beschrieb Roland Laporte, der Weinbauer und große Kamisardenprinz, das Land, als er seinen General, den Schäferknaben und Bäckergesellen Jean Cavalier, mit dem Herzogstitel belehnte und ihm dazu Niederlanguedoc, „wo schon so viele Menschen seinem Gesetze gehorchten," als kleine Gabe zu seiner Verlobung schenkte. So beschrieb er es vor hundert und fünfzig Jahren, so ist es noch heute. Des Abends erkennt man seine Gränze am Pharus der Crau, der sein Licht, wie ein beweglicher, ins Meer gesunkener Stern herübersendet.

Wie herrlich war diese Ebene zu sehen, als am Johannisvorabend nach der Sitte des Landes „vor all' den Flecken, Schlössern, Dörfern und Städten," ja vor jeder einzelnen Meierei die gewaltigen, von Weinreben genährten Flammensäulen aufstiegen. In weiter Ferne erblickte man dunkle Gestalten, wie Hexen, durch die feurige Lohe fliegen; das waren die Bauern und Bäuerinnen, welche glauben, daß ein solcher Sprung durch die heilige Johannesflamme sie für das ganze Jahr vor dem in den Sümpfen

lauernden Fieber schütze. Wie grauenvoll schön war sie zu sehen, als man in einer Herbstnacht die Sümpfe bei Aigues-Mortes in Flammen steckte, um sie mit der eigenen Asche für das nächste Jahr zu düngen. Als ob Ninive und Babel und Persepolis, neben einander aufgestellt, von Einer ungeheuren Flamme verzehrt würden. Der Himmel brannte mit, und die neunzehn gezackten Thürme von Aigues-Mortes ragten glühend in die Nacht empor, wie die letzten Reste von Ninive, Babel und Persepolis. Die Sterne erbleichten, die Vögel in den Nestern erschraken vor dieser Morgenröthe, aber ruhig und stolz wiegten die Flammensäulen einander ihre Häupter zu, wie ein feuriger Wald, dessen Wipfel ein sanfter Morgenwind bewegt.

Wie traurig aber war das Land, als an einem schönen Junimorgen plötzlich ein Heer von Nebeln aus dem Meere stieg, landete, sich mit den Nebeln der Sümpfe vereinigte und einen traurigen, schaurigen Siegeszug über die Ebene hin begann. Sie schienen so langsam zu wandern, und doch wie schnell verschwanden Dörfer und Städte hinter ihnen, wie bald lag eine weiße Nacht, ein feuchtes Leichentuch ausgebreitet über das ganze Gefilde! Die Sonne erbleichte und verschwand, die Lerchen sanken erschrocken und stumm in ihre Nester, den Leithammel ergriff panischer Schrecken, und mit tönender Glocke lief er dem Schäfer voraus, von den Garrigues fort nach Hause in den Stall, und ihm nach die ganze Heerde. Die Bauern sagten: da drinn sitzen die Fieber. Einzelne Tropfen, die zur Erde fielen, waren wie Thränen von Kindern, welche die Geister geraubt und hinter ihrem weißen Gewand versteckt forttragen in unbekannte Fernen. Wer kennt das schöne Volkslied der Griechen nicht, das von Charos singt, dem reitenden Tode, der auf Rücken, Hals und Croupe seines Pferdes Greise, Jünglinge, Weiber, und, ach, so viele Kindlein entführt. Er reitet immer fort und will sich nicht aufhalten beim Brunnen; denn dort könnten die Geliebten ihre Jünglinge, die Gatten die Gattinnen, die Mütter ihre Kinder erkennen — „wer könnte dann sie trennen!“

Aber herrlich, unbeschreiblich schön ist das Land jeglichen Abend, selbst nach solchen Nebelmorgen. Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit, die Verschiedenheit der Sonnenuntergänge. Jeden Tag schmückt sich diese ewig junge Königin mit anderen Reizen und Juwelen, um jeden Tag mit andrer und neuer Schönheit in das Brautbett zu steigen. Bald ist sie in glühendes Gold, bald in sanftblauen Sammt, bald in dunklen Purpur gekleidet. Die goldnen Wölklein, ihre Pagen, haben es von der Herrin gelernt und sind wie sie unerschöpflich in Erfindung neuer Trachten. Silbern, golden und purpurn — manchmal auch in Trauer gehüllt, folgen sie ihr nach, tragen sie ihre Schleppen oder sprengen auf feurigen Rossen um ihren Siegeswagen. Launisch wechselt sie ihr Kleid oft unzählige Male in der Minute, blickt ebenso ihr Gesicht bald lächelnd, bald melancholisch, und mit ihr ändert sich ihr ganzes Hofgesinde. Beherrscht von ihren Launen, beginnt die ganze Natur ein magisches Spiel. Die Cevennen erglühen; ihr König, der Pic St. Loup, erhitzt sich und sieht mit leuchtender Stirne der Sonne entgegen, die sich gnädig lächelnd zu ihm niederbeugt; doch zieht sie weiter, und er versinkt nach und nach in Trauer und mit ihm alle Vasallen, die vom Urfeuer gehärteten Berge, alte Vulkane mit kahlen Schädeln. Mit Sonnenuntergang beginnen die hier so häufigen Lufttäuschungen und Phantasmagorien. Alle Dörfer, Städte und Flecken der südöstlichen Ebene fliegen mit einem Ruck in unsere nächste Nähe; wir sehen jedes Fenster, wir blicken in alle Gassen, wir sehen die Tamarisken der Sümpfe, die im Abendwinde zittern, wir erkennen die Laterne des uralten Thurms de Constance in Aigue-Mortes, ja wir hören die Glocken der fernsten Kirchthürme. Im Westen aber rückt Alles in träumerische Ferne, in blaue, duftige Nebel. Nur die Dörfer auf den Höhen erglühen in heiterem Lichte, auch St. Genies, obwohl der Stammort Guizots, dessen Großvater schon ein Verräther seiner Glaubensbrüder gewesen, denn die Sonne leuchtet gleich gütig auf Gute und Böse. Das Schloß Castrie mit den hundert Bogen seiner

Wasserleitung gleicht einer fata morgana, die vor jedem Augenzwinkern verschwinden kann — auch verschwindet es. Dunkler Abend ruht auf Thal und Ebene. Nur der Pinienhain vor uns leuchtet noch wie grüner Sammt aus dem Dunkel. Bald wird die Nacht kommen. Schon, mit einem Schlage ist sie da, die schöne, blaue, sternenbesäete, Nachtigall-durchsungene provenzalische Nacht!

Es ist geradezu lächerlich, das Alles beschreiben zu wollen!

Ich thue es nicht; ich steige vom Balkon herab ins Schloß zu meinen lieben Gastfreunden.

Durch die Bibliothek, wo französische, deutsche, englische, spanische, griechische und lateinische Klassiker über- und nebeneinander aufgestellt sind, ja wo sogar geheimnißvolle Sanskritzeichen wie indische Schlingpflanzen den Studirtisch bedecken, gelange ich hinab in den Saal des ersten Stockes. Er ist in ein Atelier verwandelt. Der Schloßherr, der dort oben Sanskrit studirt und sich an Nal und Damajanti entzückt, malt hier unten die Portraits seiner Freunde; neben ihm sitzt seine siebenzehnjährige Tochter und studirt anspruchslose Schönheit an einem Bettelkinde, das, wenn sein Porträt vollendet, in wenigen Tagen reich beschenkt entlassen wird. An den Wänden hängen Zeichnungen und Cartons, Meisterstücke des frühverblichenen Papety. Unwillkürlich haftet das Auge am restaurirten Pantheon, dem Inbegriff aller Schönheit, das Papety mit Künstlerliebe aus tausend Bruchstücken zusammengetragen und wieder hergestellt hat. Indessen klingen aus dem Saale im Parterre Lieder von Gluck, Mozart, Beethoven oder irgend einem uralten Italiener herauf. Wenn sie schweigen, erbraust der Erard in Beethoven'schen Sonaten, in Bachischen Fugen oder lispelt graziöse Melodien von Couprin. Denn Schloß und Umgegend gehören einem Künstler, der, horribile dictu, ein Sozialist und, admirabile dictu, dabei ein reicher Mann ist, der es versteht, sich mit dem Schönen aller Zeiten und aller Völker zu umgeben. Seine Gattin ist eine weltberühmte deutsche Künstlerin, die hier in Languedoc'scher

Einsamkeit, auf Lorbeeren ruhend, ihr schönes Künstlerleben weiter träumt. Sie ist die Sängerin, welche sang. Die Musikerin aber, die Beethoven'sche Sonaten zum Lispeln der Cypresse spielt, ist ihre Ziehtochter, eine verlassene junge Künstlerseele, deren sie sich gütig angenommen. So wandere ich herauf und herunter, von Poesie zu Malerei, von Malerei zu Gesang, von Gesang zu Musik. Ein schönes Leben, schön eingerahmt.

So, mein lieber Fritz, „so lebt nun deine Sappho!" Es bleibt mir kein anderer Wunsch, als daß es allen Flüchtlingen so ergehe, daß alle ihr Vaterland in dem einen, großen und untheilbaren der Künste und der Liebe wiederfinden und auf ihrer Flucht so hold ausruhen mögen, wie ich.

Mit solcher Einsamkeit kann man sich schon zufrieden geben; doch werden wir oft auf angenehme oder abenteuerliche Weise gestört. Von den Besuchern der sogenannten guten Gesellschaft, die in aller Welt dieselbe ist, von den Freunden aus Montpellier oder den benachbarten Landhäusern, will ich schweigen; die Bettler und Abenteurer, die manchmal vorsprechen, sind, mit Respekt zu sagen, viel interessanter. Da pochte vor einigen Tagen ein narbenbedeckter Veteran aus der republikanischen und Kaiserzeit an die Thüre, denn die Vaterlandsvertheidiger gehen in Frankreich wie in andern Ländern betteln, trotz aller Invalidenhäuser. Er erzählte mit bekanntem Feuer von seinen Campagnen und vom Kaiser. Auf die Republik war er schlecht zu sprechen, denn sie hatte ihn mittelst der Assignaten um sein Geld gebracht. Als Beweis zog er aus der Brust eine alte Assignate vom Jahre 93, die er, da er sie doch nicht einwechseln konnte, als Andenken an jene Zeit aufbewahrt hatte. Er schimpfte ganz gewaltig über diesen unfruchtbaren Schatz. Aber der Schloßherr zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche, belehrte ihn über seinen unverzeihlichen Irrthum und erklärte sich beauftragt, im Namen der alten Republik, die alte Assignate einzulösen. Wie groß und freudig war das Erstaunen des alten Soldaten; dankbar küßte er das Bildniß der neuen Republik auf dem Fünffrankenstücke

und schwur hoch und theuer, niemals mehr ein Wort gegen die alte, ihre Mutter, sagen zu wollen. Er war ein Elsäßer und sprach nur deutsch. Wie sonderbar, oder wie ich eigentlich sagen sollte, wie betrübend klangen seine Siegesberichte über die deutschen Campagnen in dieser Sprache. Er deklamirte von Jena und Wagram, als hätten seine Urahnen schon zu unserem „Erbfeinde" gehört. O Arndt, Jahn und Binzer! ich gab die letzte Hoffnung auf, das Elsaß je wieder zu erobern. Die Verräther, die Elsäßer, sie befinden sich leider wohl in französischer Gesellschaft!

Ein anderes Mal besuchte uns, ebenfalls als Bettler, der Sprößling eines bekannten, halbdeutschen adeligen Hauses, das Deutschland einen Dichter, der Schweiz und Frankreich verdienstvolle Krieger gegeben. Er sah aus wie ein Irländer, denn er trug einen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe und die elendesten Lumpen auf dem Leibe. Nackt und bloß lugten die Zehen aus den vielfach durchlöcherten Stiefeln; ein zerfasertes Frauenbrusttuch schlang sich eng um den Hals und hielt nothdürftig das knopflose Hemd zusammen, dessen Kragen sich Mühe gab, steif, obwohl schwarz, den unrasirten Bart zu umhegen. Der Stempel alter Verkommenheit, vielleicht Verlumpung, lag auf dem ganzen Gesichte und ließ das eigentliche Alter schwer erkennen. Er bettelte mit Hülfe seines Adelsbriefes, den er mit sich trug. Als ich in die Küche trat, wo er ein Frühstück verzehrte, war er eben eifrigst bemüht, der Köchin, einem Bauernmädchen aus Lunel Viel, seine Genealogie auseinanderzusetzen, indem er eine Menge mit Wappen versehener Papiere auf dem Küchentisch ausbreitete, wo sie sich neben Würsten und abgestochenen Rebhühnern sonderbar genug ausnahmen. Er sprach nur schlecht französisch, doch wurde er beredt, da er auf seine Ahnen und die Bedeutung der einzelnen Wappenbilder zu sprechen kam. Er konnte nicht umhin, Marion höflichst zu bitten, sie möchte ja nicht sein Haus mit dem anderer adeliger Familien gleichen Namens verwechseln, welche viel jünger und bei Weitem nicht von so gutem Adel seien, als

die seinige. Die gutmüthige Marion meinte nur, er solle ja Acht haben auf all' die „Pässe", da Papiere armen Leuten, die aus den Armenkassen schöpfen wollen, sehr nothwendig wären, und entfernte die Würste, um sie mit den schmutzigen Dokumenten nicht in Berührung kommen zu lassen. Als mich der arme Don Ranudo bemerkte, erröthete er sanft über seine Konversation mit der Köchin und nahm den Franken, den ich ihm überbrachte, mit tiefen Bücklingen in Empfang.

Wie Diesem seine Wappen, so dienten einem Andern zwei Wolfsköpfe ad captandam benevolentiam. An einem schönen Augustnachmittage erschien die schaurige Gestalt des Wolfsjägers plötzlich am Schloßthore und forderte den Lohn seines Gesittungswerkes als Verfolger und Ausrotter der wilden Bestien. Freilich nannte er diesen Lohn seiner herkulischen Bestimmung ein Almosen. Da nichts Sonderbares oder Eigenthümliches an einem Maleratelier vorübergehen darf, citirte man ihn herauf in den oberen Saal, als eben den Malenden das friedlichste aller Gedichte, Hermann und Dorothea, vorgelesen wurde. Taumelnd, denn er war betrunken, trat der Wolfsjäger herein und warf seinen Sack vom Rücken vor die Füße der Staffeleien. Zwei alte Wolfsköpfe mit grinsenden Zähnen rollten hervor. Mit stammelnder Zunge erzählte er im Patois, daß er die einstigen Träger dieser Köpfe in den Cevennen erschlagen habe, und zwar mit dem Knittel, den er in der Hand trug. Das ist glaublich, denn er sah nicht aus wie Einer, dem es genehm wäre, die fünfundzwanzig Francs für den Jagdpaß zu bezahlen, den man haben muß, um mit dem Gewehr in Feld oder Gebirge zu gehen. Die Jacke hatte er schief über die Schulter geworfen; das Hemd stand vorn weit auf und zeigte eine dichtbehaarte Bärenbrust; das dicke, thierische Gesicht glühte von Wein, und die kleinen Augen waren verschwollen. Kurz und stämmig zusammengedrängt, breitschulterig und verthiert, wie er aussah, glaubte man es, daß er sich mit viehischer Kaltblütigkeit in ein Rudel Wölfe zu stürzen fähig sei — aber auch, daß ihm Wolf- und Menschen-

leben gleich viel Werth hätten. Sonderbar lächelnd sah Shakespeare aus seinem Rahmen auf diesen Caliban hernieder. Seine Nähe war unheimlich; man ließ ein Geldstück in seine Mütze fallen, er warf seine Wolfsköpfe wieder in den Sack, den Sack auf die Schulter und taumelte aus der Thüre hinaus, verirrte sich aber in den dunklen Gängen, wo er brummend noch lange umhertaumelte. Allein auch er thut das Seine zur Gesittung.

So ziehen phantastische Gestalten durch unsern Sonnenschein. Häufiger als diese aber sind die charakteristischen, wenn sie auch weniger romantisch oder komisch sind. Die Curé's, die in ihrer schwarzen Tracht mit den großbeschnallten Schuhen und breitkrämpigen Hüten auf kleinen Zwergpferden oder Eseln, von ihren Vicaire's begleitet, manchmal heransprengen, um vom kostbaren Muskat-Lunel zu kosten, will ich gar nicht erwähnen. Interessanter scheint mir z. B. der brave Maurermeister und ehemalige napoleonische Soldat, der vor längerer Zeit wüthend ins Zimmer trat, nach der Sitte des Landes ächt spanisch den Hut auf dem Kopfe sitzen ließ und sich selbst unmuthig in einen Fauteuil warf, um die Leidensgeschichte seiner Familie zu erzählen. Der gute Mann hatte die größte Lust, Großvater zu werden; aber Diejenige, die ihm zuerst zu diesem Glücke verhelfen konnte, seine pausbackige, sechzehnjährige Tochter, hatte sich im Beichtstuhl überreden lassen, es sei eine viel größere Wonne, die Braut des Himmels zu werden, als den alten Soldaten aus der Kaiserzeit zum Großvater zu machen. Ueber dieses Dogma war der arme Mann außer sich gerathen. Mit den unehrerbietigsten Ausdrücken, die noch ein wenig nach imperialistischem Lager rochen, sprach er vom Curé und der ganzen Klerisei und Kirchenwirthschaft, obwohl er als Schweizer und Kantor der Kirche seines Dorfes gewissermaßen selbst zu letzterer gehörte. Er erzählte, wie er seinem devoten Töchterlein zu beweisen suche, daß es viel schöner und gottgefälliger sei, gesunde Buben zu erzeugen, als ein Faulenzerleben im Kloster zu führen, wie aber diese Argumente über ihr verstocktes Gemüth nichts vermögen,

und wie er mit Prügeln ans Ziel zu gelangen hoffe. Bei dieser Gelegenheit kramte er eine lange Reihe ähnlicher Geschichten von Mädchenverführung durch die Curé's, wie er es nannte, aus und ließ mich einen Blick thun in das Innere des Volkslebens, in das Treiben der Pfaffen, die hier fast allmächtig sind; aber auch in die gesunde Opposition, die sich hier und da in gesunden Gemüthern vorbereitet. Einige Zeit darauf sah ich die fragliche Braut Gottes bei der Weinlese beschäftigt; sie führte die Rebensichel so rüstig wie Eine, und die Scherze der jungen Winzer, und die nichts weniger als nonnenhafte Miene, mit der sie aufgenommen worden, ließen mich hoffen, daß die Prügel des Vaters überzeugende Kraft besessen und die dicke Bäuerin der Welt und ihren Freuden wiedergegeben haben. Eine gleiche Metamorphose bemerkte ich an dem reizenden kleinen Nähmädchen, das auf dem Schlosse arbeitet. Auch sie kam mit Klostergedanken zu uns, aber schon nach wenigen Wochen sprach sie mit großer Salbung von der heiligen Bestimmung „der Mutter." Wer weiß, welcher Thirsis (so heißen die verliebten Schäfer in den hiesigen Volksliedern, wie in den deutschen Zopfgedichten des vorigen Jahrhunderts) diese Bekehrung vollendet hat, die hoffentlich dauern wird trotz der zehn Gebetbücher und der Unzahl von Heiligenbildern, welche Augustine noch immer in ihrem Arbeitskorbe mit sich herumträgt.

Wie eigenthümlich kontrastirt dieses katholische Weihwasser-, Beichtstuhl- und Nonnenleben mit den altklassischen, griechischen und römischen Resten, die Einem hier zu Lande überall begegnen und auch auf unserem Schlosse nicht fehlen. Unmittelbar an den Kaninchenthurm schließt sich die Ferme oder Meierei, welche mit der Wohnung des Schaffners, mit den Ställen der Maulthiere, Esel, Arbeits- und Reitpferde, mit der Schäferei und dem Hause der Seidenzucht oder Magnanerie ein großes Viereck bildet, so groß, wie vielleicht nicht der Palast des Pylischen Königs gewesen. Die Wohnung des Schaffners oder Païre (sprich Pà-ire [Patois] statt père; wir nennen ihn den Männer beherrschenden

Paire) ist eine weite, hochgebühnte Halle, die, wenn sie auch nicht ganz an die Halle des edlen Laertiaden erinnert, doch gewiß die größte Aehnlichkeit mit jener seines göttlichen Schweinhirten hat. Ein heller Feuerschein fällt aus dem gewaltigen Kamine, in welchem eine respektable Familie wohnen könnte; an seiner rebengenährten Flamme sitzt die uralte Patriarchin, die Maire (sprich Ma-ire) oder Mutter, und dreht den klassischen Spieß oder beobachtet den Kessel, der an eiserner Kette aus der Esse herunterhängt, wenn sie nicht Raisiné oder Weinmus bereitet, wie es Nestor in seinem Zelte den Gästen vorsetzte. Von der Decke herab schwebt die Ampel, dieselbe an Form und Gestalt, wie sie alte Maler und Bildhauer der neugierigen Psyche in die Hand geben. Eine andere erhebt sich dort im Winkel auf erhabenem Dreifuße. Neben ihr, in die Wand gemauert, befindet sich die granitene Handmühle, an welcher einst Sklaven, und unter ihnen ein unsterblicher Dichter, geseufzt. In der andern Ecke reihen sich hohe, bauchige Thonkrüge mit engem Halse und doppelten Henkeln; sie bewahren rothglühenden Wein oder kostbarere Wasserfluth aus fernen, ach! hier zu Lande seltenen Quellen. Am dicken Eichentische sitzen drei-, vier-, auch fünfmal des Tages, fast so oft wie homerische Helden, der Männer beherrschende Paire, der Großknecht, der Schäfer, die Ochsen- und Pferdeknechte, die Eseltreiber und Feldarbeiter. Sie essen Weinmus, kräftige Fleische und kostbare Früchte des Südens: Pfirsiche, Feigen, Granatäpfel und Trauben; dazu trinken sie des köstlichen Weines aus einem hohen Kruge, der nach rechts im Kreise herumgeht. Der Barbar des Nordens glaubt einem fabelhaften Mahle von Königen zuzusehen, und mit Wehmuth denkt er der Bauern seiner Heimat und ihrer Kartoffeln, und mit einem gewissen Unwillen sieht er, wie man dem Fohlen, das sich frei herumtreibt und während des Mahles hereinsprengt, rothen Wein aus antik geformter Schale zu trinken reicht. Indessen steht die uralte Maire und ihre Enkelin hinter den speisenden Männern, um sie zu bedienen. Nie würden sie es wagen,

sich an den Tisch der Männer zu setzen; weder Mutter, noch Frau, noch Tochter hat dieses Recht. Sie dürfen nur dienen. Wenn sich die Männer erhoben haben, dann erst stellen sich die Weiber mit der Schale in der Hand an den Kamin oder in irgend einen stillen Winkel und verzehren die Reste des Mahles stehend. Auch dieses Land wird einst seinen Dorfgeschichten-schreiber finden; aber selbst das große Talent George Sand's wird bei diesen Dichtungen nicht ausreichen. Sie werden eines homerischen Hauches bedürfen, um wahr zu sein. Aber Abbé Fabre und seine ins Patois übersetzte, und auf diesen Boden übertragene Odyssee existiren ja schon seit fast hundert Jahren!

Nur die Weinlese hat mich in meinen antiken Illusionen gestört. Sie bietet Nichts, was an Dionysos und seinen mit Hülfe des Rausches welterobernden Zug erinnert. Die Winzerinnen, vielleicht, wie es ihre Augen verrathen, geheime Mänaden, sind öffentlich gute christliche Arbeiterinnen, die unter den Knien die Röcke mit starkem Bande umwinden, um beim Bücken selbst nicht bis an die Knöchel griechisch zu erscheinen. Schweigend rückt die Schaar durch die Reben vorwärts und liest, freilich mit antiker Sichel, die gewaltigen Trauben ab, die von prosaischen Maulthieren sogleich nach der Kelter gebracht und dort sofort zerstampft werden. In Strömen fällt die rothe Fluth von den Brettern in die weiten, gemauerten Behälter, stürzt sie schon vor ihrer Ankunft an der Kelter selbstkräftig aus der Wanne des Wagens. Morgen schon deckt rosiger Schaum die Wiege des jungen Gottes und steigt so betäubender Duft auf, daß die Tauben in der Nähe Eier und Nest verlassen. Der Mann, der dort oben auf den Kelterbrettern mit breiten Schuhen herumtanzt, und unter dessen Füßen Weinquellen entspringen, berauscht sich durch die Nase und tanzt unwillkürlich, in sanfte Seligkeit gewiegt, immer weiter, ein travestirter Silen. Auch wir können nicht widerstehen; Schuhe und Strümpfe werfen wir ab, schürzen die Beinbekleidung hinauf und tanzen mit auf den rothgefärbten Brettern, als hätten wir die Zauberfiedel aus der Sage erklingen

gehört. Die Winzerinnen lachten darüber, daß die „Moussiours“ keltern und so possierlich und unpraktisch auf den Trauben herumtanzen; und lachend setzen sie sich unter den Oelbaum, um eine ihrer vielen Mahlzeiten zu halten, und schlingen, um sich besser vor der Sonne zu schützen, Weinlaub um die Stirnen.

Wie anders ging es einige Monate früher in dem oberen Stockwerke, gerade über den Weinkeltern, her. Dort ist die Magnanerie, die große Halle, in welcher der große Kunstweber und Architekt aus China, der Magnan oder Seidenwurm, sein Wesen treibt. Anfangs sah er so klein und unbedeutend aus, daß ich ihm die Künste gar nicht zugetraut hätte, die ich später als aufmerksamer Beobachter an ihm bewunderte. Ja, die ganze Seidenzucht machte einen komischen und kleinen Eindruck, als die Magnanière oder die Amme der Seidenwürmer mit ihren kleinen Beuteln ankam, in welchen sich die siebenzehn Unzen infusorisch kleiner Seidenwürmer-Eier befanden. Der kleine und komische Eindruck dauerte noch fort, als die winzigen, schwarzen und schmutzigen Würmlein in Millionen in einem Siebe wimmelten und kaum die Handvoll Maulbeerblätter mit ihren kleinen Mäulern zu bewältigen vermochten. Aber wunderbar schnell wuchsen sie heran, als sie sich auf den Binsenlagern, die in der Magnanerie neben- und übereinander aufgestellt sind, ausdehnten und ihre Industrie in großartigem Maßstabe begannen. Ein Wagen Maulbeerblätter nach dem andern fuhr in den Hof, einer nach dem andern verschwand, aufgezehrt von den gefräßigen Industriellen.[1] Ganze Berge dieser beliebten Kost warf

[1] Ganz andere und viel ehrenvollere Epitheta gibt den Seidenwürmern der alte italienische Dichter Francesco Toninelli da Castel Franco in seinem großen Gedichte: I Bombici. Gleich in der ersten Stanze heißt es:

Di reptili et industri Cavalieri
L'opre cantar desio di pregio, e l'arte
Bachi d'Etruria e da Greci primieri
Bombici detti, in questa e in quella parte.

Im Verlaufe des Gedichtes, welches er unter die Protektion einer Cecilia Cornaro stellt, beehrt er die Seidenwürmer mit folgenden Titeln:

man über sie, so daß sie unter der Wucht verschwanden. Aber das dauerte nur eine Minute. Schnell haben sie sich wieder emporgearbeitet; jeder einzelne wählt sich sein Blatt und beginnt es mit pedantischer Emsigkeit von links nach rechts zu benagen, und bewegt das Köpfchen so schnell dabei, als ob er die Sekunde zu verlieren fürchtete. So genährt, wächst er und verändert er sich überaus schnell, und nach vierzehn Tagen ist der kleine, schmutzig schwarze Wurm eine große, fingerlange, weiß- oder goldglänzende Raupe geworden, der man schon eine Bestimmung in der Weltgeschichte zutraut. Der Magnan erkauft diese Größe nicht um einen geringen Preis. Wie alle Individuen und Völker hat er seine Kinderkrankheiten durchzumachen, und ihre Zahl beläuft sich bei ihm auf vier, im glücklichen Falle auf nur drei Krisen. Sentimentale Seelen leiten diese Krankheiten vom Heimweh ab, das der arme Wurm nach seinem Stammlande, dem himmlischen Mittelreiche China verspürt, wo er in freier Luft, unter wärmerer Sonne sein Leben auf dem geliebten Maulbeerbaume selbst bis zur Verpuppung fortspinnt, umklungen von Millionen chinesischen Glockenspielen. Andere aber leugnen diese sentimentale Disposition des Seidenwurms, behaupten, daß ihm südfranzösische Kirchenglocken eben so viel Werth haben, als

Vermicelli santi, prole gentil di valorosi vermi, gentil vermi, nobil vermi, preciosi e cari animaletti, vaghi pargoletti, gentil grege, cortese grege etc. etc.

Den Theil des Gedichtes, welcher mit dem Leben der Seidenwürmer schließt, beendet er so:

Gite pur animosi Cavalieri
Fortunate e felici alme leggiadre
Delle fatiche vostre gite alteri
Nelle cieche prigioni oscure et adre,
Ch'a se vi chiamerà bianchi e leggeri
La celeste d'amor Ciprigna madre
Con novi corpi e con più belle mostre
Mossa a pietà alle miserie vostre.

Man kann doch nicht mehr thun, als seinen Helden das Himmelreich versprechen? —

chinesische Carillons, und daß er in seiner Heimat auch wenigstens in zwei Krankheiten der Natur den Zoll für ein so bedeutungsvolles, Seelenunsterblichkeit beweisendes, durch Kunst verschöntes Dasein entrichten müsse. Es ist aber ein harter Zoll. Denn nach jeglicher Krankheit bleibt eine Unzahl von Magnans todt und zusammengekauert da liegen, um sich nie wieder zu erheben, trotz der duftigsten Maulbeerblätter, die man über ihre Nasen streut. Ihre genesenen Brüder steigen gemüthlos auf die Leichname, um ihr epikureisches Leben weiter zu führen. Die Seidenzüchtler selbst gehen während der Krankheitstage mit höchst besorgten Mienen umher, und wo zwei einander begegnen, kann man sicher sein, daß sie sich theilnehmend nach dem werthen Befinden der gegenseitigen Magnans erkundigen. Aber mit den überstandenen Krankheiten sind noch nicht alle Gefahren überwunden. Wenn der Seidenwurm genug Stoff in sich gesammelt, um nach dreiwöchentlichem Schwelgen an seine unsterbliche Seele denken und sich wie ein Marabut seinen eigenen Sarg bereiten zu können; wenn er schon an den aufgestellten Reisern und Zweigen hinanzuklimmen beginnt, um sich einen gehörigen Winkel zu suchen, wo er seinen Sarg aufhänge — in diesem kritischen und entscheidenden Augenblick kann ein einziges und leises Donnerwetter am Himmel die Verpuppung des Wurmes und alle Hoffnungen des Seidenwurmzüchtlers zu Nichte machen. Beim Donner des Himmels erschrickt der hinanklimmende Magnan, erinnert sich, daß er trotz China und Seide nur ein gemeiner Wurm, steigt oder fällt demüthig wieder auf den platten Boden herab, und um die Puppe, auf die Alles ankommt, und um das Symbol der Unsterblichkeit ist es gethan. Geht aber dieser kritische Augenblick ohne Gefahr und Donnerwetter vorüber, dann bietet die Magnanerie einen in der That herrlichen Anblick dar. Die trocknen Zweige und Reiser, die man zwischen den Binsenlagern so aufgestellt, daß sie mit dem Fuße im Rohre stecken, das obere Geäste aber, von der sie überdachenden Binsenlage gehindert, herunter- und aneinandergebogen wird, bilden

unabsehbare Wölbungen, die dem Blicke, je länger man sie betrachtet, die Illusion unendlicher Waldgänge oder langer gothischer Hallen darbieten. Und in diesen Hallen war es andächtig stille. Der Lärm, den das ununterbrochene Nahrungsgeschäft verursacht hatte, und das dem Klopfen des Regens auf ein Schindeldach glich, hatte aufgehört, denn der Magnan aß nicht mehr. Bedächtig kroch er überall die Zweige und Aeste hinan und suchte in den Wipfeln den für Anlage seines Cocons geeigneten Winkel. Da war es erstaunlich, mit welcher Umsicht, Klugheit und Ausdauer er suchte, prüfte, maß und wählte. Den hinteren Theil um ein Aestlein gerollt, streckte er den vorderen weit aus und beschnüffelte mit den Fühlhörnern die ganze Umgebung. Wenn die Untersuchung kein günstiges Resultat bot, ließ er es sich nicht verdrießen, von Zweig zu Zweig zu kriechen, oder sogar den ganzen Baum hinabzuklettern und es mit einem andern zu versuchen, bis er den für seinen architektonischen Zweck geeigneten Platz herausfand. Rücksichtsvoll umging er den Zweig, an dem sich schon ein Bruder angesiedelt hatte, oder richtete sein eigenes Haus mit Kunst so ein, daß er wohl die Bäulichkeiten des Nachbars benutzte, aber niemals störte. Hatte er einmal seinen Platz gefunden, dann spannte er erst die Seile aus, die das Haus tragen sollten; dann kauerte und krümmte er sich zusammen und machte sich an die Hauptarbeit. Ohne Unterbrechung ging nun das Köpfchen in der Runde herum und spann den unendlichen Faden, der sich bald zu einem durchsichtigen, schleierähnlichen Sarge geformt und zusammengeklebt hatte. Da drin sieht man ihn mit Emsigkeit so fortarbeiten. Die Nacht bricht herein, und da es wieder Tag wird, ist er schon hinter dichter Hülle verschwunden. Wenn man das Ohr nahe hinhält, hört man wohl, daß er drin nicht müßig sitzt, aber zu sehen ist von seinem Wirken und Treiben nichts mehr. Noch den dritten Tag hört man ein leises Knistern und Knuspern; dann aber wird es stille, und laut- und regungslos hängt der Cocon da. — Nicht alle kommen an ein so glückliches

Ende. Eine Mücke, das geringste Geräusch, die leiseste Berührung kann sie gestört haben, dann reißt der Faden und wird nie wieder aufgenommen. Der arme Werkmeister stirbt auf oder in seinem unvollendeten Werke. Noch unglücklicher sind, die mit der Seidenlast im Leibe nicht den Baum hinaufzuklettern vermögen und auf halbem Wege wieder herunterfallen. Sie versuchen den Weg nicht zum zweiten Male und sterben mit dem Bewußtsein eines verfehlten Lebens. — Wenige Tage, nachdem die Seidenwürmer in die Höhe zu steigen begonnen, hat der Wald sein Aussehen verändert und gleicht jetzt mehr einem Weingarten. An allen Zweigen hängen die gelben und weißen Cocons, dicht an einander gedrängt wie gewaltige Trauben. Dann kommen die Weiber und sammeln sie in große Körbe, dann verkauft man sie nach Lyon, dann wirft man sie in heißes Wasser und tödtet die Puppe, die von einem beflügelten Schmetterlingsliebeleben träumt, in der Chrysalide. Dann wickelt man den mit Kunst und Mühe gesponnenen Faden ab, der vielleicht schon in wenigen Wochen als Seidenkleid um die Lenden einer femme entretenue in der Rue Laffitte oder Chaussée d'Antin rauscht. Glücklich, die vom Schicksal oder der Magnanière Auserwählten, die man aufbewahrt, um von ihnen Samen für das künftige Jahr zeugen zu lassen; sie erfüllen ihre ganze Entwicklung und ihr ganzes Schicksal. Nach wenigen Tagen kriecht der weiße, glänzend beflügelte Schmetterling heraus. Der durchlöcherte Cocon taugt zwar nichts, da der Faden durch das Loch in viele einzelne Stücke zerrissen ist, der Schmetterling aber liebt und zeugt, bis er, liebeberauscht, endlich nach langen Verwandlungen aus den Armen der Liebe in die Arme des Todes fällt. Friede seiner Asche! Er hat schön gelebt und ist schön gestorben. Den Vorzug hat er vor anderen Sterblichen voraus, daß seine letzten Tage auch die schönsten waren und die liebereichsten.

Die Maulbeerbäume aber, die ihn für sein Kunst- und Liebesleben genährt, stehen indessen traurig da. Ein vorzeitiger, grausamer, künstlicher Herbst hat sie betroffen, und sie strecken

nackte Arme zum Himmel empor, während sie von vollem, reichem, treibendem Frühling umgeben sind. Hier und da zeugt ein einsames, vergessenes Blatt von ihrer einstigen Herrlichkeit. Aber die großmüthige Sonne des Südens kömmt ihnen zu Hülfe und bekleidet die Nackten. Sie gibt ihnen einen zweiten Frühling, und nach vierzehn Tagen sind sie so dicht bekleidet wie zuvor. Allerdings haben die Blätter die erste, volle und saftige Frische nicht mehr; sie sind nicht mehr so grün, sondern gelber, als die ersten waren, und scheinen ältlich geboren. Es sind eben nicht mehr die Kinder der ersten Jugend, nicht mehr die Kinder des ersten, treibenden Frühlings. Ein ähnliches Phänomen will man an allen zweiten Dichterwerken bemerkt haben.

Siehst du, mein Freund, so verfließt die Zeit im südlichen Frankreich mit Kunstgenüssen, Weinlesen, ökonomischen Studien und Naturbetrachtungen. —

Wäre ich erst Geologe, wie interessant könnte mich selbst der Boden dieses Landes beschäftigen, an dessen Gestaltung Neptunismus und Vulkanismus gleichen Antheil zu haben scheinen. (Denn ich Nicht-Geologe suche die beiden Systeme in einem dritten, einem Dilettanten-Systeme zu vereinigen.) Vor Kurzem erst hat François Sabatier auf seinem Grund und Boden, ungefähr hundert Schritte vom Schlosse, jenseits des Parkes eine Grotte mit hübschen Stalaktiten und alten Thierknochen entdeckt, und seit Jahren schon kennt man die drei tiefen Grotten, die aus dem Garten des Herrn Gauthier, eine Viertelstunde von uns, ins Eingeweide der Erde führen. Die ganze lange Kette der Cevennen, die uns und Niederlanguedoc im Norden und Westen umspannt, verräth ihren Feuerursprung auf den ersten Blick. Der Boden hier auf der Höhe bis gegen die Cevennen ist kalkig und verbrannt; ganze weite Strecken sind von aller Dammerde entblößt, aber feurig und nervös treibt er mitten aus Gestein den gluthenvollen, capiteusen Wein heraus, während die Rebe des muskulösen Niederlandes, des theils vom Meere verlassenen, theils angeschwemmten Bodens, wohl eine größere

Menge Weines, aber phlegmatischeren und friedlicheren hervorbringt. — Wenn wir so auf unseren Camarguerpferden durch die Felder dahinreiten, wiederhallt es oft plötzlich und dumpf unter dem Hufe, und wir sagen: Hier ist eine Grotte. Dann blicke ich zurück nach den durchhöhlten Bergen der Cevennen, die im Untergange glänzen, und ich segne sie; denn in ihren Höhlen nahmen sie gütig auf und schützten dort die liebsten Helden dieses Landes, die begeisterten Kamisarden.

Meinem rückwärts gekehrten Blicke entrollt sich ein herrliches Bild. Ich sehe eine Nacht aus dem blutigen Jahre 1703. Aus allen Höhlen der Berge fallen lohende Lichter auf die kalkigen Abhänge. Die ist in eine Waffenschmiede umgewandelt, und ihre Wölbung wiederhallt vom Klange der hundert arbeitenden Hämmer; zu ihrem Takte erschallen heilige Psalmen oder Klagelieder (Complaintes), welche die Martyrien der „Hirten der Wüste" feiern. Vor der andern Höhle, die dem Mundvorrath bestimmt, wimmelt es wie vor einem Ameisenbau; die Getreuen aus den Thälern des Gard, Gardons, des Vidourle und Tarn tragen hier die letzten Reste ihrer Habe zusammen, um die Kämpfer für ihre heilige Sache mit Speise und Trank zu versorgen. Die dritte Höhle ist das Schmerzenslager der Verwundeten von Vergez, Vauvert, Nages, Aubais geworden; sterbend singen sie noch ihre Hymnen oder horchen auf die Worte ihrer Propheten. Auf einem Felsenplateau, beim Licht der Fackeln, sitzen, auf ihre Waffen gestützt, der unbärtige, aber heldenmüthige und kluge Jean Cavalier, der verwegene Catinat, der wilde Ravanel, der glaubensstarke Abraham, der lammfromme Elie Marion, die Führer der Kinder Gottes und ihre Propheten. An ihrer Spitze aber der große, herrliche, unbeugsame, unbestechliche Roland, ein Held wie aus biblischen Fabelzeiten. Er trägt prachtvolles Gewand wie ein Herzog; auch hält man ihn fälschlich für einen Prinzen, wie der Rohan war, der ein halbes Jahrhundert vorher die Gläubigen mit seinem tapferen Schwerte vertheidigte, und darum wurden an ihn von

Fürsten und Königen Gesandtschaften abgeordnet. Er empfängt sie mit so stolzer und würdiger Majestät, daß sie noch hartnäckiger als zuvor an eine geheimnißvolle Abstammung aus königlichen Hüften glauben. Und doch bleibt er nur ein bescheidener Weinbauer aus dem Gebirge. Er ist der eigentliche Schöpfer und Gestalter dieses Krieges, der den Ruhm der stolzesten Marschälle Ludwigs des XIV. zu Schanden machte; er hat die Cevennen zur uneinnehmbaren Veste gemacht, an der sich die Marschälle, die gewaltigen, sieggewohnten Heere, die von Mönchen geführten „jüngeren Söhne des Kreuzes" und die sogenannten „weißen Kamisarden" die Köpfe zerstoßen haben; er hat seinem Heimatsgebirge alle dunklen Geheimnisse abgelauscht, welche den Feind in Verwirrung bringen und machen, daß er auf seinen Verheerungszügen über Fallthüren, Netze und kochende Feuerschlünde schreitet. Roland Laporte ist der denkende, sinnende, feuersprühende Kopf des Aufruhrs in den Cevennen; Jean Cavalier ist nur sein bewaffneter, schlagfertiger Arm, den er weit ausstreckt über die wilden Fluthen des Gard und bis hinab, bis an die Sümpfe von Aigues-Mortes und die Ufer des mittelländischen Meeres. Dort soll ihm die Glaubensschwester Anna von England ihre mächtige Hand bieten; aber die Könige, trotz aller Glaubensbrüderschaft, sind treulos und wollen nichts von einem Bunde selbst mit dem heiligsten, gerechtesten Aufruhr wissen, und wenn Jean Cavalier am Ufer erscheint, verschwindet die englische Flottille auf der Höhe des Meeres. —

Roland Laporte und all' die genannten Propheten und noch viele andere werden eines ruhmvollen Märtyrertodes sterben. Roland wird aus den Armen der Liebe gerissen und von einem Verräther für Silberlinge verkauft werden, wie schon einer seiner Vorläufer, Vivens, von einem Verräther, Wilhelm Jordan, verkauft worden. Abraham wird im furchtbaren Thurme de Constance zu Aigues-Mortes schmachten, bis er sich durch ein Wunder in die Gebirge rettet, um die erloschene Flamme aufs Neue anzufachen und endlich doch in die blutigen Hände Baville's, des

Alba von Languedoc, und Berwicks, des Bastards Jakobs II., zu fallen. Nur der kluge Jean Cavalier, der zu Kluge, wird sich retten, um mit weltlichen Ehren überhäuft seiner Heimat ferne zu sterben, und der gute Elie Marion, um in London die Wahrhaftigkeit des Prophetenthums darzuthun.

Rings um die Gruppe der Feldherren, im Lichte, das aus den Grotten fällt, auf Plateau's und Abhängen lagern die Schaaren der „Kinder Gottes." Die Einen schlafen, müde von den überstandenen Kämpfen und den fliegenden Märschen, das Haupt auf den Stein gelegt, den Leib von der dünnen Kamisa bedeckt, die ihnen den Spitznamen verschaffte, im Arme die Muskete, die sie sich auf dem Schlachtfelde holen mußten. Die Andern sitzen auf den Steinen und horchen den Propheten und Prophetinnen, Männern, Weibern und Kindern. Wer soll den Kindern nicht glauben, da sie die Bibel auswendig wissen, die sie doch nie gelesen haben; da sie fortfahren, zu prophezeien und zum Kampfe aufzumuntern, trotz Hunger, Gefängniß und blutiger Schläge, die sie von ihren Vätern haben erleiden müssen. Denn die Väter sind vom Marschall Montrevel mit dem Tode bedroht, wenn sich bei den Kindern „die Gabe" („le don") zeigt. Wer soll den Kindern nicht glauben, da sie offenbar vom Geiste erleuchtet sind, da eine andere als die zarte Kinderstimme aus ihrer Brust hervorkommt, da eine Stimme scharf als ein Schwert und gewaltig als der Donner aus ihrem Munde hervorgeht; da selbst Säuglinge an der Brust der Mutter zu sprechen und zu prophezeien anfangen? Große Wunder geschehen in einem Volke, auf welchem härtere Verfolgung lastet als die der Pharaonen und des Herodes. Vielleicht ist unter den Propheten, die in dieser Nacht predigen, auch die schöne Isabeau, welche bei Nages den Psalm anstimmte und die Kinder Gottes aus großer Fährlichkeit rettete; welche bei Aubais mit dem Schwerte in beiden Händen die gepanzerten Reiter Ludwigs in die Flucht schlug. Der kleine Pascalin, der schöne Junge aus Dauphiné, ist längst gestorben; er war eines der ersten Opfer des wilden Henkers St. Ruth.

Während die Propheten predigen, bemerken es die Gläubigen nicht, daß aus den Thälern eine rothe Lohe wie der Höllenpfuhl aufsteigt. Es sind das ihre Meiereien und Dörfer und Hütten, die auf Befehl des Marschalls Montrevel in Flammen aufgehen und zu Hunderten der Erde gleich gemacht werden. Denn so will es Ludwig, daß das Land der Ketzer in eine abschreckende Wüste verwandelt, daß es den Wölfen und Füchsen allein zur Heimat werde, und daß die Ketzer in ihren Grotten an Hunger zu Grunde gehen, da er ihnen mit dem Schwerte nicht beikommen kann. So will es der alte, fromm gewordene Ludwig im Namen Gottes, um seiner Sünden Fülle los zu werden, so will es sein Beichtvater Père Lachaise im Namen des Papstes, so will es der Apostel Bossuet im Namen seiner Thesen und Bücher, so will es auch die gute Madame Maintenon, die so schöne Briefe schreibt, um Herrn Louvois, dem Père Lachaise und dem frommen Ludwig Beweise ihres Glaubenseifers zu geben, die bei einer Neubekehrten so nothwendig sind, und wenn sie Millionen Freiheit, Gut und Leben kosten sollten — so will es der ganze Hof, der Alles will, was Père Lachaise, der Beichtvater, und Madame Maintenon, die Maitresse, wollen. Nur die Ruinen von Port Royal und die geheimen Jansenisten schütteln ihre Häupter und bereuen die Verfolgungen, die auch sie sich in früherer Zeit gegen die Protestanten haben zu Schulden kommen lassen; nur der milde Fenelon seufzt und schreibt lamentable, oft anzügliche, aber immer gut stylisirte Briefe selbst nach Rom; nur der weise Vauban wagt es, laut zu murren und von „retractation,“ das ist Zurücknahme der fanatischen Maßregeln, zu sprechen, aber er muß sich überzeugen, daß es nicht genug ist, sein Vaterland mit einer undurchbrechbaren Kette von Festungen gegen äußere Feinde zu umgeben, daß sein Vaterland die gefährlichsten Feinde, die kein Vauban'sches System ferne zu halten vermag, im Innern nähre. In den sogenannten gebildeten Klassen erwacht eine Art schwacher öffentlicher Meinung, geweckt durch die Feuerbrände Pierre Bayle's, des Vaters

Voltaire's, die von Holland aus bis nach Versailles fliegen, aber noch nicht zünden; erst im Ballspielsaale fühlt man ihre Wirkungen, da ein protestantischer Pastor, Rabaut-Saint-Etienne, zum Präsidenten der Constituante gewählt wird. — Racine grämt sich während des Cevennenkrieges im Stillen und schreibt sein Tendenzstück Esther, die Geschichte eines verfolgten Volkes, und ein anderes, „Athalie," in welchem er wenigstens den Thronerben über seine Pflichten zu belehren sucht, da er den alten Ludwig nicht mehr zu bekehren hoffen kann.

Wie weit abgekommen bin ich von meinem Thema. Der auf Grotten wiederhallende Hufschlag meines Pferdes führte mich anderthalb Jahrhunderte zurück in die Höhlen der Cevennen, aus den Cevennen in die Tragödien Racine's. Siehst du, mein Freund, das ist die Gesetz- und Schrankenlosigkeit, welche Julian Schmidt Romantik nennt und die er so sehr haßt. Darum nehme ich mich zusammen und kehre mit demselben verführerischen, in Träume wiegenden Hufschlag meines Chalif sachte nach Latour de Farges zurück.

Dieses alte Schloß, ungefähr in der Mitte zwischen Montpellier und Nimes, zwischen den Cevennen und dem Meere, nahe bei Lunel gelegen, sei der Orientirungspunkt, wenn du mich auf meinen geordneten Reisen gegen Osten und Westen und auf meinen regellosen Ausflügen nach allen Richtungen der Windrose, wie ich dir sie in den folgenden Blättern erzähle, begleiten willst. Wenn ich dich oft kreuz und quer in die verschiedensten Gegenden und Zeiten führe, so nimm mir das nicht übel auf. Jedes Land wird mir erst dann lebendig, wenn ich es mir mit gewissen Helden seiner Geschichte bevölkere, und ich bereise es, wie man einen Roman liest, immer in Begleitung des „leidenden" Helden, indem ich Alles oder das Meiste, das ich sehe und erlebe, auf ihn beziehe. Daß diese Helden meiner Reiseromane oder Romanreisen meist die Unterdrückten des Landes sind — das ist so mein Geschmack, meine Sympathie. In Irland war es Robert Emmet und die Katholiken, im südlichen Frankreich

sind es Roland, Jean Cavalier und die Protestanten. Nächsten Frühling bereise ich wahrscheinlich Korsika, und schon ahne ich, daß Pascal Paoli mein Auserwählter sein wird; durchwandere ich aber die Pyrenäen, dann werde ich mich allem Anscheine nach weniger um die idyllisch glückliche Republik von Andora, als um die Cagots kümmern, welche, wie man sagt, von den Zimmerleuten abstammen, die das Kreuz Christi gezimmert, und darum in der Kirche noch abgesonderte Stühle haben, und kaum vor einem halben Jahrhundert als Ausgestoßene ungestraft angespuckt werden durften. Es gibt Rationalisten, welche behaupten, daß die Cagots nicht im geringsten Grade mit jenen Zimmerleuten verwandt, wohl aber unglückliche Ueberreste der Albigenser seien, und daß die Sage später erfunden worden.

Latour de Farges, im Oktober 1851.

Zweites Kapitel.

Eine todte Stadt — Märchen — Nimes bis Avignon — Maison-carrée und Arena — Griechen und Römer — Ein tolles Gebäude — Christenthum in Nimes.

Den 26. Mai 1851.

Es ist ein wahres historisches Museum, dieses südliche Frankreich. Gräbt man hier nach alten Rebenwurzeln, so findet man Thränen- und Aschenkrüge, Münzen mit dem Bildnisse Nero's und des Antoninus Pius; sieht man irgendwo ein altes schwarz angerauchtes Gebäude, so heißt es, das kommt von arabischem Feuer; fragt man nach dem Weg ins nächste Dorf, so bekommt man eine Antwort zurück, aus der Einem irgend ein alter, ruinenhafter Klang aus irgend einem Minstrel, Bernard von Ventadour, Fulco oder Marcabrun entgegentönt. Vor einigen Tagen fuhr ich in das wirkliche und wahrhaftige kreuzfahrende Mittelalter ein. Schon seit lange winkte mir die Tour de Constance vom Rande des südöstlichen Horizontes so sonderbar, so geheimnißvoll wie eine alte, illustrirte Chronik mit goldenen Spangen und rothglühenden Bildern. Der alte Thurm blickt gerade in mein Fenster, und wenn die Phantasmagorie der hiesigen Lufttäuschungen beginnt, rückt er mir gerade auf den Leib, daß ich glaube, ihn mit Händen fassen, aus meinem Fenster auf seine Zinnen steigen zu können. Ueber seinen Rücken herüber lächelt dann das blaue Meer, wie das Auge eines Käthchens, das ihrem Ritter nachläuft.

So machte sich denn endlich die ganze Kolonie von Latour de Farges an einem schönen Sonntagmorgen auf. Die Eisen-

bahn trug uns bis Lunel, von dort aus der Omnibus nach Marsillargue, dem reizenden Dorfe, bedeckt von Ahornbäumen, gewaltigen Linden und überall wuchernden Feigenbäumen. Die Gärten lachen im Schmucke tausendfarbiger Blüthen, und dazwischen, in reich angelegten Spaziergängen, treiben sich die Bauernjungen und Mädchen umher, die heiterer und wohlhabender aussehen, als deutsche Reichsstadtbürger. — Aber bald hinter Marsillargue beginnen die ungeheuren Sümpfe, die sich südlich bis ans mittelländische Meer, und längs der Küste gegen Osten hin über die rechte Rhonemündung, über das Rhonedelta selbst, die Camargue bis gegen Arles ausdehnen. Vor wenigen Jahrhunderten noch war dieses Land von den Wellen des Meeres bedeckt; sie traten zurück und ließen die Sümpfe stehen, welche heute die bösen Fieber ausathmen, und aus Aigues-Mortes, dem wir zusteuerten, das machte, was es heut ist, eine todte Stadt. —

So weit das Auge blickt, eine unendliche Fläche. Ueberall wuchert das Schilfgras auf, und an seinen Rändern zittert die Tamariske mit ihren feinen Zweigen und Blättern im Hauche des Seewindes. — In der Camargue, dem Rhonedelta, wird das Land, wenn auch nicht gesünder, doch fruchtbarer. Es gibt Gras genug für die wilden Stiere, die sich dort herumtreiben, und die trefflichen Camarguerpferde, die hirtenlos einer wilden Freiheit genießen gleich den Mustangs in Texas, bis sie wie diese von kühnen Jägern, fast auf dieselbe Weise wie in den Prärien, eingefangen werden. — In neuerer Zeit versuchte man dort Reißpflanzungen anzulegen; der Versuch ist mißlungen, doch gibt man die Hoffnung nicht auf. — Aber auch in der Nähe von Aigues-Mortes (Aquae mortuae) ist das Land nicht eigentlich unfruchtbar, denn hier bedarf die Vegetation kaum des Bodens, die Sonne allein genügt ihr. Der Boden scheint nur da zu sein, um dem Pflanzer anzuzeigen, wo er die Früchte zu suchen hat von dem Samen, den er im Frühling ausgestreut. Denn da, wo das Meer anstatt des Sumpfes Flugsand zurück-

gelassen hat, streut der Bauer doch sein Getreide aus, und, obwohl keine Spur von Dammerde zu finden, nach wenigen Wochen bringt ihm das Sandfeld die reichste Ernte. Die Sonne allein zieht sie groß; die Erde hat dabei nichts zu thun. Nur einen Feind hat der Bauer zu fürchten, und das ist der Wind, der ihm leicht Feld und Samen davontragen kann. Darum wenn er seinen Samen ausgestreut, bedeckt er ihn mit Stroh und dieses mit Brettern, und läßt seine Saat so lange unter der schützenden Decke, bis sie hinreichend Wurzel geschlagen. Freilich gegen das Meer, das seine zischenden Wellen manchmal im Sturme auf sein altes, verlassenes Gebiet wirft, kann er sie nicht schützen.

Nach langer Fahrt durch hirnverbrennende Sonnenhitze und auf einer Straße, die zwischen den Sümpfen rechts und links wohl Mühe hat ihre Solidität zu bewahren, kamen wir durch den Thurm la Carbonnière, der sich plötzlich in den Weg stellt, aber die Weiterfahrt durch eine hohe gothische Wölbung gestattet. Er ist hoch und breit und in allen seinen Dimensionen gewaltig; nur der Rest eines Vorwerkes, hat er doch das Ansehen eines Palasttrümmers, wie er in allen seinen Theilen, Zacken und Parapeten und Wölbungen aufs Sorgfältigste ausgearbeitet ist. Man hat nicht lange Zeit, ihn zu bewundern, denn plötzlich biegt man um ein Gehölz, das sich auf kleiner Höhe aus dem Sumpfe erhebt, und da liegt Aigues-Mortes, die fabelhafte, wunderbare, todte Stadt. —

Da steht sie mit ihren dunklen, sonnenverbrannten Mauern, mit ihren Thürmen und Zinken und Zacken, die Stadt aus dem dreizehnten Jahrhunderte, so ganz, so wohl erhalten, so unberührt, als hätte die Zeit eine Glasglocke darüber gestellt. Die Sümpfe sind ein fürchterliches Vorwerk, und die Fieber, die auf ihren Thürmen und Zinnen sitzen mit weithin treffendem Pfeile, eine furchtbare, unüberwindliche Besatzung, der kein Feind zu nahen wagt.

Wir fuhren durch das doppelthürmige, hochgewölbte Thor ein. Auf einen Augenblick wird die mittelalterliche Illusion von

den modernen Häusern verwischt. Aber ihre Anzahl ist zu klein, sie selbst zu unbedeutend, als daß man lange an sie denken könnte. Sie verschwinden wieder und werden wie kleine Sandhügel zu Nichts vor den gewaltigen Mauern und Thürmen, die sie überall überragen. Sie scheinen nur für einen Moment da zu sein und werden wieder verschwinden wie die wenigen schwächlichen Menschen, die ebenfalls fremd und nicht hierher gehörig zwischen ihren Gassen umherschleichen. Zeigen es doch die großen, grasbewachsenen Flächen in allen Ecken und Enden, daß sie diese Stadt des eisernen Zeitalters nicht auszufüllen vermögen. — Wir verließen diese hinsiechende, moderne Welt und vertieften uns ins Mittelalter. Durch eine kleine Pforte, über einen langen steinernen Gang gelangten wir zur Tour de Constance, einem massenhaften Thurme, der sich, wie für die Ewigkeit gebaut, außerhalb der Ringmauern, wo sie ein Halbrund bilden, wie eine riesige Schildwache erhebt. Ein weiter, hoher, runder gothischer Saal nahm uns auf. Durch schmale, kaum eine Hand breite Ritze fiel durch die zehn Ellen dicken Mauern ein spärliches Licht, das, wie Mondschein auf Sümpfen, am Boden hinkroch. — Eine höchst zierliche Wendeltreppe führt erst auf die Galerie und dann in einen zweiten, oberen Saal desselben Styles, von derselben Größe, mit derselben gewaltigen und eleganten Wölbung. Nur daß im oberen Saale die schöne gothische Galerie fehlt. Von da gelangten wir auf die Platform des Thurmes, von welchem sich am westlichen Rande ein kleines Thürmchen erhebt, das mit seinen Eisengittern einst der Pharus des Hafens gewesen, als Aigues-Mortes noch nicht todtes Wasser war und das Meer kriegerbeladene Schiffe aus und zu seinen Mauern trug. — Denn die Stadt ist vom heiligen Ludwig nach dem Vorbild Damiette's gebaut und zum ersten Kriegshafen des südlichen Frankreichs gemacht worden. Hier schiffte er sich auch zu seinen beiden Kreuzzügen ein.

Wie weit fliegt das Auge von der Höhe dieses Thurmes! Im Norden und Westen wird es in weiter Ferne von den blauen,

mit rosenfarbenem Schleier überhangenen Bergen der Cevennen aufgehalten, aber gegen Süden und Osten fliegt es ins Unbegränzte hinaus, über die Flächen der Camargue, entgegen dem Silberbande des großen Kanals, der von St. Gilles herabkommt, über die Sümpfe und Rhonemündungen, und endlich weit hinaus ins heilige Weltmeer, das mit seinen weißen Segeln wie mit wehenden Tüchern herüber grüßt und dazu mit blauem Auge lächelt und die todte Pracht zu unseren Füßen vergessen macht. Aber immer wieder senkt sich der Blick nach unten, nach diesem Stück Mittelalter, das die eilende Zeit hier in der Einsamkeit auf ihrer Flucht vergessen hat. In einem länglichen Viereck, das nur auf der Westseite kaum bemerkbar eine Biegung macht, dehnen sich die alten Mauern mit ihren Galerien, Zinken, Parapeten, Schießscharten, Erkern, Treppen, Thoren und Thürmen. Von letzteren zählten wir neunzehn, die einzeln oder gepaart sich in gleichen Entfernungen von einander erheben. Alle sind sie mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, alle mit Rosetten, steinernen Pflanzen und Verschlingungen, mit dem phantastischen Gethier und mit all' dem Schmucke der gothischen Kunst geziert. Einen Theil des inneren Steingeländes am Walle ausgenommen, fehlt vom ursprünglichen Bau vielleicht kein Stein, vielleicht nicht zehn Zierrathen. Unbeweglich wie schon seit Jahrhunderten scheinen die Quadern noch Jahrhunderte aufeinander liegen und zu einer felsigen Masse verwachsen zu wollen. Auf der Wanderung, die wir von der Tour de Constance aus auf den Galerien der Mauern durch die Thürme rings um die Stadt antraten, schien es uns, als besichtigten wir einen Bau, dessen großer Werkmeister erst gestern Zirkel, Blei- und Winkelwage aus der Hand gelegt. Nur die Eidechslein, die im Sonnenbrande sich wärmten und uns über den Weg huschten, und die Feigenbäume, die groß und stattlich wild aus den Mauern heraus wachsen, ohne einen Stein zu verrücken, zeigten uns, daß wir über einen längst verlassenen und menschenvergessenen Bau dahinschritten. — In einem der Thürme, der wie alle andern mit einem prächtigen

Saal mit Kamin, heimlichen Fensternischen und Bänken versehen und so wohnlich anzuschauen war, als hätte noch gestern im Kamin die trauliche Flamme geprasselt, machten wir nach mehr als halbstündiger Wanderung Halt, um unser Frühstück einzunehmen. — Der französische Dichter, der mit uns war, nachdem er sich mit einem Glase Lunel gestärkt, setzte sich auf eine der Bänke und begann mit einem Male folgende Geschichte von Aigues-Mortes zu erzählen:

Der Tod, wie Sie wissen, gehört ganz eigentlich unserer Erde an; er ist durch und durch irdisch; der Tod lebt und liebt und zeugt wie unsereins. — Er hat Weib und Geliebte wie unsereins. Eine seiner liebsten Geliebten ist die Pest; sie wohnt im gelobten Lande, in einer Höhle am Rande des todten Meeres, wo er sie ganz behaglich eingerichtet hat. Die Zeit der Kreuzzüge war für die Pest eine gute Zeit; liefen ihr doch von allen Enden der Welt die Opfer in den Rachen, und wie bleich und mager sie gewesen, sie wurde plötzlich stark und dick und gebar ihrem Gatten, dem Tod, alljährlich ein Junges. Die Kinder der Pest aber sind die Fieber: das intermittirende Fieber, das gelbe Fieber, das Nervenfieber ꝛc. Da ihre Familie so heranwuchs, wußte sie nicht mehr, was mit ihnen zu thun, wie sie zu beschäftigen, und vor Allem, wie sie zu nähren. Besonders machte ihr ihr Jüngstes, ein kleiner, schwächlicher, blasser Junge mit hohlen Wangen und schwarzen Haaren, viele Sorge; er hatte einen großen Thatendurst, und doch blieb ihm im Morgenlande, wo seine Brüder angestellt waren, nichts zu thun übrig. — Denn der Vater Tod, der so schrecklich viel zu thun hat, pflegte die Kleinen zu beschäftigen und sich von ihnen hülfreich an die Hand gehen zu lassen. Eines Tages, da er wieder seine Geliebte, die Pest, besuchte, klagte sie ihm die Noth, die sie mit dem Jungen hatte, und fragte den Vater, ob er nicht abhelfen könnte. Der Tod dachte nach. Da er aber von seinen beständigen Wanderzügen um die Welt alle Verhältnisse genau kennt, besonders aber alle Plätze, die vakant und zu vergeben sind, so war er auch

nicht lange in Verlegenheit. Er nahm den kleinen Jungen auf den Schooß, streichelte ihm die gelben Wängelein und sprach: Mein Herzensjunge! Nächste Woche lichtet der heilige Ludwig zu Damiette die Anker, um sich mit seinen Kreuzfahrern wieder in sein schönes Frankreich zurückzubegeben. Es ist wirklich ein schönes Land, dieses schöne Frankreich; besonders schön sind seine südlichen Küsten, und auf diesen Küsten die schönste Stadt ist die, in deren Hafen der heilige Ludwig landen wird. Ich schenke dir diese Stadt sammt Umgegend. Sie hat die größte Aehnlichkeit mit Damiette und wird dich immer an dein Vaterland erinnern. Du wirst dich unsichtbar auf die Flotte begeben und mit dem Könige in jener Stadt landen und dort dein Wesen treiben, wie es dir beliebt. — Du kannst dich auch schon auf dem Wege ein wenig üben. — Wie der gute, besorgte Vater so sprach, stand er auf und füllte einen Schlauch mit Wasser aus dem todten Meere und hing ihn dem Söhnlein um. Dieses nimmst du mit! — sprach er weiter — du wirst den Inhalt dieses Schlauches rings um die Stadt ausgießen, es werden schöne Sümpfe entstehen und mit ihnen Dünste und Giftblumen, und ich gebe dir mein Wort darauf, daß dir in Kurzem die Herrschaft über Stadt und Umgegend unbestritten bleiben wird. — Wie der Vater gesagt, so hat der Sohn gethan, und Stadt und Umgegend gehören ihm unbestritten. — Die Wasser, die sich hier ringsum ausdehnen, sind Wasser aus dem todten Meere — daher der Name Aigues-Mortes oder todte Wasser. —

Und daher werden wir das Fieber erwischen, wenn wir uns nicht bald aufmachen, fügte unsere vorsorgliche Wirthin hinzu, und Alles sprang auf und eilte in die Stadt hinab. — Schnell wurde noch die Statue des heiligen Ludwig, ein schönes Werk Pradier's, charakteristisch und harmonirend mit der Umgebung, besehen, dann die Bemerkung gemacht, daß das Haus der armen Frères Ignorantins das schönste im Orte, dann noch die Apotheke besichtigt, ein Haus im reinsten Renaissancestyle, das einzige würdige neben diesen alten Mauern; dann warfen wir uns in den Wagen und

eilten davon. — Die hohen Thürme, die breiten Zinnen warfen uns weitgestreckte Schatten nach, als sollten wir uns noch lange nicht diesem steingewordenen mittelalterlichen Traume entwinden. Aber ein Sonntagsvergnügling weckte uns ganz modern, indem er uns ein Vive Ledru! in den Wagen hineinrief. Und so trennten wir uns von dieser Stadt, der armen Todten, die nicht verwesen kann, die da liegt, wie eine gebannte Leiche, der Niemand die Augen zudrücken und ein Ruhe bringendes Begräbniß schaffen will; von dem Leuchtthurme, auf dem seit Jahrhunderten kein Licht gebrannt, von dem Hafen, in dessen Schooße anstatt gewaltiger Masten schwächliche Schilfe ihre Häupter neigen, von den Prachtsälen ohne Gäste, von den Wällen ohne Krieger.

Den 27. Mai 1851.

Von Lunel trug mich der Dampfzug nach Nimes, wo ich spät Abends ankam. — Es ist dieß mein dritter Besuch in dieser Stadt und gewiß noch nicht der letzte; denn ich richte meine Ausflüge so ein, daß sie mich meist über Nimes führen. Diese Stadt Frankreichs besitzt ein Kleinod, das mich mit unwiderstehlicher Kraft, mit der Anmuth einer Geliebten, immer neu anzieht und fesselt, so daß ich mich nach stundenlanger Anschauung nur mit Mühe, ja mit einem gewissen Schmerze von ihm trenne, mit dem Bewußtsein, daß mir nur selten so Schönes, so Großes, so Beruhigendes auf meinen Wegen begegnen könne. — Dieses Kleinod ist die sogenannte maison carrée, der alte Römertempel, der viel zu wenig bekannt, viel zu kalt gerühmt worden ist. Dieser Tempel ist gewiß eines der herrlichsten von allen Bauwerken, die uns die Alten gelassen, um die Welt zu jahrtausend langer Bewunderung zu zwingen. Das vollendete Ebenmaß, das Leben in jedem Theilchen, die Kleinheit der Mittel, um großen Eindruck hervorzubringen, die Unsichtbarkeit jeder verstimmenden Absicht, und endlich die heitere Ruhe, ich möchte sagen, das Lächeln, das über das Ganze ausgegossen, machen dieses kleine Gebäude, das an Masse leicht von einem gewöhn-

lichen Bürgerhause übertroffen wird, zu einem vollendeten, abgeschlossenen Werke des Genies. — Bei seiner Betrachtung senkt sich in das Gemüth so tiefe Ruhe, wie sie der Grieche empfunden haben mag, wenn er geopfert und, des gewonnenen Schutzes eines mächtigen Gottes gewiß, sich zum Mahle setzte und den Mischkrug im Kreise gehen ließ. — Es lebt und regt sich Alles an diesem herrlichen Baue. Nicht todt und steinern stehen die Säulen da; mit ihren Kannelirungen scheinen sie nach Jahrtausenden noch zu wachsen und sich zu bewegen, wie die heitere Sonne des Südens auf ihnen spielt, und zum Beschauer die melodische Sprache zu sprechen, so wie die Götter, welche griechische Tempel bewohnten, menschlich und melodisch sprachen. Man nennt den Tempel römisch; aber ich schwöre es, es war ein griechischer Meister, der ihn erdacht und ausgeführt. O, das konnten die Römer nicht; so was mußten ihre herrlichen Unterjochten für sie schaffen, sowie sie ihnen die Götterbilder, die Philosophie, die Poesie borgen mußten, um die Blößen der eingebildeten, gebildeten Barbaren zu decken, um den armen Reichthum zu vergolden.

Der kurze Weg über die Boulevards von der maison carrée nach der Arena ist der Weg von Griechenland nach Rom. Da stehst du vor dem Kolosse, vor dem Riesen, der dir mit donnernder Stimme entgegenruft: Bewundere mich! Der blaue Himmel Griechenlands, die göttliche Ruhe verschwindet, und Wolken umziehen dein Gemüth. Nicht mehr Pindarische Jubeloden hörst du, oder des Demodokos herzerfreuenden Gesang, dein Herz, wie der Mischkrug des Griechen, „herrlicher Arbeit," gibt nichts mehr von seinem überströmenden Inhalte, um den heitern Göttern zu sprengen. Es zieht sich furchtsam zusammen vor dem Winseln der Opfer, das dir durch zwei Jahrtausende herübertönt, und du freust dich, wenn auch menschlich, doch schadenfroh, daß der blasse, goldlockige Nazarener diesem blutgenährten Ungeheuer, das man Rom nannte, mit seinem sanft schreitenden Fuße den Kopf zertreten. Freudig rufst du aus: Das hat der

Proletarier unter den Proletariern, das hat der Verachtete, der Jude gethan, und mußte er selbst darüber zu Grunde gehen. Ich weiß nicht, war es dieser Kontrast zwischen Hellas und Rom, war es der Umstand, daß ich in Italien schon größere Werke dieser Art gesehen — das Amphitheater machte mir nur den Eindruck des Gewaltigen, des Ungeheuren, Massenhaften, das äußerlich zwingt, das der historischen Erinnerungen bedarf, um das Gemüth zu bewegen. Diese historischen Erinnerungen abgerechnet, ging ich kalt — ruhig durch die Gänge und Wölbungen, kroch ich auf den zerbrochenen Sitzreihen hinauf und hinunter, und wurde nicht einmal durch die Engländer gestört, die auf dem obersten Rande saßen und geistlos auf die grasbewachsene Fläche in der Tiefe hinabstarrten. Wie hätten sie mich vor der maison carrée beleidigt! Die Arena von Nimes ist eine der besterhaltenen, und man kann hier besser als in Verona und Arles die Einrichtung dieser Theater studiren; man kann sogar erkennen, auf welche Weise sie durch hydraulische Werke zu Naumachien verwendet wurde. — Die Behälter für die wilden Thiere, wie für die Sklaven sind vollkommen erhalten, ebenso die unendlichen Gänge und die Thore, von denen man eines als das Thor des Proconsuls, das andere als das Thor der Vestalinnen bezeichnet. Ja, in den Sitzreihen, obwohl großen Theils zerstört, bemerkt man noch die verschiedenen Abtheilungen, wie sie für die verschiedenen Bürgerklassen bestimmt waren. Die Sklaven saßen, wie unsere Proletarier, auf der höchsten Höhe, im Paradiese. Dort oben befinden sich noch die durchlöcherten Steine für die Stangen, welche das Leinwandzelt trugen, um die Zuschauer vor der Sonnenhitze zu schützen. Es bedurfte gewiß einer sehr kunstvollen Vorrichtung, um das Theater, welches 30,000 Zuschauer faßte, mit einer Leinwanddecke zu überziehen. — In den Gängen sieht man noch die gewissen Institute, die zu den kleinen und niedrigen Bequemlichkeiten des Lebens nothwendig sind. Bedenkt man, daß sich dieser ungeheure Bau so konservirt hat, obwohl, wie bei allen großen römischen Werken, jedes

Cement fehlt, und die Steine sich nur durch ihre eigene Schwere auf einander erhalten; — bedenkt man ferner, welcher Hebel und Maschinen es zu einem solchen Baue bedurfte, und sieht man, wie zweckmäßig und ineinandergreifend bei dem großen Eirund jeder Stein behauen, Nische, Gänge und Windungen sich zu einem Ganzen, nach Einem Mittelpunkte strebend, zusammenfügen: muß man die Römer als große Mathematiker und als die energischsten Baumeister der Welt bewundern, wenn man sich auch eine Viertelstunde vorher überzeugt hat, daß es geschmackvollere, erhabenere gegeben.

Die anderen römischen Denkmäler, die Bäder der Diana, an der wasserreichen Fontaine de Nimes, die sogleich an ihrem Ursprunge einen förmlichen Fluß bildet, und die Porta Augusti haben eigentlich nur noch antiquarischen Werth. — Es sind zu Ende gehende Ruinen, die nur noch in einzelnen Theilen, in Wölbungen, Mosaiken und kleinen Verzierungen mancherlei Belehrung bieten. Die Munizipalität der Stadt und mit ihr der Architekt des Departements, Herr Feucher, ein Freund unseres Semper, den er als Dekorationsmaler beim Dresdener Theaterbaue unterstützte, thun heutzutage alles Mögliche für Erhaltung der antiken Monumente. Vor einem halben Jahrhunderte war es anders; da wollte der Gemeinderath in einer kleinen Geldklemme das Material der Arena an den Meistbietenden verkaufen, und vor ungefähr siebenzig Jahren wußte Nimes selbst nicht, welch ein Denkmal römischer Gewalt es in seinen Mauern besitze. Die Arena war nicht nur ringsherum von den schlechtesten Gebäuden umstellt und versteckt, auch im Innern hat eine Bevölkerung von beinahe fünftausend Einwohnern überallhin in Logen und Löwenzwinger und Gänge und Schauplatz ihre Nester geklebt, so daß vom eigentlichen Baue beinahe kein Stein zu sehen und er selbst ganz und gar vergessen war. Heutzutage geht nun wieder die Manie für die Antike ins Lächerliche. Die guten Bürger von Nimes wollen Alles antik haben; so haben sie sich auch, und zwar in nächster Nähe der maison carrée,

ein antikes Stadttheater gebaut, das sich neben dem griechischen Tempel wie eine Ode vom Leipziger Magister Minkwitz neben einer Pindarischen ausnimmt.

Eines der sonderbarsten Gebäude, das man nur sehen kann, ist die Tour-Magne (turris magna), die sich auf einem Bergrücken, nördlich von Nimes, hoch in die Luft erhebt und Stadt und Umgegend beherrscht. Seit Jahren und Jahren krabbeln die Antiquare an dem Steinhaufen herum, und es geht ihnen, wie bei den Pyramiden: sie wissen nicht, was daraus zu machen. Was sollte die Tour-Magne nicht schon Alles gewesen sein: eine Warte, ein Fort, ein Grabdenkmal, ein Getreidemagazin, ein Wasserthurm, ja sogar ein Pharus in Mitte des Landes! — Nicht ein Steinchen will das Geheimniß dieses merkwürdigen, bizarren Baues verrathen; da steht er stumm und dumm und macht eine verzerrte, höchst unregelmäßige Grimasse auf seine Untersucher. Nicht einmal, ob's ein Römer- oder Celten- oder mittelalterlicher Feudalbau sei, ist herauszubringen. — Auf den ersten Blick, besonders wenn man ins Innere tritt, möchte man glauben, es habe ihn irgend ein wildes Volk in seinen ersten Anfängen, ohne Begriff von Zirkel und Linie roh und planlos als einen Berg aufgehäuft und dann in diesen Berg eine Höhle gegraben. In der That ist es Einem, als stände man in einer der Grotten, wie man sie im Languedoc so häufig findet, und unwillkürlich sieht man sich nach Stalaktiten um. Da ist von einem Ebenmaße nicht die Spur. Bald rund, bald eckig, bald in breiten Winkeln, bald schmal und finster springen die Mauern toll und verwirrend vor und zurück. — Nirgends ein Ruhepunkt, nirgends ein Anfang oder ein Ende. Es ist wie der Traum eines wahnsinnigen Baumeisters, in dessen Kopfe sich alle Style und Formen wild und dunkel durcheinandertreiben. Aber steigt man die moderne Treppe hinauf und hinaus an eine Art von Balustrade, so sieht man wieder zierliche Pforten, regelmäßige Winkel, schöne Verzierungen, kunstvoll behauene Steine, die alle von mehr als bloß ahnungsvollen Anfängen zeugen, und

es scheint, als hätte ein Barbar den Bau begonnen und ein Meister ihn vollendet. — Auf dieser Balustrade vergißt man leicht, auf welch wahnsinnigem Gestelle man sich befindet. — Zu Füßen liegt das schöne Nimes, von dem man durch ein junges Pinienwäldchen getrennt ist; links und uns im Rücken die Cevennen, hinter denen eben die Sonne schlafen geht und die kahlen Berge in violette Schleier hüllt — rechts die weite Ebene und die Rhone, der das grüne Wasser der Fontaine de Nimes langsamen Schrittes entgegenwandelt, wie eine römische Dame der Verfallzeit dem siegreichen Barbaren des Nordens, und uns gegenüber, schon in abendliches Grau versunken, die Alpen der schönen Provence und die Kalkberge, hinter denen Avignon von alter Herrlichkeit und alten Gräueln träumt.

Von der Tour-Magne stieg ich durch das Pinienwäldchen hinab auf den öffentlichen Spaziergang, der sich breit und grün von den Bädern der Diana längs der Fontaine der Stadt entgegendehnt. Es war Sonntag. Unter den ungeheuren Kastanienbäumen, wie sie nur die südliche Sonne am Ufer eines Flusses großziehen kann, spielte die Militärmusik Lanner'sche Walzer, spazierten die Bewohner von Nimes oder saßen mit ihren Mädchen und Frauen an den Tischen und tranken den süßen Wein des Südens. Auf den Wassern tummelten sich leichte Kähne und klangen Lieder in der süßen provenzalischen Mundart. — Die Mädchen waren alle nach der Sitte des Landes in einfaches Schwarz gekleidet; das philiströse Häubchen und das Spitzentuch am Halse waren das einzige Helle an ihrem ganzen Anzuge. Um den Hals trugen sie; wie es hier Mode, eine, zwei bis drei goldene Ketten. Eine solche, oder auch eine silberne fiel vom Gürtel herab und trug eine Scheere, einen Schlüssel, lange Nadeln u. dgl., meist von Silber, oft sogar vergoldet. — Man hält hier und im Lande viel auf diesen Schmuck, und glücklicherweise ist nur selten ein Mädchen so arm, daß es sich ihn versagen müßte. Alles Volk sah wohlhabend und heiter aus; besonders die drallen, vollen Mädchengestalten mit rosigen Wangen

auf braunem Grunde und dunkelglühenden Augen. Doch ist es noch nicht der vollendet schöne Typus, den ich später in Arles kennen lernen sollte, und in Beaucaire und Tarascon, die wahrscheinlich von Arles aus veredelt worden sind.

An demselben Tage habe ich noch die neuerbaute große Kirche besucht. Es scheint den Nimesern mit dem byzantinischen Style besser zu gelingen, als mit dem antiken. Wenigstens zähle ich diese Kirche, wenn ich St. Guilhem du Desert ausnehme, zum Schönsten, was ich in diesem Style gesehen. Es ist hier Alles so rein, so ganz im Geiste dieser Form, als wäre diese Kirche gleichzeitig mit jenem Monumente erbaut worden. Harmonisch mit dem Baue stimmen die enkaustischen Malereien Flandrins,[1] des besten Heiligenmalers Frankreichs, wie man sich in Paris in den Kirchen St. Mery und St. Germain de Pré und St. Vincent de Paul überzeugen kann. Schade, daß die Mittel der Stadt nicht ausreichen, die ganze Kirche von diesem Meister ausschmücken zu lassen. Schade, daß er anstatt des kostspieligen Goldgrundes blauen anbringen mußte, und dreimal Schade, daß sich auch hier das Unzulängliche und Unzuverlässige der Enkaustik bewährt; denn überall dringen schon die weißen Flecken durch den blauen Grund. Ich hebe vorzüglich das Hauptbild über dem Hochaltar, „Christus zu Throne, vor ihm ein König und ein Sklave knieend“ als Komposition und die Himmelfahrt Pauli als Komposition und Malerei hervor. — Leider reicht die Figur Christi nicht hin, den ganzen Raum der Wölbung auszufüllen; aber der Maler hatte sie für den goldenen Grund und nicht für den blauen berechnet, was eine wesentliche Veränderung in der Wirkung hervorbringt. — Auch sehen die beiden Apostel rechts und links, obwohl riesig, neben der Hauptfigur winzig aus. Von den Palmtragenden Prozessionen rechts und links gefällt mir die der Weiber links besser als die der Männer. Aber der Maler hatte es auch leicht; er nahm die Modelle aus den schönsten Frauen des Landes, von

[1] Seitdem †.

Tarascon und Arles. Kein Meister braucht sich schönere zu wünschen. Eine berühmte Schönheit, jetzt in Montpellier verheirathet, erkannte ich auf den ersten Blick, und Jeder muß sie erkennen, der sie nur einmal gesehen. — Mit den Männern ging es dem Maler schlechter. Da es ihm mit den Frauen geglückt, glaubte er's wahrscheinlich bei den Männern wiederholen zu müssen; aber die Männer dieses Landes haben nicht das Privilegium ihrer Frauen, die griechische Schönheit durch Jahrtausende unverfälscht den kommenden Geschlechtern zur Bewunderung und Anbetung entgegenzutragen. Wie sehr sich Flandrin Mühe gab, seine Männer zu idealisiren, es sind platte, moderne Herrenköpfe mit sehr schönen Bärten geblieben. Ich fand einige gute Bekannte aus Paris darunter, und meine Andacht war hin.

Ein anderes modernes Kunstwerk, das nächstens mit großem Pomp und allerlei Feier-Spielen in der Arena eingeweiht werden soll, hat mir weniger gefallen. Ich meine die Fontaine von Pradier.[1] Die Stadt Nimes, in römischen Gewanden mit einer Mauerkrone, steht auf hohem Postamente, das sich aus dem Bassin erhebt; ihr zu Füßen sitzen die vier Wassergottheiten des Departements du Gard, als männliche und weibliche Gestalten personifizirt: Die Rhone, der Gardon, der Gard und die große Fontaine de Nimes, von der ich oben gesprochen. Alles kolossal in reinem Marmor ausgeführt. Von den Flußgottheiten kann ich nur eine loben, den würdigen Alten, den graziös und majestätisch dasitzenden Rhodanus. Die andern sind plump und unbeholfen. Die Hauptfigur steht steif da, und ihrer Gewandung sieht man es an, daß sie von Stein ist; ihr Gesicht, wie sehr es sich Mühe gibt, ernst und würdig zu schauen, ist ein Grisettengesicht in vergrößertem Maßstabe. Où le dos change de nom hat sich der Bildhauer eine Faltenlicenz erlaubt, die eine gewisse partie honteuse unästhetisch und unnatürlich zugleich hervortreten läßt. Dagegen hätten sich die Predigten der ehrwürdigen

[1] Seitdem †.

Väter richten sollen, und nicht gegen die decenten nackten Gestalten, wie es seit Wochen wirklich geschieht. Alle Kanzeln wiederhallen jeden Sonntag von Anathemen gegen die Nackten der heidnischen Fontaine. Das ist charakteristisch für die frommen Väter; gegen das Häßliche, Indecente, wenn es nur leise verhüllt ist, haben sie nichts — aber gegen das Nackte, und sei es noch so schön, ereifern sie sich gewaltig. Es soll uns nicht wundern, wenn die Fontaine in einer Nacht zur Ehre Gottes in die Luft gesprengt wird. Denn wie lange ist's her, daß die gute Stadt Nimes zur Ehre Gottes Hunderte von Protestanten geschlachtet; warum nicht eine heidnische Fontaine zerstören? Freilich ist Heidenthum hier nicht so verabscheut wie Protestantismus.

Den 28. Mai 1851.

Der Weg von Nimes bis Avignon ist sehr angenehm. Die Eisenbahncompagnie hatte die gute Idee, die Eisenbahn rechts und links mit prächtigen Pinien, und zwischen den Pinien mit Ginstersträuchen zu bepflanzen, die hier eine bedeutende Höhe erreichen und deren zahllose goldene Blüthen einen süßen Duft verbreiten. So verliert der Weg das Sterile, das sonst allen Schienenwegen eigen ist. Eine halbe Stunde hinter Nimes fährt man durch einen langen Tunnel. Ans Tageslicht gelangt, dehnt sich gegen Süden eine prächtige Ebene, die nur von unbedeutenden, mit Städten und Flecken gekrönten Hügeln unterbrochen, während gegen Norden die Aussicht durch eine sanfte Hügelkette abgesperrt ist, die bis nach Beaucaire an das Rhoneufer hinläuft, wo, wie ein Schloß an der Kette, die Burg der ehemaligen Grafen v. Beaucaire liegt. Ihr gegenüber in Tarascon, am linken Ufer, spiegeln sich die gewaltigen Schloßzinnen des guten Königs René in den rasch und wild vorbeieilenden Fluthen. Von Süden herüber grüßen die Thürme von Bellegarde, ja ein gutes Auge kann sogar die von Arles erspähen. Auf dem Wege von Tarascon nach Avignon ist die Aussicht gegen die Rhone zu ebenfalls abgesperrt durch eine kahle, sandige Hügelreihe —

von ihr aus dehnt sich die vielbesungene Ebene der Provence, die gegen Osten von den sonderbar geformten Alpen begränzt wird. Die hintersten hohen Berge laufen in breiten, gestreckten Wellenlinien hin, aber die kleinern im Vordergrunde, mit ihren vielfach gezackten Gipfeln, sind wie die Wellen eines vom Vorboten des Sturmes aufgeregten See's zu schauen. Sie kochen und schäumen — keine große Welle rollt — aber hunderte von kleinen Spitzen, durch kleine runde Thäler getrennt, springen, spritzen nebeneinander auf. — In der Ebene überall blühende Gärten — schon senkt sich die Rebe und verhüllt den nackten Boden, daß er bald einer friedlichen Wiese und nicht einer gluthenvollen Weinpflanzung ähnlich wird. — Die Einförmigkeit der Oelbäume wird durch die Cypresse aufgehoben, welche ernst und dunkel, einzeln oder in ganzen Hainen aus der grauen Umgebung aufsteigt. Wie sonderbar muthet es unser Einen an, ein einfaches Bauernhaus von mächtigen Cypressen, von breitwehenden Feigen- und blüthenlächelnden Mandelbäumen umgeben zu sehen. — Es ist doch Alles anders, als jenseits der Berge, und ich glaube dem Satze, den neulich ein berühmter Naturforscher gegen mich ausgesprochen: Der Mensch ist von der Natur nicht gemacht, um im Norden zu wohnen. Heidelberg und der Rhein und Thüringen sind die Gränzen; — daß in Preußen auch noch Menschen wohnen — das hat die Nothwendigkeit oder die Reflexion, nicht die Natur gethan oder gewollt.

Drittes Kapitel.

Avignon und der Palast der Päpste — Ville-Neuve-les-Avignon — Eine schöne Nonne — Ruinen — Die weiße Schreckenszeit — Marschall Brune.

Vom Süden aus gewährt Avignon einen schönen, aber nicht außergewöhnlichen Anblick. Von dieser Seite gesehen, können sich das goldene Mainz, das fromme Koblenz, die heilige Colonia mit Avignon messen, aber nie vergesse ich den Eindruck, den diese Stadt auf mich gemacht, als ich sie, auf dem Dampfschiffe von Norden kommend, zum ersten Male erblickte. — Es war mir, wie damals, als ich bei Sonnenuntergang von der Höhe von Obtschina das Meer zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gesehen. Märchenhaft! — rein märchenhaft! — Ich wüßte keinen andern Ausdruck, um den Anblick zu bezeichnen, wenn sich das Dampfschiff aus den Rhone-Inseln bei Roquemaure herauswindet, und plötzlich der Papstpalast mit seinen Thürmen auf der einen Seite in die Höhe ragt, während auf dem andern Ufer das Fort St. André und die alte Veste von Ville-Neuve-les-Avignon sich am abendrothen Himmel abzeichnen — zwischen beiden die uralte Brücke Pont St. Esprit, die mit ihrer Kapelle mitten im Strome abbricht, als wäre es zu viel, wenn diese beiden Herrlichkeiten mit einander verbunden würden. — Nur wenn man die ältesten, spanischen Romanzen liest, wo aus den dunkelglühenden, melodischen Versen manchmal Namen wie Segovia, Burgos, Stadt der Löwen, Alhambra, Santa-Fé auftauchen — daß man ihre Zinnen und moosigen Mauern vom Sonnenbrand beschossen zu sehen glaubt — nur

da wird Einem manchmal so zu Muthe, wie bei dem ersten Anblicke von Avignon. Aber kaum am Quai angelangt, muß man sich sehr zusammennehmen, um nicht ganz in Träumerei zu versinken und durch sie Gepäck und Zeit und Geld zu verlieren. Das Volk von Avignon ist im ganzen Süden als wahres Räubergesindel verrufen; man spricht nur mit Abscheu oder Spott von den Bewohnern der heiligen Stadt, und wenn ich so die Gestalten betrachtete, die in Masse den ganzen Quai besetzt hielten und, wie Raubvögel die Beute, das ankommende Dampfschiff erwarteten — las ich auf diesen Gesichtern, daß der Ruf Recht habe. Wilde, trotzige, ich möchte sagen, blutdürstige Köpfe, die mit ihrem braungrauen Teint und dunklen Augen sich auf schmächtigen, doch knochigen und nervösen Körpern schnell hin und her bewegen. Ich erkannte die Gefährten Jourdan's, die königlichen Freiwilligen, die Verdets, die Werkzeuge der Congregationen und der Comité's von 1815 — ich erkannte genau die Mörder des Marschalls Brune, die Kinder fünfhundertjähriger Kirchenherrschaft. Das Schiff hatte noch nicht angelegt und war von den Portefaix schon im Sturme genommen. Wie wilde Katzen sprangen sie vom Quai über das Geländе auf das Gepäcke los — jeder bemächtigte sich eines, zweier, dreier Stücke und gab es nicht mehr frei; der Eigenthümer mußte es von ihm in die Stadt tragen lassen und mußte ihm bezahlen, was er verlangte. Denn die Portefaix bilden eine geschlossene Bande, und einer schadet dem andern nicht. Wenn man sich selbst das Gepäcke tragen wollte, sie erlauben es nimmermehr. — Der Kapitän, der an den andern Landungsplätzen so musterhafte Ordnung gehalten, hier stand er ruhig auf seiner Galerie, denn er weiß es aus alter Erfahrung, daß diesem Unwesen nicht zu steuern. — Wir übergaben unser Gepäck einem solchen Banditengesichte und fuhren im Wagen durch die Porte de l'Oule nach dem durch den Mord des Marschalls Brune historisch gewordenen Hotel de la Poste, das später Hotel du Palais Royal, jetzt Palais National heißt.

Bald nach unserer Ankunft fuhren wir durch die Stadt dem Papstpalaste zu, den wir alle in der Nähe zu sehen zitterten, nachdem er uns schon von Ferne so schreckenerregend entgegengetreten war. Die Gassen von Avignon, wie aller südlichen Städte, sind schmal und dunkel, aber die Häuser, auch die kleinsten, haben in Folge ihrer Struktur aus Quadern ein gewisses palastähnliches Ansehen; viele sind in der That auch auf den Trümmern der alten Prälatenpaläste und Klöster entstanden. Oft ist man überrascht, hinter einer unscheinbaren Hausthüre einen weiten, bald gothischen, bald italienischen, säulenumgebenen Klosterhof zu überblicken. — Man schaut im Vorbeigehen in ein Eisen- oder ein anderes Waarenlager, und der Blick bleibt an einer prächtigen Spitzbogenwölbung, an einem ehemaligen Hochaltar, an einer architektonisch reichgeschmückten Kanzel hängen. Zwischen Eisenstangen oder Wollenballen blickt eine wohlerhaltene Madonna im blauen Gewande, mit dem Dolch im Herzen, hervor. — Die Place de la Comedie ist der einzige große Platz der Stadt — er ist von hübschen Privatgebäuden, von Kaffeehäusern, vom Hotel de Ville mit seinen hundert Säulen und seinem gothischen Thurme aus dem vierzehnten Jahrhunderte, und vom neuerbauten Theater, das dem Architekten Feucher Ehre macht, schön und malerisch umgeben. Des Abends treibt sich dort die Bevölkerung aller Klassen umher. Von hier nur noch eine kurze Strecke, und wir standen vor dem Palaste der Päpste. — Es ist ein babylonischer Bau! — Groß, ungeheuer, schreckenerregend. — Vielleicht vor keinem andern Gebäude Europa's empfindet man diesen Schauer. Hoch aufstrebend von der höchsten Höhe des Kalkberges, an dem Avignon liegt — breit und verschlossen, mit wenigen und schmalen Spitzbogenfenstern, mit einem Thore, das trotz seiner Höhe klein erscheint im Verhältniß zum Ganzen — drückt ein geheimnißvolles Schweigen auf diese Mauern und umgibt sie mitten im hellen Sonnenlichte des Südens eine Art von unbegreiflicher Nacht. Man sieht es ihnen an: durch ihre Dicke drang der Nothruf der verschmachtenden

Völker nicht hinein, drangen die Schreie priesterlicher Orgien, ob sie nun in Bacchanalen oder im Foltern der Glaubensopfer bestanden, nicht heraus. Diese Mauern sind des Grundes würdig, auf dem sie ruhen. Johanna von Neapel erkaufte mit Avignon die Absolution für die Sünde des Gattenmordes. — Tritt man in den ungeheuren Hof, in die gothischen Säle, die sich einer über dem andern hoch emporwölben, auf die breiten Treppen, so erkennt man, wie die Bewohner dieses Palastes von ihrer Riesenhaftigkeit überzeugt waren. Die Dicke der Mauern würde jedem Bombensturme widerstehen, sowie sie bis jetzt der Zeit widerstanden haben. Das ganze ungeheure Gebäude ohne Symmetrie und äußerlich erkennbaren Plan, ohne Sonnenblick, ohne einen einzigen freundlich schauenden Winkel, mit seinen eckigen Thürmen, Zinnen und Schießscharten und Schwibbögen, steht da, als wäre es von Cyklopen aus einem einzigen Felsstücke, aus einem Gebirge gehauen worden. — Doch ist es nicht auf einmal entstanden; Ein Menschenalter, der Wille Eines Menschen reicht nicht hin, ein solches Werk aufzuführen. Jeder der hier residirenden Päpste hat etwas zur Erweiterung des im 14. Jahrhundert angelegten Baues gethan: Clemens V., Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V., Gregor XI.

Den Thurm Trouillas oder die Glacière bekamen wir nur von Außen zu sehen; man sagt dem Fremden, die Glacière bestehe nicht mehr, viele Einheimische aber behaupten, man wolle sie nur nicht zeigen. Es wäre interessant, zu wissen, was man eigentlich verbergen will, ob den Schauplatz der Inquisitionsfolter, den Ofen, wo die Zange glühend gemacht, die Roste, auf denen die Ketzer gebraten wurden; oder den Schauplatz, wo der Knabe Duprat, der feurige Mainville, der Apollo Rovèrè, der sentimentale Schurke, ehemalige Maulthiertreiber, später Krapphändler Mathieu Jouve, auch Jourdan, auch Coupe-tête genannt, — die einen ihrem Gotte, die andern ihren Götzen in der Nacht vom 16. — 17. October 1791 Opfer schlachteten. —

Dieser konische Thurm hat nur Eine Oeffnung — dem Himmel entgegen. Man sollte das Geschrei der Geschlachteten oder Gefolterten nicht in der Stadt und nicht nebenan in den Gemächern der Kardinäle, Legaten und ihrer Courtisanen hören; es mußte sich an der Wölbung brechen und schwach über dem Palaste als ein Seufzer verhauchen, den der Schritt der Wache auf der Zinne übertönt. — In diesem Thurme verseufzte auch der arme Volkstribun Rienzi sein Leben und büßte, wie Huß, sein Vertrauen auf ein Papstwort. — Gerne drückte ich mich an diesem Thurme vorbei und war froh, daß uns nicht das alte Gespenst von einem Weibe, das ich im Hofe umherschleichen gesehen, begleitete. Die Alte hat die Schrecken jener Nacht von 91 miterlebt und erzählt sie gerne. Wozu die Erzählung? — Man kann es sich denken, was ein wüthendes Volk vermag, das vier Jahrhunderte hindurch einen Thurm wie die Trouillas betrachtete, am andern Ufer seines Flusses ein freies Volk sieht und an seinen Mauern einen Anschlag, in welchem der Papst die Wiederherstellung der Inquisition gebietet. — Auf solchem Boden müssen solche Thaten wachsen. — Jourdan Coupe-tête war vielleicht um kein rothes Haar schlechter, als irgend einer der Kardinäle, die diese ville carillonnante, wie sie Rabelais nennt, bewohnten.

Einen Moment Ruhe von den Schrecken gewährt ein hohes Thurmgemach, in welchem sich noch Reste alter Fresken befinden; schöne Bilder voll Naivität, wie sie den großen Befreiungs- und Vollendungsperioden Masaccio's und Raphael's vorhergehen. Man gibt sie für Giotto's Arbeit aus; es sind Werke späterer Maler, die auf dem Wege der Befreiung schon fortgeschritten waren. Die Figuren, obwohl ebenso naiv wie die Giotto's, sind doch schon weniger gebunden, die Gesichter haben ein weicheres Oval. Es sind vollendet schöne darunter. Viele Figuren stehen ohne Köpfe da, und diese sollen just die schönsten gewesen und von kunstsinnigen Offizieren gerettet worden sein, als die französische Regierung anfing, diese herrlichen

Denkmäler dem Verfalle preis zu geben. Man zeigte uns noch mehrere Gemächer, die ebenso ausgeschmückt gewesen sein sollen, die aber bereits mit Kalk übertüncht sind. Das Schloß ist jetzt eine Kaserne, und in den Sälen lagern die Soldaten zu Hunderten. Die Säle sind zwar der Länge wie der Höhe nach durch eingeflickte Mauern und Fußböden zweifach und dreifach getheilt; doch reicht ein Viertheil des Raumes, den man auf einmal übersehen kann und in dem vielleicht eine ganze Compagnie Platz findet, hin, von der ungeheuren Ausdehnung und Höhe dieser gothischen Wölbungen einen Begriff zu geben.

An den Papstpalast lehnt sich die Kirche Notre-Dame des Dons, welche die Grabmäler zweier Päpste enthält. Interessant an ihr ist besonders der Eingang mit seinen ächt römischen Säulen, Ueberresten eines römischen Tempels, auf dessen Grunde die Kirche aufgeführt sein soll. An die Kirche schließt sich der schöne Spaziergang mit seinen prächtigen Bäumen, mit seiner Terrasse und der Statue des Mannes, der den Krapp ins Land brachte, dessen Kultur jetzt so viele Einwohner des Landes ernährt und den Soldaten ihre Hosen färbt. Ich habe den Namen dieses großen Mannes vergessen. — Die Aussicht geht von hier der Rhone entgegen, fast bis nach Orange, dem Stammsitze der Oranien, hinüber nach Ville-Neuve-les-Avignon und rückwärts über das herrliche Land der Provence, bis an die Seealpen und den Mont Ventou, der seinen gewaltigen Leib in violette Gewande hüllt, gleich einem Kardinale. — Dorthin gegen Nordwesten liegt Vaucluse, das wir sehen müssen.

Vom Schlosse aus fuhren wir um die Stadt. Die Festungsmauern, ringsherum mit dem schönen Kranze der Machiculi, wie wir sie an den Befestigungswerken des 14. und 15. Jahrhunderts kennen, bekränzt, ist vollkommen erhalten und fast ganz sichtbar; nur hie und da wächst aus der Mauer, wie aus der alten Zeit die neue, ein modernes Häuschen heraus, und an diesem hinan weißblühende Mandel- und rosige Pfirsichbäume. Diese Wohnungen sehen so lieblich idyllisch aus, daß man das

Haus des Papstes vergißt, und das thut Noth, wenn man sich an den Herrlichkeiten Avignons so freuen soll, wie sie es verdienen.

An einem schönen Maiabende, während meines zweiten Besuches, führten mich meine Wanderungen über die Kettenbrücke und die Insel aufs jenseitige Ufer, vorbei am Fuße des ruinenhaften Schlosses, nach Ville-Neuve-les-Avignon. Mein guter Stern hatte mich hierher und auf die Höhe des Fort St. André gebracht — denn von diesem Standpunkte aus sieht man Avignon erst recht in seiner ganzen Schönheit: die Rhone als Vordergrund, den Palast größer und dräuender, als wenn man sich in seiner Nähe befindet, und doch die harten Züge durch die Ferne und das sanfte Abendlicht gemildert; im Hintergrunde die Wellenlinien der Provencer Berge mit ihrem Senior, dem Ventoux, in der Mitte. Ich dachte an Victor Hugo's tiefsinnigen Satz: Es ist doch besser, in Deutz zu sein und Köln zu sehen, als in Köln zu sein und Deutz zu sehen. Ich rathe Jedem, der Avignon besucht, sich sogleich nach seiner Ankunft aufzumachen und diesen Punkt aufzusuchen; dann erst wird er wissen, in welcher Welt er sich befindet. Sie ist in der That über alle Beschreibung schön! Ich konnte mich nicht satt sehen. Erst spät raffte ich mich auf, um als voyageur consciencieux noch die Merkwürdigkeiten der hinter mir liegenden Ville-neuve zu betrachten.

Zuerst ein altes Karthäuserkloster. Sein Dach ist so mit Gras und Moos bewachsen, daß man es von der Höhe des Berges aus für ein brach liegendes Feld halten kann. In seinem Innern kleben, wie Schwalbennester, viele kleine Wohnungen, wahrscheinlich aus dem Schutte des alten Klosters zusammengeklebt. Die ehemals prächtige gothische Kirche ist in eine Art von Hof verwandelt und von Wagen, Karren und Ackergeräthschaften angefüllt. Rührend nimmt sich unter diesem Geräthe ein einzeln stehender Spitzbogen reinsten Styles aus, und eine mehr als lebensgroße Madonna, die mit milden schönen Zügen und gefaltenen

Händen, wunderbar erhalten, auf das Gerümpel herabsieht. Von Außen sind die Reste dieses einst gewiß prächtigen Baues theilweise von ungeheuren Weinreben bedeckt. Diese edle Pflanze gedeiht hier ganz besonders gut. Ich sah einen Weinstock, der allein mit seinen Reben alle Fenster dreier dreistöckiger Häuser umrankte. — Im Hotel de Ville fand ich eine Bibliothek, auf die ich mir erlaube die Geschichtsschreiber der Provence aufmerksam zu machen. Sie ist das Geschenk eines vor einem halben Jahrhundert verstorbenen, reichen Gelehrten und enthält interessante Chroniken, Manuskripte und dicke Bücher alter Kirchenmusik, von denen manche mit den farbenreichsten, frischglühendsten Illustrationen versehen sind. Auch das Kloster und Hospital der barmherzigen Schwestern besuchte ich, um das aus dem Karthäuserkloster hierher übertragene Mausoleum Innocenz' VI. zu sehen. Man bildet sich hier gerne ein, das gothische Grabmal sei von hohem Alter, doch erkennt man es auf den ersten Blick als bloße Kopie, die nicht über zweihundert Jahre alt sein kann. Im Klosterhofe saßen einige Schwestern mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und genoßen der sanften Abendkühle. Bei meinem Herannahen senkten sie züchtig die Köpfe, doch vermochte ich bei ihrer Erwiederung meines Grußes die hohe und zarte Schönheit der Einen zu erkennen. Ich bedauerte den Verlust nicht, den die Welt durch ihre Frömmigkeit erleidet, denn ein heiliger Friede lag über sie ausgegossen; ihre Wangen waren hold geröthet, und sie schien zufrieden und voll innern Glückes. Zerstreut betrachtete ich noch mehrere alte Gebäude, an denen dieser Flecken so reich ist, und voll Einsamkeitsgedanken wanderte ich längs des Rhoneufers, durch Duft und Nachtigallenlieder nach Avignon zurück. — Die Rhone rauschte melodisch, die Platanen der Insel bewegten sich leise im säuselnden Abendwinde, und zwischen den schwarzen Thürmen der Pontifexe stand still und friedlich der bleiche Geselle. — O schöner Süden! Die Natur hat ihre Phantasie erschöpft, um dich mit allen ihren Reizen zu schmücken, und der Mensch gab dir die traurige Geschichte, um deiner Schönheit

noch den Reiz der Wehmuth zuzugesellen. Ja, diesem Lande sieht man es an, daß es, wie der Alte zu sagen pflegt, eine Geschichte habe. — Aber jede Geschichte ist traurig. Die goldene Zeit hatte keine Geschichte.

Den 29. Mai 1851.

Bei meiner Rückkunft ins Palais-National-Hotel führte uns die Wirthin in das unglückselige Zimmer, in welchem 1815 die Unthat an Marschall Brune begangen worden. Es ist ein weites, schönes, mit dunklen Tapeten ausgeschlagenes Gemach, das in Nichts von seiner schauervollen Geschichte die Spuren trägt. Die Begebenheit, sowie überhaupt die Geschichte des weißen Terrorismus, ist in Deutschland noch zu wenig bekannt; ich will sie hier kurz und bündig in Erinnerung bringen, wie ich sie aus Büchern, Akten und an Ort und Stelle gemachten Erkundigungen kennen gelernt. Die Erinnerung an die Art und Weise, wie gewisse Mächte immer und überall ihre besiegten Feinde behandelt, kann zu keiner Zeit schaden.

Marschall Brune war auch unter dem Empire halb und halb Republikaner geblieben. Er machte Napoleon nicht den Hof, und wurde von ihm und den Hofleuten zurückgesetzt. So kommt es, daß sein Name, trotz seines Charakters, seiner Siege, seiner Fähigkeiten, nicht mit dem Ruhmesglanze umgeben ist, der manchen mittelmäßigen Schauspieler der kaiserlichen Tuilerien schmückt. Brune lächelte und tröstete sich in seiner Einsamkeit mit den schönen Wissenschaften; er übersetzte Horaz und verzierte sein Buch der Reisen mit Versen. Als Napoleon von Elba zurückkam und einen energischen Mann brauchte, um den durch Royalisten und Pfaffen aufgewühlten Süden im Zaume zu halten, erinnerte er sich des zurückgesetzten Marschalls. Nur mit Widerwillen verließ Brune seine Einsamkeit, aber die Rücksicht, daß sein Vaterland, besonders im Süden, vom englischen Erbfeinde bedroht war, bestimmte ihn, den ihm angebotenen Posten anzunehmen. Nicht ohne traurige Ahnungen. Denn als er die Annahme unterzeichnete, sagte er zu den Umstehenden: „Mir ist es, als hätt' ich mein Todes-

urtheil unterschrieben" — und als er bei der Abreise auf der Treppe seiner Wohnung stolperte, rief er lächelnd, doch traurig: „Ein Römer würde umkehren."

Was er während der Hundert Tage in Toulon zur Vertheidigung des Hafens und der französischen Flotte gegen die Engländer und die mit ihnen verschwornen royalistischen Einwohner, was er zur Erhaltung der Ruhe im ganzen Süden mit einer nur kleinen Garnison gegen die immer mächtiger anwachsenden „königlichen Freiwilligen," gegen die „Verdets" und die Agenten der Kongregationen gethan — es gränzt ans Unglaubliche, und man lernt es erst schätzen, wenn man die Blutströme sieht, die gleich nach seiner Absetzung im ganzen Süden zu fließen begannen, um jede Spur von Republikanismus, Bonapartismus und Protestantismus vom königlichen Boden Frankreichs fortzuschwemmen. — Aber für diese Anstrengungen wurde auch keiner der Napoleonischen Angestellten während der Hundert Tage von den königlich und klerikal Gesinnten so bitter, so fanatisch gehaßt, wie Brune. Man that alles Mögliche, um die Bevölkerung im Beichtstuhl wie auf der Straße gegen ihn aufzuhetzen. Lügen auf Lügen, mündliche wie gedruckte, wurden über ihn verbreitet; nicht nur fromme Priester und königliche Freiwillige, sondern auch hohe Damen reisten von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um die in London gedruckten Lügen unter das Volk auszutheilen. Die beliebteste unter diesen war, daß kein Anderer als Marschall Brune die Prinzessin Lamballe ermordet, daß er es gewesen, der ihren schönen Kopf auf der Pike durch die Stadt getragen. Daß Brune in den Septembertagen gar nicht in Paris gewesen — was lag daran?

Nach der Schlacht bei Waterloo wuchs die Kühnheit der weißen Partei, und trotz der ungeheuren Anstrengungen mußte Brune gewissermaßen unter seinen Augen die Massacres von Marseille auftauchen sehen, den Anfang jener Kette von Gräuelthaten, die sich sogleich nach seinem Rücktritt über Avignon, Nimes, Uzes und die protestantischen Thäler der Cevennen aus-

dehnte. — Brune sah seine Macht schwinden und erwartete mit Ungeduld den Kommissär Ludwigs XVIII., der ihn ablösen sollte, und von dem er hoffte, daß es ihm besser gelingen werde, seine eigene Partei nieder- und vom Morden abzuhalten. Man wußte damals noch nicht, daß die in die Provinzen gesandten Kommandanten und Präfekten eben so viele Agenten waren, welche den Mord der Bonapartisten, Republikaner und Protestanten systematisch leiten sollten.

Marquis de Rivière kam endlich in Toulon an. Brune legte die Gewalt in seine Hände nieder, nahm Abschied von seinen Soldaten, die er herzlich und eindringlich ermahnte, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und nicht durch erfolglosen Widerstand das Unglück Frankreichs zu vermehren, und ersuchte den Marquis um Pässe für sich und seine Adjutanten. Dieselben wurden ihm in aller Form ausgestellt, und der Marschall, begleitet von zwei Adjutanten, verließ Toulon in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August, um sich nach Paris zu begeben, wohin er von der neuen Regierung citirt worden war. Noch vor seiner Abreise wurde er mehrmals gewarnt, ja nicht über Avignon zu gehen, da ein Komplott gegen sein Leben bestehe, das in dieser Stadt zum Ausbruch kommen solle. Man wollte vorsichtig sein, man wollte Maßregeln ergreifen, aber der Marquis de Rivière lächelte und machte Vorsicht und Maßregeln zu Nichte, indem er versicherte, er selbst habe schon den ganzen Weg entlang das Mögliche gethan. — Aber schon in Aix wurde Brune von einer Bande königlicher Freiwilliger angehalten. Sie wollten ihn nicht weiter ziehen lassen, trotz Paß und Gegenreden; glücklicherweise erhob der Pöbel, der sich indessen sammelte, ein solches Geschrei von Fluchen und Schimpfen und warf so viele Steine gegen den Wagen, daß die Pferde, scheu gemacht, plötzlich ausgriffen, durch die Volksmenge brachen und den Marschall in wenigen Minuten aus der Stadt und dem Angesichte seiner Verfolger brachten. — Ein Adjutant beschwor ihn, nun die Route über Avignon zu verlassen und die viel sicherere über

Grenoble einzuschlagen, sich selbst den Schimpf und dem Lande vielleicht ein Verbrechen zu ersparen. Aber der Marschall antwortete kurz mit der Frage: Sollen wir Furcht zeigen? und setzte den Weg auf der Straße nach Avignon fort, wo er am 2. August Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr ankam und im Hotel de la Poste oder Hotel Palais Royal abstieg, um die Pferde zu wechseln und ein Frühstück einzunehmen.

Eine neugierige Menge sammelt sich um den Reisewagen und prüft und betrachtet ihn harmlos. Diese Menge wird durch die vielen Besucher vermehrt, welche in das Hotel strömen, um bei dem zufällig ebenfalls anwesenden neuen Präfekten des Departements Vaucluse, Herrn von St. Chamans, Geschäfte abzumachen oder ihre Komplimente anzubringen. — In den Winkeln des Platzes schleichen einzelne Männer umher, die sich absichtlich fern zu halten scheinen. Sie schweigen und beobachten das Hotel, den Wagen, die daran beschäftigten Diener und die immer anwachsende Menge. — Plötzlich tritt einer dieser Männer hervor und wirft den Namen Brune hin, begleitet von einigen Verwünschungen, und verschwindet wieder. Mit ihm verschwinden seine Gesellen; eine plötzliche, unwillkürliche Aufregung verdrängt die Harmlosigkeit der Neugierigen. Schon strömen neue Schaaren aus allen Gassen herbei — unter ihnen viele königliche Freiwillige. Die schreien: Tod dem Mörder! Nieder mit dem Republikaner! Ein junger Mann springt hervor und überzeugt die Menge in einer ausführlichen Rede, daß der Mörder der Lamballe sich auf dem Wege zur Loire-Armee befinde und beabsichtige, diese nach der Provence zu führen, um sie aufs Neue für den Usurpator zu erobern und den katholischen Glauben und die Lilie auszurotten. — Die Menge antwortete mit dem Rufe: Nieder mit dem Mörder! In die Rhone mit ihm!

Indessen haben die Kutscher die Pferde angespannt. Das Volk stürzt sich auf sie, spannt die Pferde aus und jagt sie in den Hof zurück. — Herr v. St. Chamans steigt auf den Platz herab und sucht das Volk zu beruhigen, nachdem er den

Marschall beschworen, sich zu beeilen und abzureisen. Das Volk horcht auf die Stimme dieses Ehrenmannes, der seine Autorität geltend macht. Die Pferde werden wieder angespannt, der Marschall und die Adjutanten steigen ein, und nach wenigen Momenten braust der Wagen durch das nahe liegende Thor de l'Oule, am Rhonequai dahin. Der Präfekt tritt ins Hotel zurück. Da erwacht die Wuth der Freiwilligen aufs Neue. Ihm nach! — riefen die Einen — Durch das Thor von Paris! — die Andern. Und die Ersten, blind vor Wuth, stürzen dem Wagen auf dem Quai du Rhone nach und verfolgen ihn mit Steinwürfen; die Andern, listiger, suchen ihm durch die Porte de Paris, an welcher der Wagen vorbeikommen muß, den Vorsprung abzugewinnen. Der Kutscher des Marschalls ahnt so etwas; er peitscht die Rosse, so mächtig er kann, sie bäumen sich, dann aber greifen sie aus, und immer gegeißelt fliegen sie schäumend, wüthend dahin. Er wird die Porte de Paris vor den Freiwilligen vom Platze de l'Oule erreichen. Schon ist er nahe. Aber noch bevor der Wagen das Thor erreicht, stürzen sich ihm auf den Weg postirte Freiwillige entgegen. Die wüthenden Thiere achten ihrer nicht und stürzen mitten durch; die Freiwilligen stieben auseinander. Noch einmal ist der Marschall gerettet.

Aber als sie an das Thor von Paris kommen, springt eine Schaar von Nationalgarden hervor. Die Einen kreuzen die Gewehre und verstellen den Weg, die Andern stoßen mit ihren Bajonetten gegen die Brust der Pferde. Diese prallen blutend zurück und geben dem Wagen eine quere Stellung auf der Straße. Die Bemühungen des Kutschers sind nun umsonst, besonders, da sich Nationalgarden der Zäume bemächtigt haben und da der wachthabende Offizier mit dem Degen in der Hand hervortritt und offiziell den Paß verlangt. — Man übergibt ihn. Er prüft lange und lange, obwohl Alles in Ordnung, obwohl der Paß ein solcher, daß keinem Posten das Recht zusteht, ihn abzuverlangen, oder wenigstens die Pflicht hat, ihn sogleich zurückzugeben: es ist der Paß eines Marschalls von Frankreich. Trotzdem

prüft ihn der Offizier, Herr Berger, noch immer und macht Umstände und spricht von Rückkehr in die Stadt und prüft ihn noch immer, als schon das Geheul der herbeieilenden Freiwilligen von der Place de l'Oule ganz in der Nähe zu hören. Endlich sind sie da; auch die Verfolger vom Rhonequai kommen an, die dort aufgestellten Freiwilligen sind längst da. Mit ihnen zugleich kommt, Böses ahnend, der brave Präfekt herbeigeeilt, und unglücklicherweise der sehr ehrenwerthe Maire der Stadt, Herr Puy. Herr Puy war Maire aus den Hundert Tagen. Was der Präfekt als Bourbonist hätte gut machen können, verdarb der verhaßte, wohlmeinende Maire. Die Freiwilligen, das Volk, von der Verfolgung noch mehr aufgeregt, hören nicht mehr auf die Stimme des Ersteren, besonders da er Dasselbe will mit Herrn Puy. Schon ist der Wagen gewendet. Die Wüthenden rufen: In die Rhone mit dem Mörder der Lamballe, dem Führer der Loire-Armee! Herr v. St. Chamans und Herr Puy bringen es endlich wenigstens dahin, daß man den Wagen zur Stadt zurückkehren läßt, und sie gehen zu beiden Seiten und machen unendliche Anstrengungen, um die Mörder abzuhalten, die jeden Augenblick den Marschall herausreißen wollen, und erleiden mit heldenmüthiger Geduld die Steinwürfe, die von allen Seiten niederregnen. Herr v. St. Chamans blutet und ist einer Ohnmacht nahe, aber er hält sich am Wagen und läßt nicht ab in seinen Bemühungen. So geht der Zug langsam den langen Rhonequai dahin. Der Marschall sitzt ruhig im Wagen und verzieht keine Miene. Auf die Vorwürfe des Adjutanten, daß er sich solcher Gefahr ausgesetzt und Frankreich nicht diese Schmach erspart habe, antwortete er nur: Sie haben Recht! — das sind Mörder.

So fährt der Wagen wieder durch die Porte de l'Oule, so kömmt er wieder auf dem Platze an. Der kluge Postillon, der die Zügel keinen Augenblick losgelassen, läßt die Freiwilligen in dem Wahne, daß sie allein die Pferde am Zaume führen, aber vor dem Hotel angelangt, zieht er plötzlich wieder die Zügel an, gibt einen gewaltigen Geißelschlag, und mit einem Sprunge sind

die Pferde von ihren Führern befreit und der Wagen im Hofe des Hotels verschwunden. Hinter ihm fallen die Flügel des Thores zu und werden sogleich verbarrikadirt. Umsonst werfen sich ihm Wüthende entgegen, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden; das Thor schließt und weicht allen Stößen und Hieben nicht. Der Generalmarsch wird geschlagen, welcher die Nationalgarde zusammenrufen soll, daß sie das Leben des Marschalls und die Stadt vor einem Verbrechen bewahre. Erst spät kommen, Alles in Allem, ungefähr 100 Nationalgardisten zusammen, die sich vor dem Thore des Hotels aufstellen. Zu ihnen gesellen sich der brave Präfekt, Herr Puy und ein Herr Balzac. Wahrlich eine kleine Schaar gegenüber der ungeheuren Menge, die immer mehr anwächst und den Platz und die benachbarten Gassen und die Fenster und Dächer der Häuser besetzt. — Da den Wüthenden ihr Opfer für einen Augenblick entwischt, werfen sie sich auf Herrn Hughes, zeitweiligen Kommandanten der Nationalgarde, und wollen ihn mit Fußtritten tödten. Dem Maire, dem Präfekten und einem Major Lambot gelingt es, ihn zu retten. Aber da kehrt sich die Wuth gegen den Maire. Nieder mit dem Maire der Hundert Tage! schreit es, nieder mit ihm! Und auf die Bitte des Präfekten entfernt sich Herr Puy.

Indessen sitzt der Marschall in seinem Zimmer Nr. 3. — Es ist dunkel; die Vorhänge sind vor die Fenster gezogen, und er darf sich ihnen nicht nahen, denn aus den Fenstern der gegenüberstehenden Häuser und aus den Zweigen der gewaltigen Bäume vor dem Hause zielen Hunderte von Feuerröhren nach allen Fenstern des Hotels, um den Marschall niederzustrecken, wenn er sich sehen lasse. Dennoch schiebt er von Zeit zu Zeit den Vorhang ein wenig zurück und mustert tiefsinnig die Menge, die seinen Tod will. Dann kehrt er wieder zum Tische zurück und liest in den Papieren, die neben einer Brieftasche darauf zerstreut liegen. Es sind die letzten Briefe seiner Frau, und er nimmt Abschied von den geliebten Schriftzügen.

Durch die Entfernung Puy's, die ihnen ein Erfolg scheint,

ermuntert, stürzen sich die Mörder, die sich indessen mit Hacken und Beilen bewaffnet, aufs Neue gegen das Thor des Hotels. Aber das Thor weicht nicht; es ist gut, leider zu gut verbarrikadirt. Major Lambot, der sich indessen zu den Vertheidigern gesellt und das Kommando übernommen hatte, wird mit dem riesigen Lastträger Guindon handgemein, aber von diesem zu Boden geworfen; der Präfekt eilt herbei, um dem Major beizustehen, und wird bei dieser Gelegenheit aufs Neue verwundet und muß sich blutend und todmüde zurückziehen. — Die Stürmenden fahren in ihrem Angriff auf das Thor fort; die kleine Schaar der Nationalgarde ladet und treibt sie dann mit Bajonetten zurück. Die Mörder heulen und fliehen. Es ist ungefähr zwei Uhr, und da die Menge vor den Bajonetten zurückwich, ist Hoffnung da, den Marschall zu retten. Der Auflauf hat sich zum Theil zerstreut; ein großer Theil ist plötzlich verschwunden, unheimlich schnell. Die wackern Vertheidiger überreden sich, daß die Menge, ihrer vergeblichen Angriffe müde, sie endlich ganz aufgegeben, und sie denken daran, den Wagen des Marschalls wieder anspannen zu lassen.

Da plötzlich erschallt teuflisches Jubelgeschrei aus der Masse des Volkes, die sich noch auf dem Platze befindet. Lambot blickt erschrocken auf: die Mörder sind von rückwärts auf das Dach des Hotels gestiegen und dringen durch die Dachlucken und Fenster ins Innere. Lambot schlägt in Todesangst an das Thor — aber es ist verbarrikadirt. Das dauert eine Ewigkeit, bis man es öffnet und bis der brave Lambot wird hineindringen können, um den Marschall zu beschützen. Vielleicht kommt er doch noch zur rechten Zeit, denn an der Thüre des Marschalls stehen vier Mann Chasseurs d'Angoulême unter dem Befehle des Lieutenants J. B. Didier. Der kann die Mörder eine geraume Weile aufhalten. Schon tobt es die Treppen herab im Innern des Hotels und eilt es lärmend, schreiend, wuthschnaubend durch die langen Korridore. Die Mörder kommen an der Thüre des Marschalls an; Herr Didier macht keine Miene, sie

zu vertheidigen, nur eine Minute lang noch, bis unten am Thore die Balken weggeräumt sind. Herr Didier läßt die Mörder passiren. Die ersten, die hineinstürzen, sind der Arbeiter Fargés und der riesige Lastträger Guindon.

Der Marschall saß am Tische und las in den Briefen seiner Frau; wie er den herannahenden Lärm hörte, zerpflückte er die geliebten Andenken, dann ging er ruhig, ohne Miene zu verändern, gelassen den Mördern entgegen. Was wollt ihr? fragte er stolz und kalt. Fargés antwortet ihm mit einem Pistolenschuß; er fehlt aber, da der Marschall seinen Arm ergreift, und die Kugel fliegt an ihm vorbei, zerreißt die Tapete und bleibt in der Mauer stecken. Guindon stößt seinen Mordgesellen zur Seite, indem er lachend ruft: Ich will dir zeigen, wie man es machen muß. — Er tritt einige Schritte zurück, legt seinen Karabiner an, und mit zerschmettertem Haupte liegt der Marschall auf dem Boden. Er zuckte nicht mehr — sein Gesicht blieb unverändert. Die Mörder rissen die Fenster auf und verkündeten dem Volke den Tod des Marschalls; ein heulender, thierischer Jubel empfing diese Nachricht. — Die Menge stürzte nun gleichzeitig mit Lambot durch das endlich, aber zu spät geöffnete Thor und durchtobte das Hotel und plünderte es vom Keller bis unter's Dach. Hierauf kamen die Autoritäten und der Procureur, um den Thatbestand aufzunehmen. Das Protokoll, vom Untersuchungsrichter Berger, dem Vater des Lieutenants vom Pariser Thore, verfaßt, lautete so: „Daß die Volksaufregung, welche durch ungefähr vier Stunden theils in, theils außer dem Hotel stattgefunden, den Marschall mehreremal dahin gebracht, daß er sich selbst, bald mittelst einer Feuerwaffe, bald mittelst eines Messers das Leben zu nehmen versucht habe, daß er dann gegen halb drei Uhr sich der Pistole eines Chasseur d'Angoulême bemächtigt und sich den Tod gegeben habe, indem er sich unter dem Halse auf der rechten Seite einen Pistolenschuß beigebracht."

Man legte die Leiche des Marschalls in einen groben Sarg, und einige wackere Männer erboten sich, sie in eine der Kasernen-

kapellen zu übertragen. Kaum aber traten sie mit ihrer Last auf den öffentlichen Platz, als schon die königlichen Freiwilligen über sie herfallen, den Sarg erbrechen, die Leiche herausreißen, sie des Leichentuches entkleiden, zerhacken, verstümmeln und über das Pflaster hinaus auf die Brücke schleifen, von welcher aus sie sie dann unter Hohngelächter und Schimpf in die Rhone werfen. Einige Schüsse werden ihr dann als Ehrensalve höhnend nachgeschickt.

Das ist die Geschichte von der Ermordung des Marschalls Brune — eine Geschichte, die in der Restaurationszeit viele ihres Gleichen findet.

Viertes Kapitel.

Vaucluse — Petrarca — Ein Brief von Petrarca — Die berühmte Fontaine — Laura's Nicht-Grab — Fortuné Guiran — Parteien in Avignon — Thymian — Avignoner Romantik — Avignoner Sagen und Geschichten.

Den 1. Juni 1851.

Avignon besucht und nicht Vaucluse gesehen zu haben, das wäre gewiß ein Verbrechen, mit dem beladen man sich nie und nimmer vor seinen Freunden dürfte sehen lassen — das hieße ja ein empfindungsloses, aller Poesie unzugängliches Herz zeigen, das nicht würdig wäre, sich je an einem Sonett ergötzt zu haben. — Ich schreibe dieß lachend in mein Tagebuch, mehr als zur Hälfte aber ist es mein tiefster Ernst. Es ist so Mode geworden, über Petrarca und seine tausend Sonette und Kanzonen zu lächeln, ohne daß die lächelnden Leute eigentlich wissen, warum sie lächeln — ohne daß sie bedenken, welche nationale Bedeutung diese liebevollen Sonette an Laura für das Volk des Dichters haben. Dante hat sein Volk die Sprache des Himmels und der Hölle gelehrt — Petrarca gab ihm die holde Sprache der Erde. Der aber war immer groß, der einem Volke eine Sprache gegeben. Nicht viel Größeres thaten Luther und Lessing, die Zungenlöser. Und selbst, wenn Petrarca das nicht gethan hätte, eine treue Liebe, die das Herz eines in seiner Epoche hochbedeutenden Menschen durch so lange Zeit mitten in den Kämpfen und mannigfachsten Beschäftigungen eines vielbewegten Lebens so ganz und gar auszufüllen, und das von Diplomatie und Gelehrsamkeit nicht ausgedorrt zu werden vermochte, bleibt immer und unter allen Umständen rührend und achtungswerth.

Daß die Liebe Petrarca's eine solche gewesen, möge Denen, welche nicht an Verse glauben, ein Privatbrief beweisen, den er an einen Freund über seinen Aufenthalt in Vaucluse geschrieben. Er lautet:

„Illic (in Clausa-Valle) juvenilem aestum, qui me multos annos torruit (ut nosti) sperans illis umbraculis lenire, eo jam inde ab adolescentia saepe confugere velut in arcem munitissimam solebam. Sed heu mihi incauto! ipsa nempe remedia in exitium. Nam et his quas mecum adduxeram curis incumbentibus et in tanta solitudine nulla prorsus ad incendium accurrente, desperatius urebar. Itaque per os meum flamma cordis erumpens, miserabili (sed ut quidam dixerunt) dulci murmure, valles coelumque complebat. Hinc illa vulgaria juvenilium laborum meorum cantica, quorum hodie pudet ac poenitet, sed eodem morbo affectis, ut videmus, acceptissima."

Der arme Mann! — er schämt sich seiner Liebeslieder, aber nicht seiner Liebe.

Mit frühestem Morgen fuhren wir aus der Stadt der Päpste ab; unser Weg führte drei Stunden lang durch das bestangebaute Land, durch Fruchtfelder und die schönsten Platanenalleen. Das saftige Dunkelgrün der ganzen Vegetation zeugt von der segenbringenden Nähe der Sorgue, deren Quelle die berühmte Fontaine de Vaucluse ist und die grün und freundlich allüberall zwischen Gesträuch und Gehäge dem Wanderer entgegenmurmelt, zahllose Mühlen und Fabriken treibt und durch hundert kleine Kanäle ihren Segen verbreitet, ehe sie sich, die jugendliche, von Liebesliedern großgesäugte Nymphe, in die wilde Umarmung des Rhodanus wirft. Sie könnte vorher noch Manches erzählen, die junge Nymphe, Uraltes und Trauriges, vom Zuge des einäugigen Karthagers, dessen Elephanten aus ihren Fluthen getrunken, und vom furchtbaren Saint-Ruth, der vor anderthalb Jahrhunderten im Namen seines Gottes und seines Königs ihr

Gewand mit protestantischem Blute färbte. Aber bei ihrem süßen Rauschen denkt man nur an die Sonette Petrarca's. Bei l'Isle, der kleinen, aber schön gelegenen Stadt, bogen wir von der Hauptstraße ab, und nach einer halben Stunde empfing uns das vielgefeierte Thal.

Es öffnet sich freundlich, aber klein und unscheinbar, so daß es an Großartigkeit vielleicht von jedem Thale der böhmischen Gebirge, z. B. vom Petschauer Thale, übertroffen wird. Nichts verräth das Gewaltige der Felsenmasse im Hintergrunde, die sich plötzlich vorschiebt und dem Thale den Namen des „geschlossenen" gibt. Sie ist durch kleine Hügel verdeckt; das Wasser im Thalgrunde eilt klar und ruhig dahin — eine hübsche, im Lande sehr gewöhnliche Vegetation — einzelne Bauernhäuser von Maulbeerbäumen verdeckt — Alles eine alltägliche, provenzalische Idylle. Man kömmt an einem hübschen Wasserfall vorbei, der den Erwartungen des Vaucluser Pilgers nicht entspricht, und man fragt enttäuscht: Ist das die berühmte Fontaine?! Ist das Vaucluse? — Aber der Kutscher lächelt und schweigt und gibt dem Pferde lächelnd einen Peitschenhieb und fährt weiter. Mit einem Male streckt ein ungeheurer Riese sein Haupt über die Hügel herüber und breitet sein Gewand und seine gewaltigen Arme aus nach allen Seiten — es ist der Fels von Vaucluse — ihm zu Füßen zusammengekauert liegt das Dorf, „wie die Sklavin zu des Herrn Füßen," aber keck hinauf zu ihm blicken die Schloßtrümmer, die sich über dem Dorfe von einer einsam stehenden Spitze erheben. Das ist Vaucluse! — man erkennt es an seiner Herrlichkeit, am rauschenden Bach, der, plötzlich wilder geworden, schnell und schäumend aus der Schlucht hervorkommt, und an den kleinen Häusern, die sich mit den Namen Laura und Petrarca schmücken. Vor einem Gasthaus dieses Schildes stiegen wir ab. Die erste Erfahrung, die wir da machten, war, daß die Krebse und Forellen der Sorgue vortrefflich schmecken, und der protestantische Pastor in unserer Gesellschaft bemerkte, der Fluß hätte schon dieser seiner Kinder wegen verdient, von zwei so großen Dichtern, wie Petrarca

und Dante (Paradiso 8. 59) besungen zu werden. Auch versicherte man uns, viele Reisende machten nur dieses und nicht des poetischen Genusses wegen den Abstecher von Avignon hierher.

Nach eingenommenem Mahle traten wir unsere Wanderung zur heiligen Quelle an. Die ungeheure Felswand, die gegen das Dorf ihre weiten Arme ausstreckt, gewährt in der That einen imponirenden Anblick. Die Illusion eines Theaters wird noch dadurch erhöht, daß fast die ganze Ausdehnung der Wand entlang Einschnitte, regelmäßig geformte und gewölbte Höhlen (lithotomi cavi), in mehreren Reihen über einander, gleich wie Logen hinlaufen. An der Pyramide, dem Monumente des Dichters, vorbei gelangten wir bald zu gewaltigeren, die sich dicht am Pfade, wie unabhängig vom Rest des Gebirges, aus dem Boden erheben und die kleineren Verzierungen des ganzen ungeheuren Gebäudes ausmachen und mit den Schloßruinen auf der entgegengesetzten Felsspitze harmonisch zusammenpassen. Der Pfad, welcher an der Sorgue der Quelle entgegenführt, ist ein künstlich angelegter; unter seinem Gestein rieseln hundert kleinere Quellen hervor, deren Klingen und Murmeln mit dem gewaltigen Rauschen des Flusses, in den sie stürzen, einen schönen Chor bildet. Das Wasser der Fontaine, die um Vieles höher liegt als das Dorf, kommt dem Wanderer, von Absatz zu Absatz springend, mit gewaltigem Brausen entgegen. Bald ist das ganze geschlossene Thal davon erfüllt, und je höher man steigt und je gewaltiger die Felsblöcke werden, die den Fluthen den Weg verrammeln, desto stärker wird das Rauschen, desto prächtiger werden die Wasserfälle, die unzählig über und neben einander bald als silberne Bogen sich wölben, bald wie ein Wildbach sich in die Tiefe stürzen, bald, in Millionen Perlen zerstäubt, in leere Luft sich auflösen. Endlich ist die ganze Fluth der Sorgue, die wir so hell und grün und friedlich unten im Thale gekannt haben, in einen einzigen kochenden, weißen Gischt verwandelt.

Aber das ist nur Kindergeschrei, Kinderkrankheit, Keuchhusten — oder, wenn man will, Leidenschaft und Zerrissenheit

der Jugend, vielleicht etwas Affektirtheit und Draperie dabei, Drang in die Welt, erste Liebe — der eigentliche Charakter dieses poetischen Flusses ist doch so, wie wir ihn unten im Thale kennen gelernt, wo er still und gemessen, in ruhigen Rhythmen wandelnd, Nutzen bringend, auf klarem Spiegel Himmel und Erde mit Sternen und Blumen zeigt. Er hat's nicht gestohlen; er hat's von der Mutter, die wir kennen lernen, wenn wir des Pfades Ende erreicht haben.

Eben so grün und ruhig, als die Wellen der Sorgue unten im Provencer Thale, liegt die Quelle von Vaucluse in ihrem tiefen Bette, in schöner Einsamkeit und holder Beschränkung da. Sie bildet einen kleinen See, der aber nur halb zu sehen ist; die andere Hälfte ruht in der Grotte, tief im Felsen, aus dem sie hervorkommt. Es ist, als wäre die Mutter aus der stillen Stube herausgetreten, um ihrem Wildfange auf seinen ersten Ausflügen liebend nachzusehen. Ach, könnte sie ihn unten im Thale, zwischen Wiesen unter Platanen und Olivenbäumen sehen, sie hätte ihre Freude an ihm.

Das Wasser der Quelle ist noch dunkler, als das der Sorgue. Denn der Fels beugt sich mit seinem Oberleibe weit über sie und hüllt sie in seine ernsten Schatten. Er kann sich deutlich in ihr wiedererkennen, denn sie ist so klar, so ruhig, daß man es kaum begreift, wie sie von dem Sprudeln und Wirbeln in ihrer nächsten Nähe nicht ergriffen wird. Kein Windhauch kräuselt sie, denn die Felsen ringsum haben sie sorgsam eingehegt. Kaum merklich bewegen sich die Wasserlilien, die in ihr schwimmen. Eben so still stehen die Cypressen am jenseitigen Ufer, wo sie sich auf der schmalen Terrasse zwischen Fluß und Fels bescheiden hingestellt haben. Sie sind heller als gewöhnlich die Cypressen und klein; Einer unserer Begleiter meinte, sie sähen wie grün verschleierte Engländerinnen aus, die da sitzen und die berühmte Fontaine de Vaucluse in ihr Album zeichnen; ein Anderer aber behauptete, es seien beabsichtigte Traueroden, aus denen hier unwillkürlich kleine, zugespitzte Sonette geworden.

Diese Cypressen, die Wasserlilien in der Fontaine, einige wilde Blumen am Rande, und hie und da an den Stein geklammerte Feigenbäume ausgenommen, gibt es im nächsten Umkreise fast gar keine Vegetation. Natürlich, die ganze Umgebung besteht aus kahlem, überhängendem Kalkfelsen, an dem sich unmöglich Dammerde festsetzen kann. Nur von der höchsten Höhe herab, wie Friedensfahnen von einem Walle, wehten weißblühende Mandelbäume. Wenn sie ein Wind bewegte, der unten im Grunde Alles ruhig ließ, bebten einige fallende Blüthen langsam in die Fontaine oder auf die Häupter der Cypressen nieder. Aber Nachtigallen gab es auch hier, denn wo fehlen in der Provence die Nachtigallen? — Sie saßen in den Cypressen und sangen.

Wir hatten einen glücklichen Tag, denn der Himmel war umwölkt. Eine solche Felsgegend, von heißer, südlicher Sonne beleuchtet, macht immer den Eindruck trostloser Wüste — aber umwölkt, leicht beschattet, mit gemilderter Farbe der gelben Felsen haucht sie das Gefühl süßer, melancholischer Einsamkeit.

Den 4. Juni 1851.

Nach Avignon zurückgekehrt, habe ich das Grab der schönen Laura, die trotz ihrer „Sternenaugen," wie mir scheint, eine gewaltige Philisterin gewesen — nicht besucht. Einen solchen Vorrath an Gefühl habe ich auf meine Reisen nicht mitgenommen, um mich am Grabe einer fünfhundertjährigen Schönen zu begeistern oder zu rühren, an einem Grabe, das nicht mehr besteht, das die Revolution zerstört hat, und an dessen Stelle ein sentimentaler Engländer ein abgeschmacktes Monument gesetzt hat. Das Leben hat mir immer mehr gegolten, als der schönst besungene Tod, und so suchte ich es auch hier lieber auf als das Nichtgrab der schönen Laura. Ich hatte einen guten Cicerone an meinem alten Freunde Fortuné Guiran,[1] dem jetzigen

[1] Seitdem †.

Redakteur des Democrat de Vaucluse, den ich zufälliger Weise nach langen Jahren hier wieder sah. Es ist das derselbe Fortuné Guiran, der im Jahre 1846 die vortrefflichen Briefe an Herrn v. Remusat „über die Hegel'sche Philosophie“ in der Revue Nouvelle veröffentlichte, in denen er sich als ausgezeichneten Stylisten und Kenner der deutschen Philosophie bewährt hat. Fortuné Guiran hat lange in Deutschland, besonders in Berlin gelebt und sich mit unserer Sprache und Literatur, vorzugsweise der philosophischen, so gründlich vertraut gemacht, wie wenige Franzosen. Er scheint für unsere Philosophie von Jugend auf be- und gestimmt gewesen zu sein, da er schon im Collegium zu Aix, seiner Heimat, als, was man in Frankreich nennt, ein Atheist zu Gefängniß verurtheilt worden war. Es ist natürlich, daß im frommen Süden solche Früchte reifen. Später, besonders unter dem Ministerium Guizot, hätte er eine glänzende Carriere machen können, wenn er nur ein Mann der kleinsten Konzessionen gewesen wäre. So aber lebte er in stiller Zurückgezogenheit, allein mit seiner deutschen Bildung, ohne Protektion, die in Frankreich Alles ist, bis zur Februarrevolution. Nach Ausbruch derselben begriff er schnell ihre Unfruchtbarkeit, wenn sie nicht von den Provinzen unterstützt würde. Er eilte in den ihm besonders bekannten Süden, übernahm, mit Selbstverleugnung, die Redaktion eines kleinen, demokratischen Lokalblattes zu Avignon und begnügte sich mit der schweren Aufgabe, die so sehr zurückgebliebene, verpfaffte Bevölkerung über ihre Interessen aufzuklären. Seine Bemühungen haben Früchte getragen. Das ehemals durch und durch legitimistische Avignon ist heute wenigstens zu einem Drittheil zum demokratischen Prinzipe bekehrt; die neuen Demokraten suchen ihre blutige, fanatische Vergangenheit aus der Zeit des Legitimismus vergessen zu machen, halten in ihrer Minderheit brüderlich zusammen und geben der Gegenpartei ein imponirendes Beispiel. Sie werden darin von einem großen Theile der Landbevölkerung des Departements de Vaucluse gewissenhaft unterstützt. Das Wirken Guirans

wiederhallte bald in der Pariser Journalistik, welche die der Provinz sonst so unklug verachtet, und er ist heute der Mann, den die demokratische Partei auf ihre Wahlliste stellen wird, wenn Louis Napoleon nicht allen demokratischen Wahllisten ein Ende macht.

Wenn ich an seiner Seite die Stadt durchwanderte, war es mir leicht, die Parteileidenschaften und die Parteien selbst genau kennen und unterscheiden zu lernen. Die Einen grüßten mit freundlichem Lächeln, während uns die Andern Blicke tiefen Hasses zuwarfen. Als ich mit ihm in den demokratischen Cercle trat, wurde er mit Freudenzurufen empfangen, und ich selbst, da er mich als Flüchtling und Robert Blums Reisegefährten nach Wien vorstellte, mit großer Verehrung behandelt. Es ist unglaublich, wie populär der Name Blums überall in Frankreich ist, vielleicht so populär, wie noch nie der Name eines fremden Freiheitsmenschen gewesen, Franklin etwa ausgenommen. Ein alter, langbärtiger Demagog vom Lande bot mir als Bundeszeichen seinen Thymian an, den er im Knopfloche trug. Der Thymian, hier eine Bergpflanze, ist ein Symbol der Freiheit, das Erkennungszeichen der Montagnards. Auf einem Sonntagsspaziergange bemerkte ich noch viele Männer und Weiber, die Thymiansträußchen auf der Brust oder im Munde trugen. Die Legitimisten hingegen hatten weiße Halstücher oder trugen an Kleidern und Hüten die grüne Farbe als Erinnerung an die Verdets, die Anhänger des Grafen von Artois, spätern Karls X. Sie waren überall in der Mehrheit, und an Herausforderungen oder kleinen Verhöhnungen fehlte es hie und da auch nicht. Wenn es einst zu einer Entscheidung kommt, wird Avignon seinen alten Ruf der Wildheit und Grausamkeit schwerlich Lügen strafen. Das Herz blutet Einem in Vorahnungen, wenn man diese leidenschaftlichen, unversöhnlichen Gesichtszüge, diesen herausfordernden Gang, diese rache- und kampfsüchtigen Augen betrachtet. Keine Stadt des Südens trägt den Charakter unüberlegter, blinder Leidenschaftlichkeit so ausgeprägt auf ihrem Ge-

sichte, wie Avignon. Ohne eine Waffe zu sehen, glaubt man an heimliche Dolche, und wähnt man in einer italienischen, von Parteien zerrissenen Stadt des Mittelalters zu sein. Als wir über die belebte Place de la Comedie wanderten, fragte mich Fortuné Guiran, warum ich den Vers citire:

Der Tag wird heiß — die Capulets sind draußen?

Ich hatte ihn unwillkürlich ausgesprochen.

Mein Begleiter zeigte mir unter andern und mit Lächeln das vergitterte Fenster einer Zelle im Papstpalaste, in welcher er schon mehreremal wegen Preßvergehen gebrummt hatte. Der Papstpalast setzt also auch heute noch seine Bestimmung fort. Es gibt Gebäude, an denen ein ewiger Fluch zu hängen scheint; doch möchte ich sie nicht vernichtet sehen. Manches dieser Häuser spricht lauter und besser als hundert Bücher. So ein Papstpalast zu Avignon z. B. widerlegt alle Bossuets und de Maistres der Welt — trotz ihrer Beredsamkeit, trotz ihrer liberalen Heuchelei.

Im innersten Innern soll Avignon die romantischeste, Victor Hugo'scheste Stadt der Welt sein. Nirgends soll es so viele geheime Thüren, Fallthüren, verborgene Gänge, Gemächer &c. geben, wie hier. Das rührt, wie man mir sagt, daher, daß die meisten jetzigen Privathäuser ehemalige Klöster oder Prälatenpaläste gewesen, die unter einander zusammenhingen und dergleichen Künste nöthig hatten. In einem Keller befindet sich ein eingemauerter Stein mit der Inschrift: Weh' Dem, der mich hebt! — Hinter diesem Stein will man ein sonderbares Rauschen vernehmen, und die Leute sagen, es fließe ein unterirdischer Rhonearm an ihm vorbei, der sich hervorstürzen und Avignon in seinen Fluthen begraben würde, wenn man den Stein aufhübe. Alii alia. — Vor vielen Jahren soll ein zum Tode verurtheilter Verbrecher auf unbegreifliche Weise aus seinem Gefängnisse im päpstlichen Palaste entflohen sein. Nach einiger Zeit wieder eingebracht, versprach er, die Stadt mit einem höchst wichtigen Geheimnisse, das er entdeckt, bekannt zu machen, wenn

man ihm dafür das Leben schenke. Man begnadigte ihn zu lebenslänglicher Haft, und er erzählte von einem geheimen Gange, der ihn aus dem Palaste unterhalb der Rhone hinüber in die Nähe von Fort St. André geführt habe. Diese Geschichte erinnert an eine andere, die sich an ein Kruzifix, jetzt im Besitze der Stadt, knüpft. Dieses höchst kostbare Kunstwerk aus Elfenbein wurde von einem Avignoner Künstler gefertigt und der Kirche als Lösegeld für das Leben seines Bruders angeboten, der ebenfalls zum Tode verurtheilt worden war. Aber der Bruder des Künstlers war nicht wie jener Andere ein gemeiner Verbrecher gewesen, sondern ein politischer, der sich in eine Verschwörung gegen das Mönchsregiment eingelassen hatte. Und so wurde er nicht begnadigt, sondern hingerichtet, trotzdem daß brüderliche Liebe, herrliche Kunst und der Salvator mundi selbst für ihn eingetreten waren.

Das sind so Avignoner Geschichten, die, wie Alles in Avignon, mehr oder minder nach Mittelalter riechen. Die französischen Romantiker, die so sehr nach dem Schauerlichen und Absonderlichen suchen, kennen die Geschichte ihres eignen Landes nicht, sonst würden sie diese Stadt als unerschöpfliche Fundgrube ausbeuten.

Trotz der schauerlichen Vergangenheit und der trüben Zukunft, deren Ahnung Einem hier mit trauriger Gewißheit auf dem Herzen lastet, verläßt man Avignon doch nur ungerne. Der Reisende freut sich, wo er Fremdartiges findet, und vom Schauerlichen trennt sich Jeder mit einem gewissen geheimnißvollen Bedauern. Ich gehe in das heitere Tarascon; auf dem Wege werde ich die Durance begrüßen, einen meiner lieben, poetischen Flüsse, seit ich seinen Namen zum ersten Male in Lenau's Klara Hebert kennen gelernt.

Fünftes Kapitel.

Tarascon — Das Schloß des guten Königs René — Politische Gefangene — Die heilige Martha — Einige alte Maler — Die Tarasque — Die Kettenbrücke — Beaucaire — Der Markt von Beaucaire — Ein hessisches Mädchen — Einst und jetzt.

Den 6. Juni 1851.

Wer hat nicht die Erfahrung gemacht? Man kommt zum ersten Mal im Leben in eine der abenteuerlichsten, phantastischesten Gegenden, wie sie sich selten oder nie wiederholt, und doch scheint Einem Alles so bekannt, als hätte man sie wenigstens im Mondscheine, mit der Eilpost vorüberfahrend, schon ein-, zwei-, dreimal gesehen. Aber das Phantastische ist uns eben vertrauter, als das Gewöhnliche; an diesem gehen wir unbewegt vorbei, und kein Schatten der Erinnerung bleibt zurück; an jenem bauen wir emsig in unseren schönsten ungestörtesten Stunden; wir spinnen uns ein darin, wir machen es zu unserer Residenz; was Wunder, daß, wenn es uns dann im Leben begegnet, wir es wie unsere liebe Heimat, sogar ohne Extase, nur mit freundschaftlichem Zuwinken begrüßen? — So war es mir in Tarascon auf der Rhonebrücke. Wer weiß, vielleicht habe ich diese schöne Welt geträumt, als ich, vor einem Claude Lorrain stehend, ein großer Maler zu sein wünschte.

Es ist ein bezaubernder Punkt. Die beiden Schlösser von Tarascon und Beaucaire liegen, durch die Rhone getrennt, einander gegenüber wie ein Löwe und ein Leopard, die sich mit den Augen messen, bevor sie zum Kampfe anspringen — oder, um mit

Byron zu sagen, „wenn Euch dieses Bild nicht gefällt, da habt ihr ein anderes“: Das Schloß von Tarascon steht da am Rande des Wasserspiegels, wie ein melancholischer König von Thule, der seinen Becher sinken sieht; er hat zu dieser traurigen Scene seinen weiten Talar mit goldenen Sternen umgethan und die alte zackige Krone aufgesetzt — so steht er da, sich im Wasser bespiegelnd, bevor ihm die Augen sinken. Gegenüber aber, der Thurm von Beaucaire gleicht einem Edelknecht, der eben das Gebirge jagend durchlaufen und so, mit der Lanze in der Hand, das Hüfthorn an der Seite, auf der letzten Spitze der Berge Halt macht; er staunt über den großen, herrlichen Fluß, über das Königsschloß am andern Ufer, und er schwingt jauchzend das Barett. Um aber aus den Gleichnissen herauszukommen: Tarascon ist ein hübsches Städtchen, das aber durch sein Schloß, durch den breiten und stürmenden Rhonefluß, durch die kühne Kettenbrücke, durch den neuen, wahrhaft römischen Viadukt der Eisenbahn, durch die Nachbarschaft von Beaucaire und durch die schönen Mädchen, die Schwestern der Arlesischen Griechinnen, zu einem der herrlichsten Flecken des Südens wird. Zuerst besucht man jenes Schloß, die ehemalige Residenz des guten Königs René, des Dichters und Malers. Man staunt, warum selbst ein so „guter König,“ wie Renatus, es nothwendig befunden, sich so gewaltig zu befestigen und sich hinter so dicken Festungsmauern zu verkriechen. Das Schloß steht unmittelbar an der Rhone, auf einem Felsen, an dessen Fuße die Wogen branden; auf den andern Seiten ist es von einem nunmehr trockenen Graben umgeben, über den eine Brücke zu dem Riesenthore führt. So hat es eine gewisse Aehnlichkeit mit Chillon, obwohl der Styl ein ganz verschiedener ist. Man könnte ihn mit einiger Licenz florentinisch nennen. Die ungeheuer hohen Mauern würden kahl aussehen und todt, wenn nicht die schönen Krümmungen der Thürme und der Goldglanz, der auf den Steinen liegt, sie belebten. Bei Sonnenuntergang sieht die Veste wie ein goldener Palast aus. Das ganz platte Dach ist von einer Balustrade

bekränzt, die von sehr zierlichen Machiculis getragen wird und das Bild einer großen, mit vieler Kunst gearbeiteten Goldkrone darbietet.

Mit dem ersten Schritt in das Innere verändert sich das Bild plötzlich. An die Stelle der Einfachheit tritt die reichste und geschmackvollste Gothik. Portale, Thürme, Nischen, Fenster und Friese — Alles mit einer Sorgfalt gearbeitet, als wäre es von einem Goldschmiede ciselirt, und um die Illusion zu erhöhen, ist auch hier das Material, wie außen, von einem getränkten Goldglanze bedeckt, als wäre die Sonne des Südens daran hängen geblieben. Und mit einer Verschwendung sind die Zieraten angebracht, als handelte es sich nicht um ein gewaltiges Schloß, sondern um einen Juwelenkasten, um einen Kronenschrein oder ein Tabernakel.

So wohl ließ es sich der gute König Renatus im Innern werden, während er nach Außen das ernste Gesicht eines geharnischten Ritters zeigte. Den schönsten Theil des Schlosses bildet der zweite Hof, an dessen einer Seite eine kühle schattige Halle hinläuft, und in dessen Winkel Treppenthürmchen, schlank wie Tannenschafte, die ganze Höhe des Baues hinan wachsen. Durch eines derselben stiegen wir in die Höhe. Weite prachtvolle Säle, die durch Gänge und Galerien und Seitentreppen mit einander verbunden sind, thaten sich überall auf. — Die Bänke in den tiefen Nischen, die schönen Kamine zeugten von ihrer Wohnlichkeit; die noch hie und da vergoldeten Decken, welche in Holz geschnitzte, in tiefen viereckigen Feldern farbenglühende Wappen und Bilder tragen, von der Pracht dieser königlichen Säle. Das Licht, das nur spärlich durch die schmalen Fenster oder vielmehr Ritzen einfällt, gewährt eine romantische Dämmerung, die dem träumerischen König behagt haben mag. Auf dem platten Dache konnten wohl Hunderte von Edelfräulein und Herren in provenzalischen Nächten herumspazieren und sich von René's Minnehof unterhalten.

Dießmal trafen wir nur zwei arme Mädchen, die hier

gefangen gehalten werden, denn des guten Königs Schloß ist jetzt ein Gefängniß. Die Mädchen waren zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt, weil sie gegen ein altes Klatschweib ihre Ehre thätlich vertheidigt hatten. Als wir auf die Terrasse traten, versteckten die armen Dinger ihre Gesichter. Auch in dem schönen Hofe mit der Halle trafen wir ungefähr zwölf bis fünfzehn Gefangene, diese männlichen Geschlechtes; politische und gemeine Verbrecher bunt unter einander. Doch konnte man sie leicht von einander unterscheiden. Die Einen mit der platten Stirne sahen dumm darein und vertiert, oder auch frech; Andere, der Schande noch ungewohnt, versteckten sich bei unserem Herannahen hinter den Pfeilern. Das waren die Diebe; daß wir uns nicht täuschten, bestätigte uns der Gefängnißwärter von der Höhe eines Thurmes aus, wo wir sie ungesehen beobachten konnten. Die politischen Verbrecher, meist sehr anständig gekleidete, junge Leute, sahen uns mit freiem, offenem Blicke an und erwiederten den Gruß mit Freundlichkeit. Das Schicksal der meisten von diesen konnte man aus verschiedenen Inschriften an den Mauern ersehen. Da stand einmal: Condamné à six mois de prison pour avoir crié: Vive Henri V. — auf einer andern Mauer: à quatre mois, pour le cri séditieux: Vive la République — dans l'an III. de la République — in einem Winkel: dix huit mois de prison pour avoir sauvé la ville natale d'une émeute sanglante. Bei allen diesen Inschriften waren die Namen beigegeben, und der Gefängnißwärter bestätigte brummend und mit Widerwillen ihre Wahrhaftigkeit. — Erzählen diese drei Inschriften nicht die ganze Geschichte, schildern sie nicht ausführlich die ganze Lage des heutigen Frankreichs? — Man darf nicht Heinrich V. leben lassen, aber der Ruf: es lebe die Republik! wird ebenfalls als Aufruhrsschrei verurtheilt, während ein Dritter im Gefängniß sitzt, weil er einen vielleicht den Regierungsmännern sehr willkommenen Aufruhr verhindert.

Wir durften die Gefangenen nicht anreden, aber der Gefangenwärter konnte uns nicht hindern, einigen von ihnen die

Hand zu reichen. Ob es Legitimisten oder Republikaner waren, wissen wir nicht.

Ganz nahe am Schlosse des Königs Renatus liegt die Kirche, die in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth ist. Sie ist der heiligen Martha geweiht und enthält das Grab dieser Heiligen, welche, wie die Legende erzählt, auf einem kleinen Kahne ohne Steuer, Ruder und Segel, allein von einem heiligen Winde getrieben, aus dem gelobten Lande in dieses fromme gekommen ist, um die Heiden zu bekehren, was ihr auch glücklich gelungen ist. Aehnliches erzählt die Legende von den beiden Marien, von Lazarus und anderen Heiligen, die dem Heilande besonders nahe standen. Die heilige Martha hat außer der Bekehrung noch eine Heldenthat vollbracht, indem sie die Tarasque, die das Land verheerte, erlegt hat. Das Bildniß dieses scheußlichen Drachen, aus Holz gebaut, wird den neugierigen Reisenden für zwei Sous noch heute gezeigt. Es soll sehr getroffen sein. Wer aber so glücklich ist, am Tage der heiligen Martha in Tarascon zu sein, sieht es, wie es von einer großen Prozession durch die Gassen gezerrt wird. Eine Jungfrau, aber eine reine, führt es am blauen Bande. Die aufgeklärten Einwohner von Tarascon aber versichern den Fremden, sie glaubten nicht an die Tarasque, sondern sie sähen bloß ein Sinnbild des Heidenthums darin, welches die heilige Martha bezwungen hat.

Das Schiff der Kirche ist förmlich bedeckt von Bildern, welche den Lebenslauf und den Tod dieser Heiligen zum Gegenstand haben. Sie stammen von dem Meister Vien, einem der vorzüglichsten Maler Frankreichs im vorigen Jahrhundert und Lehrer des berühmteren David. Den Zopf ihrer Zeit, der auch ihnen anhängt, abgerechnet, sind sie in der That auch durchgängig zu loben und dem Besten beizuzählen, was ihre Epoche hervorgebracht hat. Was Grazie, Farbe und feine Effekte betrifft, steht Vien hoch über seinem theatralischen Schüler. Er ist freier, natürlicher und durchgängig dramatisch; besonders zeichnen sich unter allen diesen Bildern die „Predigt der heiligen Martha“

und ihr „Tod“ durch diese Vorzüge aus. Einige Bilder von Parrocel, dem Vorgänger Vien's, übertreffen diese an Ursprünglichkeit und natürlicher Kraft; es ist noch nicht die Geziertheit da, welche die Periode Viens und selbst schon Parrocels verrufen machte. Aber Vien und Parrocel mit all ihren großen Bildern, mit all ihren unbestreitbaren Vorzügen werden von einem kleinen Bilde verdunkelt, das sich in einer Seitenkapelle der St. Marthakirche befindet. Es ist das ein kleines Meisterstück von Vanloo: der Tod des heiligen Franziskus. Auf einem Bette von Binsen liegt der sterbende Klausner. Um ihm die Agonie zu erleichtern, deutet ein gütiger Engel, der sich zu ihm hinabbeugt, mit der linken Hand nach dem Kreuze, welches ein anderer kleiner Engel emporrichtet. Die Auffassung des Gegenstandes ist so großartig in seiner Einfachheit, als stammte das Bild aus der vorraphaelischen Epoche und nicht aus Diderots Zeit, und so überwältigend, daß es diesen seinen encyklopädistischen Zeitgenossen begeistert hat. Da ist Alles so wahr und schön, so gar nicht verheiligt und verkatholisirt, das Gesicht des agonisirenden Eremiten sowohl als der Engel, der eben so gut des Nachbars Tochter sein kann, die herbeigeeilt ist, um einem armen Sterbenden die Hand unters Haupt zu legen und ihn mit frommen Worten zu trösten. Gewöhnlich vergißt man bei diesem Meisterstücke diese einfache Erhabenheit der Konzeption über ein großes Kunststück, welches der Maler hier ausgeführt hat. Ich meine die in der That wunderbare Verkürzung des Engelsangesichts. Trotzdem sich der gute Himmelsbote aus der Mitte des Bildes heraus in grader Richtung gegen den Beschauer auf den Sterbenden tief hinabbeugt, sieht man doch das kleinste Detail des ganzen Gesichtes aufs Deutlichste, ohne daß es im Geringsten an Schönheit verlöre. Es ist ein Meisterstück der Zeichnung und Modellirung.

In einer unterirdischen Kapelle befindet sich das Grab der Heiligen und ihr liegendes Bildniß in Stein gehauen. Ich habe sie an einem Sonntage gesehen; da hielt sie eine zinnerne Schale in der Hand, um, so zu sagen, eigenhändig die Gaben der

Frommen in Empfang zu nehmen. Dafür war der Portier an der Kirche auf das Prachtvollste gekleidet, Musik und Sänger aber herzlich schlecht. Das östliche Portal der Kirche und eine Reihe von Säulen darüber sind kostbare, unvergleichlich schöne Reste romanischen Styles und gehören mit zum Schönsten, was das südliche Frankreich an solchen Resten aufzuweisen hat. Die Zierlichkeit der Säulen, die anspruchlose Kühnheit der Wölbung können auch Den, der diesen Styl seiner oft aszetischen Knochenhaftigkeit und seiner häßlichen Beigaben wegen nicht liebt, mit ihm versöhnen.

Noch schöner aber sind die weiblichen Gestalten, die nach der Messe aus diesem Portale treten. Sie sind, wie ich schon gesagt, nahe Verwandte der Arleserinnen, und ich behalte mir die Beschreibung dieser Letztern auf später vor, bis wir selbst nach Arles, dem Ursitze der Schönheit, kommen.

Gegenüber von Tarascon, nur durch die Rhone getrennt und durch eine luftige Kettenbrücke verbunden, liegt das romantische Beaucaire mit seinem ruinirten Schlosse. Ich nenne die Kettenbrücke „luftig" — „stürmisch" wäre ein besseres Epitheton. Denn eben so gewaltig, wie die Rhone unter ihr, braust ein ewiger Sturmwind durch ihre Eisenstangen. Sie bebt und zittert ewig und wiegt sich hin und her, wie ein leichtes Seidenband im Winde. Der Wanderer halte sich fest und mache sich so schwer und gewichtig, als möglich, wenn er über diesen unheimlichen Steg wandelt, sonst hebt ihn der Sturm in die Höhe und taucht ihn dann in die nichts weniger als sanften Wogen des Rhodanus. So wenigstens hat er es vor einer Zeit mit einem schwerbelasteten Wagen, mit Pferden und Fuhrmann gemacht. Bei dieser Gelegenheit zerriß er auch all die eisernen Bande, als wären sie Spinngewebe.

Das Beaucaire von heute ist ein trauriger, öder, armer Flecken, den man nur noch seiner Schloßruinen wegen besucht. Sie sind der Rest jener uralten Veste, vor deren Mauern der ungeheure Albigenserkrieg mit einer hartnäckigen Belagerung des

Sohnes Raimonds von Toulouse begonnen. Sie flößen Einem noch heute mit ihrem gewaltigen Donjon, mit ihren Felsenmauern und den unzugänglichen Steinbrüchen ganz besondern Respekt ein. Ich aber hielt mich doch lieber unten im Städtchen auf, denn es war just Marktzeit, und da gehört Beaucaire zu den interessantesten Flecken des Südens. Die sonstige Oede und Traurigkeit weicht dem Lärm, der Geschäftigkeit der buntesten Bevölkerung. In allen Gassen und Gäßchen reihen sich reiche Waarenlager aneinander, und auf dem großen, baumbepflanzten Platze längs der Rhone erhebt sich ein Bazar neben dem andern. Die buntesten Trachten geben der Messe von Beaucaire, dem Leipzig des Südens, das Aussehen eines orientalischen Marktes. Auch fehlt der Türke nicht, der gravitätisch auf- und niederwandelnd seine orientalischen Düfte und Balsame anbietet oder, im Schatten einer Platane sitzend, Ambrapfeifen und Tschibuks verkauft. In einem Zelte singt ein brauner Araber das Lob seines Honigkuchens, den er von den Küsten Afrika's herübergebracht, und lockt den weißen Burnus an, der ein Stück nach dem andern verzehrend Allah preist und der Dattelwälder seiner Heimat gedenkt. Durch das Gedränge, behend wie Schlangen, schlüpfen spanische Zigeunermädchen, mit Augen, schwärzer als die des Arabers, und halten die schönen Arleserinnen auf, um ihnen eine schöne Zukunft zu prophezeien. Sonderbar und melancholisch genug nimmt sich unter diesen glühenden, exotischen Pflanzen das hessische Mädchen aus, das, in seinem kurzen Röckchen mit dem schwarzen Sammtkäppchen an einen Baum gelehnt, deutsche Volkslieder, das halbe Wunderhorn, herabsingt. Mich und den Professor an meiner Seite ausgenommen, versteht sie vielleicht keine Seele unter all den Tausenden, aber die melancholischen Töne rühren, und sie hat einen guten Markt. Wie jubelt sie auf, da ich sie deutsch anrede und ihr sage, daß ich auch „bei Frankfort, wo sie zu Hause ist," bekannt bin; da ich sie aber frage, wie sie hieher gekommen, weiß sie mir nicht zu antworten. Sie ist so nach und nach von ihrem Schicksal „von

Frankfort" immer weiter geschoben, von ihren Liedern immer weiter getragen worden, bis sie, ohne Ueberraschung, hier unter Burnusse, Arleserinnen, spanische Zigeunerinnen gerathen. Wohin wird das vierzehnjährige Kind noch gerathen, wohin noch getragen werden? —

Die Bazars und Zelte sind eben so viele Schatzkammern der kostbarsten Gold- und Silbergeräthe, der edelsten Stoffe aus Orient und Occident. Trotz diesem Reichthum ist der Markt von Beaucaire doch kaum mehr ein Schatten von dem, was er im Mittelalter gewesen. Da steuerten genuesische und venetianische Schiffe die Rhone herauf und brachten ihre morgenländischen Schätze mit, um sie an die reichen Seigneurs des südlichen Frankreichs oder an die Kaufherren des goldenen Burgund zu verkaufen, oder sie gegen die Erzeugnisse der klugen Flamänder von Brügge und Gent, die ihnen hierher entgegen kamen, auszutauschen. Mailand schickte seine Juweliere und Goldschmiede, Toledo seine Schwertfeger, und zuletzt auch Portugal seine Gewürzschiffe, die es auf den Küsten Afrika's und Ostindiens beladen hatte. Selbst das fabelhafte Tripolis lief unter friedlicher Flagge in dieselben Gewässer ein, die es in anderer Zeit nur unter der rothen Korsarenflagge befahren. In der Veste Trinquetaille an der Rhone wachten indessen bewaffnete Schaaren, um das schätzereiche Beaucaire vor tunisischen und algierischen Besuchen zu schützen. Auf dem Schlosse ging es bei solchen Gelegenheiten lustig her. Die Grafen von Toulouse waren so freigebig und gastfrei. Dichter, Ritter, Künstler und große Kaufherren fanden da oben freundliche Aufnahme, und Gesang und Ritterspiele ergötzten die Gäste.

Mit all dieser Pracht ist es heute aus. Keine genuesischen, venetianischen, portugiesischen Schiffe steuern mehr die Rhone aufwärts. Von Avignon herab fliegt das Dampfschiff und bringt nur Gäste aus der Nachbarschaft, von Arles trägt die Eisenbahn schöne Mädchen herüber, die sich wollen bewundern lassen. Und wenn der Markt nach vierzehn Tagen verschwunden, ist es wieder

öde in Beaucaire. Die Fremden eilen auf dem Omnibus vorbei, um auf den Bahnhof und von da so schnell als möglich nach Nimes oder Montpellier zu kommen. Hätte es nicht die Schiffer des großen Kanals und die vierzehntägige Messe, die ihm einigen Miethzins für Wohnungen und Magazine abwirft, Beaucaire wäre der armseligste Flecken des südlichen Frankreichs.

Sechstes Kapitel.

St. Remy — Antiquarische Betrachtungen — Gränzen des Griechenthums von Marseille — Römische Monumente — Mad. Lafarge — Die Alpinen — Ein einsamer Schäfer — Die Monolithstadt — Die Herren von Baux — Geschichte der Waldenser in Frankreich.

Den 26. Juli 1851.

Einige Stunden westlich von Tarascon, am Fuße der sterilen Alpinen, liegt St. Remy. Die römischen Monumente allein hätten mich nicht hierher und von der großen Straße abziehen können, hätte ich nicht weiter in das Gebirge wandern wollen, um auf seinem östlichen Abhange die wunderbare Stadt Les Baux zu sehen, von der man mir so viel erzählt hatte. Ich bereue den kleinen Umweg nicht. St. Remy, das nette Städtchen, hat nicht nur römische Monumente, es besitzt überall, wohin man sieht, lebende, sprechende, lachende Erinnerungen an die höheren Griechen. Ich begreife die Archäologen und Historiker nicht, daß sie die Spuren alter Völkerwanderungen nur nach todten Mark- oder Leichensteinen verfolgen und nicht Einmal das Auge aufschlagen, um in ein Menschenantlitz zu sehen, das ihnen vielleicht mehr sagen kann, als alle Chroniken und Inschriften. Nachdem ich den Mädchen von St. Remy ins Gesicht gesehen, behaupte ich keck vor jedem Archäologen und Historiker, ohne nur eine Münze, eine Inschrift, ein Manuskript geprüft zu haben: bis hierher dehnten sich nordwärts die Kolonien der tapferen und schönen Phozeer aus Marseille! Es ist derselbe vollendete Typus, dieselbe gerade, edle Nase, derselbe sanftgebogne Nacken der griechischen Statuen, dieselbe aristokratische

Hand, dieselben feinen Knöchel über einem schönen, schmal gedehnten Fuß — es ist dieselbe Schönheit, die wir in Arles bewundern, die uns über Tarascon begleitet und uns in St. Remy „Lebewohl“ lächelt, wenn wir uns in dem unwirthbaren Gebirge verlieren, an dessen Fuße St. Remy liegt, und das wie eine Gränze ist zwischen Barbarei und holdem Griechenthum. Auch den schönen Kopfputz aus Arles, der an die phrygische Mütze erinnert, finden wir hier wieder. Ja, die Mädchen von St. Remy wissen ihn noch schöner und mit mehr Grazie und Mannigfaltigkeit zu binden, wie sie überhaupt im Rufe einer raffinirten Koketterie stehen. Wenn man die Zartheit ihres Gesichtes, die Feinheit ihrer Hände betrachtet, glaubt man gerne, was von diesen Bäuerinnen erzählt wird, daß sie nur mit verschleiertem Gesichte und mit Handschuhen auf dem Felde arbeiten. Daß dieß von den rauheren Männern geduldet, ja geliebt wird, zeigt vielleicht auch deutlicher als die Münzenerklärung des Marquis de la Goy, daß die Bewohner von St. Remy Hellenen sind.

Das Städchen sieht mit seinen wohnlichen Häusern, seiner prachtvollen Vegetation, seinen sprudelnden Wassern, seinen vielen Café's so freundlich aus, daß man Mühe hat, sich zu überreden, man habe das uralte Glanum vor sich. Erst eine starke Viertelstunde hinter den Häusern reden die zwei berühmten Monumente deutlich und überzeugend von seinem hohen Alterthum. Sie gehören wohl zu den interessantesten und schönsten Antiken des südlichen Frankreichs und bestehen aus einem Triumphbogen und einem Mausoleum.

Der Triumphbogen steht auf einem massigen Unterbau, von welchem aus er sich, in den Haupttheilen trefflich erhalten, mit seinem Portikus zu einer bedeutenden Höhe erhebt. Nur der oberste Theil des Ganzen, der auf die Wölbung drückte, ist gänzlich ruinirt, fast bis hinab zu der herrlichen Guirlande, die, aus Tannzapfen, Weintrauben, Olivenzweigen bestehend, auf beiden Seiten anmuthig und in ihren kleinsten Theilen vollendet die Thore bekränzt. Vier Pilaster dorischer Ordnung erheben sich

vom Sockel in den vier inneren Ecken und tragen die weiten, von Rosen geschmückten Archivolte. Beide Hauptseiten des Gebäudes sind rechts und links von dieser mit je zwei, also im Ganzen mit acht Säulen geschmückt, die ungefähr auf halber Höhe der innern Pilaster beginnen und sich mit ihren Kapitälen fast um die halbe Länge über diese erheben. Sie sind kannelirt und korinthischer Ordnung. Da von jedem Säulenpaar die eine am äußersten Ecke des ganzen Gebäudes, die andere in der Nähe der Archivolte angebracht ist, so entstehen zwischen ihnen auf jeder Hauptseite zwei Zwischenfelder oder flache Nischen, die von mehr und minder verstümmelten Basreliefs ausgefüllt sind. — Jedes Basrelief stellt einen gefesselten Mann an der Seite eines gefesselten Weibes vor — die wohl unterworfene Provinzen bedeuten sollen, da der Schnitt ihrer Kleidung auf barbarische Völkerschaften schließen läßt. Von all diesen acht Figuren haben nur zwei ihre Köpfe. Die weiblichen der einen Seite scheinen nicht so wie die der andern gefesselt zu sein. Die eine derselben hat Schilde, Kriegstrommeten, Fasces und allerlei Waffen zu ihren Füßen und sitzt graziös, zugleich gebieterisch da, während der gewaltige Mann an ihrer Seite an einen Baum gebunden ist. — Alle diese Figuren lehnen mit dem Rücken an dem Hintergrund, welcher mit breiter und reicher, hoch über ihre Köpfe sich erhebender Draperie geschmückt ist. Ueber der Guirlande, die den Eingang ziert, sieht man noch Reste von langgestreckten Figuren, die, nach der besterhaltenen zu schließen, Fama, Victoria u. dgl. vorstellen mochten. Auch die beiden Schmalseiten haben, wie es noch die Reste von Konsols verrathen, ehemals Basreliefs getragen, doch ist heute jede Spur verschwunden. Ohne den zertrümmerten Ueberbau, der einzelne losgelöste Quadern und Anfänge ohne Fortsetzung und Fortsetzungen ohne Anfänge zeigt, würde der ganze Bau noch heute ganz und gar nichts Ruinenhaftes haben. Selbst die zerbrochenen Säulen an den vier Hauptecken sind so regelmäßig, fast gerade in der Mitte getheilt, daß ihr Anblick nur wenig stört. Wie bei allen Römer-

bauten, ist auch bei dieser das Massenhafte vorherrschend, und sie würde vielleicht den Eindruck des Schwerfälligen machen, wenn ihr nicht die feinen Skulpturen, die meisterhaft und zart gearbeiteten Verzierungen, die beweglichen Kannelirungen der Säulen und Pilaster gewissermaßen Flügel gäbe. Um einen ungefähren Begriff von dem Leben in diesem Gebäude zu geben, könnte man vielleicht sagen, es sehe aus, als wäre ein Römer sein Architekt und ein Grieche sein Bildhauer gewesen. Dieses merkwürdige Monument ist von Vielen als herrlich gepriesen, von Vielen als unbedeutend verworfen worden — Niemand aber wird leugnen, daß es immer schön ist, wenn man es nur als Rahmen für die prachtvolle provenzalische Ebene betrachtet, die sich jenseits des Bogens, im blauen Dufte schwimmend, mit ihren cypressenreichen Fluren, mit ihren Wassern und Bergen ausdehnt. Ich meines Theiles habe vor dieser ewigen Jugend der Natur alle Archäologie der Welt vergessen.

Wenige Schritte von diesem Kriegermonumente steht ein anderes: das Mausoleum. Es ist ruhiger, einheitlicher, darum schöner. Auf einem prachtvollen Sockel, welcher selbst auf einem gewaltigen, gestuften Unterbau von Quadern ruht, erhebt sich das Gebäude mit seinen zwei Stockwerken zu einer Höhe von 20 Meter. Das erste Stockwerk, welches sich gegen das Piedestal ein wenig zurückzieht, ist viereckig und aus vier Bogen zusammengesetzt, die nach den vier Weltgegenden blicken. Jeder dieser Bogen ist von Außen mit einer Guirlande bekränzt, die im Halbkreise nach beiden Seiten auf einfache, mit dorischen Kapitälen geschmückte Pilaster herabfällt, während auf jeder der vier Ecken dieses Stockwerks eine kannelirte Säule mit attischer Basis und reichem korinthischem Kapitäl prangt. Der Fries, welcher das Ganze bekrönt, zeigt Meerungeheuer, Sirenen, Opferinstrumente 2c. Ueber den Bogen erhebt sich das zweite Stockwerk, das, abgetragen und auf ein Piedestal gestellt, für sich ein reizendes und in sich vollendetes Kunstwerk geben würde. Es bildet einen kleinen Tempel, der aus zehn Säulen und einer von diesen

getragenen Kuppel besteht. In seinem Innern, von allen Seiten sichtbar, stehen zwei kolossale, in die Toga gekleidete Römer. Das Ganze scheint lebend, wie eine Pflanze, wie ein Blumenkelch. Die Säulen sind wie die an den Ecken des ersten Stockwerkes beschaffen — sie sind kannelirt, und Basen und Kapitäle haben mit jenen die größte Aehnlichkeit, nur sind sie in jedem Theile feiner, zarter, beweglicher, sowie sie vielleicht um ein Drittheil dünner sind. Der Fries, der sie von der Kuppel trennt, ist eine Blumenkette. Da die Kuppel eine konische Form hat und der ganze Tempel mit seiner Base über dem ersten Stockwerke, sowie dieser über dem Piedestal und das wieder auf dem Unterbau ein wenig zurücktritt, gewinnt das Ganze etwas Pyramidalisches, Himmelaufstrebendes — ohne sich, wie gothische Thürme, mystisch zu verlieren.

Bemerkenswerth sind noch die Basreliefs, welche das Piedestal schmücken. Sie haben von der Zeit und manchem Vandalen vielleicht am Meisten gelitten. Doch kann man bei näherer Betrachtung noch ungefähr den Gegenstand erkennen, den sie vorstellen sollen, und Manches in der Arbeit lobenswerth finden. Das unbedeutendste von allen ist wohl das nördliche, das ein Reitergefecht vorstellt. Pferde, Menschen — Alles ist hier gleich häßlich und ungeschickt; Verkürzungen kommen da vor, die geradezu wie die gewaltsamsten und unnatürlichsten Verrenkungen widerlich sind. Viel besser sind, in manchen Theilen sogar meisterhaft, die Basreliefs der drei andern Seiten, von denen das eine eine Jagd, das andere einen allegorischen Triumphzug mit geflügelten Weibern, und das dritte den Kampf um einen Leichnam, vielleicht den Kampf um den todten Patroklus zum Gegenstande hat. Ueber den Figuren der Basreliefs sind Blumenguirlanden angebracht, die von kleinen Jungens, oft in den possierlichsten Stellungen, getragen werden. Was den Kunstwerth betrifft, steht das ganze Basrelief in keinem Verhältnisse zum Rest des Monumentes.

Das Material zu diesen beiden Monumenten von St. Remy, sowie zu den meisten Bauten der Römerzeit und des Mittelalters in diesen Ländern, sollen die ungeheuern Steinbrüche geliefert

haben, die sich nicht fern von hier unter den Alpinen hinziehen. Sie sind so weitläufig und mit ihren hundert und hundert Gängen so labyrinthisch verschlungen, daß sich Niemand nur auf eine kleine Entfernung hineinwagt, aus Furcht, den Rückweg nicht wieder zu finden. Man erzählte mir eine rührende Geschichte von zwei Kindern, die sich, Beeren suchend, in diesem Labyrinthe verloren haben. Erst nach fünftägigem Suchen fand man sie, eins ans andere gelehnt, dem Tode nahe. Die frommen Seelen, da sie sich sterben fühlten, hatte eins dem andern seine Sünde gebeichtet.

Links am Wege, der von St. Remy in die Alpinen führt, liegt, von Bäumen schön beschattet, ein einsames, weitläufiges Gebäude. Es ist ein Irrenhaus und dient jetzt der Mad. Lafarge, die es, der bessern Lage wegen, mit dem Gefängniß von Montpellier vertauscht hat, zur Wohnung. Wie es scheint, kann Mad. Lafarge ihren Aufenthaltsort nach Belieben wählen. Das macht die Protektion bei einem korrumpirten Weibe, das ganz Frankreich für eine Giftmischerin hält.[1] Wenn einer der Gefangenen von Belle-Isle, der Gesundheit wegen, sein Gefängniß verändern wollte, man würde ihm höchstens eine Zelle auf der brennenden Küste von Bona gestatten.

Bald verschwand auch dieses Gebäude hinter uns und mit ihm die Lieblichkeit der westlichen Provence. Immer aufwärts steigend, verloren wir uns in die Wüstenei der Alpinen. Mit dem ersten Schritte in die Schlucht, durch welche die Straße über diesen Gebirgszug führt, verschwindet alle Vegetation. Kein Grashalm, geschweige denn ein Baum, ist zu sehen. Aus den verwitterten Schichten, die haltlos die Abhänge bedecken, recken sich gewaltige Felsenmassen vor, springen ungeheure Felskolosse heraus und versperren die Straße, die sich mühsam zwischen diesen Kolossen und einem Abgrunde fortwindet, je nach hundert Schritten verschwindet, um sich plötzlich wieder und gewaltsam

[1] Sie wurde 1852 ganz begnadigt und starb noch im selben Jahr.

über Gerölle weiter zu schleppen. Auf den obersten Spitzen der Berge lagern Felsstücke so sonderbarer Bildung, daß man verlassene Schlösser, gigantische Rinderheerden, versteinerte Hirten zu sehen glaubt. — Zum Glücke war der Himmel umwölkt und hatte ein Platzregen die Luft abgekühlt, sonst hätten wir wie durch meilenweite Bleidächergefängnisse wandern müssen. Auf dem stundenlangen Marsche, der bald auf der nothdürftigen Straße, bald im Bette eines vertrockneten Wildbaches fortging, und auf dem wir noch, da wir einer Wüste entgegenzogen, unsere Lebensmittel mittragen mußten, begegnete uns keine menschliche oder thierische Seele. Wir waren in der vollendetsten Einsamkeit. Unsere Sorge blieb, ob die Sonne nicht doch die Wolkendecke durchbrechen und uns mit ihren heißen Pfeilen beschießen werde. Wir waren in den Hundstagen und in der Provence, und zwischen diesen kahlen Felsen hätten wir jeden Strahl hundert- und tausendfach gefühlt. Glücklich erreichten wir die Höhe des Gebirgsrückens noch vorher. Die jenseitige Ebene war bald erreicht, und nun ging der Weg dem Süden zu, das Gebirg entlang, das wir der Breite nach überstiegen hatten. Durch die vielen Schluchten sahen wir in sein trostloses Innere. Am Eingange der einen fanden wir seit Stunden die erste menschliche Seele, einen Schäfer mit seinem riesigen Wolfshund; die Heerde weidete in der Schlucht. Der Mann schien ganz glücklich, wieder einmal, nach langer Zeit vielleicht, Geschöpfe seiner Gattung zu sehen. Auch ließ er uns sobald nicht weiter, sondern begann ein rührendes Klagelied über seine Einsamkeit anzustimmen. Ich verstand nur wenig von seinem Patois, aber der Ton seiner Stimme, der Accent des Schmerzes ging mir zu Herzen. „Immer nichts als diese Felsen zu sehen, des Abends, wenn mir die Augen zufallen, und Morgens, wenn ich sie wieder aufschlage, und nichts als die Schafe und das elende Gras zwischen den Steinen — der Mensch ist nicht dazu gemacht!" Er fragte uns, woher wir kämen? — der Professor antwortete ihm: aus Paris. Paris! rief er aus und schlug sich auf den Hut. Seine Augen

leuchteten; er schien sich eine phantastische Vorstellung von der Stadt zu machen, in der so viele Menschen zusammenwohnen. Der Professor fragte ihn, ob er's zufrieden wäre, in Paris zu wohnen, unter der Bedingung, nie wieder hierher zurückzukehren? Er überlegte einen Moment, dann aber schien er plötzlich mit seinen Schafen und Felsen versöhnt und antwortete mit einem entschiedenen: Nein. Er erzählte uns noch, daß sein Herr, ein reicher Fabrikant aus St. Remy und Gutsbesitzer in dieser Gegend, ihm dieses Jahr 50 Franken von seinem Gehalte abziehe, weil der Hagel die Mandelbäume geschlagen hatte, dann, daß er beständig auf seiner Hut sein müsse gegen die Wölfe, die jeden Abend aus den Bergen hervorkommen. Mit vielen Segenswünschen entließ er uns und zeigte uns noch den kürzesten Pfad, der nach Les Baux führt.

Es ist bezeichnend für die Stadt, die wir sehen wollten, daß dieser einzige Weg sich bald ganz und gar verlor und trotz aller Mühe nicht wieder aufzufinden war. So stiegen wir denn auf gut Glück mitten durch Wein- und Mandelbaumpflanzungen, über ausgetrocknete Bäche, durch Hecken und Gesträuche immer gradaus dem Felsen entgegen, der gewaltig und breit den Horizont gegen Süden absperrt und auf seiner höchsten Spitze die sonderbaren Ruinen eines Schlosses trägt, von dem man nicht weiß, ob sie nur die Fortsetzung des Felsens, oder ob der Fels ihr künstlicher, von Cyklopenhand aufgeführter Unterbau ist. Denn dieser Felsen selbst läuft in seiner ganzen Breite, rechts und links vom Schlosse, oben in Zinnen und Mauern aus, die nicht durch die geringste Fuge oder Ritze von ihm getrennt sind, und blickt da und dort, tief unter diesen Zinnen und Mauern, dem Wanderer mit Nischen und Schießscharten und Fenstern entgegen. So präsentirt sich die Stadt Les Baux dem Wanderer zuerst, und er fragt sich, ob er eines jener Naturspiele, jener unwillkürlich gigantischen Nachahmungen menschlicher Bauwerke vor sich habe, wie sie ihm schon in den Alpinen, in den ausgeschwemmten westlichen Cevennen, im Thale von St. Guilhem du

Desert begegnet sind? Hat er aber den Felsenweg, den er auf halber Höhe des Berges endlich wiedergefunden, erst ganz erklommen, dann sieht er, um es in Einem Worte zu sagen, eine ganze, große und prächtige Stadt aus einem Felsen gehauen, wie der Bildhauer ein Menschenbild, eine Vase aus dem nachgiebigen Blocke schlägt. Ja! eine ganze, große, mit aller Pracht des Mittelalters und der wiedergeborenen Griechenkunst geschmückte Stadt, eine Stadt mit Wällen und Thürmen und Zinken und Zacken, mit Palästen, Kirchen, Kapellen, Hospitälern, Verließen, mit Treppen, Balkonen und Terrassen aus einem ungeheuren Monolith gehauen — eine Stadt von luxuriösen Thebaiden — eine Stadt, die vielleicht nicht ihres Gleichen findet, wenn nicht in der fabelhaften Bergveste, von der Curtius in des Alexanders Feldzügen erzählt, und über die wir schon in der Schule staunen oder lächeln.

Wenn man nun durch den schmalen Eingang in das Innere und in die Gassen tritt, erhebt sich allerdings gewöhnliches, oder wenigstens von Menschenhand aufgeführtes Gemäuer — aber es sind nur Façaden, was man sieht — das Innere der Häuser, die Vorsäle, Gemächer, Treppen sind in den Felsen gegraben. Hie und da ist aushelfend, und um manche Verbindung herzustellen, noch anderes Gemäuer angebracht. Alles aber im schönsten gothischen oder im Renaissancestyle von der edelsten Einfachheit. In einer Kapelle bemerkten wir erst nach längerer Prüfung, daß nur die schöne Spitzbogenwölbung aufgesetzt war — im Uebrigen bestand sie aus Felswand, war sie nur eine gemeißelte Vertiefung und, die Wölbung ausgenommen, nur ein Theil des Einen großen Steines, der die Stadt bildet. — Nicht alle Häuser sind so vollkommen erhalten, wie diese Kapelle. Von vielen ist der Vorderbau eingestürzt und wird da durch eine wachsende Wand von Winden und Flechten ersetzt, die sich von der Höhe herabsenkt und die Säle und Hallen mit einem Vorhange bedeckt. Die Façaden aber, die bis heute dem Verfalle widerstanden, bieten an Thüren und Fenstern wahrhafte Meisterwerke und

bilden mit den Felsen und den wilden Pflanzen da und dort so reizende Winkel, wie sie die schönste Phantasie eines Malers nicht besser erfinden kann. Ein Fenster mit der Inschrift „Post tenebras lux“ (welche, nebenbei gesagt, auf Calvinismus hindeutet, der in dieser Gegend so mächtig gewesen), mit verschiedenen Skulpturen in der Nachbarschaft, will ich dem deutschen Wanderer noch besonders empfohlen haben. Alle die Reste der alten Stadt verrathen, neben der Energie des Erbauers, eine entschwundene Pracht, als wäre sie nur von Fürsten, und einen Schönheitssinn, als wäre sie nur von Dichtern bewohnt gewesen. Beides war, wie wir sehen werden, gewissermaßen der Fall.

Tritt man aus diesen Gassen, die die untere Stadt bilden, hinaus und hinauf auf das erhöhte Plateau, welches die Stadt breit und luftig in einem Halbkreise umgibt, so bietet sich ein Anblick dar, der noch staunenswerther ist, als der, an dem man sich eben erfreut hatte. Zuerst sieht man die Festungsmauern, die eins mit dem Felsen sind, und die nur dadurch entstehen konnten, daß man das ganze, weite Plateau ausgehauen hatte. Dann aber auf einer gewaltigen Kante, die aus dem Urstock ersteht, erhebt sich das Schloß, das die Stadt zu seinen Füßen, die Thäler, die Berge und das ganze Land noch heute, obwohl in Trümmern, stolz und mächtig beherrscht. Auch hier ist das angebaute Gemäuer größtentheils eingestürzt, aber was thut es? Man sieht nun ungehindert in das Innere des Schlosses, das keine Geheimnisse mehr hat; die zierlichen, aber unvergänglich in den Felsen gehauenen Treppen führen aus freier Luft in freie Luft, durch Hallen und Gemächer wehet der Wind, und in den Verließen lagert provenzalischer Sonnenschein. Auf der höchsten Spitze, neben einem halbverfallenen Thurme, steht noch eine einzelne Mauer mit zwei herrlichen Ogiven — ein würdiger Rahmen für die weite Landschaft, die sich unten ausdehnt: gegen Westen bis an den Pic St. Loup und die Küste von Cette, gegen Osten bis an die Schweizeralpen und gegen Süden auf die blaue Fläche des mittelländischen Meeres. Zu Füßen aber liegt uns

die traurige Stadt. Selten, daß man in ihren Gassen ein menschliches Wesen erblickt. Einst hat sie Tausende beherbergt in ihren scheinbar unvergänglichen Mauern, heute hat sie 60—70 Einwohner, und diese sind im Sommer meist abwesend, um in den Sümpfen der Camargue als Taglöhner ihr kümmerliches Brod zu verdienen. Einst war sie von Fürsten, Rittern und Sängern bewohnt, heute hat sich das Elend in ihre Ruinen eingenistet. In den Gassen sahen wir nur wenige Weiber und Kinder müßig vor den Häusern sitzen; in der oberen Stadt fanden wir einen Mann eifrig beschäftigt, die Façade eines prächtigen Hauses zu zerstören, um eine Angel für seine Thüre zu suchen. Wenn die Einwohner so mit der Zerstörung fortfahren, wie sie seit Jahren begonnen haben, werden in Kurzem die herrlichen Bauten verschwunden und von der ganzen Stadt nur die in den Felsen gehauenen Theile übrig bleiben. Man hatte mir das Hospital mit seinen prachtvollen Gewölben und Säulen gerühmt; ich fand es nicht mehr. Der Maire der Commune hatte es abgebrochen, um sich aus den Trümmern eine Gartenmauer und aus den Säulen ein Geländе für eine Vizinalstraße aufzuführen.

Wenn Aigues-Mortes einem steinernen Ritter mit Schwert und Schild und Lanze gleicht, wie wir ihn oft auf alten Grabmälern sehen, so gleicht die Stadt Les Baux einer Leiche in freier Luft, die langsam verwest.

Die Umgebung ist ihrer würdig. Gegen Süden ist ihr gewaltiger Sockel von einem Amphitheater steiler Felsen umgeben, von denen sie nur durch ein schmales Thal oder vielmehr durch einen Abgrund getrennt ist und die ihren äußersten Festungswall bilden. Gegen Südwesten öffnen sich zwar die Felsen als ein Paß; dieser ist aber so schmal, daß er in geringer Entfernung mit der Wand in Eins verschwimmt. Mehrere Grotten, die ihre hohlen Augen gegen Les Baux öffnen, sind von Heiligen-Legenden und Feensagen belebt, und da und dort blicken aus dem Gestein Façaden hervor, die eine Felsenwohnung à la Les-Baux verrathen — würdige Landhäuser einer solchen Stadt.

Der Ursprung Des Baux ist in Sagen gehüllt. Die Legende schreibt ihre Gründung dem heiligen Dreikönig Balthasar, oder einem seiner Abkömmlinge gleichen Namens zu; daher auch der Name Baltio, aus dem später Baux wurde. Die Langue d'oc verwandelt fast ebenso oft wie die Langue d'oui das al in au. Auch führten die Fürsten von Baux einen Kometen mit einem glänzenden Silberschweif im Wappenschilde, als Erinnerung an den Leitstern der Magier. Unter den kleinen Herren des Südens waren die Herren von Baux die ersten, welche sich im zehnten Jahrhundert unabhängig und souverän erklärten. Bald dehnte sich ihre Macht fast über die ganze Provence aus, und wir sehen sie durch mehrere Jahrhunderte im ganzen Süden eine große und glänzende Rolle spielen. Als Kaiser Konrad wieder die deutsche Macht in Arelat herstellt, kommen sie auch mit dem Reiche in Berührung und treten bald als Guelfen, bald als Ghibellinen feindlich oder freundlich gegen die Hohenstaufen auf. Ebenso sind sie bald Bundesgenossen des Grafen von Toulouse, bald wilde Verfolger der Waldenser und Albigenser. Zur Zeit der Kreuzzüge erwerben sie sogar Rechte auf den byzantinischen und andere, neuere Throne des Orients. Durch Heirath werden sie mit den verschiedensten Fürsten- und Königsgeschlechtern verwandt, so auch mit den Fürsten von Orange in der Dauphiné, und somit die Stammväter der Fürstengeschlechter, die noch heute in Nassau herrschen, die ehemals Holland befreit und England genommen haben. Eine rührende Gestalt unter den Töchtern aus dem Hause Baux ist die Prinzessin, welche einem serbischen Fürsten vermählt wurde. Amurath blendete ihren Gatten und verjagte ihn aus seinen Ländern. Treu wie Antigone, folgt ihm und leitet ihn seine Gemahlin ins Elend des Exiles. — Mit Karl von Anjou kommt das Haus der Baux nach Italien, das sie durch mehrere Generationen als siegreiche Feldherren, als Intriguanten, als Rathgeber oder Günstlinge der Könige oder Königinnen beherrschen und für ihren Glanz und ihre Bereicherung ausbeuten. Bald haben sie unzählige Fürstentitel und ausgedehnte

Ländereien in diesem Lande erobert und vergessen mehr und mehr ihr Heimatland, und der Glanz ihrer Stadt verfällt.

Ihres höchsten und schönsten Ruhmes aber erfreuten sich Stadt und Fürsten von Baux im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der Blüthezeit der provenzalischen Poesie. Der Hof von Baux war der Sammelpunkt aller Trouveurs oder Troubadours — er wiederhallte von Gesang, er sah Liederwettkämpfe und Liebeshöfe. Unter allen Trobadouren, und man kann die Zahl derer, die der fruchtbare Boden zwischen dem Ebro und Arno hervorbrachte, nach Hunderten zählen, waren nur wenige, die nicht einmal auf ihren Fahrten den steilen Felsenpfad heraufritten, um sich wieder reich beschenkt zu entfernen und die Thaten, den Glanz, die Freigebigkeit, den Geschmack der Fürsten von Baux zu verkünden, so weit die romanische Sprache reichte. In unzähligen Sirventen und Kanzonen werden sie gerühmt, und viele ihrer Frauen und Töchter sind der Gegenstand der Liebe, des Preises bei den ausgezeichnetsten Troubadours. Fulco, der deutschen Lesern aus Lenau's Albigensern bekannt ist, verzehrte sich in Liebe zu Frau Adelasia, der Gattin seines Beschützers Berald, Fürsten von Baux. Diese Liebe machte ihn zum ausgezeichnetsten Dichter seiner Zeit und gab ihm Accente und Melodien ein, durch die die provenzalische Dichtersprache bedeutend bereichert wurde. Seine Liebe war unglücklich und wurde noch unglücklicher durch den Tod der geistvollen und schönen Fürstin. Voll Melancholie zog er sich in ein Mönchskloster zurück und verfiel in jenen schauerlichen Askzetismus, der ihn auf den Bischofsstuhl von Toulouse geführt und aus dem zarten Sänger den fanatischen Verfolger der Waldenser gemacht hat.

Wilhelm von Cabestan liebte Berengaria von Baux. Ihr aber schien seine Leidenschaft noch zu schwach, zu kühl; um sie heißer anzufachen, gab ihm die feurige Provenzalin einen Liebestrank, der ihn aufs Krankenlager warf. Nach langem Leiden wieder genesen, wandte er sich mit Widerwillen von Berengaria ab und huldigte in unschuldigen Liedern der Frau des Seigneur

Raimond von Seillans. Die Dame von Seillans liebte ihn wieder. Aber der eifersüchtige Gatte tödtete den Dichter, riß ihm das Herz aus und setzte es seiner Gattin zum Abendessen vor.

„Dieses Alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters.“

Auf höchst sonderbare Weise wurde Blacas des Vaux von Sordello gefeiert. Dieser Dichter (derselbe, den Dante ins Paradies versetzt — Sordello-Mantovano, der Verfasser des Tesoro de Tesori, der von berühmten Männern aller Zeiten handelt) komponirte nach dessen Tod ein höchst energisches, noch heute bestehendes Sirvente, in welchem er die meisten Machthaber Europa's mit Namen aufruft und sie einladet, von dem Herzen des edlen Blacas zu essen, um sich von seinen Tugenden, die ihnen mangeln, auf diese Weise einzelne anzueignen. Wenn ich mich recht erinnere, so findet sich dieses barocke, aber muthige Gedicht übersetzt in Diez' vortrefflichem Buche über die Troubadours.

Aber nicht nur Beschützer und Helden der provenzalischen Poesie waren die Fürsten von Vaux; ihr Haus lieferte neben manchem gelehrten Herrn auch mehrere treffliche Dichter. Der vorzüglichste unter diesen war wohl Wilhelm von Vaux, Prinz von Orange. Seine Stoffe sind edel, und die Sprache ist der Stoffe würdig. Aber sein Leben wurde ihm von Guy von Cavaillon, einem andern Troubadour, aufs Unbarmherzigste verbittert. Ununterbrochen verfolgte ihn dieser Schalk mit seinem Spotte. Den Stoff gaben zwei Abenteuer, die auf den Prinzen allerdings den fürchterlichen Fluch der Lächerlichkeit warfen. Einmal ließ er sich von einem Kaufmann auf die plumpeste Weise prellen; ein andermal nahmen ihn einige unbewaffnete Fischer gefangen und verkauften ihn an seinen Feind, den Herrn von Poitiers.

Im dreizehnten Jahrhundert kommt noch ein Poet, Rambaud des Vaux, vor, und im vierzehnten, da schon die Liebeshöfe verschwinden und die provenzalische Poesie ihren Gipfelpunkt

hinter sich hatte, finden wir noch eine Prinzessin von Baux in einen dichterischen Liebeshandel mit tragischem Ausgang verwickelt. Baussette von Baux liebte den Kanonikus von Arles, Roger, der ihretwegen aus der Kutte gesprungen war und sich an ihren Reizen zum Dichter begeistert hatte. Das Paar gehörte zu den schönsten im ganzen Süden und lebte einige Zeit glücklich im Genusse der Poesie und der gegenseitigen Schönheit. Aber ein Herr von Baux empfand ein Aergerniß über diese Liebe und erschlug den Dichter. Da geschah schon in jener Zeit, was seit damals öfters geschehen sein soll: die unglückliche Wittwe verheirathete sich. —

Der Art sind die Bilder und Erinnerungen, die am geistigen Auge des Wanderers vorüberziehen, wenn er auf der höchsten Spitze dieser Ruinen im einsamen Ogivenfenster sitzt, die Beine hinunterbaumeln und die Blicke über die Stadt vor ihm und die vielbesungene Provence, das Land der Blüthen und Gesänge, schweifen läßt. Und sie begleiten ihn noch, wenn er sich schon längst wieder in das kahle Gebirge versenkt hat. Ueber uns schwebten sie in Gestalt von fünf wilden Falken, die sich elektrischen Wolken entgegenschwangen und, weite Kreise ziehend, die herabdrohenden Blitze, ihre Brüder, erwarteten.

Aus einer Broschüre des Herrn Canonge in Nimes erfuhr ich noch, daß Ludwig XIII., die Unbezwinglichkeit dieser Felsenstadt fürchtend, einen Theil ihrer Festungswerke zersprengt habe, damit sie nicht den Hugenotten als Asyl diene, und daß die Stürme von 1789 zur Zerstörung auch dieses Stückes Mittelalter das Ihrige beigetragen haben. Die eine neue Zeit bauen, dürfen keine antiquarischen Grillen haben.

Aber im wilden Gebirge angekommen, wird man von den romantischen Erinnerungen an die prachtliebenden Prinzen von Baux, an Minnesänger und Liebesabenteuer verlassen; die rückwärts blickende Phantasie bevölkert diese Schluchten und Ritze mit armen Flüchtlingen, die, dem Schwerte des Verfolgers entronnen, in Höhlen und Wildnissen Verstecke suchen; mit Trümmern

einer frommen und traurigen Gemeinde, die durch Jahrhunderte mit unvergleichlichem Heldenmuthe ihr Kreuz getragen: die kleine Gemeinde der Waldenser.

Im dreizehnten Jahrhunderte waren sie aus der Dauphiné und Piemont herübergekommen. Ihre Zahl erreichte nicht die zwanzig Tausend, aber ihr stiller Fleiß verwandelte die Wildnisse der Provence bald in einen blühenden Garten. Geschichtschreiber sagen, daß ein Stück Landes, das vor ihrer Ankunft nicht vier Thaler Gewinnst gebracht, kurze Zeit darauf für zwei-, drei- bis vierhundert vermiethet worden. Sie erbauten auch zweiundzwanzig größere und kleinere Flecken, die sie friedlich bewohnten. Felice erzählt von ihnen nach alten Chroniken:

„Es waren ruhige Leute, von guten Sitten, bei ihren Nachbarn beliebt, treu ihrem Worte, ihren Verpflichtungen streng nachkommend, die für ihre Armen sorgten und liebevoll waren gegen den Fremdling. Man konnte sie auf keine Weise zu Lästerung oder Flüchen bewegen; sie schwuren nur, wenn es die Rechtspflege verlangte. Auch daran erkannte man sie, daß sie sich aus jeder Gesellschaft, in welcher Unschickliches verhandelt wurde, entfernten, um so ihr Mißfallen zu bezeugen. Man konnte ihnen nichts vorwerfen, wenn nicht etwa, daß sie in Städten und bei Märkten die Klosterkirchen wenig besuchten, und daß, wenn sie je hineingingen, sie ihr Gebet verrichteten, ohne die Heiligen anzusehen. Sie gingen an den Kreuzen und den Bildern auf den Wegen vorüber, ohne ihnen Ehrfurcht zu beweisen. Sie ließen keine Messe lesen, noch ein libera me, noch ein de profundis; sie bedienten sich nicht des geweihten Wassers, und wenn man es ihnen ins Haus brachte, war es ihnen gleichgültig. Sie unternahmen keine Wallfahrten, um Ablaß zu gewinnen. Wenn es donnerte, machten sie das Zeichen des Kreuzes nicht, und man sah sie weder für Todte noch für Lebende Opfergaben darbringen.

„Lange unbekannt, erregten die Waldenser weder die Habsucht der Priester noch den Zorn der Großen, und die Adeligen, deren Einkünfte sie vermehrten, beschützten sie. Sie wählten aus

ihrer Mitte ihre Pasteure oder „Barben“, die sie in Erkenntniß und Ausübung der Schrift unterweisen sollten. Zum ersten Male wurden diese Ketzer bei Ludwig XII. denunzirt, als dieser durch die Dauphiné kam. Er ließ eine Untersuchung anstellen, und als er das Ergebniß kennen gelernt, befahl er, die schriftlichen Prozeduren, die man schon begonnen hatte, in den Rhone zu werfen, und sagte: Diese Leute sind bessere Christen als wir!

„Aber nicht sobald ließen die Priester von der einmal begonnenen Verfolgung ab, und als endlich, durch die Erfolge Luthers und Zwingli's ermuntert, die Waldenser in der Schweiz eine französische Uebersetzung der Bibel druckten und sich ihnen viele Adelige, Gelehrte, Advokaten rc. zuneigten, brachte man es dahin, daß das Parlament von Aix folgenden Beschluß faßte: Siebenzehn Einwohner von Mérindol (dem bedeutendsten Orte der Waldenser) sollen lebendig verbrannt, ihren Weibern, Kindern, Anverwandten soll der Prozeß gemacht werden, und wenn sie nicht ergriffen werden können, sind sie für ewige Zeiten aus dem Königreiche verbannt. Die Häuser von Mérindol sind zu schleifen und bis auf den Grund zu zerstören, die Wälder sollen niedergehauen, die Fruchtbäume ausgerissen und der Ort unbewohnbar gemacht werden, so daß sich Niemand dort niederlassen könne und dürfe.“

Franz I., der zu jener Zeit Rücksichten für die protestantischen Fürsten Deutschlands hatte, schickte einen Kommissär in die Provence, welcher über die Waldenser einen ungefähr mit jener Schilderung von Felice gleichlautenden Bericht abstattete. Der König ließ darauf hin den Beschluß des Parlaments nicht vollziehen, sondern, o der Gnade, „verzieh“ den Waldensern unter der Bedingung, daß sie binnen drei Monaten in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückkehren. Darauf schickten die Waldenser an den König einen Boten mit ihrem Glaubensbekenntnisse, in welchem sie jeden Satz mit dem Texte der Schrift belegten. Franz I. war ganz erstaunt und fragte, wo da ein Fehler zu finden sei? Keiner seiner Priester wagte, den Mund

aufzuthun. Aber die in der Provence schickten drei Doktoren der Gottesgelehrtheit aus, die Ketzer zu bekehren. Kurze Zeit darauf hatten sich alle drei Doktoren selbst zur Lehre der Waldenser bekannt.

Indessen hatte Franz I. mit Karl V. und dem Papste einen Pakt wegen Ausrottung der Ketzerei geschlossen, und von den Priestern und seiner scheußlichen Krankheit, ihrer Bundesgenossin, mürbe gemacht, befahl er, daß man jenen schauerlichen Beschluß des Parlaments vollziehe.

Nun beginnt ein Schlachten, ein Würgen, ein Verheeren, wie es bis dahin in Frankreich nur zur Albigenserzeit vorgekommen war.

Wir wollen uns bei diesem blutigen Schauspiele nicht aufhalten. Wir wollen nur sagen, daß die zusammengerafften Söldner, die bis dahin meist als Räuber in Italien und den angränzenden Provinzen ihr Wesen getrieben hatten, mit schwerer Münze und Ablaß bezahlt wurden; daß alle Ortschaften der Waldenser von Grund aus zerstört, ihre Ernte vernichtet, ihre Straßen aufgewühlt, ihre Brücken zerbrochen, ihre Brunnen gefüllt wurden. Sie selbst, überrascht, wurden größtentheils sogleich niedergemacht; ein Theil wurde gefangen, um mit Pomp und zu Hunderten enthauptet oder verbrannt zu werden. Nur ein sehr kleiner Rest flüchtete sich in dieses Gebirge, wo sich ihm hinter nur dem Flüchtling zugänglichen Felsen, in Schluchten und Grotten ein ärmliches Asyl bot. Da aber diese Oede eben so ungastlich war, wie die Bewohner rings umher, denen der Legat des Papstes bei Todesstrafe hatte verbieten lassen, die Flüchtigen mit Lebensmitteln zu unterstützen, so ging auch diese kleine Schaar jämmerlich zu Grunde. Sie verhungerte, und ihre Knochen bleichten in der Wüste dieses verbrannten Gebirges. — In Venaissin, da man einmal in der Arbeit war, wurde so gewüthet, wie in der Provence, und so verschwanden die letzten Waldenser aus Frankreich.

Siebentes Kapitel.

Arles — Geschichte der Stadt und der Heirath der schönen Ghipiis, auch Petta, auch Aristoxene genannt — Arelat — Die Arena und ihre verschiedenen Geschichtsphasen — Verwahrung gegen falsche Voraussetzungen — Gewissenhaftes Verdikt über Glanz und Verfall der arlesischen Schönheit — Ein Opfer der Sitte — Mondscheinsschwelgereien — Der Klosterhof von St. Trophime und die Eliscamps — Das Museum — Ultramontanismus in Arles — Adolph Stahrs Idylle.

Arles, im Juni 1851.

Arles präsentirt sich schön, wie alle Städte, die an einem großen Flusse liegen, Quai's und ein Gegenüber haben. Kömmt dann noch eine Brücke, Bogen-, Ketten- oder Schiffbrücke dazu, ist das Malerische vollendet. Durch diese Schönheiten zeichnen sich Prag, Mainz, Frankfurt, Köln aus. Mit letzterer Stadt hat Arles eine gewisse Aehnlichkeit; der Rhone, obwohl um zwei Dritttheile schmäler, ersetzt den Rhein, Trinquetaille ist Arles-Deutz, die Schiffbrücke fehlt auch nicht, und anstatt des herrlichen Domes hebt sich hier das antike Amphitheater mit seinen maurischen Thürmen hoch in den Himmel und überragt die ganze Stadt, auf welcher noch um ein Jahrtausend schwereres Alterthum lastet als auf Colonia. Ueberlassen wir es Antiquaren und Historikern, sich über das Alter Arles' zu streiten; Thierry nennt es eine der ältesten Städte Frankreichs, und wir wollen ihm glauben. Die Arleser selbst preisen sie viel älter als Rom, und wir wollen ihnen nicht glauben. Oder, wenn der Leser will, auch das und noch dazu die verschiedenen Behauptungen, daß Arles von Trojanern, Celten, Phokeern, Juden ꝛc. gegründet worden.

Wir wollen aus Gefälligkeit für die Stadt, deren Gastfreundschaft wir für einige Tage in Anspruch nehmen, und die um keinen Preis die Tochter, sondern viel lieber die Mutter Marseille's sein will, annehmen, daß sie in der That schon bestanden habe und von den gallischen Segobringern bewohnt gewesen sei, als die flüchtigen und umherirrenden Phokeer oder Phozeer an der Felsenküste des Südens ihre Anker warfen. So haben wir schon hier Gelegenheit, die schöne und romantische Geschichte von der Gründung Marseille's zu erzählen, die dann freilich von Arles ausging.

Als die Phokeer am Ufer des heutigen Marseille gelandet, in der unschuldigen Absicht, sich von da aus auf ehrliche Weise mit Piraterei zu ernähren, hielten es die Führer Prothis und Simos nur für anständig, sich dem Könige des Landes, der in Arles Hof hielt, vorzustellen. Dieser, Nenus oder auch Senanus, nahm sie sehr huldvoll auf und lud sie ein, an dem Feste Theil zu nehmen, das er eben zu feiern im Begriffe stand. Er wollte nämlich seine Tochter verheirathen und nach der Sitte des Landes sie Demjenigen geben, der ihr unter den beim Festmahle versammelten Männern am Besten gefiele. Es ist gar nicht zu verwundern, daß die schöne Ghipiis ihre Augen von den groben, ungeschliffenen Celten ab und auf die schönen, feinen Griechen wandte. Dann waren die Beiden nicht nur Griechen, sondern auch Fremde, und der Fremde besitzt das weibliche Herz im Vorhinein. Bei Tische gab also die schöne Ghipiis (welche anderwärts auch Petta genannt wird) den Trinkpokal dem schönen Prothis, da sie doch nicht Beide heirathen konnte. Das war das Zeichen des Wohlgefallens, der alte Vater stand auf, gab seinen Segen, und die Sache war abgemacht. Die dummen Celten machten große Augen. Man ließ den Notar kommen, und der Schwiegervater übermachte dem Eidam die ganze Umgegend seines Landungsplatzes; und so ist Marseille entstanden.

Und so kam Arles im ersten Momente ihrer Ankunft mit den Griechen in Berührungen, und wie die Braut des Prothis ihren

ehrlichen Namen mit dem griechischen Aristoxene vertauschte, ebenso wich Arles' Barbarei bald griechischer Klugheit und griechischer Bildung. Nach weniger Zeit hat es sich in eine Art griechischer Kolonie umgewandelt, und die Mutter hat, wie das oft zu geschehen pflegt, Sitten, Gewohnheiten, Ansicht und Unterricht des weiter vorgeschrittenen Kindes angenommen. Als Appendix Massilias, welches später eine römische Stadt geworden, kam es ebenfalls unter römische Herrschaft und war sogar die Residenzstadt mehrerer römischer Kaiser. Die Spuren dieser letzteren sind es besonders, die man hier antrifft und anstaunt. Wir Deutschen nannten uns auch einmal Herren von Arles und Arelat — aber kein Stein zeugt von unserer Herrschaft. Sie war auch darnach, trotzdem, daß die kräftigsten unter den römischen Königen und deutschen Kaisern jene Titel führten: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Konrad III., Friedrich Barbarossa, Philipp von Schwaben, Otto von Braunschweig, Friedrich II.

Ich wohne im Hotel du Forum, auf dem Forum; da hast du gleich eine klassische Erinnerung. Werfe ich einen Blick aus dem Fenster, fällt er auf zwei uralte Säulen mit schönen Kapitälen; sie sind ein Ueberrest römischer Thermen. Und begleitest du mich erst durch die alte Stadt und läßt deine Blicke durch die herrlichen Mädchengestalten nicht ganz vom Nützlichen, Unterrichtenden abziehen, so will ich dir auf jedem Schritt ein Stück Römerthum zeigen. Von Griechenthum ist wenig übrig geblieben. Es wurde von der Quaderkraft des Römerthums unterdrückt; aber es wuchs als schöne Menschengestalt aus den Ritzen hervor, wie Blumen aus dem Amphitheater, und blüht noch heute auf den kolossalen Ruinen.

Zuerst eilt der Wanderer dem Kolosse entgegen, der ihm schon von ferne groß und furchtbar entgegenblickt: dem Amphitheater. Es steht auf einer felsigen Erhöhung und überdroht die ganze Stadt.

Der Concierge führte uns ein, und ich, der ich schon die

Amphitheater von Verona und Nimes gesehen, stand erstaunt und fast erschrocken da. So ungeheure Mühe haben sich die Römer gegeben, so unendlich gewaltige Mittel haben sie angewendet, nur um einem grausamen Gelüste zu genügen? nur um sich an blutigen, Menschenleben verzehrenden Spielen zu erfreuen? Mein liebes Marseille! dort ist nichts der Art zu sehen und keine Spur, daß sich jemals ein solches Theater dort befunden habe. Ist es den Römern mit diesen Abkömmlingen der Griechen ebenso gegangen, wie mit denen in Hellas? — mußten sie auch hier mit langer Nase abziehen, als sie ihnen diese fürchterlichen Spiele zumutheten?

Der Anblick ist schauderhaft großartig. Obwohl die Sitzreihen (es sollen ihrer zweiundvierzig gewesen sein) fast alle zerstört sind, der Kranz von Bogen, der die beiden noch bestehenden Stockwerke bekränzt hat, gänzlich abgebrochen ist, und das Amphitheater nur den Eindruck einer Ruine macht, so ist dieser Eindruck doch gewaltiger, als irgend ein großes, unberührtes, mit allen Mitteln wirkendes Gebäude hervorbringen kann. Mitten in Arles glaubt man hier in einer eigenen, fremden, von aller menschlichen Gesellschaft entfernten Welt zu sein. Der Wind, der die Bogen durchzieht und mit der Mauervegetation spielt, hat einen eigenen Gruftton; beengende Einsamkeit weht aus allen Bogen, Fugen und Ritzen, als befände man sich in einem ringsum geschlossenen, kahlen, sonnverbrannten Gebirgskessel. Es ist auch ein kleines Gebirge, dieses Amphitheater, trotz seiner bewunderungswürdigen Symmetrie, trotz seiner kunstvoll auf- und nebeneinander gereihten Bogen, von denen wir nur die nach außen sehenden, zweimal sechzig, zählen können. Es ist ein Gebirge; sein Eirund eine Löwengrube. Die maurischen Thürme — es sind nur noch zwei von vieren erhalten — stören nicht die Symmetrie; denn man denkt hier nicht an Symmetrie; sie tragen nur dazu bei, das Großartige noch großartiger erscheinen zu lassen. Wie sie so todt und starr, ohne allen Schmuck, häßlich nackt dastehen, verkörpern sie den Schauer, den man in der Tiefe empfindet, und der sich

selbstbetrügerisch und hinter Bewunderung kunstvoller und kräftigster Architektur verstecken will.

Die Thürme sind von den Arabern unter Abdurhaman erbaut worden. Das Amphitheater diente ihnen als Festung in der zweimaligen Belagerung durch die Franken. Es kann aber auch eine Armee beherbergen, da es einmal 30,000 Zuschauer umfaßte. Auch in den Parteikämpfen des Mittelalters diente es oft als Festung; die Partei, die es besaß, beherrschte die Stadt. Darum suchten so oft die Herren von Baux es in ihren Besitz zu bringen, da sie der Arles'schen Republik gegenüber fast dieselbe Rolle spielten, wie die Grafen und Herzoge von Savoyen in der Genfer Geschichte. In späteren Jahrhunderten wurde es der Sitz des Elendes; Bettler und arme Handwerker nisteten sich ein und wohnten, wo einst die Bestien gehaust und die Cäsaren applaudirt. So blieb es bis in die neue Zeit. Jetzt scheint es in seine beste Phase getreten zu sein, denn es ist weder von Bestien und Gladiatoren, noch von barbarischen Parteigängern, noch von hungernden Armen, sondern von tausend und aber tausend friedlichen Schwalben bewohnt. Es soll herrlich sein, wenn diese friedlichen Bewohner blutiger Ruinen im Frühling als dichte, schwarze Wolken ankommen und mit Gezwitscher sich auf ihre Trümmerwohnungen niederlassen. Es gibt Leute, die Tagelang vor dem Amphitheater sitzen und dieses Schauspiel erwarten. Ebenso ist es in Nimes. Auch einen Bienenschwarm sah ich emsig an einem Loche in der Mauer aus- und einkrabbeln, um sich in die gesegnete Ebene zu verbreiten oder mit honigbeladenen Füßchen heimzukehren. Das mahnte an das Räthsel Simsons: vom Starken kommt Süßigkeit.

Um den Schauern dieser antiken Welt zu entgehen, besteige man einen der Mauernthürme. Es wird Einem da zu Muthe, als stiege man aus der Unterwelt hinauf ins heitere Sonnenlicht. Da unten lärmt die Stadt, braust die Rhone, ziehen auf Strom und Kanälen hundert Schiffe und Kähne; von Tarascon herunter dampft die neue Zeit, und über die Camargue herüber weht

erquickender Athem des Meeres. Weit, weit gegen Norden, in Nebel gehüllt, ahnt man Avignon; aber leicht erkennbar grüßt der Thurm des alten Schlosses von Beaucaire, und wie uns zu Füßen liegen die Ruinen des gewaltigen Klosters Monmajour, das ein Merovinger gegründet und Karl der Große erweitert hat — die Wohnung frommer Anachoreten, die sich in seinen weiten Sälen versammelt, nachdem sie die wüsten Berghöhlen der Provence bevölkert hatten. Der Himmel ist blau — die Schwalben zwitschern — Alfred Meißner singt in einer solchen Arena:

Es sehnt nach Verbrechen
Gräßlich doch schön sich das menschliche Herz.

Nicht einen Augenblick sehne ich mich nach Verbrechen; nicht gräßlich und nicht schön. Ich sehne mich, herauszukommen aus diesem großen, aus tausend Toden gebauten, an der ganzen Menschheit begangenen Verbrechen, um mich an lebender Schönheit zu erfreuen.

Mein lieber Freund, für den ich dieses Tagebuch schreibe, und du, o Leser, für den ich es drucken lasse, haltet mich nicht für einen jener Touristen, die mit vollem Taschenbuche, mit tausend vorher gesammelten Notizen und noch mehr Vorurtheilen für und wider in ein Land kommen; bei denen sich Notizen und Vorurtheile nicht nach Dem, was sie sehen und erfahren, dehnen und strecken müssen, sondern das fremde Land, sei es, wie es sei, sich in das Prokrustesbett ihres Notizenbuches oder ihres Vorurtheils fügen muß, mögen Kopf und Beine darüber verloren gehen. Ich habe Reisende gekannt, die politische, moralische, ästhetische Ansichten über Land und Leute, mit Einem Worte, mehr als das halbe Buch, das sie künftig herauszugeben beabsichtigten, fertig hatten, bevor sie das fremde Land nur mit einem Fuße beschritten. Das waren gründliche Deutsche, die sich mehr auf ihre Bücher und Konstruktionen als auf ihre Augen

und Ohren verlassen haben. Wodurch unterscheiden sie sich von Alexander Dumas, der seine Reise durch Sizilien zwei Jahre, bevor er den Boden Trinakria's betreten, hatte drucken lassen? Wodurch von Jules Janin, der die Rhone an Nimes vorbeifließen läßt? Ihre tiefen Bemerkungen sind von der Wahrheit noch weiter entfernt als die Rhone von Nimes. Die Rhone kann und wird noch einmal durch einen Kanal mit Nimes verbunden werden; der Strom von nationalökonomischen, politischen, moralischen, ästhetischen Weisheitssätzen jener Reisenden oder Reisendinnen ist durch keinen Syllogismus, ja durch keine Sophismen mit der Wahrheit der Thatsachen zu verbinden. Wie viel endlich wird platt und trocken heruntergelogen, wie viel Kunstenthusiasmus aus dem Guide de Voyage transskribirt und abgesungen „nur höher in der Quinte"!

Ich habe einmal eine gewisse Dame meiner Bekanntschaft vor einer Mumie, die selbst Röth erschreckt hätte, in unbeschreiblicher Entzückung gesehen. Ich hatte niemals viel Sympathien für Aegypten und stand ruhig und schweigend neben der Verzückten. Gehen Sie, sagte sie mit einem Blick voll genialer Verachtung, Sie haben keinen Kunst-, keinen Schönheitssinn. — Madame! — erwiederte ich — mißdeuten Sie diese Kälte nicht, es fehlt mir nur an Worten. Seit Jahren liebe ich diese Mumie aufs Romantischste. — Von diesem Augenblicke stand ich bei jener Dame in hoher Achtung, in allen Gesellschaften rühmte sie meinen Kunst- und Schönheitssinn.

Diese ganze Vorbereitung soll eigentlich nichts Anderes sein als eine Exhorte, ein warnendes Exempel, eine Mahnung, ein Schwur, ein energischer Entschluß, nicht so zu werden, wie Jene, und in meinem Verdikt über die weltberühmte Schönheit der Arleserinnen so unparteiisch zu sein wie ein Geschworner. So gebe ich es hier mit der Hand auf dem Herzen vor Gott und den Menschen ab: Die Arleserinnen sind mit erschwerenden Umständen schuldig, die schönsten Weiber Frankreichs, vielleicht Europa's zu sein.

Die Motivirung ist schwer; es muß der Thatbestand festgestellt werden.

Es ist ein Faktum, daß selbst pressirte Reisende im Süden anstatt des historischen Avignon oder des weltbedeutenden Marseille immer das kleinere Arles als Ruhepunkt oder Nachtlager auswählen; so mächtig erwacht beim fernhinblickenden Amphitheater die Lust an der Antike in jeder männlichen Brust; es ist ein Faktum, daß ein Viertheil der männlichen Bevölkerung auf zwanzig Meilen in der Runde die Sonntagsmesse in den Kirchen von Arles allen anderen Messen des frommen Südens vorzieht und in der Stadt des heiligen Trophimus zusammenströmt; es ist ein Faktum, oder wie Berthold Auerbach sagen würde, „es ist tief begründet,“ daß die Frauen des halben Frankreichs nicht gerne über die von Arles sprechen, daß sie vielleicht im innersten Herzen wünschen, die Spuren schönen Hellenenthums hätten in dieser Kolonie wie in Marseille verschwinden, oder ganz Arles hätte in Sumpf versinken mögen wie Rhoda; es ist ferner ein Faktum, daß man hier und da das Wort: „meine Frau ist aus Arles“ mit derselben selbstgefälligen Miene aussprechen hört, als sagte der gute Mann eben: meine Besitzungen liegen in Kalifornien. — Facta loquuntur, und ich wollte, ich könnte mich mit diesen Andeutungen begnügen, denn nichts ist so mißlich als Beschreibung von Schönheit. Thersites wird von Homer lang und breit beschrieben, bei Helena aber begnügt sich der Dichter mit Andeutung der Wirkungen, die ihre Schönheit selbst auf Greise übt, und hier und da mit dem stereotypen Epitheton.

Daß die griechische Linie die vorwaltende sei, hat der Leser schon aus manchen vorhergehenden Bemerkungen entnommen. Aber Stirne und Nase, selbst von untadeliger Schönheit und voll stolzester Majestät, würden, allein, nur wenig zu bedeuten haben. Unter breitgewölbten, immer dunklen Brauen, unter breiten Lidern und lang herabfallenden, halb gebogenen Wimpern, dunkel wie Trauerseide, liegt das kluge, warme Auge. Es ist nicht heiß glühend und nur glühend, wie man es meist im Süden

antrifft; es ist aber, wie gesagt, warm und mit Bewußtsein warm. Es kennt die Schönheit, die es beleuchtet, und leuchtet lächelnd, stolz und froh. Der Macht seiner Herrin bewußt, spielt es nur mit der eigenen und spart sie für entscheidende Momente. Beschattet und oft in tiefes Dunkel gehüllt von der Wimper, läßt es in Zweifel, ob in der marmornen Höhle eine Gazelle ruht oder eine Löwin, oder vielleicht nur ein einsames Veilchen blüht. Man könnte dicke Bücher schreiben über die Augen der Arleserinnen, über ihr bewußtes und unbewußtes Treiben und Schaffen, über ihre Objektivität und Subjektivität. Ihrer Farbe nach sind sie, obwohl oder vielleicht weil auf griechischem Boden wohnend, kosmopolitischer Natur. Die schwarzen, braunen, dunkelgrünen, blauen sind fast gleich stark vertreten. Ein blaues sah ich von so edlem Leibe getragen, so sanft und tief glühend unter stolzer Stirne und dunklem Haare, daß ich an die deutsche Muse dachte, die Iphigenie in Tauris geschaffen hat.

Der Mund ist, wie immer, in vollster Harmonie mit dem Auge; die beiden singen und variiren stets dasselbe Thema wie Dux und Comes in einer Fuge. Mit den sanft geschwellten rosigen Lippen, hinter denen untadelige Zähne schimmern, mit den feinen Mundwinkeln ist er klug und ernst, und lächelnd, wie jenes; scheint er, wie jenes, ein süßes Geheimniß halb zu verschweigen, halb zu offenbaren. Er spricht auch mit geschlossener Lippe. Das tadellose Oval des Gesichtes bedeckt der feinste Teint, der sich mit dem schönsten englischen oder schottischen messen kann; es glüht unter der zarten Haut so stille und sanft, daß man Pygmalions Statue im ersten Augenblick der Belebung zu sehen glaubt. Ueberhaupt ist es, als wäre man von Modellen griechischer Statuen, von den Urbildern der Junonen und Minerven, die wir kennen, umwandelt. Den vollendeten Kopf trägt ein sanft gebogener Nacken auf vollendeter, kräftig einherschreitender Gestalt. Die schwellenden Brusthügel blicken wie zürnend auseinander gen West und Ost, und melodischen Ganges schwingen sich die Glieder alle in musikalischen Rhythmen.

Die Tracht der Arleserinnen ist geeignet, ihre ganze Schönheit im vollsten Lichte zu zeigen. Ein kleines Häubchen bedeckt die nach oben in einen Knoten gewundene Haarflechte und wird von einem breiten Sammtbande festgehalten, das sich um den Kopf schlingt, auf der einen Seite durch eine Nadel festgehalten wird und malerisch mit dem Ende auf die Schulter herabfällt. Band und Häubchen zusammen bilden die vollkommene phrygische Mütze. Sie bedeckt nicht das ganze Haar, sondern läßt auf den Schläfen die braunen oder blonden Scheitel in ihrem ganzen Reichthume sehen und von den feinen Tinten der Wangen abstechen. Nacken und Hals sind ganz sichtbar, da das weiße Spitzentuch vorn und rückwärts weit hinuntergezogen ist; die Brust zeigt ihre Form und bewegt sich frei in dem schwarzen Jäckchen, an das sich ein Rock gleicher Farbe anschließt, kurz genug, um den länglichen Fuß und die feinen Knöchel sehen zu lassen. — Wie lächerlich sehen die „Damen" mit ihrer Pariser Tracht neben den so einfach geputzten Mädchen aus dem Volke aus! Wie wenig verstehen sie sich auf ihren Vortheil!

Neben ihrer Schönheit ist noch der Geist der „Konversation," den diese gesegneten Töchter der Erde besitzen sollen, weit berühmt im Lande Frankreich. Sie haben immer Antworten bereit, die zu ihrem schönen Munde wie zu den klugen Augen passen; auch nimmt sich die provenzalische Sprache auf ihren Lippen schöner aus als in den Liedern der berühmtesten Troubadours. Sie sind sich aber ihrer Macht bewußt. Man sehe nur, wie stolz sie einherschreiten, mit welcher graziösen Majestät sie die kleinsten Geschäfte, die niedrigsten Verrichtungen vollführen! Denn nur von Mädchen aus dem Volke oder höchstens von Töchtern des Bürgers ist hier die Rede.

Die Magd, die vor der Thüre fegt; das Ladenmädchen, das ein Gefäß aus dem obersten Schreine herunterholt; die Bürgerstochter, welche Früchte und Gemüse im breiten, blätterbedeckten Korbe vom Markte trägt; die Müßigen, die an ihre schlanken Krüge gelehnt am Brunnen plaudern oder Arm in Arm über

den Platz wandeln: es sind das eben so viele Modelle zu den herrlichsten Statuen, zu den griechischesten Bildern. In ihrem reichsten Glanze sieht man die Arleserinnen am Sonntage. Da stehen aber auch die Männer in dichten Reihen rechts und links an den Betstühlen und betrachten die heidnischen Gesichter, die sich umsonst in christliche Andacht zu tauchen suchen. Nach der Messe stellt man sich vor dem prächtigen Portale der Kirche St. Trophime auf. Die Schönen sind gnädig genug, sämmtlich durch dieselbe Thüre zu gehen, da sie wissen, daß sich die harrenden Blicke Aller dahin wenden. Sie bemerken es zwar nicht und sind sehr ernst, aber sie verfehlen die gewisse privilegirte Thüre doch niemals. Ebenso würden sie es für ein Verbrechen, für eine Unterlassungssünde halten, wenn sie des Nachmittags nicht auf der Promenade vor der Stadt erschienen: die armen Reisenden kommen ja von so weit her, um diese Promenade zu sehen.

Trotz dieser leicht verzeihlichen Koketterie halten die Arleserinnen streng auf Anstand und Sitte. Sie wissen, wie ungerne guter Ruf bei Schönheit verweilt, und thun das Ihrige, ihn an sich zu fesseln. Auch ist das Gesetz der öffentlichen Meinung schwer und streng. Wehe dem armen Geschöpf, das einen schönen Fehltritt thut; die Schande lastet auf ihm mit mittelalterlicher Schwere. Mein freundlicher Führer zeigte mir ein verhülltes Fenster, hinter welchem seit acht Jahren ein solches unglückseliges Geschöpf sein Leben in tiefster Zurückgezogenheit vertrauert. Nur in dunkler Nacht an der Seite ihrer Mutter wagt es manchmal die ehemalige Königin der Arleser Schönheiten, ihre Einsamkeit zu verlassen und einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen. Die übrige Zeit verbringt sie hinter dem dicht verhüllten Fenster, in ihrer düsteren Stube. Sie war die Schönste der Schönen, der Stolz Arles' gewesen, und vergaß sich einen Augenblick. An die Mauer des gegenüberstehenden Hauses gelehnt, sah ich traurig hinauf zum Fenster der armen Märtyrerin der Ehre, vielleicht ihrer eignen Schönheit. Hätte man in diesem Augenblicke die Leiche eines Heldenjünglings, noch aus den Wunden blutend, im

offenen Sarge an mir vorbeigetragen; hätte ich dort, hundert Schritte von mir, im griechischen Theater ein Trauerspiel des Sophokles spielen gesehen, es würden sich nicht so tragische Gefühle in mir geregt haben, wie beim Anblick dieses verhangenen Fensters.

Ich habe vom Glanze Arlesischer Schönheit gesprochen, es ist Pflicht, von ihrem Fall und Verfall zu reden. Und so sei es denn in Einem Worte gesagt: Ich habe keine schöne Arleserin jenseits der dreißig, vielleicht nicht einmal jenseits der sechsundzwanzig Jahre gesehen. Die Augen leuchten wohl noch, aber wie magische Lichter auf Ruinen; die stolze Nase bleibt immer die stolze Nase, aber rings um diesen Thurm des hohen Liedes ist arge Verwüstung. Die Arleserinnen verwelken schnell, und wie das Bewußtsein ihrer Schönheit ihnen in der Jugend den herrlichen, gebieterischen Stolz gab, so nimmt ihnen diese traurige Erfahrung den Muth, gegen den reißend schnellen Verfall zu kämpfen. Auch ist es schwer, mit den heranwachsenden Geschlechtern zu wetteifern. Sie geben sich auf und lassen sich frühe fallen. Mit etlichen und dreißig Jahren sind sie schlottrige Königinnen. Ach warum haben diese Griechinnen nicht die Gabe der Homerischen, die herrlichste Gabe, von der nur die Poesie träumen konnte, die Gabe ewiger Jugend!

Alte Leute klagen, daß die Arlesische Schönheit überhaupt im Verfalle sei; ich glaube aber, das sind die laudatores temporis acti, die es nicht begreifen, warum ihnen die Arleserinnen von heute nicht so gut gefallen wie die vor fünfzig Jahren. So lange ich Arles durchwanderte, seine Antiken, Monumente, sein Museum, seinen herrlichen Himmel und seine lebende Schönheit betrachtete, verließ mich der Gedanke nicht, wie praktisch es wäre, in dieser historischen Stadt eine Malerschule zu gründen. In einem deutschen Arles wäre das vielleicht längst geschehen.

Du wirst es mir nicht falsch deuten, daß ich mich bei diesem Gegenstande so ausführlich verweilt habe. Um die platten Auslegungen Derjenigen, die Einem wohl erlauben, vor todtem

Marmor in Extase zu gerathen, jede Begeisterung für lebendige Schönheit mit Fleisch und Blut aber methodisch verdammen, um die kümmere ich mich nicht. Du wirst dich nur an die Verse Hebbels erinnern, die wir einander oft citirt haben:

Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich selbst erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Den 12. Juni 1851.

Ein epikureischer Reisender, habe ich jetzt eine neue Erfindung gemacht, wie ich Arles auf raffinirte Weise genießen kann. Ich betrachte es fast nur noch im Mondscheine. Unter Tages sitze ich meist zu Hause und lese südfranzösische Geschichten; wenn es aber stiller wird in den Gassen und der volle Mond über die Alpinen heraufzieht, mache ich mich auf, um all' die Trümmer und Reste, die ich in leibhaftigem Sonnenscheine gesehen, von den Schleiern des Mondes verhüllt aufs Neue zu betrachten. Diese provenzalischen Schleier sind sehr durchsichtig, der provenzalische Mond ist nur eine wohl temperirte Sonne — die Nacht ein blauer, mit Sternen geschmückter Tag. So eben, es ist bald Mitternacht, komme ich aus den Gängen des Klosters St. Trophime zurück, wo ich zwei herrlich einsame Stunden zugebracht habe. Es ist ein wunderbares Kunstwerk. Ein französischer Schriftsteller sagt von seinen Galerien: „Wenn es wahr ist, daß die Mauern Thebens beim Klange der Lyra, so ist dieses Haus bei den Harmonien der Orgel, beim Dufte des Weihrauchs gebaut worden." — Der Mann hat sich gut ausgedrückt. Das Gebäude ist luftig schön und unfaßbar, fast unkörperlich wie Harmonien und Weihrauchdüfte, und verhält sich zu den Antiken wie die Orgel zur Lyra. So begegnet man in Arles dem Griechenthum, dem Römerthum und den schönsten Blüthen christlichen Mittelalters.

Der Klosterhof von St. Trophime ist ein regelmäßiges Viereck,

das von vier Galerien, die sich in Winkeln aneinanderschließen, gebildet wird. Die vier Galerien oder Gänge, leise, unmerklich von einander im Style abweichend, sind höchste Meisterstücke mehrerer Jahrhunderte. In jedem Winkel befindet sich ein starker Pilaster, der ganz aus zwei Statuen besteht, die mit den beiden hier zusammenstoßenden Gängen Fronte machen. Zwischen diesen zwei Hauptpilastern befinden sich auf jeder Seite in gleicher Entfernung von einander und von den Eckpilastern rechts und links zwei andere, welche mit jenen die Hauptwölbung der Galerien tragen. Und wieder zwischen allen diesen Pilastern läuft eine Reihe kleiner, unendlich zierlicher Säulchen hin, die paarweise auf der Breite der unteren wenig erhöhten Mauer aufgestellt sind und mit ihren Kapitälen die kleinen Bogen tragen, die sich von einem Säulchenpaar zum andern lieblich schwungvoll fortwölben. Alle Kapitäle sind mit Skulpturen bedeckt. Die Säulchen, die Skulpturen an den Kapitälen, die Kleezüge, die Statuen, die Pilaster — Alles ist mit bewunderungswürdigem Geschmacke vertheilt, ausgearbeitet und zu einem harmonischen Ganzen zusammengestellt.

Hier in der einen Galerie herrscht noch der romanische Styl, aber immer und überall sieht man schon die Keime des gothischen, die durchzubrechen streben — und in der That, dort in dem Gange gegenüber ist er bereits als vollendete Blume durchgebrochen, während in dem Gange rechts noch die ganze Einfachheit und Naivität der ersten christlichen Zeiten herrscht, wie sie sich in diesen Ländern noch in den Bauten des achten Jahrhunderts spiegeln. Diesem Gange gegenüber steht sein Widerspiel; man bemerkt schon die Abnahme der gothischen Kunst, die noch in ihrem Verfalle schön ist, und dadurch, daß sie sich der Weltlichkeit zu nähern sucht, wie die Reformation, einen neuen Reiz erhält. Es ist eine in Stein gehauene Geschichte des Christenthums, dieses wunderbare Bauwerk des Klosterhofes von St. Trophime, aber eine Geschichte, wie sie im Gedichte lebt. Die vier herrlichen Galerien, obwohl verschieden, stimmen doch und passen so

harmonisch zusammen wie die verschiedenen Stimmen, mit denen ein Sebastian Bach einen cantus firmus umgibt. Wären die alten Meister des Kontrapunktes Architekten gewesen, sie hätten so gebaut.

Warum lieben es sogenannte Kunstkenner und Freunde der Schönheit, ihre Begeisterung nur für die Antike aufzusparen, und wenden sich mit einem bornirten Lächeln von Allem ab, was spätere, sogenannte christliche Kunst hervorgebracht hat? Ich sage es ihnen zum Trotz: dieser Klosterhof von St. Trophime ist in seiner Art ein so vollendetes, befriedigendes, wohlthuendes Kunstwerk, wie die maison carrée in Nimes, die ich anzuerkennen und zu bewundern weiß.

Von der Höhe der ruinenhaften Mauern, bei Tageslicht betrachtet, sieht der Hof mit seinen Säulchen wie ein Blumenkelch mit hundert Staubfäden aus; im Mondschein ist es eine schöne Gruft. Der Nachtwind in den Bäumen, die über die Mauer sehen, das Murmeln des Brunnens im Hofe nebenan sind nicht mächtig genug, die tiefe Ruhe zu stören, die in diesen dunklen Gängen auf alle Steine gebreitet ist. Und wenn es oben stürmt, man muß glauben, daß die Stille hier unten ewig und unabänderlich dieselbe bleibt. Ich ging in der romanischen Galerie auf und ab, der Mond war schon vorbeigezogen, und tiefe Nacht lag ringsum; mir gegenüber im anderen Gange wandelten zwei Schwestern vom Orden der dames noires auf und nieder; sie lispelten nur, ihre langen Schleier streiften manchmal an die Säulchen, und wenn sie über den Lichtstreif, den die Ampel vor der Madonna warf, gegangen waren, waren sie wie von der Nacht verschlungen. Ich hörte nur noch ihr Lispeln, das Lallen des Brunnens, das Säuseln der Blätter — bis sie wieder, in den Lichtstreif zurückkommend, die Szene auf einen Moment belebten. — Die dames noires sind vielleicht die elegantesten unter allen Frauenorden; sie tragen ein einfaches, glänzend schwarzes Kleid, das die ganze Gestalt, nicht wie das Gewand der andern Orden, verpackt und unkenntlich macht, sondern

vortheilhaft hervortreten läßt. Den Kopf bedeckt zur Hälfte eine kleine Kapuze, hinter welcher ein breiter Spitzenrand hervorkommt, der das ganze Gesicht glänzend einrahmt. Diese Coiffure gleicht dem bekannten Maria-Stuart-Kopfputz. Rückwärts fällt von der Kapuze ein langer schwarzer Schleier herab, der bis an die Knöchel reicht. Bei diesen Nonnen habe ich die feinsten und gebildetsten Gesichter bemerkt. In solcher Umgebung, in solcher Beleuchtung und zu dieser Stunde sind sie noch schöner zu sehen. Ich hielt mich zwischen zwei Säulchen sitzend so stille als möglich, um die beiden Lustwandelnden nicht zu stören, denn hätten sie mich bemerkt, sie würden sich wahrscheinlich zurückgezogen und sich so um eine traute Stunde gebracht haben, die ihnen lieb zu sein schien. Ob sie an die Schwestern gedacht haben, die unter ihrem Schritte überall in den Klostergängen begraben sind? — Ich betrachtete nur ihre schönen Profile, die sich auf der beleuchteten Wandfläche zwischen den Säulen wie in einem Rahmen scharf abschnitten, und die schlanken Säulchen selbst, die im leise flackernden Lichte sich zu regen und sanft zu beben schienen.

Die Mondscheinschwelgereien kosten viel Geld, denn die Alte, der die Aufsicht über die Galerien anvertraut ist, läßt sich mit Recht ihren vormitternächtlichen Schlaf gut bezahlen, besonders wenn die Klosterthüre schon geschlossen und sie gezwungen ist, mich durch das Kirchenthor zu entlassen, was der armen Frau viele Mühe macht. Dann gehe ich durch den hochgewölbten Dom an den hübschen Basreliefs vorbei und trete durch eine der Seitenthüren hinaus auf die Treppe des berühmten Portals. Es ist romanischen Styls, mit vielen bronzirt aussehenden Säulen und einer Unzahl von kleinen Figürchen geschmückt, fast könnte man sagen überladen. Die Figuren, wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhundert, sind plump und haben dumme, dicke Köpfe; glücklicher Weise sind sie sehr klein und verschwinden in der Masse, wo sie dann eine Art von Arabesken bilden, die sich aus gewisser Entfernung nicht übel ausnehmen. Auch hier merkt man schon den Uebergang aus dem romanischen in den gothischen

Styl; unmerklich, noch schüchtern, läuft der Bogen in eine Spitze aus. Das Granitsäulchen, das den Eingang in zwei Hälften theilt, sieht fast antik aus und ist vielleicht das schönste Glied dieses, meiner Meinung nach viel zu berühmten Portals.

Bei Betrachtung des alten Obelisken aus Granit, der sich nahe dem Portal in der Mitte des großen Platzes erhebt, leistet der Mond dem Wanderer einen guten Dienst, wenn er sich dicht in Wolken hüllt. Der Obelisk ist so häßlich, so nichtssagend, als nur ein Obelisk sein kann. Man sträube sich dagegen, so viel man will, diese Antiquitäten haben nur einen antiquarischen Werth, und ganz und gar keinen andern. Eine dumme Nadel, ein riesiger Zahnstocher — was ist ein Obelisk anders? — Ein Zuckerhut hat schönere Formen.

Vom Obeliske fort wandere ich, immer im Mondscheine, an der Arena vorbei, durch kleine enge Gäßchen dem Ende der Stadt zu, um auch dem „Theater" einen Besuch zu machen. Griechen haben es gebaut, um ihren Landsleuten in Arles, zugleich den Barbaren das Vergnügen griechischer Trauerspiele zu bereiten. Sie trugen ihre schönen Götter überall hin mit sich. Die Römer bauten Arenen für Thier- und Gladiatorenkämpfe, die Hellenen Bühnen für Sophokleische Tragödien. Das ist der Unterschied. Mitten unter zertrümmerten Quadern, Resten der unzähligen Sitzreihen, erheben sich nur noch zwei intakte Säulen aus dunklem Marmor und korinthischer Ordnung. Sie waren ein Theil der Szene und lassen auf die entschwundene hohe Pracht schließen. Aber wie unharmonisch paßt das Thor dort in Westen zu diesen Säulen, zu diesem schönen Halbkreis, zu dieser Anmuth, die noch über die Trümmer wandelt — ist es nicht so massig, schwer wie das Thor einer römischen Arena? — Wohl ist es auch von Römern gebaut.

Zwischen den Quadern wuchert hohes Unkraut, um die prachtvollen Säulen schwirren Fledermäuse, die dunklen Gäßchen ringsumher münden wie schwarze Bäche in das weißschimmernde Bassin des Theaters, und wo das Händeklatschen von Tausenden

entzückter Griechen und zum Schönen bekehrter Barbaren erschallte, dehnt sich traurige, schaurige Todtenstille. Den armen Erbauern dieses Schönheitstempels, wie muß ihnen im Grabe oder in der Urne zu Muthe sein, wenn sie es wissen, daß ihre Säulen, Friese, Metopen geplündert und verstümmelt wurden, um christliche Kirchen zu schmücken?

Den 13. Juni 1851.

Es ist Sonntag. Zwischen dem Schauspiel in der Kirche, welche von der männlichen einheimischen und fremden Bevölkerung, wie ich schon früher gesagt habe, nur aus purer Weltlichkeit besucht wird, und zwischen dem nachmittägigen, ähnlichen Schauspiele auf der Promenade hatte ich gegen Mittag vor meinem Fenster ein anderes, minder erfreuliches. Es ist hergebracht, daß am Sonntage die armen Leute aus der Umgegend, besonders aus dem sterilen Gebirge hier zusammenströmen, um sich für die kommende Woche an Arbeitsgeber zu vermiethen. Die Proprietärs der Stadt und der nahen Camargue wissen so, wo ihre Arbeiter zu suchen. Diese setzen sich während und nach der Messe auf die breite Erhöhung in der Mitte des Forums und warten da, geduldig harrend, ob ihnen ein günstiges Geschick einen gutzahlenden Reichen zuführe. — Traurig und ergeben saßen sie da. Sie erinnerten mich nicht eben an einen Sklavenmarkt, aber in Verbindung mit dem römischen Forum mahnten sie mich an die Angeklagten, die in schlechten Kleidern, das Mitleid ihrer Richter mit stummen Blicken anflehend, auf dem öffentlichen Markte ihr Urtheil erwarteten. Nach der Messe kamen gemach die Proprietärs an; die Unterhandlungen begannen, es wurde belebter, und nach und nach verloren sich die Arbeiter, die ihren Handel abgeschlossen hatten. Nach Mittag schlichen nur noch wenige mit traurigen Gesichtern auf und nieder und warteten immer und sahen mit hoffendem Blicke den Zugängen des Forums entgegen, während lustige Gamins den Ball schlugen, über das Seil sprangen und hundert Possen trieben. Auch diese Gamins trugen zerrissene Kleider und schienen dem Elende nicht

ferne zu stehen, aber sie hatten nicht Weib und Kinder zu ernähren; — aber sie sind jung — so jung, daß sie sich eben so wenig um die Arbeits- und Brodlosigkeit ihrer Brüder als um die in dieser Stunde vor der Stadt schaarenweise lustwandelnden Schönheiten Arles' bekümmern. — Das Forum heißt auch place des hommes, und in der That sind auf diesem Platze fast nur Männer, die ihre Geschäfte abmachen, zu sehen. Selten, daß eine weibliche Gestalt über sein längliches Viereck huscht.

Nach Mittag ein Spaziergang nach den elis-camps, oder champs elisées, ungefähr eine Viertelstunde vor der Stadt. Wenige Städte der Welt haben so interessante Grabmäler aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Die schönsten Särge sind zwar in das Arleser Museum auf der place de l'hôtel de ville gebracht, aber es blieb genug übrig, um dem Fremden etwas Erstaunenswerthes, Schauderhaftes, in seiner Art ganz Neues zu zeigen. Zu der Kirche, die ehemals in der Mitte des Begräbnißplatzes gelegen haben mag, führt eine lange Reihe der kolossalsten Grabdenkmäler und Särge, die zwei-, drei- und vierfach hinter einander aufgestellt sind, und die, je mehr man sich der alten Kirche nähert, an Zahl wachsen und endlich ordnungslos ein Irrgewinde von Särgen bilden. Alle diese Särge sind kolossal, als hätten sie Riesenleichen beherbergt, aus Stein gehauen, und mit so dicken Wänden, als hätte man das feste Haus des Todes noch befestigen können. Ob sie, Sarg und Grab zugleich, immer so auf der Fläche der Erde gestanden, ob sie durch eigenthümliche Ereignisse oder durch Nachgrabung ins Tageslicht emporgehoben worden? — ich konnt' es nicht erfahren. Nach ihrer Form zu schließen, standen sie, wie die Grabmäler der Alten, immer so den Blicken der Lebenden ausgestellt, Grab, Sarg und Leichenstein zugleich. Die Leichen sind verschwunden — die Deckel von den meisten Särgen weggeschoben; so scheinen sie neue Bewohner zu erwarten. Und wie sie gähnen, indeß das schönste, blühendste Leben in Gestalt schöner Arleserinnen zwischen ihren Reihen wandelt, ist das ein Gedanke, der ein wenig frösteln macht.

Die einen waren mit Schutt gefüllt, und eine üppige Vegetation wuchs und blühte aus ihrem Schooße hervor; einige Ziegen, die auf den Särgen wie auf Felsstücken umhersprangen, nährten sich davon und tranken das Wasser, das sich in diesen Trögen gesammelt hatte. Ist das die ganze Metempsychose? — Ich dachte an die Worte des Dichters, die ich so übersetze:

Nein, Särge sind nicht Chrysaliden,
Bleib ferne mir mit solchem Wahn;
Nur Ruhe such' ich, Schlaf und Frieden;
Doch wären Flügel mir beschieden,
Um meine Hoffnung wär's gethan.

Das Leid — ich könnt' es wieder tragen,
Verlieren neu, was ich verlor.
Doch der Gedanke macht mich zagen,
Daß ich das Glück aus schönsten Tagen
Erfahren solle wie zuvor.

Die Kirche am Ende des langen, mit Särgen besetzten Ganges ist so sehr von Schling- und Mauerpflanzen bedeckt, daß sie selbst aus geringer Entfernung einem Hügel gleicht, auf den ihr Thurm mit seinen runden Bogenfenstern wie ein Tempelchen aufgesetzt ist.

Nach und nach verliefen sich die Lustwandelnden, und dieses Ortes würdige Stille lag auf den Särgen allen. Nur in den Cypressen hinter der Kirche wurde es lebendiger, je tiefer die Sonne sank. Es sangen die Nachtigallen.

Je länger man Arles kennt, desto lieber gewinnt man es, denn es gewährt die Eine herrliche, unbezahlbare, unschätzbare Gelegenheit, sich zu vertiefen. Der Geist aller Geschichtsepochen, der der neuen und neuesten aber am Wenigsten, weht hier, fast mit Augen sichtbar, mit Händen ergreifbar. Man braucht kein Lobredner der guten alten und Verächter der neueren Zeiten zu sein, um sich manchmal mit besonderer Lust in die Vergangenheit zu versenken. Das Schöne, dem wir dort begegnen, gewährt Genuß an sich; die traurigen, rohen oder barbarischen

Stellen erscheinen in guten Momenten wie in den Felsen gehauene rauhe Treppen, die am Ende doch auf den sonnigen Gipfel und in den oben wartenden Parthenon führen, ohne daß man im Geringsten ein Famulus Wagner zu sein braucht, der sich freut, „wie man's am Ende so herrlich weit gebracht hat". Und, mit Einem Worte, um mich deutsch auszudrücken, man hat einmal die Freude, objektiv sein, betrachten zu dürfen. Aber nur die Natur und nur die Geschichte, die schon ihr Epitaph hat, bieten und erlauben das.

Arles gleicht im Anfang mancher mittelalterlichen Chronik. Noah, Troja, Ulysses, der Zauberer Virgilius, die heilige Jungfrau, Plato, die Kirchenväter, König Salomo, Aristoteles, Juden, Heiden und Christen, alles Schöne, Abenteuerliche und Unglaubliche kommt da im Misch-Masch vor und zeigt deutlicher, als gelehrte und wohl systematisirte Weltgeschichte, welch' ein buntes Gewebe die Welt und ihre Geschichte gewesen und noch sei. Man wandelt hier aus einer Zeit in die andere, und wie die Monumente eins auf die Grundsteine des andern, oder aus den Trümmern längst vergessener gebaut sind, wird Einem die Konstruktion des Gedankenbaues, deren äußerer Ausdruck nur jene sind, klar, und man ahnt, wie er die Welt „im Innersten zusammenhält".

Das Museum mit seinen Aschenurnen, Thränenfläschchen, griechischen Göttinnen, römischen Imperatoren, christlichen Sarkophagen, bis herab auf die schlechte Büste Lamartine's ist ein Arles im Kleinen.

Es befindet sich in einer alten Kirche auf der place de l'hôtel de ville, gegenüber dem Obelisken und dem Portale von St. Trophime. Sein größter Schatz ist ein weiblicher Kopf, der Rest einer lebensgroßen Statue, die eine Venus vorgestellt haben soll. Andere nennen sie auch eine Diana und behaupten, daß die zwei Löcher, die man über ihrer Stirne entdeckt hat, den Halbmond getragen haben. Welcher der beiden Göttinnen er immer angehört haben mag, er ist der einen wie der andern

würdig, ja man könnte, um ihn nach Verdienst zu preisen, behaupten, er vereinige die Schönheit, den Reiz der beiden Göttinnen in sich. Ach, wenn er nur eine Nase hätte! Die Venus von Milo, geschweige die Mediceische, wäre besiegt, obwohl der ganze Götterleib verloren und nur noch Kopf, Hals und eine Schulter übrig sind. Es gibt im Süden Hunderte von Antiquaren, die in diesen armen Rest verliebt sind und von Auffindung der mangelnden Nase wie von Erfüllung eines theuersten Wunsches träumen. Auch hat man schon in der That mancherlei Ausgrabungen zu diesem Zwecke veranstaltet, aber immer vergebens. An eine Restauration denkt man nicht, und mit Recht. Denn kein Künstler würde es wagen, eine dieser Stirne, dieser Wangen, dieses Kinnes, dieses Mundes würdige Nase liefern zu wollen. Nur dieses Kopfes wegen kehrte ich immer und immer wieder ins Museum zurück, bis ich bemerkte, daß auch mich die fixe Idee von der Nase, von ihrer Auffindung, vom Unglück ihres Mangels zu ergreifen begann und ich wegblieb, um nicht zu werden wie jene Antiquare und ewig und ewig an eine fehlende Nase zu denken. Nichts hat eine schauerlich überwältigendere Macht über uns, als das unvollendete und verstümmelte Schöne.

Die von Skulpturen, Bas- und Hautreliefs bedeckten Sarkophage, die aus den Elis-camps ins Museum gebracht worden und aus den ersten christlichen Jahrhunderten herrühren, zeigen, daß die Römer (die Arleser nannten sich noch unter den Gothen so) auch vom Christenthum ihre Prachtliebe nicht unterdrücken ließen, aber auch, daß es ihnen bereits an griechischen Künstlern fehlte, um dieser auf schöne Weise zu genügen. Die Prachtliebe ist noch die heidnische, die über den Tod hinausgeht, aber die Kunst an diesen Särgen ist schon eine neue, in Kindheit lallende, unbeholfene und, wie man zu sagen pflegt, „naive". Nur wenige Jahrhunderte vor diesen Särgen kann jene Venus geschaffen worden sein — und welch' ein Unterschied bereits zwischen der Kunst, die jene, und der Kunst, die diese hervorgebracht. Ein Unterschied wie zwischen Plato und Origines.

Bemerkenswerth in diesem Museum sind noch die „Tänzerinnen“, Skulpturverzierungen, vom antiken Theater zu Arles herrührend. Die Köpfe fehlen, aber die Leiber schwingen sich anmuthsvoll im Tanze, der Glieder herrliches Ebenmaß tritt bei jeder Bewegung schön und reizend hervor, die Gewande fliegen — Alles an diesen todten, kopflosen Trümmern lebt und tanzt und freut sich des Lebens. Wenn sie noch Köpfe hätten, ich glaube, sie würden singen.

Auffallen müssen die antiken Altäre, deren mehrere im Museum aufgestellt sind. Es sind, nach ihrer Kleinheit zu schließen, offenbar Hausaltäre, aber mit welchem Geschmack, mit welch' edler Einfachheit, und doch wie reich verziert sind sie gebaut. Einer derselben wurde, wie die Inschrift sagt, von einer Freigelassenen errichtet; keine devote Königin verwendet heute so viel Geschmack und so viele Kosten auf ihren Betschemel wie jene freigelassene Heidin auf diesen Altar. Dieser, ebenso wie die andern, ist wie ein Piedestal, darauf unsichtbar der Gott steht, dem er geweiht ist.

16. Juni 1851.

Wie sehr man auch Arles mit seinen herrlichen antiken Resten, mit seinen Erinnerungen, mit seiner lebenden Schönheit lieb gewinnt — am Ende wird Einem die Stadt wegen ihres gräulichen Mönchs- und Nonnenwesens zuwider. Der Pfaffe herrscht hier unbeschränkt und wird von der Pfäffin aufs Gewissenhafteste unterstützt. Es ist nicht zu erfahren, wie viele geistliche Individuen beiderlei Geschlechts die Griechenkolonie beherbergt, aber gewiß ist es, daß nicht der fünfte Theil der ganzen Bevölkerung nicht zu irgend einer von Priestern zu priesterlichen Zwecken gestifteten Brüderschaften gehört. Bei Leichenzügen und den häufigen Prozessionen sieht man die langen Schaaren von Penitents bleus, gris, blancs und Gott weiß, von welchen Farben noch. Alle Mädchen tragen Amulette und Heiligenbildchen und verschiedene Schaumünzen am Halse. Das sind ebenso viele Zeichen, daß sie ebenso vielen religiösen Gesellschaften

angehören, die ihnen allen gewisse Andachtspflichten auflegen, die über die Pflichten eines gewöhnlichen Christenmenschen weit hinausgehen. Natürlich ist Arles legitimistisch. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß es den Bourbonen unbedingt anhängt. Wenn Louis Napoleon heute mit den Priestern einen Bund schließt, so hat er das ganze legitimistische Arles in seiner Tasche, trotz der ganzen antinapoleonistischen Vergangenheit Arles'. Der Unterricht ist hier auf Null reduzirt — die Ignoranz allgemein. Die Schulen sind in den Händen der Geistlichkeit, und die begnügt sich damit, wenn ihre Jüngerschaft nur beten kann und den Katechismus auswendig weiß. Schreiben und lesen wird da natürlich auch gelehrt, aber auf eine Art, daß es der Schüler auf die leichteste Weise wieder vergessen kann. Bevorzugte oder gefährliche Talente, bei denen solche Vergeßlichkeit nicht vorausgesetzt werden kann, sucht man für den geistlichen Stand zu gewinnen. Es ist wahrhaft spanisch.

Morgen verlasse ich die Stadt, die mir trotz alle Dem und alle Dem lieb geworden ist, um öfter wiederzukehren. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, die Familie aufzufinden, mit welcher Adolph Stahr, wie er in seinem trefflichen Buche über Italien erzählt, eine so schöne Idylle verlebt hat. Ich möchte ihr so gerne einen Gruß von ihrem nordischen Gastfreund bestellen.

Achtes Kapitel.

Marseille — Griechenthum und Christenthum — Eine Herkules-Mythe — Der Etang de Berre — Reisegrundsätze — Der Hafen, der Handel, das Leben, die Kunst — Die Arbeiterinnen — Glasgow und Marseille — Die Wunder von Notre-Dame de la Garde — Schöne Traum- und Rauchpunkte — Papety — Château d'If, Mirabeau und Monte-Christo — Wilde Jäger — Ricard — Ab nach Aix.

Marseille, den 3. September 1851.

In Arles stieg zugleich mit uns ein sonderbarer Mann in den Wagen, den ich auf diesem klassischen Boden für den Gott Aeolus selbst zu halten alle Ursache hatte. Wahrscheinlich reiste er nach Marseille, um irgend einem modernen Odysseus im Angesichte des Hafens Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er trug einen großen Blasebalg mit sich, der wenigstens drei Viertel Manneshöhe hatte, und den er auf beide Handhaben wie auf zwei Füße zwischen seine Beine stellte, so daß der Bauch sich gerade zwischen des Mannes Knieen befand, während das Blasrohr gegen das Gesicht gerichtet war. Sobald nun der Mann einige Hitze verspürte, drückte er mit beiden Knieen an und blies sich einen kleinen Sturmwind ins Gesicht, so daß sich Haupt- und Barthaare wild bewegten. In unbewachten Augenblicken schob er das Rohr sogar zwischen die Weste und fächelte sich auch die Brust mit Zephyren. Wie dieß von der Gesellschaft bemerkt ward, bot er ihr sein Instrument zu gleichem Gebrauche an, und zwar höflicher Weise den Damen zuerst. Doch machte er wenig Glück mit seiner Offerte.

Auf dem uns gegenüber haltenden Bahnzuge befanden sich

in verschiedenen Coupé's wenigstens fünfzehn Nonnen, die ganz vergnügt und ungenirt in die Welt sahen und unsere Gesellschaft musterten. Es ist erstaunlich, welche gewaltige Anzahl geistlicher Individuen beiderlei Geschlechts Einem hier auf allen Wegen und Stegen begegnet. Selten nur steigt man in einen Waggon, ohne einen Curé oder einige Schwestern von was immer für einem Orden darin zu finden. Die Männer tragen immer ihre Breviere mit sich, die Weiber ein kolossales silbernes oder eisernes Kreuz auf der Brust, auch wohl, wenn es zu groß ist, wie einen Dolch oder ein Schwert im Gürtel.

Während wir längs der Camargue am jenseitigen Rhoneufer hinfuhren, erzählte mir ein Jäger, der neben mir saß — denn seit Eröffnung der Jagd im Monat August begegnet man überall ebenso vielen Jägern, als man seit Eröffnung der Unterrichtsfreiheit Geistliche findet — daß er gestern dort drüben in der Camargue einen Ibis geschossen. Das hörte sich nun freilich zunächst wie eine ächte Jagdgeschichte an: in der Folge indessen wurde mir aus zuverlässigem Munde bestätigt, daß dieser heilige Vogel in der That zuweilen das Nil-Delta mit dem Rhone-Delta vertauscht.

Hinter Arles fährt man durch das schönste und fruchtbarste Land; die Weinpflanzungen sind verschwunden, an ihre Stelle aber treten gut angebaute Getreide- und Kleefelder und endlich Wiese an Wiese — ein Anblick, der doppelt erfreut, wenn man aus dem an Wiesen so armen Languedoc kommt. In weiter Ferne treten die wüsten und wildgezackten Alpinen hervor, wie eine sichere und unnahbare Mauer vor einem Paradiese.

Aber die Herrlichkeit des Paradieses hat bald ein Ende. Mit einem Male, wie auf einen Zauberschlag, verwandelt sich das Land in Sumpf; so weit das Auge reicht, nichts als hohes Rohr, darin die Mähder kaum zu sehen sind. Bald wird es noch trostloser. Der Sumpf, der wenigstens grün ist und ein gewisses Leben heuchelt, ist ebenso schnell in eine traurige, von Kiesel bedeckte Wüste übergegangen. Die todte Dammerde zwischen den Steinen hat nicht die Kraft, einen gesunden Halm zu treiben;

höchstens bringt sie jene eigenthümlichen Heideschwellungen hervor, die wir aus der Heimat der Heidschnucken kennen. Auch diese jedoch sind so ungenießbar, daß sich nicht einmal ein so bescheidenes Thier wie die Heidschnucke damit begnügen würde; nirgend eine Spur von Leben.

Dieß ist die Ebene der Crau, die vierzehn Lieues im Umfange hat. Sie entstand, der Sage nach, als Herkules, von den Riesen im Kampfe bedrängt, sich nicht mehr zu helfen wußte und zu seinem Vater um Hülfe flehte. Da ließ Zeus einen Regen von Steinen fallen, der die Giganten alle erschlug. Eine einzige kleine Oase gibt es in dieser Wüste: und die soll ein Pole mit dem ausdauernden Fleiß eines Urcivilisators geschaffen haben.

Endlich verläßt man mit einem Ruck auch diese trostlose Oede und taucht in die eigenthümlichste Welt. Wenige Gegenden der Erde mögen dem Vorüberfliegenden so viele Abwechslung gewähren als die im Grunde nur so kurze Strecke zwischen Arles und Marseille. Der Vielgereiste wird hier an das Verschiedenste erinnert, und seine Phantasie fliegt bald dahin, bald dorthin in die entlegensten Länder. So eben glaubte ich aus der Provence nach Lüneburg versetzt zu sein, und jetzt, da ich die Heide verlasse, wähne ich auf einmal an der Thür des wilden Karstes zu stehen; wie ich aber in diese trete und meinen Blick in den Schooß des kleinen Gebirgs schweifen lasse, das sich aufthut, glaube ich vielmehr einen schottischen Logh zu sehen, den Logh fine, Logh long — aber nein, es ist der sogenannte Etang de Berre, ein Finger, den das Meer dem Wanderer entgegenstreckt, so wie die Loghs Arme sind, welche die nordische See, strenger und düsterer, als ein Eroberer, aufs Land legt.

Der Etang de Berre kommt und verschwindet, bis man endlich längere Zeit an seinem Ufer hinfährt und ihn bei Sonnenuntergang mit Muße betrachtet. Ein prächtiger See! Die Berge, die ihn umgeben, sind zwar aller Vegetation bar, kahl und trostlos; aber das ist das Schöne im Süden, daß die Farben und Töne, die Stimmungen, die besonders zu gewissen Tageszeiten

auf den Gegenständen liegen, Anbau, Vegetation, kurzum Alles ersetzen, was im Norden nöthig ist, um den Gedanken an die Wüste zu entfernen. Schon die tiefe, weiche Bläue des Sees hätte genügt, die ganze Härte seiner Umgebung zu mildern; aber obenein spielten auf diesen weißen Felsen noch alle die herrlichsten Farben der untergehenden Sonne. Nicht mehr todt, kalkig, nein, brennend sahen sie aus; sie standen wie eine Schaar in weißes, faltiges Gewand Gekleideter da — dann hüllten sie sich in einen rosigen Schleierhauch, der sich nach und nach in ein mildes Violet verwandelte — und endlich in ein tiefruhiges Blau überging. Das schönste Waldland mit allen Moosen und Zweigen und Vögeln konnte nicht milder entschlafen als diese Wüste. In der Mitte des Sees trat erst bei einiger Dunkelheit eine Insel hervor, als hätte sie sich vor dem Tageslichte versteckt gehalten und liebte es erst in der Nacht emporzutauchen.

Ein Tunnel verschlang uns; vielleicht der größte Tunnel der Welt. Wir fuhren, obgleich sehr schnell, doch über acht Minuten, bevor wir wieder ans Tageslicht kamen. Ans Tageslicht? Nein: die Sonne war inzwischen untergegangen, und ist sie einmal hinunter, wird hier schnell Nacht, da sie in der reinen Luft keine Feuchtigkeit findet, in der sich ihr Licht nachspiegeln könnte. Die goldenen Wolken über den Bergen waren plötzlich schwarz geworden, die Berge selbst verkrochen sich: es wurde kühler, man hörte das Rauschen des Meeres. Als ich auf der Höhe des Omnibus in Marseille einfuhr, war schon Nachtleben überall; der Hauch der großen Stadt wehte mich an, und das ist wohlthuend in Frankreich, wo die meisten Provinzialstädte verphilistern und neben Paris einen kleinstädtischen, einen Dilettantengeruch bekommen.

Gleich nach meiner Ankunft machte ich noch einen langen Spaziergang durch große und kleine Gassen. Ueberall viel Leben, überall der Kosmopolitismus einer Seestadt. Es ist eben Markt hier; auf dem Platze wimmelt es von Spaziergängern, man hört viel englisch und italienisch sprechen und sieht dickbäuchige Türken

und nervöse Araber. Das Volk scheint sehr lustig. Noch einen Spaziergang am Hafen, um den Wind durch die Taue pfeifen zu hören, und dann nach Hause, wo ich spät nach Mitternacht todmüde die Feder aus der Hand fallen lasse.

4. September 1851.

Meinem Reisegrundsatze gemäß, trat ich die Wanderung durch die Stadt allein an, wie ich es immer thue, bevor ich Bekannte aufsuche oder Empfehlungsschreiben abgebe. Es ist ein so behagliches Gefühl: noch bin ich unbekannt und unabhängig, noch kann ich unbeobachtet unternehmen, was ich will, und brauche keinen Censor zu scheuen. In einigen Stunden werde ich der Zuvorkommenheit eines Gastfreundes, einem für mich entworfenen Plane, einer Einladung und vielleicht schon der Sitte der Stadt, den Vorurtheilen einer Gesellschaft oder einer Klasse angehören — jetzt bin ich noch frei!

So wanderte ich dem Hafen zu. Das Quartier, das ich passiren mußte, ist ein wahres Babylon. Es beherbergt alle Sprachen und alle Trachten; die orientalischen und afrikanischen sind fast in der Mehrheit. Der Burnus aus Afrika ist ein gewöhnlicher Anblick; Turban und Fez kann man überall zu Dutzenden haben. Welch ein Leben am Hafen! Hunderte von Schiffen werden aus- und eingeladen, Berge von Kaffeeballen, Millionen grüner Zitronen, alle Spezereien des Orients und Occidents duften Einem entgegen. Rings um den Hafen zieht sich ein breiter Damm, der mit himmelhohen Häusern besetzt ist. Die Parterres sind von Tavernen und von Magazinen eingenommen, welche letztere die Bedürfnisse des Seevolkes befriedigen und es so malerisch ausstatten; da hängen die gestreiften Jacken, die braunrothen Sack- oder Baskenmützen, die bunten Schärpen und Gürtel. Aus den Tavernen und Tabagieen klingen Lieder in allen Sprachen heraus; man fühlt die Pulse einer Welt schlagen. Jenseit des Mastenwaldes erhebt sich auf kahlem, glühendem Bergkegel das Kastell Notre-Dame de la garde, weiter gegen das

Meer zu das Fort St. Jean mit seiner terrassenartigen Befestigung, ihm gegenüber das Fort St. Nicolas, ebenso stark und fest wie jenes. Gleich zwei ungeheuren Bulldogs liegen sie an den Pforten des Hafens; gegen ihren Willen kann keine englische Wasserratte passiren. Aber noch weit hinaus über das Fort St. Jean läuft ein Hügelzug, weit hinaus ins Meer: sein letzter Ausläufer steht da wie ein vorgeschobener Posten, der aufmerksam die unendliche Fläche beobachtet. Er ist unbezahlbar, dieser natürliche Damm; an ihm brechen sich die Wogen, die der Ost- und Südwind aufwühlt, und die sonst im Hafen wüthen würden; keine Menschenkunst hätte ihn so fest zu bauen vermocht, hätte ihn je zu bauen unternommen.

Um St. Nicolas herum biegt man gegen den neuen Hafen. Die Aussicht wird freier — gegen Süden ist sie unendlich, gegen Westen durch einen vulkanischen Gebirgszug begrenzt, der Einem auf die Haut brennt, wenn man ihn nur ansieht. Das Meer ist von einer so tiefen Bläue, daß der Nordländer es für Uebertreibung halten würde, wenn er es so gemalt sähe. Desto weißer schimmern die hundert Segel der aus- und einlaufenden Schiffe auf seinem Grunde.

Durch kleine Gäßchen nahm ich den Weg in die Stadt zurück. Alles Leben ist auf der Straße. Die Gewölbe schütten ihren Vorrath hinaus, die Mädchen waschen, nähen, plätten vor der Thüre; der Handwerker sitzt mit seiner Arbeit auf der Schwelle oder im Fenster; Hunderte von wandelnden Kaufleuten bieten schreiend ihre Waaren aus. Ich habe ein Weib gesehen, das einen Fisch auf dem Kopf balancirte, der buchstäblich zwei Mal so groß war als seine Trägerin. Zahllose Omnibus rasseln auf dem Pflaster, mit ihnen die Packwagen, die kleinen Karren der Marktweiber, aber wenige elegante Equipagen. Unter den schattigen Bäumen des Cours St. Louis, einer Art Pariser Boulevards, liegen schon frühe südliche Faulenzer. In den Gassen ist viel Schmutz: aber — man lache darüber — die südliche Sonne vergoldet und verklärt auch diesen.

Dem Fremden, der mit dem Gedanken an die Griechen nach Marseille kommt, ist es nicht unangenehm, an einer Straßenecke „Gasse des Anacharsis", auf einem Schilde „Gasthaus der Phokeer" und auf einem andern den Namen Timon zu lesen. In der großen Fruchthalle, wo er Feigen und Pfirsiche einkauft und ihn die Verkäuferin freundlich nach seinem Vaterlande fragt, denkt er an die Fruchtverkäuferin des Theophrastus und an ihr: „O Fremdling!"

Aus der Fruchthalle tretend, sah ich das Museum neben mir, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mein Empfehlungsschreiben an den Direktor daselbst abzugeben. So kam ich denn in die Kunst, bevor ich das Leben kennen gelernt. Die Niederländer sind hier am Besten vertreten. Ein ächter Rubens, „die Jagd", eines der kräftigsten Bilder des Meisters, was viel sagen will. Uebrigens die bekannten Gestalten. Ein anderes, „die Auferstehung Christi", zeigt Rubens in seiner vollen Zeitlichkeit, oder so zu sagen, Irdischheit. Da ist keine Verhimmelung, keine Engelei, keine Heiligkeit, keine besonderen Lichter — Alles menschlich, irdisch und fauststark. Christus mit einem Panier in der Hand, das er wie eine Lanze hält, tritt mit einem großen Schritte und etwas wilder Gebärde aus dem Grabgewölbe, als träte er aus einem Gefängniß. So schreitet er auf die Wächter los; und keines Wunders bedarf es, daß sie vor ihm erschrecken, auf das Antlitz fallen oder auf und davongehen. Seiner würdig ist das Bild seines Schülers Jourdan: „Christus mit den Aposteln im Kahne." Der Meister sitzt im Vordertheile des Schiffes und predigt den Jüngern; sie hören ihm mit mehr oder weniger Andacht zu, Manche sitzen gemächlich da wie flämische Bauern; sie heucheln nicht und empfindeln nicht, aber wenn es dazu kommt, etwas zu thun oder zu leiden, wird das Wenige, das von den Worten des Lehrers in Ohr und Herzen hängen bleibt, hinreichen, sie an ihre Pflicht zu mahnen. Der nackte Kerl, der das Schiff führt, ist ein wahrer Riese und stößt so gut, daß man den Kahn in Bewegung sieht. Nirgends eine

Spur von Konvenienz; natürliche Grobheit neben natürlicher Grazie, kecke Zeichnung und breite Malerei, in Allem ein Charakter, eine Persönlichkeit. Dann ist noch ein Vandyk da, dem man glauben muß, daß er wirklich einer ist: die Studien zu seinem „Grafen Stafford", und endlich ein unausweichlicher Snyders mit seinen Fischen, Melonen, Braten u. s. w. u. s. w. Seine Bilder machen satt, anstatt den Appetit zu reizen.

Vom Museum kam ich wieder an den Hafen. Es war Mittag geworden. In der Nähe der Kirche St. Victor saßen an zweihundert Mädchen, gruppirt oder einzeln, im Kirchenschatten, auf Schwellen, in Vorhäusern, und verzehrten ihr Mittagsmahl. Wahrscheinlich Arbeiterinnen, die in den großen Hafenmagazinen mit Einpacken und Assortiren, oder in der benachbarten Tabakfabrik beschäftigt sind. Sie mahnten mich an Glasgow, wo man ebenfalls so große Schaaren junger Arbeiterinnen zu gewissen Stunden in den Gassen sieht. Aber doch welch' ein Unterschied! Jedes dieser Mädchen hier in Marseille hat sein Körbchen mit den besten Früchten, Melonen, Feigen, Pfirsichen, Weintrauben angefüllt; dazu das blühendste Brod, den köstlichen Käse von Roquefort, die Arleser Wurst und eine Flasche rothen Weines. Die von Glasgow nagen an einer Brodkrume; auch im Anzuge, sogar in Schmucksachen sieht man die Aisance der Marseiller Arbeiterinnen. Die in Glasgow sind in Lumpen gehüllt. Ein gewisses dissolutes Leben sieht man auch hier diesen Mädchen an: aber bei den wohlgenährten Südländerinnen scheint die Folge höchst freiwilligen Entschlusses, was bei den Celtinnen des Nordens Wirkung des Elends ist.

Abends.

Die Rue d'Aix, der Cours St. Louis, die Rue de Rome (eine kleine Oxfordstreet) bilden zusammen einen imposanten Straßenzug, welcher die Stadt in gerader Linie von Nordwest gegen Südost durchläuft. An dem einen Ende schließt ihn der Triumphbogen, am andern ein kolossaler Obelisk. An diesem vorbei gelangt man in eine von Bäumen und Häusern schön

bepflanzte Gegend außerhalb der Barrière, welche den spanischen Titel eines Prado führt. Trotz der Schönheit dieses Parkes verläßt man ihn doch gern, um ihn mit der Allee zu vertauschen, die gerades Wegs zum Meere an den Golf von Mordan führt. Rechts und links reihen sich die komfortabelsten Landhäuser an einander, die besser als die Stadthäuser von der großen und vielverbreiteten Wohlhabenheit Marseille's einen Begriff geben. Da sieht man die prächtige säulengetragene Villa neben der noch anspruchvollern Schweizerhütte; ein Banquier hatte sogar die Grille, sein Landhaus vollkommen in der Form einer gothischen Kirche, mit Spitzbogenfenstern und Thüren, mit Thürmen und Rosetten zu bauen.

Die Allee wird vom Meere plötzlich abgeschnitten. An ihrem Ende thut sich die herrliche Aussicht auf den Golf von Mordan auf. Vulkanische, wild zerrissene Berge strecken ihre Arme in einem weiten Halbkreise gegen Südosten aus. Im Westen wird der Golf von den Marseiller Vorgebirgen, von den trois frères der Insel If, mit ihren zwei Nachbarinseln, und von den Bergen des Sees von Berre abgeschnitten. Im Südosten wagt sich ein vom Vorgebirge abgelöster Felsenkegel sogar weit hinaus ins Meer, so daß sich zwischen ihm und den Riffen des Ufers eine dunkle Straße aufthut, welche wie der Okeanosfluß in die Unterwelt zu führen scheint. Aber dieser wilde Rahmen schließt ein Bild voll heiteren Friedens ein. Am Fuße der zerhackten und gezackten Felsen liegen freundliche, mit ihren weißen Häusern weit hinausschimmernde Dörfer, erheben sich einzelne prächtige Villen, streckt eine üppige Vegetation ihre grünen Arme über das Ufer hinab bis in die dunkle Fluth und drängt mit freundlicher Gewalt die Dünenbänke von ihrem Stillleben zurück. Auf den kahlen Felswänden begegnen sich die Reflexe des blauen Himmels und des noch blaueren Meeres, die zitternd in einander spielen und die Abhänge mit Tinten bedecken, welche ein reiches bewegtes Pflanzenleben täuschend nachahmen.

In diesem Augenblick wird mit vieler Kunst und großen

Kosten an einer Straße gebaut, welche vom Golfe längs des Ufers, um die Vorgebirge biegend, nach Marseille zurückführen soll. Der Umweg ist groß, aber er wird lohnend. Was kann es Angenehmeres geben, als in offenem Wagen, vom Abendwinde angeweht, bei leuchtendem Meere allen diesen Windungen des Felsenufers zu folgen und so langsam als möglich dem Gesause der Stadt entgegenzufahren, während von ferne der Leuchtthurm sein weißes Licht, die verspäteten Schiffe ihre Lieder, die nachglühenden Wolken ihre Blitze herüberschicken? Ich folgte diesem neuen Wege; rechts Gärten und Landhäuser, links mir zu Füßen das murmelnde Meer, dem hier und da ein kleiner Bach entgegenrauscht. Aber nach einer halben Stunde wurde meine Wanderung von gesprengten Felsblöcken, Maschinen, Balken und dergleichen abgeschnitten; ich stand auf einem Vorsprung hoch über der Fluth — der Weg führte nicht weiter. Mit Mühe kletterte ich das zerbröckelte Gestein hinauf und verlor mich zwischen stillen Gartenmauern, offenen Weideplätzen, kahlen Hügeln, steinigen Schluchten und Thälern. Mein Führer war das von steiler Höhe herabwinkende Fort Notre-Dame de la garde; in Eile erreichte ich es, bevor die Sonne untergegangen war.

Die Kapelle von Notre-Dame de la garde ist eine der begnadetsten des Landes und von den Frommen am Meisten besucht. Die Madonna über dem Altare, die Arbeit eines Marseiller Künstlers, ist aus getriebenem Silber und thut sehr viele Wunder. Die „ex-voto," welche als Abbildungen verschiedener geheilter Glieder, glücklicher Entbindungen, überstandener Krankheiten, furchtbarer, doch schadlos vorübergegangener Meerstürme, im buchstäblichen Sinne des Wortes alle Wände der Kapelle bedecken, geben Zeugniß von der unausgesetzten Wunderthätigkeit dieser Madonna. Doch hielt ich mich bei diesen Mirakeln nicht lange auf, bezahlte sie gläubig mit fünf Sous und eilte hinaus, um das natürliche Ereigniß eines Sonnenunterganges auf dem mittelländischen Meere nicht zu versäumen. Als ich auf die Platform trat, lag die Sonne schon als unge-

heure Kugel auf dem äußersten Rande des Horizontes. Hafen und Stadt deckte bereits webende Dämmerung; die Leuchtthürme waren entzündet. Ueber der Bläue des Meeres zitterte ein bräunlicher Schleier. Aber die Spitzen der Berge leuchteten, und die Kuppen, die gleich einem gewaltigen Kandelaber die Sonne in ihren Armen festzuhalten schienen, sprühten und brannten wie weißglühendes Metall. Langsam begann nun jenes gewisse Rücken und Sinken des großen Erleuchters; die Strahlen verloren ihre Kraft, man konnte dem Scheidenden ruhig ins Angesicht schauen, das unverhüllt dem Zurückbleibenden lächelte. Endlich lag ein schmaler Kranz wie ein Golddiadem auf dem höchsten der Berghäupter — und endlich verschwand auch er. Die Sonne versank, und in diesem Augenblick flogen nach rechts und links, wie zwei purpurne Schlangen, die tiefgetränkten Lichtstreifen hin am ganzen westlichen Horizont; sie blitzten auf und verbreiteten sich als dunkelglühende Abendröthe über das halbe Firmament. Ein leiser Wind erhob sich, und sanft lispelte und murmelte das Meer, wie ein Kind im Einschlafen. — Es entschlief, und Nacht lag rings umher. Aus der Stadt herauf zog ein dumpfes Rauschen; die Lichter wurden angebrannt, die Glocken begannen zu läuten.

Der öde Weg von Notre-Dame de la garde war belebt von allen diesen Tönen; in der Nähe des Hafens kamen mir Schaaren von Mädchen singend und lachend entgegen. Ich sprang in einen Kahn und fuhr nach dem chinesischen Palaste, dem Fort St. Nicolas gegenüber. Auf allen Schiffen ging es so häuslich her wie am heimischen Herde. Das Schiffsvolk saß am Tische gereiht und aß und trank; französische, englische, deutsche, griechische Lieder ertönten von allen Seiten. Die Wasser waren still; mein Kahn fuhr leise dahin.

Es gibt gewisse Punkte in der Welt, die von der Vorsehung eigens für kaffeetrinkende Cigarrenraucher geschaffen sind, z. B. das Café Tommaso in Triest; die Bänke vor der Boutique des Sorbetverkäufers auf der Riva dei Schiavoni in Venedig; die

Terrasse des Posthotels in Varenna, mit dem Blick auf beide Arme des Comersees; der Garten der drei Kronen in Vevey, mit der Aussicht auf den Leman, auf das Rousseau'sche Meillerie und in das Thal von Wallis; in Paris das Café de la Rotonde im Garten des Palais national; in London die Terrasse von Adelaide-Hotel über der Themse und Londonbridge; in Deutschland die Brühl'sche Terrasse und in Marseille der Balkon des Chinesischen Hauses, der sogenannten Maison Isnard. Was kann es Süßeres geben, als, die ungesetzliche Cigarre im Munde, den duftenden Mokka vor sich, so gedankenvoll-gedankenlos da zu sitzen, ganz so wie der beturbante Orientale neben mir, und hinabzusehen auf diesen hercynischen Wald von Masten, auf das bunte Schiffsvolk in seinen Schatten, auf die sanftbewegte Welle, die träumend an die Rippen der Riesendampfer plätschert; auf das stille Fort St. Nicolas mit dem melancholischen Faktionär, der mechanisch wie ein Pendel auf der Mauer hin und wieder wandelt und dessen Bajonnet im Mondschein blinkt, und endlich auf die schwarze Unendlichkeit, die man das Meer nennt?! Heitere und traurige Gedanken, aber beide sanft lächelnd und in die Zukunft sehend, ziehen Hand in Hand, sonderbar gepaart, vorüber und verschwimmen körperlos mit dem Murmeln des Meeres, mit den Liedern des Hafens, mit dem Duft des Mondscheins, mit den Nebeln der Berge.

„Ob auch die Jahre weiter ziehn,
Die Träume sind geblieben;
Und dann — ob auch die Träume fliehn, —
Es bleibt das Lieben."

Zwei blonde, deutsche, sehr liebenswürdige Jünglinge, wahrscheinlich Handlungsbeflissene, störten mich auf höchst unangenehme Weise aus der Gemüthlichkeit dieses gedankenlosen Zustandes. Sie sprachen ein schändliches Französisch, und doch, wenn man ihnen gedroht hätte, das Fort St. Jean an ihren Hals zu hängen und sie ins Meer zu versenken, wo es am

Tiefsten ist, es wäre kein deutscher Laut aus den Kerlen herauszubringen gewesen! Ich zahlte meinen Kaffee, murmelte einige ächt deutsche Flüche und ging voll unpatriotischer Gedanken heimwärts.

5. September 1851.

Auf einem breiten Stuhle sitzt die große Gestalt des heiligen Josephus. Haupt- und Barthaar sind grau, die Züge von der Sonne gebräunt, von Jahren und Erfahrungen gehärtet; ein sinnender Ernst sitzt auf den buschigen Augenbraunen; ein weißes, faltiges Gewand deckt die kolossalen Glieder. Ihm zwischen den Knieen steht das kleine Christuskind, ein Proletarierjunge mit etwas dickem Kopf und knochiger Stirn, aber feinen Lippen und durchsichtigem Blick. Es hebt die Hand auf wie zum Segen, und da es nach vorn schreitet und auf der untersten Stufe des Bildes steht, ist es, als wollte es aus der gemalten Traumwelt plötzlich und mit einer gewissen wilden Gewalt in die wirkliche, irdische hineintreten. Das ist keiner jener vielen gemalten Heilande, die sich von der Erde wegsehnen und jeden Augenblick die Himmelfahrt zu unternehmen drohen: dieser Heiland hat eine umgekehrte Sehnsucht. — Dieß in schlechten und kurzen Worten die Beschreibung eines Altarbildes, das sich in einem alten Gemäuer zu Marseille befindet. Das alte Gemäuer heißt die Kirche St. Victor und ist ein Rest der Abtei gleiches Namens, die in der französischen Revolution zerstört worden. Der Maler dieses herrlichen Bildes aber heißt Dominik Papety.

Ich sage es meinen deutschen Landsleuten nur vertraulich ins Ohr: — sie bilden sich viel zu viel auf ihre Bekanntschaft mit aller Welt ein. Das Beste und Schönste, das die Fremde hervorbringt, entgeht ihnen oft über dem schreienden, zudringlichen Mittelmäßigen. Die Scribes und Dumas, welch' ein gewaltiges Publikum haben sie jenseits des Rheins, wo der poesievolle Idyllendichter Brizeux kaum dem Namen nach bekannt ist! Und wie mit der Poesie, ist es auch mit den anderen Künsten. Die Horace Vernets und die Delaroches, diese Scribes und

Dumas der Malerei, entzücken unsere Banquiers und werden auf deutschen Kunstausstellungen bewundert. Wer kennt Papety, einen der bedeutendsten Maler des modernen Frankreichs?

Die nur kurze Lebensfrist, welche der Entfaltung dieses großen Talentes gegönnt war, und der zufällige Umstand, daß sich die meisten seiner Bilder im Privatbesitz befinden und mehr oder weniger unzugänglich sind, bilden allerdings eine Art von Entschuldigung; statt anzuklagen, will ich daher mit kurzer Erwähnung seiner Werke fortfahren und meine Landsleute mit Papety bekannt zu machen suchen. In Marseille, seiner Vaterstadt, befinden sich noch zwei bedeutende Bilder dieses jungen Meisters. Die Kirche Marie majeure besitzt die „heilige Philomena", eine einfache weibliche Gestalt, die mit ausgebreiteten Armen aus dem Rahmen herauszuschweben scheint, und „Jesus, von beiden Eltern begleitet, aus dem Tempel kommend." Der zarte, doch kräftige Knabe glüht noch vom Feuer des Kampfes, den er soeben mit den Schriftgelehrten bestand. Mit emporgehobenen Armen schreitet er vorwärts, noch ist er in Begeisterung, noch scheint er zu predigen, zu streiten und zu lehren. An seiner rechten Seite, mit dem langen Stabe in der Hand, geht Josephus; ein Mann im kräftigsten Alter, mit der Miene des Beschützers und Vormundes, ist er entschlossen, den Kleinen zu vertheidigen, auf dessen Worte er mit aufmerksamer Ruhe horcht. Aber tiefere Gefühle bewegen die Mutter. Sie hüllt sich in ihr dunkeles Gewand und hält die Hände fest über die Brust gedrückt. Langsamen Schrittes und sinnend folgt sie dem schnellschreitenden Kinde; der mütterlichen Ahnung wird die ganze Bestimmung ihres Sohnes klar, und erhabene Leidensbeschlüsse fassend, blickt sie ihm nach. Lebe wohl, sagt sie dem ruhigen Mutterglück, und ergeben begrüßt sie das reichere Leid, welches sie aus dunkler Ferne kommen sieht. Eine schön geputzte Courtisane betrachtet mit einem Gemisch von frivoler Neugierde und ernster Ahnung die Gruppe. Im Hintergrunde der Tempel mit seiner stolzen Säulenhalle, aus- und eingehende Fromme, Schreiber

und Schriftgelehrte; römische Wachen und Soldaten in glänzender Rüstung — die ganze alte Welt, die es nicht ahnt, daß dort ihr zukünftiger Zerstörer als Kind zwischen Vater und Mutter wandelt!

Ein eigenthümliches, anfangs unbestimmtes Gefühl bemächtigt sich des Beschauers dieser Bilder. Sie sind ein Räthsel, etwas Neues; er weiß sie nicht zu klassifiziren. Sind es Heiligenbilder? Nein — dazu sind sie zu robust, zu irdisch, uns zu nahe verwandt. Sind es profane Bilder? — Noch weniger: denn es verklärt sie ein gewisser Schein, den wir einen Heiligenschein nennen müssen, da wir es einmal so gewöhnt sind. Sie stellen vielleicht doch Bewohner dieser Erde vor, aber dieser Erde, wie sie werden soll, der künftigen Erde. Das ist es: Papety ist ein Mann der Zukunft — wie alle großen Künstler, ein ahnungsvolles Gemüth, das überall die Zukunft sucht, sieht und darstellt.

Zufällig kenne ich eine große Zahl Papety'scher Werke: Oelbilder, Aquarelle, Cartons, die sich im Besitz von Bekannten und Freunden befinden und sonst dem Publikum unzugänglich sind. Eines der schwächeren unter diesen, dem Herrn François Sabatier gehörig, gibt mir den Schlüssel zum ganzen Wesen des ahnungsvollen, schöpferischen Künstlers. Es ist eine Allegorie — denn der eine neue Welt suchte, die er noch auf dieser Erde nicht fand, mußte er es nicht auch mit der undankbaren Allegorie versuchen?

In dunklen Wolken sitzt die kahlköpfige, graubärtige Vergangenheit und liest im vergilbten Pergamente; neben ihr die trübe Gegenwart, traurig, aufgegeben vor sich hinstarrend, mit der linken Hand greift sie träumerisch nach dem vergilbten Pergamente, als wollte sie dort Rath holen in ihrer Rathlosigkeit. Lässig liegt die Rechte, die Hand der That, im Schooße. Auch sie werden bald die dunklen Wolken, die sie schon halb umhüllen, verschlingen. Indessen aber, von Beiden ungesehen, fliegt aus blauem Hintergrunde die leuchtende Gestalt des Genius der Zukunft hervor. Sein schimmerndes Gewand ist von Sternen

umrändert; sein Gesicht ist ernst und doch liebe- und verheißungsvoll lächelnd. Die Arme breitet der heilige Knabe aus, als wolle er eine Welt an sein Herz drücken.

Dieser Genius der Zukunft, ist es nicht derselbe Knabe, welcher dort predigend und streitend aus dem Tempel tritt, muthig vorwärts dem Glaubenden entgegenschreitet und eine alte, obwohl glänzende, doch verwitterte Welt hinter sich läßt? Ist es nicht derselbe Knabe, der dort auf dem andern Bilde aus dem Schooße des greisen Alters segnend hervorgeht?

Die Zukunft war es, die Papety überall suchte und fand; in ihm selbst, wie wir sie, an der Schwelle einer neuen Zeit stehend, nur ahnen; in der Weltgeschichte, wo sie ihm symbolisch oder im Spiegel verklärter Vergangenheit entgegentritt; in der Kunstgeschichte, wo sie als Blüthe des Menschengeistes anticipirt zur Erscheinung kommt.

Eine Anekdote und eine Erfahrung aus dem Leben Papety's müssen wir hier einschalten, die wie seine Bilder für ihn charakteristisch sind. Vor Jahren, noch in Papety's früher Jugendzeit, hatte Ingres, der strenge Meister der Form und der etwas beschränkten Klassizität, der den jungen Maler nicht besonders liebte, seine Schüler um sich versammelt. Und zu diesen sagte er mit warnender Stimme: Meine Freunde, es gibt einen jungen Menschen in Frankreich, der noch unbekannt ist, noch nicht viel weiß, der nur strebt und sucht, — wenn er aber gefunden haben wird, dann wehe Euch! —

Die warnende Prophezeiung des alten Meisters schien bald in Erfüllung gehen zu wollen. Papety errang den ersten Preis der Akademie und wurde nach Rom geschickt. Aber den Preis, welchen sie dem Schüler zuerkannt, konnte sie, die Vertreterin des Fertigen und Alten, dem Manne, der mit seinem ganzen freien Wesen hervortrat, nicht zugestehen. „Der Traum vom Glück“, die erste Frucht seines neuen Strebens und Wollens, ein gewaltiges Bild, das Papety bald nach Paris sandte, wurde von Akademie und Regierung verschmäht; zum ersten Male seit Menschen-

gedenken wies man die erste Arbeit eines Preisgekrönten zurück. Und Akademie und Regierung hatten Recht mit ihrem Instinkte, den die Gefahr eingibt. Im vorigen Jahrhundert hätten Hof und Hofleute dieses Bild, das nichts Anderes ist, denn ein Traum aus den Gärten des Akademos, Fleisch gewordenes platonisches Wort, wie eine gefahrlose, unschädliche Idylle von Florian bewundert. Heute sah man hinter diesen friedlichen Gestalten von Liebenden, Lehrern, Schülern, spielenden Kindern nichts als Sozialismus und Revolution, hinter dem Tempel im Hintergrund einen Club, eine Volksbank, ein Phalanstère — Gott weiß was!

Und im Grunde hatte man Recht. Die Idylle, das Gedicht des Friedens und der Liebe, ist das revolutionärste Gedicht. Denn was wollen wir Anderes, als Liebe und Frieden, als die Erfüllung des Papety'schen „Traumes vom Glück?" als lieben, lehren und belehrt sein? unsere Kinder, unsere Zukunft, in Blumen spielen und aufwachsen sehen? Die Devise: „Brüderlichkeit," welche die Gegenwart auf ihr Schlachtpanier schreibt, schreit sie nicht mitten aus dem Kampfgewühle nach Frieden und Liebe? Das gangbar gewordene Wort vom „Kriege gegen den Krieg" — die verschiedenen Friedenssekten und Phalansterianer, welche vorzeitig vielleicht, doch gewiß menschlich, friedliche Eroberung des Größten und Schönsten predigen — selbst die komischen Friedenskongresse, sind sie nicht Symptome genug der tiefen Friedenssehnsucht? Papety hat sie in ihrer Erfüllung gemalt. So ist der Maler des Christus ursprünglich ein Idyllendichter, ein Verkörperer platonischer Ideen, ein schöner genießender Heide, ein Herold moderner Wünsche.

Eine große Idee trägt alle Ideen in ihrem Schooße und ruht im Schooße aller Ideen. Sie ist untheilbar und allvertheilt: es ist dieß der Pantheismus der Vernunft. Nur scheinbar tritt der Priester aus ihrem Kreise, das sehende Auge sieht ihn immer und überall mit ihrem Dienste angethan. Der Maler des „Christus" und des „Traumes von Glück" ist derselbe, der die „griechischen Mädchen am Brunnen," eine Idylle aus dem schönen Leben

der Hellenen, geschaffen hat. Mädchen mit ihren schlanken Wasserkrügen in Hallen oder in südlichem Sonnenschein sitzend und wandelnd, und so lieblich plaudernd vielleicht wie jene Fontaine, die dort zwischen den Säulen hervormurmelt: es ist eben nichts als Schönheit und Friede, der große Traum von Glück im Kleinen wiederholt — ein Regenbogen in prismatischem Glase.

„Die Sterne in der eigenen Brust," die wir manchmal unseren Willen nennen, mußten Papety nothwendig nach dem Lande führen, in welchem einst ein der Vollendung nahe stehendes, durch unsere Liebe noch mehr verklärtes Volk gelebt, das wie ein in unserem Rücken aufgestellter Spiegel uns, wenn wir zurückblicken, einen Theil der Welt zeigt, der wir zusteuern; mußte er nicht die zertrümmerten Anfänge „seiner Zukunft" aufsuchen? Die Cartons, die er aus Griechenland zurückgebracht, sind ein Reliquienkasten von Erinnerungen an jede Stelle, die einst Schönes und Großes gesehen hat. Ueber den Tempeltrümmern, den öden Thälern, den einsamen Lorbeerbüschen weht ein Hauch lebenden, unsterblichen Griechenthums, als sollte der Lorbeer noch heut die Stirne eines olympischen Dichters bekränzen, als wären soeben die Bekämpfer der Barbarei durch diese Thäler gegen Marathon gezogen, als würde in diesen Tempeln noch jetzt den schönen Göttern des Himmels und der Erde geopfert! Den Parthenon aber, den Inbegriff aller Kunst und Schönheit, hat er, „ein rückwärts gekehrter Prophet," wieder so aufgebaut, wie er die Augen des Perikles entzückt hat.

So Christ und so Heide, steht er von selbst auf den überschauenden Höhen, die andere Geister vor ihm aufgethürmt haben. Das Höchste, das die Kunst der modernen Welt in Worten und Tönen hervorgebracht, nimmt er in sich auf und bringt es noch einmal hervor. Sein Wort ist die Form, sein Ton die Farbe. In einem Palaste zu Florenz malt er die Meisterwerke Shakespeare's und Mozarts: denn im Ewigen ist die Zukunft.

Ich wollte nur auf Papety und die beherrschende Idee seines Lebens aufmerksam machen; ihn zu klassifiziren überlasse ich

Anderen. Bilder zu beschreiben, die selbst nur die vollkommenste Beschreibung sind, halte ich für unnütz; ich bin schon zufrieden, wenn ich nur dazu beitrage, den Namen eines großen Künstlers weiter zu verbreiten. Vor einem Jahre hatte ich ihn selbst noch nie nennen gehört. Im September 1850 sprach man mir von einem Requiem, das in der abseits liegenden Kirche St. Vincent de Paul zu Paris abgehalten wurde. Ein unbekannter Compositeur Besozzi hatte das Requiem komponirt, eine damals noch unbekannte Sängerin Emmy Lagrua, die sich zufällig aus Deutschland hierher verirrt hatte, sang das schöne Trauerlied mit ihrer seelenvollen Stimme, und die Freunde Papety's weinten eine stille Thräne. Er war im Alter Raphaels gestorben. Aber die Götter scheinen ihren Lieblingen, die sie jung zu sich nehmen, die kurze Lebensfrist durch einen klaren und heiteren Blick in alle Zukunft auszudehnen und zu bereichern.

6. September 1851.

Um elf Uhr Morgens stieg ich in den Kahn, um nach Château d'If hinüberzufahren. Es war Windstille, und die Fahrt dauerte fast eine Stunde. Ein Dampfschiff nach dem andern flog an uns vorüber; das eine nach Algier, das andere nach Smyrna, das dritte nach den Antillen, das vierte sogar nach Kalifornien. Im Hafen hatte ich die Reisenden gesehen, die mit ihrem Gepäck auf vielen Kähnen diesen Dampfern entgegeneilten. Nur wenige betrübte oder von Aufregung zeugende Gesichter habe ich unter ihnen bemerkt; so sehr hat man sich heutzutage an das Reisen in die fernsten Zonen gewöhnt. Am Horizonte standen hundert Schiffe mit herabhängenden Segeln wie angenagelt; des Morgens hatten sie Dampfschiffe dahingeschleppt, aber kein Luftzug kam ihnen zu Hülfe. Wie ein Hohn auf die alte Welt und ihre Mittel, zu leben und sich zu regen, jagten die Dampfschiffe an ihnen vorüber. Eines schleppte eben einen beleibten Muselmann, von dessen Maste der Halbmond auf die christliche Welt niedersah, in den nahen Hafen. Vor dem Fort St. Jean arbeitete

eine Dampfmaschine, Berge von Sand in die sie umgebenden Kähne ausschüttend.

Die Insel If bietet trotz ihrer Oede und Kahlheit doch einen überaus malerischen Anblick. Die Mauern, die sie umgeben, müssen sich den Formen des Felsens fügen und je nach seinen Rissen und Höhen auf- und absteigen, so daß sie hier den Fuß im Meere baden, während sie dort von steilem Abhange luftig niedersehen. Ueberall aber werden sie vom inneren Schlosse mit seinen Zinnen und der Terrasse überragt. Den Hintergrund bilden die zwei größeren Eilande, Ratonneau und Pomegue, die durch eine Mauer verbunden sind. Der Raum zwischen beiden bildet den Hafen Dieudonné. Man nennt ihn Gottesgabe, weil er fast ganz von der Natur geschaffen und die Menschen nur wenig zu thun hatten, um sich ihn nutzbar zu machen. Beide Inseln sind ebenso wie If verbrannte, von Forts gekrönte Felsstücke; Pomegue trägt noch das weitläufige Gebäude der Quarantaine auf seinen Schultern.

Je näher man den Inseln kommt, desto sichtbarer wird der aufsteigende Meeresgrund. Jede kleine Wasserpflanze ist in dem Walde von Seetang zu unterscheiden. Fische, Krabben und anderes Gethier treiben sich wie Wild im Forste auf seinem Grunde umher, während über ihm der Seestern hin und her schwebt. Die Schatten der Wolken am Himmel fallen bis in diese tiefe, verborgene Welt.

Eine theils in den Felsen gehauene Treppe führt in mancherlei Windungen zwischen zwei Mauern in das Innere der Befestigung. Es besteht aus dem Schlosse, einem kleinen Parallelepipedum, aus dem modernen, unbedeutenden Wohngebäude des Concierge und aus fahlem, zerrissenem Felsboden fast ohne alle Vegetation. Im Graben des Schlosses gedeiht kümmerlich ein wilder Feigenbaum. Die ganze Bewohnerschaft dieser kleinen öden Welt setzt sich in diesem Augenblicke zusammen: aus dem Concierge und seiner Frau, aus einem Lieutenant und zehn Mann Soldaten, aus einer Ziege und einem kleinen korsischen

Widder; die letzteren haben innige Freundschaft geschlossen und sind unzertrennlich. Immer vereint, treiben sie sich auf dem Felsen und, wenn das Schloßthor geöffnet wird, in den Gängen und auf den Terrassen umher. Sie folgen auch den Fremden in das Gefängniß Mirabeau's und stören ihn ironisch in seinen welthistorischen Betrachtungen.

Mit dem ersten Schritt in den Schloßhof mußte ich laut auflachen! Vor der Gefängnißthüre links am Eingang glänzte mir die Inschrift „Prison de Monte-Christo“ entgegen. Der Concierge sah mich prüfend an, dann sagte er lächelnd: Eh bien, Sie wissen es, soit! — Ich habe es nicht hingeschrieben, und viele Fremde glauben es. — Er öffnete die Thüre, ich trat in ein wirklich schauderhaftes Gefängniß, in ein Loch ohne Licht, das wenige ausgenommen, welches durch ein kleines Gitterchen der Thüre fahl auf den Boden fällt, ein Loch, das nicht fünf Schritt lang, kaum zwei Schritt breit und höchstens drei Ellen hoch ist. Das Gemäuer, ohne alle Bekleidung oder Tünche, besteht aus eckig und spitz hervorragenden Steinen. Aus diesem Gefängnisse Monte-Christo's traten wir in das anstoßende des „Abbé Faria.“ Ein Theil der Wölbung des ersteren bildet die Seitenmauer dieses besseren und bequemeren Gefängnisses. Man kann in der That annehmen, daß zwei Gefangene in diesen beiden Löchern durch die leichtgemachte Entfernung einiger Steine eine Verbindung herzustellen vermögen. Diesen Trost kann ich germanischen Leserinnen, die an Monte-Christo glauben, nicht vorenthalten: Alexander Dumas hat Ort und Gelegenheit mit vielem Geschick benutzt, um sein Märchen wahrscheinlich zu machen. Nur der berühmte Wurf im Sacke läßt einigen Zweifel aufkommen, da die Mauer, von deren Höhe der unbarmherzige Romancier den armen Monte-Christo schleudert, von der Fläche des Meeres durch unterschiedliches Felsgestein so bedeutend entfernt ist, daß man eben einiger Dumas'schen Romantik bedarf, um einen solchen Wurf zu thun oder an ihn zu glauben. Wahrscheinlich um auch mir einige Gläubigkeit beizubringen, versicherte der

Concierge: daß sich in den Registern des Gefängnisses wirklich die Namen Abbé Faria und Dantes vorfinden, und zwar letzterer von der Bemerkung begleitet „wegen Expedition eines Briefes von Bonaparte.“ Auch dieses sei deutschen Gemüthern zur Beruhigung gewissenhaft verzeichnet.

Die Treppe, die in den ersten Stock führt, und eine Galerie brachten mich aus Dumasischen Geschichten in die Geschichte — in das Gefängniß Mirabeau's. Es befindet sich gerade oberhalb des Gefängnisses Monte-Christo's und entspricht diesem in Lage, Größe und Aussehen. In welch' kleinen Käfig wagte man diesen gewaltigen Löwen einzuschließen, der mit dem Schütteln seiner Mähne die Bastille gebrochen und alle Gefängnisse der Welt wenigstens erschüttert hat! — Sehen Sie, sagte der Concierge, hier hat er lange Monate verbracht; ist es ein Wunder, daß er die Freiheit liebte? — Eine Bemerkung, die manche Weisheit manchen Historikers aufwiegen würde, wenn Mirabeau wirklich die Freiheit geliebt hätte. Und doch hatte der Concierge Recht: Mirabeau liebte die Freiheit, aber wie Einer, der sie in seinem eigenen Gefängnisse und nur, weil es sein Gefängniß, lieben gelernt, nicht wie Der sie liebt, der die Haft der ganzen Welt als seine eigne fühlt.

Auf If hat sich die Tradition erhalten, daß der Sohn des Menschenfreundes nach einem Besuche seines Bruders das kleine düstere Loch mit dem nebenan befindlichen größeren und lichteren Gelaß vertauschen durfte. Ein ziemlich großes Gitterfenster gestattet die Aussicht gegen Süden auf das Meer. — Wie muß dem kochenden, brausenden Menschen zu Muthe gewesen sein, wenn er die Schiffe auf freiem Element allen Weltgegenden zufliegen sah! Wenn es stürmte, mag es in ihm am Düstersten ausgesehen haben: denn der Adler im Käfig, so sagt man, ist bei stürmendem Wetter am Traurigsten. Er half sich, indem er seine weltdurchstürmenden Gedanken aus seinem Gemüthe heraus auf das Papier warf; denn in diesem milderen Gefängnisse waren ihm Papier und Feder gestattet. In einer Ecke ist noch ein

schmales Brett befestigt, welches Mirabeau als Schreibepult gedient haben soll.

Dem Gefängnisse des demagogischen Aristokraten schräge gegenüber befindet sich das gewölbte Gemach, das einen prinzlichen Demokraten oder wenigstens einen, der es zu sein vorgab, eine Zeit lang beherbergte, bevor er nach Paris befördert wurde, um sein scheußliches Haupt der Guillotine darzubringen: Philipp Egalité. Als er hier auf seiner Flucht aufgehalten worden, stopfte man Chateau d'If mit republikanischen Soldaten und Freiwilligen voll, da man das Geld, die Freunde und die Intriguen der Orleans fürchtete und eine so kostbare Beute nicht verlieren wollte. Dasselbe Zimmer hat später Lavalette bewohnt.

In dem großen Gemache nahe daran residirte gezwungener Weise der Generalstab Joachim Murats. Die schlechten Wandmalereien, die es anfüllen, sind Erinnerungen an die langweiligen Haftmonate. Alle übrigen Gemächer des Schlosses waren noch vor Kurzem von den Juni-Insurgenten des Jahres 1848 bewohnt. Es waren ihrer 380, und wie der Concierge sagte, der Lärm, den sie verführten, unerhört.

Bevor ich dem Concierge seinen Franken in die Hand gedrückt und Abschied genommen, erzählte er mir noch, daß er ein sehr einträgliches Geschäft machen könnte, wenn er nur viele Exemplare von Monte-Christo vorräthig hätte. Die meisten Reisenden erkundigten sich darnach, da es ihnen interessant scheine, die Geschichte auf ihrem Schauplatze zu kaufen und sie als Andenken mit in die Heimat zu nehmen. — Ich fragte, ob dieß nicht auch mit den Memoiren Mirabeau's der Fall sei? — Nein, antwortete er trocken, aber bedeutungsvoll lächelnd. — Dieser Mann war mir eigentlich einer der interessantesten Gegenstände auf dem öden Felseneiland. Sein Gesicht wie sein Benehmen zeugten von klarer Intelligenz, von menschlichem Gefühl und nebenbei von spekulativer Klugheit. Mit sichtbarer Freude verkündete er, daß er keinen Gefangenen unter seiner Aufsicht habe, und knüpfte die Hoffnung daran, daß es noch lange, vielleicht

immer so bleiben werde. Im Gegentheil habe ich bei allen Gefangenwärtern und Kerkermeistern, die ich je kennen zu lernen die Ehre hatte, eine um so größere Freude, einen um so größeren Stolz bemerkt, je größer die Zahl, je schwerer die Strafe ihrer Gefangenen gewesen. Mit ausdrucksvollen Worten sprach er von der Schwere der Einsamkeit, die manchmal auf ihm laste, ihm, dem es doch frei stehe, seinen Posten zu verlassen oder mit dem Dampfschiffe wenigstens zweimal in der Woche nach Marseille zu fahren, und zog daraus den Schluß, wie schwer erst die Einsamkeit auf die gezwungenen Gefangenen drücken müsse. — Freilich, fügte er mit einem vorsichtigen Seitenblick auf mich hinzu, habe ich auch schon Gefangene gesehen, die eine solche Gemüthsruhe, eine solche Befriedigung ihrer selbst ins Gefängniß mitgebracht, daß es alle seine Schrecken für sie verloren zu haben schien. Sie können sich nicht vorstellen, wie heiter viele der Gefangenen von 1848 ihre Haft getragen und der Verurtheilung entgegen gesehen haben. — Es ist allerdings möglich, und nach dem klugen Augenzwinkern und dem Beobachten zu schließen, das ich an ihm bemerkt habe, ist es vielleicht sogar wahrscheinlich, daß der Mann seine Worte nach dem Charakter, den er beim Fremden vermuthet, stellt und einrichtet; ich zeichne ihn aber gerne so, wie er sich mir gegeben. Leuten auf solchen Posten ist es nicht schwer, in mancher Beziehung Menschenkenner zu werden und allerlei Beobachtungen anzustellen. Das bewies mir auch die Bemerkung, daß die Engländer zuerst und am Liebsten auf Egalité's Kerker zueilen, ihn wie den Käfig eines wilden Thieres ansehen und oft anspucken; daß sich die Franzosen für die Löcher Mirabeau's und Monte-Christo's gleich sehr interessiren, Deutsche und — Russen aber am Längsten bei Mirabeau zu verweilen pflegen.

Mit einem leisen Südwindhauche fuhr ich gegen Marseille zurück. Es war zwei Uhr, die Sonne brannte fürchterlich. Ich legte mich auf die gepolsterte Bank des Kahnes, um Siesta zu halten, selbst erstaunt über die Gemüthsruhe, mit der ich

Chateau d'If besucht und verlassen. Einige Jahre früher nur noch mit einem Funken von der Begeisterung, die ich bei erster Lesung der Biographie und der Reden Mirabeau's verspürt, — wie anders hätte ich diesen öden Felsen betrachtet, mit welchem Herzklopfen ihn betreten! Seit damals aber haben jakobinische Gedanken die Büste, die ich ihm in meiner revolutionären Herzkammer aufgestellt, zertrümmert; der Beschluß ward mit Lärm gefaßt und mit Schmerzen ausgeführt. Versteckte Parkthüren, die zu einer schönen Königin führen, müssen von einem mächtigen Zauber umgeben sein — aber Geld! Geld! armer, großer Mann! — Traumlos schlafend kam ich in Marseille an; was von Mirabeau zu träumen ist, habe ich schon vor langen Jahren durch- und ausgeträumt.

Marseille, den 7. August 1851.

Es ist vier Uhr Morgens. In einer Stunde verlasse ich diese Stadt, die ich während eines kurzen Aufenthaltes lieb gewonnen habe. Sie ist trotz dem Mangel an großen Einzelnheiten, an monumentalen Gebäuden und bedeutenden Bildungsinstituten doch in Allem und Jedem eine große Stadt. Auf Land, Inseln, Meer und Menschenangesichtern liegt jener ausgesprochene Charakter des Südens, der für den Nordländer so unendlichen Reiz hat. Im regen Treiben der Gassen, im Lärm des Hafens fühlt man das Herz erweitert und im Kontakte mit der ganzen Welt. Man vergißt alles Komische, das sich die Pariser und die südlichen Nachbarn gerne von Marseille erzählen. Den etwas kindischen Dialekt, der allerdings komisch klingt, ausgenommen, sind die Marseiller nicht komischer als die andern Franzosen, sie sind nur anders: aber eben diese Verschiedenheit ist den Centralisationssüchtigen so sonderbar und lächerlich. Ihr Selbstgefühl, ihr Stolz, Bürger einer großen Weltstadt zu sein, wird den Söhnen Marseille's besonders von den Parisern zum komischen Verbrechen gemacht. Diese erzählen sich mitleidig, daß die Marseiller sagen: wenn Paris eine Cannebière hätte (die große schöne

Straße, die zum Hafen führt), dann wäre Paris ein kleines Marseille. Dieses erfundene Sprüchwort ist allerdings für den Stolz der Marseiller, aber auch für die Eifersucht der Pariser charakteristisch: da man aus Marseille nicht eine kleine Stadt machen kann, so erzählt man wenigstens Kleines von den Marseillern.

Sonntags gehen sie mit Kind und Kegel auf ihre Landhäuser oder Bastiden. Sie wären sehr glücklich, dort Parks, Wasserfälle und Springbrunnen à la Versailles zu finden. Aber die Vorsehung hat den Bastiden Quellen versagt. So beladen sie denn Ochsen, Esel und Maulesel mit heiliger Salzfluth aus dem Meere und schleppen sie mit großer Mühe und großen Kosten in Fässern hinaus. Um eine gewisse Stunde läßt man dann den auf diese Weise genährten Springbrunnen oder die Kaskaden spielen; die Familie sitzt herum, betrachtet den dünnen Wasserfaden und preist die Wunder und die Fülle der Natur. Bevor der Faden zu Ende gesponnen, entfernt man sich, um die Illusion von der Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit mit sich nach Marseille ins Comptoir zurückzutragen.

Aehnliche Geschichten erzählt man von den Jagden der Marseiller, zu denen sie aus Nähe und Ferne Freunde und Bekannte einladen. Sie werden in einem hundert Schritt langen und zwanzig Schritte breiten, von einer Mauer eingefaßten Raum abgehalten. In der Mitte steht ein einsamer Baum, der einen Käfig mit Lockvögeln trägt. Was sich von diesen an fliegendem Wilde anlocken läßt, ist ein Raub der tapferen Jäger, die, in der Umzäunung versammelt, den erhabenen Moment abwarten, bis sich eine Lerche oder Wachtel niederläßt.

Was übrigens die Jägerei betrifft, so sind die Bewohner Languedocs und der Provence in diesem Stücke alle gleich lächerlich. In keinem Lande habe ich so viel und mit so großer Leidenschaft von Jagd und Jägerei sprechen hören, als hier, wo der Hase eine Seltenheit, von Hochwild keine Spur ist und höchstens ein Rebhuhn die mühseligen Anstrengungen vieler heißer

Tage belohnt. Wochenlang vor der gesetzlichen Eröffnung der Jagd putzt man Flinten und Jagdtaschen, näht man Jagdkleider und kauft Munition ein. Diese Jagdliebe ist um so feuriger, als sie eine unglückliche ist. Sie kommt Niemandem zu Gute, als dem Staat, dem sie ziemlich die Kassen füllt, da jeder einzelne Jäger einen Jagdpaß, der nur persönlich ist, bezahlen muß. Für dieselbe Summe könnte er fünfmal so viel Wild kaufen, als er in der ganzen Saison mit der fürchterlichsten Mühe erlegt. Aber die Leidenschaft bemächtigt sich auch Jener, die den Paß nicht bezahlen können oder wollen. So entstehen ganze Banden von Wilddieben, die in Schaaren das Land durchziehen und einen Vernichtungskrieg gegen die Rebhühner und letzten Hasen, einen Vertheidigungskrieg gegen die Gendarmen und Gardes champêtres führen. Wenn ein solcher sich naht, stecken sie den Stiel eines Weinblattes in den Mund und biegen das Blatt selbst mit der Unterlippe nach oben, so daß es das Gesicht bedeckt und sie unkenntlich macht. Die zwei Einschnitte im Blatte lassen ihnen die Augen frei; so schießen sie auf Gendarmen und Gardes champêtres. Besonders furchtbar haben sich auf diese Weise die Bewohner einzelner Dörfer in der Nähe von Sommières gemacht; man erzählt so viele tolle und kühne Streiche von ihnen, daß dieselben gesammelt einen Cooper'schen Roman bilden würden.

Die Nürnberger Lächerlichkeiten von Marseille haben mich zu weit geführt, und ich will nicht wieder zu ihnen zurückkehren. Im Gegentheile will ich, es in einem seiner Söhne feiernd, von Marseille würdigen Abschied nehmen. Ich habe von Papety gesprochen; es wäre ungerecht, vom jüngsten Künstler Marseille's zu schweigen, besonders da ich schon, ungerecht genug, von einem seiner älteren, von Puget, dem Bildhauer, Maler und Architekten aus der Zeit Ludwigs XIV., geschwiegen habe. Der jüngste künstlerische Sohn dieser sonst durch und durch kommerziellen und künstlerisch wenig produktiven Stadt ist Ricard, derselbe, dessen Portraits im letzten Pariser Salon so bedeutendes

und so gerechtes Aufsehen gemacht. Die Regierung gab ihm die Medaille, das Publikum das Zeugniß, in diesem Fache das Beste geleistet zu haben. Ricard war lange in Italien, besonders in Venedig, durchreiste dann die Niederlande und England und hatte so die beste Gelegenheit, die größten Portraitmaler aller Zeiten, Titian und Vandyk, zu studiren. Aus diesem Studium zog er die besten Früchte; dem Titian hat er seine unübertroffene Farbe, dem Vandyk seine edle Eleganz und Grazie abgelauscht. Aber Farbe, Grazie und Eleganz sind nur kleine Vorzüge, wenn der Portraitmaler seine Bilder nicht, wie eben Titian und Vandyk, wie Giorgione, Rembrandt, Velasquez gethan haben, zugleich dramatisch und historisch zu beleben weiß, wenn er es sich nicht bewußt ist, daß er zugleich Historienmaler ist, daß auf jedem Gesicht ein Schatten und ein Strahl seiner Zeit liegt, daß jedes Gesicht einen Theil der ganzen Chronik seines Zeitalters bildet. Ricard hat das begriffen und malt darnach: wohl das höchste Lob, das man einem jungen Künstler von sechsundzwanzig Jahren geben kann. Wer seine Bilder im letzten Salon gesehen, hat die Ueberzeugung, daß Frankreich in Kurzem an Ricard [1] einen der bedeutendsten Portraitmaler besitzen wird.

Es schlägt fünf Uhr — die Pferde schaudern — es ist heller Tag; ich eile, nach Aix zu kommen, dem Wahlorte des Mannes, dessen Kerker ich gestern besucht habe.

[1] † am 23. Januar 1873.

Neuntes Kapitel.

Aix — Todesstille im aristokratischen Quartier — Langeweile, Mirabeau unbekannt — Monumente — König René als Maler — St. Chamas — Pont Roque-Favour — Nostradamus — Ein südliches Gewitter — Das Gestüte der Republik und seine Helden.

Aix, 6. September 1851.

Kaum fünf Stunden bin ich hier, und schon weiß ich nicht mehr, was mit meiner Zeit zu beginnen, obwohl ich noch eine Stunde mit klassischen Waschungen in den Bädern des Sextius zugebracht habe. Die Merkwürdigkeiten sind erschöpft; das Museum, das in solchen Fällen aushelfen muß, ist geschlossen. Ein Ausflug nach dem Thurm Cäsars wäre eine verdienstliche, eine Wallfahrt nach dem Berge St. Victoire, wo die Teutonen von Marius geschlagen wurden, wäre eine patriotische Unternehmung, aber es brütet etwas Unerklärliches in der Atmosphäre, daß man sich nicht hinauswagt. Die Leute laufen mit verhülltem Gesichte durch die Gassen; die Hitze ist ganz fürchterlich, der Wind brennt, wenn man die Hand emporhebt, und treibt dicke, weiße Staubwolken in Wirbeln auf, durch die die Sonne bald braun, bald bläulich grau zu sehen ist. Es hat etwas vom Samum, oder als sollte ein Erdbeben oder etwas dergleichen ausbrechen. Die Bäume des Corso, die ich heute Morgen bei meiner Ankunft grün gesehen, sind weiß wie nach einem Schneefall. Die Verordnung des Präfekten, welche vor einer Stunde noch bei heiterem Wetter angeschlagen wurde und das Tragen der rothen Farbe als aufrührerisch verbietet, kann diesen Effekt nicht hervorgebracht haben. Die Leute sagen mir, daß ein solches Wetter ganz und gar nicht

zu den Eigenthümlichkeiten des Landes gehöre, und daß es etwas Besonderes zu bedeuten habe. Ich will es abwarten und dir indessen schreiben, mein lieber Fritz. Zuerst aber stecke ich den rothen, algierischen Beutel, aus dem ich eben dieses Papier bezahlt habe, in den Sack, um nicht mit der Autorität in Konflikt zu kommen, denn ich schreibe im Kaffeehause.

Um fünf Uhr verließ ich Marseille. Die Pferde gingen so schnell, als es auf den fast immer aufsteigenden Wegen nur möglich ist. Dennoch fuhren wir an zwei Stunden mitten durch Landhäuser oder Bastiden. Sie dehnen sich ohne Unterbrechung weit und breit um die Stadt aus und geben ihr so die scheinbar ungeheuere Ausdehnung, die man von Notre-Dame de la garde anstaunt. Sie sind meist in üppigen Pinien, Cypressen, Lorbeerbüschen ganz versteckt und erfreuen sich von ihren Hügeln der herrlichsten Aussicht über die Stadt, die Inselgruppe von If und das blaue Meer. Der Rosenlorbeer (Oleander) steht trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in vollster Blüthe und athmet liebliche Düfte und Farben. Das Getümmel der Stadt hört lange nicht auf; fruchtbeladene Wagen kommen Einem von allen Seiten entgegen; Reisende und Landleute aus der Umgegend strömen ab und zu. Eine Kuchenverkäuferin trat noch schläfrig aus ihrem Hause in der Vorstadt, ihr Korb trug die Inschrift: Liberté, Egalité, Fraternité. Kaum trat sie von der Schwelle, als sie ihre Waare schon in einem Liede anzupreisen begann. Sie spekulirte mit Kunst und Politik, um ihre Waare an Mann zu bringen. Sie that nichts Anderes, als mancher berühmt Gewordene.

Der lachende Umkreis von Marseille verwandelt sich endlich in die in der Provence obligate Wüste, der man begegnen muß, wenn man nur drei Stunden im Wagen sitzt. Wir fuhren zwischen kahlen Bergen hin, über die hinaus dunklere, zum Theil bewaldete herüberlugten. An ihrem Fuße lagert Aix — lang gestreckt, wie es daliegt, mit der Vegetation, die in seiner Nähe zunimmt, mit den zwei gothischen Thürmen, sieht es sich nicht übel an — man glaubt eine große Stadt vor sich zu haben.

Die Illusion verwandelt sich bald in eine andere. Auf dem Cours oder Corso angekommen, glaubt man sich in einem Kurorte zu befinden, was doch Aix längst zu sein aufgehört hat. Die lange und breite Straße des Cours ist von einer schönen Allee durchlaufen, in deren Schatten sich Kaffeehaus an Kaffeehaus reiht. Hier befinden sich auch alle Post-, Messagerie- und Omnibusbureaux — an zwanzig große Wagen stehen immer zur Abreise bereit; andere kommen und gehen. Auf den Balkonen der Gasthäuser langweilen sich langweilige Engländer und Engländerinnen. Vor den Café's sitzen und rauchen die im Süden so üppig gedeihenden Müssiggänger in Civil- und Militärkleidern. Nur die Fremden und Reisenden bringen Leben und Bewegung hervor: die einheimische Stadt scheint gar nichts zu thun zu haben. Das wird noch wahrscheinlicher, wenn man sich in die Gassen südlich vom Cours versenkt. Es ist das das ehemalige aristokratische Quartier von Aix, welches dem Orte allein Bedeutung gegeben hatte. Die provenzalische Aristokratie war vor der Revolution eine der reichsten und stolzesten von Frankreich, und Aix, wo sie ihr Parlament hatte, war ihr Hauptsitz. Die Parlamente sind gefallen, mit ihnen der parlamentarische Adel und die Parlamentsstädte. Die Güter des sehr legitimistischen Adels, der emigrirt war, kamen in bürgerlichen Besitz, und nun steht das prächtige Quartier mit seinen Palästen, mit seinen stolzen Balkonen todt und leer. Das Gras wächst in den Straßen; die Fenster sind geschlossen; die unteren Stockwerke sind von Wäscherinnen bewohnt; die prächtigen Vestibules sind Sattler- und Wagnerwerkstätten geworden. Uralte Platanen werfen ihren melancholischen Schatten auf diese gestorbene Welt: die Wasser der Zisterne aus den Zeiten Ludwigs XIV. sprechen in dieser Stille so laut, daß man ihr monotones Murmeln im entferntesten Winkel dieses Stadttheils hört, daß sie im Innern der Paläste zu wiederhallen scheinen. Ich wollte mich nach dem Hause Mirabeau's erkundigen und fand in allen diesen Gassen keine Seele, die ich befragen konnte. Ich kam wieder auf den Corso zurück,

fragte nach rechts und links — es wußte mir es kein Mensch zu sagen; so gab ich es auf und vertiefte mich in die winklige, eckige, schmalgassige innere Stadt. Da ging es etwas lebendiger her, denn es war Wochenmarkt. Aber immer konnte man bemerken, daß man sich in einer Stadt befinde, die dreimal so viele Einwohner mit Bequemlichkeit beherbergen konnte.

Auch hier viele alte, palastähnliche Gebäude; ich trat auf gut Glück in das eine und andere und mußte Wölbungen, Treppen, königliche Raumverschwendung bewundern.

Zwischen diesen Häusern nordfranzösischen, aristokratischen Styles aus dem 17. Jahrhundert und dem Anfang des 18., wie wir sie auch in Deutschland kennen, nimmt sich das Palais der Justiz, ganz italienischer Art, mit seinen unzähligen Säulen, mit seinem weißen Glanze, sehr fremdartig aus. Es hat eine schöne Vorhalle, vor der die beiden berühmten Rechtsgelehrten Pourtales und Simeon — in weißen Marmor gehauen — mit ihren Orden und Spitzencravatten sehr breit und würdig auf marmornen Thronen sitzen. Der innere Hof ist zu sehr von Säulen überladen. Man sieht nichts als Säulen über Säulen. Neben dieser Verschwendung nimmt sich die schmale Doppeltreppe desto ärmlicher aus.

Ich verließ den Palast, um die berühmte Kathedrale aufzusuchen. Es ist ein unordentliches, großes Haus, halb im Spitzbogen-, halb im Rundbogenstyle gebaut und gar nicht so viel daran zu bewundern, als Bücher und Reisende Einem glauben machen möchten. Das Interessanteste an ihr ist eine mit Skulpturen bedeckte Thüre, die wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert stammt. Die Skulpturen stellen verschiedene Tugenden und die zwölf Propheten dar. Die Gesichter sind mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet und haben ein schönes Relief. Besonders zu loben ist die Einfachheit des Ganzen, die bei ähnlichen Arbeiten, wie wir sie in Belgien, Deutschland und Italien sehen, meist zu mangeln pflegt.

Eine andere Merkwürdigkeit der Kathedrale von St. Sauveur

ist das schöne Bild, das man dem König René zuschreibt. Es stellt die Jungfrau mit dem Kinde über einem Baume schwebend vor; ein Engel ruft einen Hirten herbei, der sich geblendet die Augen mit der einen Hand bedeckt, während die andere den Schuh vom Fuße ziehen will. Vielleicht ist es der Hirte Moses. Viele Ausleger glauben, viele bestreiten es; denn, sagen die Letzteren, was hätte die Jungfrau mit dem Kinde in jener Geschichte mit dem Dornbusche zu thun? — Aber wenn David Christum ankündigt, warum soll Moses nicht die Jungfrau schon im Dornbusche gesehen haben? Ich sehe nicht ein: es ist Eines so möglich wie das Andere. Uebrigens kommen uns bei den Malern früherer Jahrhunderte sehr oft solche Ragouts aus alt- und neutestamentlichen Stoffen bereitet vor. Man muß zu so frommen Werken wenig Verstand und viel Glauben mitbringen, dann thut man ihnen am Wenigsten Unrecht. Auch die Geschichte muß man auf Momente vergessen. Dieses alles bei Seite, verräth das Bild eine Meisterhand. Zu dieser Reinheit der Zeichnung, zu dieser Lebendigkeit und Harmonie der Farben, zu diesem leichten Ausdruck der Wahrheit in Stellung und Mienen bringt es keine königliche Dilettantenhand.

Das Bild ist von zwei Flügelthüren bedeckt, welche innen und außen von derselben Hand und mit größerem Glücke noch als das Hauptbild gemalt sind. Auf den vier Flächen sieht man die Jungfrau mit dem Engel Gabriel — den König René und sein Weib — wieder den König René in Gesellschaft zweier männlicher und einer weiblichen Heiligen — die Königin in ähnlicher Gesellschaft. Der Kopf der Heiligen auf dieser vierten Bildfläche ist unendlich reizend und schön; er überstrahlt weit die Himmelskönigin und die Erdenkönigin. Letztere ist allerdings bedeutend häßlich. Daß das Bild nicht von König René herrühre, beweist sein eigenes Portrait auf dem einen Flügel; der Kopf hat eine solche Stellung, daß er sich unmöglich selbst gemalt haben kann. Daß aber dieser Kopf wie das ganze Werk von einem und demselben Meister herrühre, ist nicht zu leugnen; es

ist ein und derselbe Charakter in Zeichnung, Farbe und Auffassung. Von König René's Kopfe strahlt ein so bestimmter, individueller Ausdruck, daß man von der Aehnlichkeit des Portraits fest überzeugt ist.

Ein Mann, der so malen konnte, im fünfzehnten Jahrhundert so malen konnte, hätte sich nicht mit Regieren abgegeben. König Ludwig hat weniger gelungene Poesien gemacht und hat für sie seinen Thron verlassen; denn welchem Künstler, wenn er die Wahl hatte, wäre sie zwischen Kunst und Thron schwer geworden. So schließe ich auch daraus, daß das Bild wohl ein Geschenk König René's sei, daß man sich mit der Zeit gewöhnt habe, es „das Bild von König René" zu nennen, daß er es aber mit keinem Pinsel berührt habe. Er wäre sonst auch als Maler etwas bekannter geworden, denn es ist des größten Malers seiner Zeit würdig. Auf dem Piedestal der Brunnenstatue, welche die Aixer dem guten König René aufgerichtet, heißt es, seine Lieblingsbeschäftigung sei Beglückung seiner Unterthanen gewesen. Connu! Connu! Rechts und links sind die Medaillen zweier Rathgeber, wie zwei verantwortliche Minister beigegeben.

Siehst du, lieber Fritz, wenn ich dir noch sage, daß es hier einen deutschen Schuster Namens Wagner gibt, der sein Haus zum deutschen Stiefel nennt, und daß sich der Verräther gar nicht darum kümmert, daß die Teutonen hier geschlagen worden, daß er sich aber sehr für Mirabeau interessirt — so habe ich dir das Merkwürdigste mitgetheilt, was von Aix überhaupt mitzutheilen ist, und ich eile nach der Post, um nach St. Chamas und von dort nach Arles zurückzufahren.

St. Chamas, 6. September 1851 Nachmittag.

Mit Hülfe von fünf feurigen Hengsten flog ich von Aix nach St. Chamas, und es ist gut zu fliegen über diese unerquickliche Strecke, besonders wenn ein Gewitter in der Luft hängt. Schwarz lag das Gebirge hinter uns und hüllte sich immer dichter in Wolken ein. Kaum war der Thurm Cäsars zu sehen, aber drohend

brach der Berg St. Victoire durch alle Wolken. Er heißt eigentlich nur Victoire oder Victoria. So haben ihn die Römer zum Andenken an ihren Sieg über die Germanen genannt, aber das spätere Christenthum hat sein „St.“ hinzugefügt, und es hat sich wohl auch ein phantasievolles Pfäfflein gefunden, das die Legende zu dem „St.“ ersann. Genug, man verehrt jetzt dort eine heilige Victoria. Neben mir im Imperiale saß ein poetischer Aixer, der mir die Topographie des Landes erklärte. Von der Schlacht der Römer und Germanen sprach er mit einer Befriedigung, als wäre er selbst ein Römer, und mit einem Interesse, als spräche er von Marengo. Sie scheint überhaupt der historische Stolz der Gegend zu sein. Alles, was er mir erzählte, belegte er zugleich mit pathetischen Versen, die von seiner Mache zu sein schienen. Von dem armen, unbekannten Flüßchen, der Arc, an dessen Ufern sich der Kampf entsponnen, behauptet er in seinen Versen, es nähme mehr Platz in der Geschichte, als in seinem Bette ein. Das nenne ich doch eine patriotische Illusion.

Links von uns lagen die weiß schimmernden Bogen des Pont de Roque-Favour, den ich schon diesen Morgen gesehen habe. Er verbindet zwei ziemlich hohe Berge und bildet den schönsten Theil der großartigen Wasserleitung, welche die fernen Wasser der Durance nach Marseille führt. Ein kühnes, römerwürdiges Werk, bei dem die Marseiller weder Geld, noch Mühe und Kunst gespart haben.

In der Nähe von St. Chamas zeigte man mir den Flecken Salon, ungefähr zwei Stunden Weges von uns entfernt, am Fuße der Berge, welche die große Ebene begränzen. Dort ruht in seinem Grabe der berühmte Gelehrte und Charlatan des 16. Jahrhunderts: Nostradamus. Er war in dem nicht fernen St. Remy von jüdischen Eltern geboren, trieb Arznei, bezwang in mehreren Städten Südfrankreichs die Pest, bezog dafür eine Rente von der Stadt Aix und zog sich mit dieser nach Salon zurück, wo er sich die Zeit mit Prophezeien verkürzte. Ueber seinem Grabe soll sein treffliches Portrait sich befinden.

Hier in St. Chamas wird eben heute das Fest des Lokalheiligen gefeiert. In der Ferne sehe ich viel geputztes Volk; es wäre interessant, es in der Nähe zu sehen. Es ist das hier im Süden, wo jeder kleine Ort seinen besonderen Heiligen und sein besonderes Fest hat, die beste Gelegenheit, das Volk kennen zu lernen. Die Feste drängen sich seit Anfang August und hören erst spät nach der Weinlese auf. Von dieser, je nach den Hoffnungen, die sie erregt oder erfüllt, hängt die Lebendigkeit, die Freude, der Pomp der Feste ab. — Auch eine römische Brücke vor dem Eingang in das romantisch gelegene Dorf wäre interessant; aber ich fürchte den Bahnzug zu versäumen, da ich noch heute in Arles sein muß. Ich begnüge mich damit, den Etang de Berre zu betrachten. Wie romantisch lieblich sah er aus, wie voll Süden, als ich ihn vor einigen Tagen gesehen, heute blickt er wie ein heiliger See an einem nordischen Göttertempel, auf dem cimmerische Nacht lagert. Das Gewitter, das sich seit heute Morgen vorbereitet, liegt, zu dichten Wolken geballt, auf seinen Wassern und über seinen Bergen. Bald wird es losbrechen; die Luft ist von Elektrizität überladen. Noch brütet es und scheint über seine eigene Wuth nachzudenken. Die Lokomotive pfeift; es geht nach Arles zurück. Wenn ich St. Chamas nach Jahren wiedersehe, wird es wahrscheinlich ein ganz anderes Aussehen haben. Man trägt sich seit lange mit dem Gedanken, den Etang de Berre in einen Hafen zu verwandeln. Die Vortheile wären unermeßlich; die Schiffe würden einige Meilen tief ins Land dringen und da so sicher vor Anker liegen, wie ein heimgekehrter Wanderer an seinem Herde. Dann aber Ade, Marseille, altes Massalia! Deine Stunde hat geschlagen — deine Börse verfällt, und deine Geldsäcke wandern nordwärts in das jetzt weltvergessene, arme St. Chamas.

Arles, 6. September 1851, Mitternacht.

Das war ein Wetter, wie ich es in diesem Leben und wahrscheinlich auch in einem vergangenen nicht gesehen habe. Ich weiß es nun, was die Energie eines südlichen Sturmes, von der

man mir schon viel gesprochen, zu bedeuten habe. Kaum hatten wir St. Chamas verlassen, als sich auch schon die Wolken vom Etang de Berre aufmachten, um uns zu verfolgen. Sie erreichten uns auf der Ebene der Crau, verbreiteten sich mit Blitzesschnelle über den ganzen Himmel und senkten sich dann so tief, daß wir wie in einer Nebelkappe staken. Wenn man vorwärts sah, war es, als würde die Lokomotive die dunklen Mauern, die sich vor ihr aufthürmten, nicht durchbrechen können. Ohne alles Vorspiel begann es mit Regen, Donner und Blitz zugleich. Der Donner des einen Blitzes war noch nicht verhallt, als ihn schon ein anderer Blitz durchschnitt und ein anderer Donner ihm ins Wort fiel. Hundert Gewitter schienen sich auf dieser Ebene ein Rendezvous gegeben zu haben, um einen polnischen Reichstag abzuhalten. Es waren lauter Dantons, welche sprachen, und am Ende wurde man handgemein. Blitz auf Blitz hüllte die Erde, so weit man sehen konnte, in eine violette Nacht. Der Regen floß in Niagarafällen herab. Ein Geistlicher im Wagen zog sein Brevier hervor und begann eifrig zu lesen; einige Weiber beteten, ein nervöses verhüllte sich den Kopf mit dem Mantel ihres Nachbars und warf sich unter die Bank. In der Sumpfgegend lag das Schilf, das so schwer zu brechen ist, niedergeschmettert da; die Tamarisken zerrauften sich in Verzweiflung das Haar, und die Pappeln neigten und beugten sich. Endlich konnte auch die Lokomotive nicht weiter; sie stockte mehreremals, seufzte tief auf und jagte weiter, bis sie wieder außer Athem stehen blieb. Einmal schlug der Blitz kaum zehn Schritte von uns in den Boden, und der kleine See, der sich gesammelt hatte, spritzte in Atomen in die Luft. Hundert Köpfe reckten sich aus den Fenstern hervor und riefen dem Maschinenführer zu, doch zu halten, da sie fürchteten, die Reibung der Waggons könnte den Blitz auf ihre Häupter ziehen. Der Maschinenführer aber hörte sie nicht oder wollte unter Dach kommen. So langten wir endlich in Arles an. Viele Reisende, die weiter gewollt, sprangen doch entsetzt aus dem Wagen, glücklich unter Dach zu sein. Auf dem Bahnhofe mußten

wir an eine Stunde warten, bis sich die Omnibus entschlossen, uns in die Stadt zu führen. Auf dem Wege dahin drängten sich zahllose Spaziergänger in den Wagen, um den Regenströmen zu entgehen, und wir mußten uns entschließen, zarte Weiblein auf den Schooß zu nehmen. Es waren Arleserinnen, und so tröstete man sich über dieses Schicksal. Die Gassen waren überschwemmt; nun sitze ich schon seit fünf Stunden im Hotel des Forums, und noch hat das Unwetter keinen Moment in seiner Gewaltsamkeit nachgelassen. Man fürchtet für die Nacht einen Spaziergang der Rhone in Arles' Gassen. Das ist wahrhaftig nichts Gewöhnliches; das ist ein außerordentliches Naturereigniß, so gewaltig wie ein Erdbeben, oder der Ausbruch des Vesuvs. Bei all' den Strömengüssen ist es jetzt um Mitternacht noch so heiß, wie es um Mittag war. Das war es also, was der Samum von heute Morgen zu bedeuten hatte. Ich bin überzeugt, daß man von diesem Gewitter im Lande sprechen wird.

7. September 1851.

Nach dem Kirchengange, denn es ist Sonntag heute, habe ich mich weiter mit menschlicher Schönheit nicht beschäftigt, um mich desto ungestörter der Bewunderung von Thierschönheit hinzugeben. Ich besuchte das große Gestüte der Republik. Ein prachtvolles Institut; alles so reinlich und elegant gehalten, als wäre es für Hofdamen und nicht für sinnlich gestimmte Hengste eingerichtet. Alle Pferderacen Frankreichs sind hier aufs Würdigste vertreten und werden kaum von den Exemplaren fremder oder gekreuzter Geschlechter verdunkelt. Das normannische Roß hat sich seiner derben Muskelhaftigkeit neben dem Engländer nicht zu schämen; es wäre sonst die falsche Scham des derben Bauersmannes neben dem Gentleman. Die anglo-normannische Race erinnert aufs Deutlichste an manche Gesichter, die man im englischen Oberhause gesehen. Nur der ächte Araber mit seiner Nervosität, mit seinen feurigen Augen, seinem feinen Kopf und der fast menschlichen Nase ragt durch eine gewisse psychische

Aristokratie über die anderen hervor und darf ein gewisses Recht auf aristokratisches Gebahren in Anspruch nehmen. Einer befindet sich hier, der seinen ehemaligen Besitzer zum reichen Mann gemacht hat. Nachdem er ihm hunderttausend Franken in Wetten gewonnen, ließ er sich für eine gleiche Summe noch an die Regierung verkaufen. Wie viele bessere Männer haben sich zu kleinerem Preise an Regierungen verkauft! — Es ist eine böse Zeit, da die Pferde mehr gelten, als solche würdige Staatsbürger. Allerdings ist es noch problematisch, ob der Sophist, sô heißt der edle Renner, dem Staate nicht bessere Dienste leisten wird, als all' die andern Verkauften, an die ich hier denke. — Ein gewisser brauner Angloaraber, den kennen zu lernen ich auch noch die Ehre hatte, hat bis jetzt noch keinen Reiter auf seinem Rücken geduldet, aber seine Pflichten als Societär des Gestütes soll er gewissenhafter únd treuer erfüllen, als alle seine Collegen. Tout comme chez nous.

Der heutige Tag ist einmal der Thierheit gewidmet. In den Gassen sehe ich einen großen Anschlagezettel, der einen Stierkampf in Tarascon ankündigt. Dieses für den Süden Frankreichs so charakteristische Schauspiel darf nicht versäumt werden. Ich packe ein und fliege nach Tarascon. — Lebe wohl schönes und schönbewohntes Arles! Wann werde ich dich wiedersehen mit deinen Antiken, mit deinem Mittelalter und, was mehr ist, mit deiner lebenden, blühenden, liebenden und geliebten Gegenwart?! —

Zehntes Kapitel.

Stierhetzen in Tarascon — Rohheit der Einwohner — Eine Kindesmörderin — Ankunft in Nimes — Ausflug nach dem Pont du Gard — Eine Kamisardengrotte.

Nimes, 8. September 1851.

Vom Thürmchen eines Privathauses in Tarascon habe ich dem grausamen Spiele zugesehen, dessen man gewöhnlich nur noch die Spanier für fähig hält.

Das Theater war mit so merkwürdiger Sorglosigkeit konstruirt, als ob hier von kleinen Gaukeleien und nicht von Kämpfen mit wilden, eben erst aus den Sümpfen geholten Stieren die Rede wäre. Man kann sagen, daß sie in offener Gasse stattfanden; ein Beweis, wie vertraut die Leute des Südens mit dergleichen sein mögen. Die breite Gasse, welche vom Schlosse des Königs René auf der einen, von den Privathäusern auf der andern Seite gebildet wird, war an den zwei Ausgangspunkten ganz einfach durch zwei Bretterwände geschlossen, und diese von so hinfälliger Natur, daß sie der Stier mit einem Hörnerstoß hätte über den Haufen werfen können. Die eine war auch so nachlässig hingelehnt, daß sie während des Kampfes mehreremal niederfiel. Eine Unbequemlichkeit hat nach der Meinung des Kenners dieser Schauplatz darin, daß er durch den Schloßgraben in eine obere und untere Hälfte getheilt wird, und diese Unbequemlichkeit wurde heute noch durch das Wasser erhöht, welches von der gestrigen Rhoneüberschwemmung im Graben stehen geblieben war. An den Wänden der erwähnten Privathäuser waren Strick- und Holzleitern angebracht, um den verfolgten Stierkämpfern die Möglichkeit der Rettung zu geben. Dieser Leitern

waren unzählige, denn — das ist das Eigenthümliche und Schmähliche dieser Spiele im südlichen Frankreich — denn auch der Toreados waren unzählige; mit einem Worte so viele als Zuschauer. Das ganze Volk, Jeder, der die wenigen Sous bezahlen kann. Männer, Weiber, Kinder, Alles ohne Unterschied wird in die Umzäunung eingelassen.

Bei meiner Ankunft hatten die Kämpfe schon begonnen, ein Stier hatte bereits das Seinige gethan, und man erwartete den zweiten. — Die Hunderte von Zuschauern standen in Gruppen zusammen und unterhielten sich aufs Lebhafteste. Vieler Blicke sahen starr nach der Stallthüre, aus welcher der erwartete Kämpfer kommen sollte. Ueberall Geschrei, Rufen, Zanken, Pfeifen, Ausbrüche der Ungeduld. Endlich that sich die Thüre auf, ein Jubelgeschrei erhob sich, und auf dem Kampfsplatz erschien der sehnlichst Erwartete. Die ersten Schritte lief er ganz harmlos dahin, keines Kampfes, keiner Gefahr, keines Feindes gewärtig. Bald mußte er alle drei kennen lernen. Ein Geschrei voll Wuth und blutiger Lust empfing ihn, darauf ein Regen von Steinen und von Stöcken, vor seinen Augen wehten hundert der buntesten Tücher, und plötzlich umringte ihn eine schreiende Menge mit Hohn und Spott und Herausforderungen. — Jetzt stutzte der arme Opferstier. Unschlüssig, ob er sich vertheidigen soll, hält er einen Moment inne und betrachtet die Menge, dann wendet er sich um und eilt der Thüre zu, aus der er gekommen war. Neue Schläge, Stiche, Hohngeschrei verfolgen ihn. Er findet die Thüre verschlossen und kehrt mit halb erwachtem Zorn zurück. Mit vorgestreckten Hörnern stürzt er auf die Menge der Feinde los, die auseinanderstiebt wie Sand im Winde und sich auf die Leitern und Planken rettet. Viele werfen sich aufs Gesicht und bleiben regungslos liegen. Der Stier eilt an ihnen vorbei, springt über das Gelände des Schloßgrabens und hinein in das Wasser, wo er wieder ruhig stehen bleibt. Aber das Funkeln der Augen, der hoch in die Luft gehobene Schweif zeigen, daß ihn sein Gleichmuth zu verlassen beginnt.

Die edlen Helden, die sich bei seiner ersten Drohung in unerreichbare Positionen geflüchtet oder den Tod geheuchelt haben, sind jetzt empört, daß er sich den Angriffen ihrer Ueberzahl zu entziehen sucht. In Massen stürzen sie ihm nach, sie waten durch's Wasser und greifen ihn von allen Seiten zugleich an, bis sie ihn auf den trockenen Theil des Schloßgrabens gelockt haben. Dort entwickelt sich nun erst der eigentliche Kampf. Männer und Buben umringen den Stier, reizen ihn, fordern ihn heraus durch Schläge und Stiche. Während er sich dem Einen mit den Hörnern zuwendet, packt ihn der Andere am Schweife und lenkt seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite, aber schon hat ein Dritter und gleich darauf ein Vierter ihm einen Stich oder einen Schlag in den Schenkel oder auf die Rippen versetzt. Der Stier macht einen gewaltigen Sprung, die Menge flieht auf die Felsen, auf denen das Schloß steht.

Das innigste Mitleid mit dem armen Thiere und ein tiefes Gefühl der Empörung gegen die Barbaren ergreift den civilisirten Zuschauer. Er nimmt Partei für den feige und grausam Verfolgten und freut sich an der drohenden, imponirenden Stellung, die er jetzt einnimmt.

Schwarz von der Spitze des Hornes bis an das letzte Ende des Schweifes und bis zur untersten Klaue, leicht beweglich und flink, fast anmuthig in der Ruhe, mit schlanken Beinen und schlankem Halse, war es ein prachtvoller Anblick, wie er jetzt gleich einem Löwen beide Flanken mit dem Schweife schlug, wie er erst die Vorderklaue, dann die hintere am Boden wetzte, daß er tiefe Furchen grub und den Sand weit hinter sich zurückwarf, wie er seine Waffe, die Hörner, prüfend auf- und niederwiegte und das in Wuth immer mehr erglühende Auge aus dem schwarzen Körper heller und heller leuchtete. Ein dumpfes Brüllen begleitete diese Vorbereitungen zum Angriff. Dann stand er still und maß seine Feinde, die ihn in den Graben verfolgt und sich auf die steilen Felsen gerettet hatten. Sie waren stille und klammerten sich krampfhaft an die schmalen Vorsprünge. Auch die übrigen

Zuschauer wurden schweigsam, und tiefe Stille herrschte über der eben erst brüllenden Masse. „Der ist böse," hörte man hier und da murmeln.

Wie es seine Stellung und seine Vorbereitungen vorher errathen ließen, so that auch der Stier. Dießmal begann er den Angriff. Mit ungeheurer Wuth und mit der Schnelligkeit einer geschleuderten Kugel warf er sich auf den Felsen, an welchem seine nächsten Feinde hingen. Seine Natur vergessend, versuchte er es sogar, zu klettern, glitt aber bei jedem Versuche von dem glatten Gestein herab. Durch die vergeblichen Angriffe ermuthigt, fingen wieder die Helden ihren Kampf mit Stöcken und Tüchern an, um ihn zu neuen vergeblichen Anstrengungen zu reizen. Der Stier ermüdete nicht, er unternahm einen Sturm nach dem andern. Wenn er unverrichteter Sache vom Gestein herabglitt, trat er einige Schritte zurück, wetzte Horn und Klaue aufs Neue, brüllte und warf sich wieder auf die uneinnehmbare Festung der Feinde, die, immer mehr ermuthigt, ihn durch Händeklatschen, Hohngelächter, geschwungene Tücher und Schläge mit langen Stäben zu immer größerer Wuth zu reizen suchten. Aber klüger als seine Feinde, ließ der Stier von seinen erfolglosen Angriffen plötzlich ab. Ruhig stellte er sich hin, offenbar fest entschlossen, in dieser Stellung zu verharren, bis Einer oder der Andere vom Felsen herabsteige. Es war eine förmliche Belagerung. Starr, wie in Erz gegossen, stand er; nur der Kopf bewegte sich manchmal hin und her, um die ganze feindliche Linie zu beobachten. Das dauerte so einige Minuten. Aber die Zuschauer auf der oberen Hälfte des Schauplatzes fingen an sich zu langweilen, sie wollten keinen Blokus, sie wollten Kampf, vielleicht Blut. Wie auf ein gegebenes Zeichen regnete ein Hagel von Steinen auf den Stier nieder, ungeheures Geschrei erhob sich, hundert bunte, meist rothe Tücher wehten. Aber der Stier ließ sich nicht aus seinem Gleichmuthe und der einmal eingenommenen Stellung bringen, unbekümmert um Steine, Geschrei, bunte Tücher, stand er starr und reglos wie zuvor, immer die Feinde beachtend, die

er sich als Ziel ausersehen hatte. Schon floß purpurnes Blut aus vielen Wunden an Kopf und Körper, aber er zuckte nicht; nur manchmal schob er voll Verachtung mit dem Hinterfuße einen Stein weg, der neben ihm niedergefallen war. — Das Geschrei der Zuschauer nahm zu, man schimpfte über die Tücke und das Phlegma des Stieres und über die Unternehmer, die so schlechte Subjekte dem Volke vorzuführen wagten, man schrie und rief; es drohte ein Aufruhr gegen die Entrepreneurs aufzubrechen; man wollte den Stall stürmen und andere Stiere loslassen; auch wollte man den Kampf nicht auf den Schloßgraben beschränkt sehen, man wollte ihn oben haben, wo sich die Mehrzahl der Versammelten befand.

Da erschienen denn, ungefähr nach einer Viertelstunde des Geschreis, die Piqueurs. Drei Männer in Hemdärmeln durchwateten das Wasser und gingen vorsichtigen Schrittes auf den Stier los. In den Händen trugen sie die Tridents oder Dreizacke, dreispitzige, scharfe, feste Gabeln, am Ende einer langen Stange befestigt. Die Piqueurs sind Knechte der Administration und bestimmt, einen zu ruhigen Stier mit ihren Instrumenten in Wuth zu bringen oder, wenn er sich zu weit von der Stätte des Schauplatzes verliert, wie im gegenwärtigen Falle, ihn zurückzuführen, indem sie sich, nachdem sie ihn gehörig gereizt, von ihm dorthin verfolgen lassen. Alle drei griffen den Stier auf einmal von hinten an, so daß er gezwungen war, seine Aufmerksamkeit vom Felsen ab und auf die Feinde zu wenden, die ihm direkt auf den Leib rückten. Er zauderte nicht einen Augenblick und nahm muthig den überlegenen Kampf an. Er bog den Nacken und stürzte mit vorgestreckten Hörnern auf die drei Piqueurs los. Aber diese hielten stramm die Dreizacke vor; der Stier stürzte darein und bohrte sich selbst drei dreifache Wunden in die Stirn. Er bebte zurück und schüttelte das Blut ab, das dunkel und dick hervorquoll und ihm im Augenblicke eine schauerliche Maske über das ganze Gesicht bildete. Kaum hatte er die Augen frei, als er wieder den Kampf begann. Aber schon flohen die Piqueurs; der

Stier verfolgt sie durchs Wasser, hinauf auf den oberen Schauplatz, wo ihn am Rande schon eine dichtgedrängte Menge mit Schreien erwartet. Der Zweck ist erreicht, die Piqueurs verschwinden, die Männer und Buben vom Felsen springen hinab und verfolgen den Verfolgenden; bald wird der Kampf ein allgemeiner sein. Aber jetzt hätte es leicht geschehen können, daß der Stier seine Wuth wenigstens an einem seiner menschlichen Feinde gekühlt hätte. Denn dort, wo der obere Schauplatz mit dem Graben durch einen ziemlich steilen Abhang verbunden ist, konnte die enggedrängte Menge nicht schnell genug vor dem anstürmenden Stiere auseinanderstieben, und in der That packte dieser einen Mann aus der fliehenden Hinterreihe. Man konnte es nicht deutlich unterscheiden, ob der Mann sich selbst hingeworfen oder ob ihn der Stier niedergestürzt hatte, man sah ihn nur zu Füßen seines fürchterlichen Feindes und diesen einige Augenblicke mit seinem Horn auf ihm herumwühlen. Wie aus Einem Munde erscholl der Schrei des Entsetzens, als der Stier weiter lief und der Mann wie todt auf dem Boden liegen blieb. Aber kaum hatte sich der Stier auf einige Schritte entfernt, um die Menge zu verfolgen, als der Todte aufsprang und glücklich, so davon zu kommen, aus dem Circus eilte. Vom linken Auge floß ihm ein Strom von Blut, die Kleider waren vom Horn so zerfetzt, daß sie, als er sich erhob, wie Zunder von ihm abfielen und nur ein Stück von der Jacke und vom Hemde am Oberleibe hängen blieb. Wenn nicht die Wunde, hätte ihn die Scham zwingen müssen, den Schauplatz zu verlassen.

Jetzt, da man den Stier oben hatte, nahm erst das Vergnügen den Charakter an, den das Volk wollte. Von allen Seiten umringten ihn dichte Haufen, die ihn verhöhnten, stachen, schlugen. Wandte sich der Stier gegen einen solchen Haufen, so stob er auseinander; die Einen klammerten sich an die Bretterwand, die Andern schwangen sich auf die Leitern, die Dritten warfen sich in langen Reihen längs der Mauer steif wie Todte auf den Boden. Indessen hat sich schon ein neuer Haufe gebildet, der wie ein

Schwarm von Hornissen auf das gequälte, wie toll hin und her rennende Thier zustürzt. — Das ist das eigentliche Spiel, wie es beliebt ist.

So ging es mit geringer Abwechslung durch Stunden fort. Ein Stier nach dem andern kam harmlos aus dem Stalle, um schon nach wenigen Minuten zur äußersten Wuth gebracht zu sein und nach halbstündiger oder stündiger Verfolgung der grausamsten Art, aus vielen Wunden blutend, wieder dahin zurückzukehren, um einem anderen Platz zu machen. So habe ich fünf oder sechs Stiere kommen und gehen gesehen. Um etwas Abwechslung ins Spiel zu bringen, läßt man manchmal zwei oder auch drei zugleich auf dem Schauplatze. Dießmal war man gezwungen, die ganze Zeit hindurch zwei draußen zu lassen, da der arme Kämpfer, dessen Thaten ich beschrieben, durch keine List und durch keine Gewalt vom Kampfplatze zu bringen war. Es schien, als wollte er sich um jeden Preis rächen. — Die andern folgten dem taureau-guide, oder Führerstier, der gezähmt und dazu abgerichtet ist, die kampfunfähig oder müde gemachten in den Stall zurückzuführen. — Rührend war es, wenn zwei, drei oder mehrere Stiere zugleich auf dem Platze waren, wie sie sich sogleich zusammenfanden und fast ein Quarré bildeten, um sich gemeinschaftlich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vertheidigen. Aber man wußte sie immer zu trennen. Endlich, schon gegen Abend, erschien ein prächtiger Stier, der zwischen den Hörnern die rothe Kokarde trug. Wer ihm diese vom Kopfe reißt, gewinnt einen bestimmten kleinen Preis von 5 bis 6 Frcs. Man bezeichnete einen gewissen derben, zugleich flinken Lümmel als den wahrscheinlichen Sieger. Er war es auch; leise schlich er, nach langen, vergeblichen Anstrengungen, von der Seite an den Stier heran, packte zu gleicher Zeit ein Horn und die Kokarde — ein Ruck, und er hatte den Preis gewonnen. — Mit einem Sprunge hatte er sich der Verfolgung des Stiers entzogen, den schon Andere anfielen und so vom Sieger abzogen.

Ich habe schon erwähnt, daß sich Zuschauer jedes Standes,

jedes Alters, jedes Geschlechts im Circus befanden, und daß sie Zuschauer und handelnde Personen zugleich waren. Daß Jungen von 8 und 10 Jahren am Kampfe Theil nahmen, könnte man als Gassenbuberei auslegen und müßte es nicht für charakteristisch für das Volk und seine Leidenschaft für diese Spiele halten. Was aber bezeichnend ist, unglaublich klingt und doch nicht minder wahr ist: ich habe mitten im Circus, oft mitten in dem Haufen, der den Stier angriff, oder vor ihm floh, viele Ammen mit Kindern auf dem Arme, eine mit dem Kinde an der Brust gesehen.

Nach diesen letzten Worten darf ich wohl keine Sylbe mehr hinzufügen, um die Leidenschaft für diese Spiele, oder vielmehr die Wuth, zu charakterisiren. Sie wird den Kindern anerzogen, die nach den Schulstunden Stiergefecht spielen, indem dem einen Knaben künstliche Hörner um den Kopf gebunden werden und die andern ihn auf alle mögliche Weise plagen.

Wenn ein öffentlicher Stierkampf stattfinden soll, hört man Tage lang vorher in allen Kaffeehäusern und in Familienkreisen davon sprechen, und wenn er vorbei, wird jede Phase, jede geringste Einzelnheit desselben mit einer Wichtigkeit durchdiskutirt, als ob es sich um das Wohl des Staates handelte. Am Vorabend versammelt sich schon die halbe Bevölkerung eines Ortes, um die Stiere, die aus der Camargue hergetrieben werden, am Eingange des Stalles zu erwarten und wo möglich durch Herausforderungen, geheim angebrachte Verwundungen, das Spiel sogleich zu beginnen.

Bei solcher Leidenschaftlichkeit sollte man eigentlich mehr Muth voraussetzen; was aber diese Spiele besonders bezeichnet, ist neben der Grausamkeit die niedrigste Feigheit. Denn es ist im Grunde kein Kampf, es ist nur ein Necken und Quälen und Plagen des armen Thieres; man reizt es nur zur Wuth, man läßt es nur leiden, ohne daß es sich gegen die Uebermacht des Feindes, bei den angebrachten Vorsichtsmaßregeln und der regelmäßigen Flucht, sobald der Stier einen ernsten Angriff macht,

vertheidigen oder für seine Leiden rächen könnte. Dadurch wird der Anblick eines solchen Schauspiels hier widerlicher, als er es in dem viel verrufenen Spanien sein mag. Dort kämpfen einige verlorne Subjekte, die vielleicht der Hunger zu solchem Gewerbe zwingt, einen ernsten und tapfern Kampf, sie allein auf eigene Faust, Einer oder höchstens nur Einige gegen die Gewalt des Stiers; hier wagt man es, in ungeheurer Ueberzahl den Feind kaum anzugreifen, man quält ihn nur auf niederträchtige Weise.

Ich gestehe es, daß ich während der ganzen Stunde, die der Kampf dauerte, Partei gegen meine Gattung für den Stier genommen habe. Oft mußte ich mich mit Widerwillen abwenden. Einer meiner Nachbarn machte die Bemerkung: Wenn die Stiere heute Nacht in ihre Sümpfe zurückkehren, werden sie den Brüdern von den wilden Bestien erzählen, die sie kennen gelernt haben.

Die unglücklichen Thiere, die so traurige Bestimmung haben, sind Kinder der Camargue, des großen eigenthümlichen Sumpflandes, das man auch das Rhonedelta nennt. Sie sind nicht übermäßig groß oder muskulös, aber nervös, flink und feurig. Im ruhenden Zustande, wie im Laufe, haben sie eine gewisse leichte Grazie, die sie vor anderen ihrer Gattung auszeichnet. Hier, wo man, durch die historischen Denkmäler daran gewöhnt, gern Alles aus uralten Zeiten herleitet, nennt man sie Abkömmlinge der punischen Stiere, die Hannibal bei seinem Durchzuge ins Land gebracht haben soll, ebenso wie man die Camarguepferde Abkömmlinge der Araberrosse nennt, welche die Mauren bei ihrem Abzuge in der Camargue vergessen haben. Ihrer Farbe, ihrem Feuer, ihrer Raschheit nach, könnte man die Stiere allerdings für Landsleute der Numidier halten. Sie werden in den Sümpfen geboren und wachsen daselbst unter freiem Himmel in wilder Freiheit auf, bis sie zur Schlachtbank in die benachbarten Städte oder zu den beschriebenen Spielen abgeführt werden. Von letzteren kommen sie wieder in ihre Sümpfe oder Marais oder Paluden zurück. Des Abends werden sie entweder sich selbst überlassen fortgejagt, wo sie dann allein ihre Heimat

wiederfinden, oder werden von Reitern, die mit langen Spießen bewaffnet sind, dahin zurückgetrieben. Diese Reiter bringen sie auch, nicht ohne Gefahr und Mühe (ungefähr wie man in Texas bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren pflegt), zum ersten Male in ihrem Leben unter Menschen und auf den Kampfplatz.

Ebenso grausam, doch weniger widerlich, mögen die Ferraden, eine ähnliche Art von Spielen, sein, die ich aber nicht selbst gesehen habe. Da kämpfen Einzelne mit dem Stiere. Es kommt darauf an, ihn mit gekreuzten Armen an den Hörnern, oder an einem Horn und einem Fuße zu packen und ihn niederzustürzen, wo ihm dann ein rothglühendes Eisen mit dem Namenszuge des Besitzers auf den Schenkel gedrückt wird.

Aber alle Thierquälerei übertreffend, ungeheuer und fast mystisch grauenvoll ist die dritte Art von Spielen (wie kann man hier noch von Spielen reden!), die an gewissen Festen stattfinden. Da wird der Stier vorn an den Hörnern und rückwärts am Schweif mit starken Stricken gebunden, von vor- und nachschreitenden Männern festgehalten, daß er sich weder nach rechts noch nach links bewegen kann und keinen Ausweg zur Flucht hat. So wird er den ganzen Tag, oft mehrere Tage durch die Gassen des Dorfes geführt und von den Bewohnern ununterbrochen geplagt, gereizt, geschlagen und gestochen, bis er den Leiden oder der ohnmächtigen Wuth erliegt und todt zusammenbricht.

Was sagen Sie zu diesem Vergnügen? Ist der Mensch eine ernsthafte Bestie oder nicht? und wie amüsirt sich diese ernsthafte Bestie? — Man begreift es in manchen Momenten, daß ein begeistertes Mitglied eines Antithierquälervereins zugleich ein Reaktionär oder Menschenfeind sein kann.

Diese Spiele werden noch lange nicht unterdrückt werden. Regierung und gesetzgebende Versammlung Frankreichs haben eine so heilige Scheu vor Eigenthum und Eigenthümern. Und die Stiere bringen den Eigenthümern so viel Geld ein; ist das nicht einer Rücksicht werth? Im Departement du Gard sind sie zeitweilig verboten; man nahm von mehreren Unglücksfällen,

die vorkamen, Veranlassung zum Verbot. In Aigues-Vives z. B. wurde vor Kurzem ein Familienvater von Stieren aufgespießt und zwei junge Leute anders getödtet. Der eigentliche Grund der Unterdrückung aber war, daß man das Zusammenströmen einer gewaltigen Volksmasse im Departement du Gard scheuet — sei es bei was immer für Gelegenheit. Kam doch selbst auf den Markt von Beaucaire Herr Carlier, der Polizeipräfekt, in höchst eigener Person, von fünfundzwanzig Agenten begleitet, um den unschuldigen Markt zu überwachen. — In vielen Dörfern beharrt das Volk trotz des Verbotes bei seinen Spielen; da schickt man Soldaten hin, tödtet die Stiere und erklärt den Belagerungszustand. — Darin ist der Grund zu suchen, warum die Regierung im Departement du Gard sich der armen Stiere und des menschlichen Gefühles annimmt, im legitimistischen Departement der Bouches du Rhone aber die Barbarei nach wie vor fortbestehen läßt. Politik darf keine Sentiments haben, sagte man im vorigen Jahrhundert. Als ich in der Nacht von Tarascon nach Nimes fuhr, erlebte ich etwas, das mir als die traurige und nothwendige Konsequenz so böser Gewohnheiten wie die Stierkämpfe erschien. Auf einer der Nebenstationen empfing uns eine aus mehreren hundert Köpfen bestehende Volksmasse; schon von Ferne hatten wir ihr Geschrei mitten durch den Lärm des Bahnzuges gehört; es nahm noch zu, als wir uns näherten, und schien sich, da wir hielten, in Raserei verwandeln zu wollen. Wir steckten die Köpfe aus dem Wagen und erfuhren, daß die zwei Gendarmen, die wir in der Mitte des Volkshaufens erblickten, eben im Begriffe waren, mit einem Weibe, das sie führten, in den Wagen zu steigen, um sich nach Nimes, dem Sitze des Gerichtes, zu begeben. Das Weib, seit Jahren von ihrem Manne getrennt, hatte ein Kind geboren, von dem man nicht wußte, wo es hingekommen war. Der Volkshaufe hatte sich versammelt, um die Unglückliche noch zu verhöhnen; das war das Geschrei, das uns empfangen hatte, das in dem Augenblicke, da die Unglückliche in den Wagen stieg, sich in furchtbares Gelächter verwandelte und sich als zischendes, pfeifen-

des, schreiendes Charivari fortsetzte, als der Bahnzug schon längst in Bewegung war. Mit Schmerzen sage ich es: wieder waren es die Weiber, die sich hier als Furien auszeichneten. O die Sphinx halb Göttin, halb Unthier! — Neben mir im Wagen saß ein, schwarzer Pfaff, der eben so dumm-neugierig wie die Andern dem traurigen Schauspiel zusah. Ein Wort seines liebenden Meisters, eine Erinnerung nur an das Aufheben des ersten Steines hätte diese Menge vielleicht abgehalten, ein gefallenes Weib, das sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit befand, zu verhöhnen und es sein Urtheil vorher kosten zu lassen und auf bitterere Weise, als es das Gericht bieten kann. Aber der Pfaff schwieg. Freilich dazu ist er nicht da, seine Pflicht ist es nur, Fasten zu predigen, und die dagegen sündigen, mit Buße zu belegen. — Erdrückt von all' der Rohheit, die ich an diesem Tage verkörpert gesehen, kam ich in Nimes an. Im Bahnhof sah ich die arme Sünderin aus dem Wagen steigen; sie hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt; die Gendarmen behandelten sie menschlich. —

Nimes, den 9. September 1851.

Das Frühstück bei Durand, einem Restaurant und Gastronomen erhabener Größe, war eingenommen und wir, ein lieber Freund und ich, so würdig vorbereitet zu dem Ausfluge, den wir vor hatten. Beim Frühstück bediente uns ein Kellner, der Thiers heißt und die frappanteste Aehnlichkeit hat mit dem gewesenen Minister gleiches Namens, der in diesem Augenblicke seinen abgetragenen Napoleonismus, seine Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches bereut und sie eines Tages vielleicht noch bitterer bereuen wird. Der Kellner und Doppelgänger des reuigen Staatsmannes ist zugleich sein Cousin. Man muß dergleichen Vorkommnisse aufzeichnen, da sie, wenn die Dinge so fortgehen, bald zu den größten Sonderbarkeiten gehören und die Verwunderung unserer Nachkommen erregen werden.

Gestärkt durch das Frühstück, das uns der Bürger Thiers servirte, bestiegen wir das Cabriolet, um einer der merkwürdigsten

und erhabensten Römerbauten, dem sogenannten Pont du Gard, unsern Besuch zu machen. Der Weg ging während zwei bis drei Stunden durch eine ziemlich unerquickliche Gegend; erst in der Nähe des Gard oder Gardon, am Eingange in ein schön bebautes Thal, das durch ein altes Schloß gehütet und von alten Bäumen beschattet wird, wird sie freundlicher und gibt dem Gemüthe jene Heiterkeit, die zum Genusse eines erhabenen, antiken Kunstwerkes unumgänglich nothwendig ist.

Wo dieses kleine Thal in das größere des Gard oder Gardon mündet, liegt ein freundliches Dorf, das den Stapelplatz aller Besucher des römischen Monumentes bildet. Es ist hergebracht, daß man im Gasthause Pferd und Wagen stehen läßt, und von da aus zu Fuß dem Gardon entgegen geht, während welcher Zeit das freundliche Gasthaus ein üppig südliches Mittagessen für die Rückkehrenden bereitet. Dieses Gasthaus gibt dem fremden Wanderer auch einen Führer mit. Der Führer heißt Porthos, wie der Eine der Dumas'schen Mousketiere, und ist unter seinen Kollegen gewiß einer der merkwürdigsten dieses Jahrhunderts. Den Namen eines Cicerone verdient er nicht, denn schweigsam, ja stumm, geht er neben dem Wanderer einher und begnügt sich, durch einfaches Stehenbleiben auf die schönsten An- und Aussichtspunkte aufmerksam zu machen. Er unterscheidet sich dadurch aufs Vortheilhafteste von seinen Kollegen, die gewöhnlich im Wanderer keinen eigenen Gedanken aufkommen lassen und es für ihre Pflicht halten, die ganze Zeit mit eingelerntem Geplauder auszufüllen. Eine andere Tugend unseres Führers ist die, daß er dem Wanderer eine gewisse Sicherheit einflößt, daß man mit ihm durch Wüsten und Wälder ohne Furcht vor Räubern, so wie hier den Cevennen entgegen, wandern könnte, ohne die geringste Scheu vor den Wölfen, die in ihren Höhlen lagern. Denn trotz seinem gutmüthigen Auge sieht man es ihm an, daß er, gereizt, furchtbar werden und von seiner ganz gewaltigen Leibesbeschaffenheit, die an den Löwen erinnert, von seiner außerordentlichen Kraft, die ihm den Namen des stärksten unter

den Mousketieren verschafft hat, mit großem Erfolg Gebrauch machen könnte. Und all' diese Tugenden, wie billig, uneigennützig stellt er sie dem Fremdling zu Gebote. Niemals — ich weiß es gewiß — hat er auch nur das kleinste Trinkgeld für seine Bemühungen angenommen; aber er verschmäht es nicht, bei der Rückkehr ins Gasthaus, freundlich und bescheiden am Mittagessen theil- und so, wahrhaft feinfühlend, dem dankbaren Fremdling ein Stück seiner Dankeslast abzunehmen. — Unter Menschen sind diese Tugenden alle ausgestorben, besonders unter jenen Menschen, die auf der großen Touristenstraße oder in der Nähe berühmter Monumente wohnen — wie das die edlen Stauffacher der Schweiz, die hosenlosen Clans Hochschottlands, die romantischen Räuber Kalabriens und der Legationsrath Gerhard in Leipzig beweisen. Unter Menschen sind sie ausgestorben; sie haben sich in die Hunde geflüchtet — denn Porthos ist, was ich zu sagen vergessen habe, nichts Anderes als ein Hund, ein großer, gewaltiger, riesiger Hund, der aus den menschenleeren Ebenen der Camargue stammt, seine Stammgenossen an Weisheit, Schönheit, Größe und Kraft weit überragt, den Stolz seines Hauswirthes und den Trost des fremden Wanderers ausmacht.

Hundert Schritte hinter dem Dorfe, auf einer kleinen Erhöhung blieb er zuerst stehen und sah nach rückwärts. Wir folgten seinem Auge und erblickten eine überaus niedliche Kettenbrücke, die luftig und geisterhaft über dem tiefen und wilden Flußbett des Gardon schwebt und überaus malerisch zwei schöne Dörfer verbindet.

Nach zwanzig Minuten ungefähr waren wir an dem Punkte angelangt, wo man den Pont du Gard zum ersten Male erblickt. Der Anblick ist so groß, so überwältigend, daß wir lange, lange Zeit, gebannt an dieselbe Stelle, stehen blieben, als fürchteten wir, mit einem Schritte vorwärts oder rückwärts ein Atom dieser Schönheit zu verlieren. Porthos wußte dieses Gefühl zu würdigen, denn er legte sich ruhig hin und überließ uns dem großen Eindrucke. Wie dankbar war ich ihm für seine Stummheit! Ein

anderer Cicerone an seiner Stelle hätte die Schönheit zu anatomisiren angefangen und eine Rede gehalten, von der ein einziges Wort hinreicht, in Verzweiflung zu bringen.

Wie freue ich mich, die Amphitheater von Nimes und Arles vor dem Pont du Gard gesehen zu haben; nach diesem wären sie mir klein und häßlich erschienen. Auf diesem großartigsten aller Aquädukte der Welt liegt neben der ganzen riesenhaften Gewalt des Römerthums, oder vielmehr verhüllend über dieser, ein Reiz von Schönheit und Anmuth, wie er sonst den Römerwerken zu fehlen pflegt, und wie er selbst bei den herrlichsten Bauten aller Zeiten und aller Style selten ist. Frankreich besitzt im Pont du Gard ein Kleinod, das es hüten und bewahren sollte, wie nur irgend eine Kostbarkeit, die einem Lande, einem Volke Werth gibt; und einen der schönsten Reste jener Welt, die mit ihrem Abfalle den Geist von Jahrtausenden groß zu nähren im Stande war.

Es ist ein unfreundliches, wildes, felsiges Thal, das der Pont du Gard durchschneidet und zum Wallfahrtsorte des fernen Wanderers macht. Rechts und links steil und rauh abfallende Felsen, die theilweise von wilder und struppiger Vegetation bedeckt sind, und an deren Fuße sich eine mit Mühe gewonnene Straße hindrückt. Tief unten im Grunde rollen die gelben Wellen des Gardon, die nur angeschwollen im Stande sind, die Felsenklippen in ihrem Schooße zu bedecken. Was sie da an Wildem und Unwirthlichem verhüllen, ersetzen sie reichlich durch ihr eigenes, hochaufspritzendes Getos, durch die Wuth ihrer Schnellungen und den Sturm gegen die römischen Pfeiler, die ihnen ruhig Trotz bieten.

Der Pont du Gard besteht aus drei Bogenreihen, die in drei Stockwerken über einander fortlaufen. Das unterste Stockwerk, das mit den Füßen theils im Wasser, theils auf den Felsen des Flußbettes und der Ufer steht, setzt sich aus sechs gewaltigen Bogen zusammen. Ueber dieses erste Stockwerk läuft das zweite mit elf, und über dieses zweite das dritte mit fünfunddreißig Bogen hin. Die Bogen jedes oberen Stockwerkes sind um ein

Bedeutendes kleiner als die Bogen des Stockwerkes, das seine Basis bildet, und obwohl der ganze Bau oben, wo er die höchste Höhe der beiden Berge verbindet, breiter sein muß, als an seinem Fuße, wo er nur von Ufer zu Ufer geht, so gewinnt das Ganze doch auf diese Weise, d. i. durch Verkleinerung des Maßstabes der Bogen nach oben zu, und durch die Durchsichtigkeit der Bogen selbst etwas Leichtes, Luftiges, ich möchte sagen Vegetabilisches, wodurch es wie von Natur in die Höhe strebt und die Schwere seiner Massenhaftigkeit vergessen macht, ohne an natürlicher Würde und Größe zu verlieren. Einer der unteren Bogen ist breiter als die anderen in derselben Reihe; er überspannt allein den Fluß, wenn sich dieser in seinem gewöhnlichen Zustande befindet und nicht von Regen oder dem geschmolzenen Schnee der Cevennen angeschwollen ist. Ebenfalls breiter ist der über ihm stehende Bogen der oberen Reihe; aber diese kleine Unregelmäßigkeit, die durch die Breite des Flusses geboten war, verschwindet ganz in dem ungeheuren Werke, dessen Symmetrie sie gar nicht stört. Bemerkt man sie auch, so trägt sie nur bei, dem Baue den wohlthuenden Anschein der Unwillkürlichkeit, des Entstandenen und nicht Gemachten zu geben.

Erst das dritte Stockwerk trägt das Rinnsaal oder den eigentlichen Theil der Wasserleitung, denn der Pont du Gard — was ich wohl nicht erst zu bemerken brauche — ist der Träger des Wassers von einem Ufer zum andern, jenes klaren, hellen Wassers, das die Römer 41,000 Meter weit aus den Gebirgen, über Berg und Thal, ihrer lieben Stadt Nemausus zugeführt und den beiden Bächen, die man heute Aure und Airan nennt, zu Nutz und Frommen ihrer römischen Bürger entzogen haben. Die Rinne, hoch genug, daß ein Mann mit einiger Neigung des Kopfes unter ihrer Decke fortwandeln kann, ist oben von behauenen Steinen überdacht und unten und an den Seiten vermittelst eines Cements dicht gemacht. Dieser Kitt ist so vortrefflich, daß noch heute das Regenwasser, welches durch die oberen, von der Zeit gemachten Oeffnungen einfällt, nur durch Verdunstung entfernt wird und

daß es des Hammers und des Meißels bedürfte, um ihn zu verletzen. An den Mauern hat sich hier und da eine üppige südliche Vegetation angesiedelt, die nur dazu beiträgt, das Leben und Regen in diesem unvergleichlichen Kunstwerke zu erhöhen und zu vermannigfachen. Aber selbst die wilden Feigenbäume, die, wie wir es hier oft sehen, ihre Wurzeln in den festesten Felsen bohren, haben es nicht vermocht, einen Stein aus seinen Fugen zu drängen. So fest sind diese auf einander geschichtet, selbst da, wo sie kein Kitt, sondern die bloße Berechnung des Architekten und die Genauigkeit des Steinmetzen verbinden. So feiert hier im Kleinen wie im Großen der menschliche Geist einen großen Triumph über die Materie. Mit diesem Einen Baue verbindet er ja vom gewaltigen Strome getrennte Berge, versetzt er Flüsse und zeugt ein Kunstwerk, das stärker ist, als Felsenmauern. So unbedeutend sind die Schäden, die ihm die Zeit und manche Barbaren zuzufügen vermochten, daß er noch heute dem Beschauer denselben Eindruck macht, dessen sich Agrippa erfreut haben muß, als er ihn vollendet sah und sich sagte, ein Monument aere perennius seiner geliebten Provinz gegeben zu haben. Die moderne Brücke, die man an den Fuß des Pont du Gard geklebt hat, um die Chaussee von einem Ufer zum andern zu führen, nimmt sich neben diesem so unbedeutend aus, daß sie ganz verschwindet, dem Werke ganz und gar keinen Eintrag thut, und daß es Einem nicht einfällt, den Baumeister derselben der Arroganz und das Departement der Taktlosigkeit anzuklagen.

Wie groß die Römer als Administratoren waren, und wie sie für die kleinen Bedürfnisse ihrer Bürger ebenso gut als für die großen sorgten, beweist der kleine Fußweg, den sie am dritten Stockwerke des Aquäduktes angebracht haben, um Fußwanderern den Weg über den oft angeschwollenen Fluß zu erleichtern. Unwillkürlich erinnert man sich da an eine gewisse Eisenbahnbrücke, die über die Loire führt. Umsonst petitioniren die Bewohner der beiden Ufer um einen Fußweg, der mit den geringsten Kosten angebracht werden könnte. Sie erlangen ihn nicht, und der jedes

Jahr austretende Strom verhindert oft Wochen lang die Verbindung naher, im eifrigen Verkehr lebender Nachbarn, die sich dadurch in Handel und Wandel gestört sehen. Wenn man nur großartige Brücken, Tunnels, Monumente, Museen, Universitäten hat, mit denen man à la tête de la civilisation marschirt — was liegt an Fußsteigen und Dorfschulen?

Noch an ein anderes modernes Kunstwerk wurde ich durch den Pont du Gard erinnert: an den Pont de Roque-Favoure, in der Nähe von Aix, den ich vor einigen Tagen gesehen, und der den Marseillern frisches, süßes Gebirgswasser zuführt. Gewiß ein verdienstliches und schönes Werk; eine Wasserleitung, wie sie moderne Jahrhunderte sonst nicht geschaffen haben. Ich habe sie angestaunt und doch — wie klein erscheint sie mir jetzt, wenn ich sie neben den Pont du Gard stelle.

Wahrhaft erhoben nahm ich Abschied von diesem in seiner Art herrlichsten Monumente. Wenn ich mich oft vor römischen Bauten zweifelnd fragen mußte, ob ich diesen von so Vielen bewunderten Römern nicht Unrecht thue, indem ich sie bloß kalt oder halb erschrocken anstaune, so nahm ich dießmal die Genugthuung mit, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele bewundert und im innersten Gemüthe Preislieder auf diese berechnenden Unterdrücker einer Welt gesungen zu haben.

Ganz in der Nähe des Pont du Gard bemerkten wir noch eine Grotte, die an ihrem Eingange von halbverfallenem Gemäuer geschlossen war. Vielleicht eine jener Grotten, die Baville, der Alba Languedocs, hat vermauern lassen, nachdem sich die Protestanten hineingeflüchtet hatten. Ich wandte mich ab, um mir den erhabenen Eindruck durch die Misere, die Einen hier noch so nahe liegt, nicht stören zu lassen. Genug dieses Elendes hatte ich schon in seinen Spuren kennen gelernt. Der protestantische Pastor aber, mein Freund, blieb lange und traurig vor den hohlen Augen dieser Grotte stehen.

Elftes Kapitel.

Vaunages, das Kanaan der Kinder Gottes — Calvisson, das Jerusalem — Jean Cavalier, Saurin, Abauzit, Nogaret — Die Fruchtbarkeit Kanaans — Griechisches Leben in Kanaan — Massacre de St. Come — Ludwig Tieck und Thümmel — Die Emanzipation der Protestanten durch Ludwig XVI. — Jean Cavalier's Schlachten von Langlade und Nages — Witze der Geschichte — Die modernen Protestanten des südlichen Frankreichs — Verhalten des Adels in den Kämpfen der „Kinder Gottes" oder „Kamisarden" — Geschichtsquellen.

Calvisson, 7. August 1851.

Seit vierzehn Tagen ungefähr sitze ich in Calvisson und wohne in dem historischen Hause, welches den großen Kamisardenführer Jean Cavalier am Ende seiner Laufbahn eine Zeit lang beherbergte. Ich schreibe dieß in seiner Stube. Von hier aus unterhandelte er mit dem Marschall Villars, der sein Hauptlager in Nimes hatte, und erlag der Eitelkeit, mit Ludwig XIV. puissance à puissance zu unterhandeln. Er verließ die Sache seiner Glaubensbrüder, nachdem er für sie Jahre lang Wunder der Tapferkeit gethan, und zu einer Zeit, wo diese noch entschlossen waren, ihrem Propheten bis auf den letzten Mann zu folgen. Cavalier hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit Görgey. Plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht, erfüllt er, ein armer, achtzehnjähriger Schäferjunge, der die Heerden eines Andern hütet, die Welt mit dem Rufe seiner Thaten und die Herzen seiner Kampfgenossen mit einem unbeugbaren Muthe, der einer zehnfach überlegenen Macht durch alle Wechselfälle eines langen Krieges Stand hält. Plötzlich wird er selber müde, und er ist der Einzige, der den prophetischen und aufmunternden Worten, die aus seinem eigenen Munde kommen, nicht mehr glaubt. Marschall Villars

versteht sich auf Cavalier; er ladet ihn in sein Hauptquartier, er empfängt und behandelt ihn, wie man den Heerführer einer feindlichen und legitimen Macht behandelt — voll von Stolz kehrt Cavalier nach Calvisson zurück und weiß es nicht, daß er sich eigentlich schon in die Hände des Feindes gegeben, da er von ihm Geld und Nahrung annimmt, um seine Kampfbrüder zu erhalten. War es Komödie, war es ein Mittel, die Stimme seines eigenen Gewissens zu übertäuben, daß er auf den Ruinen des protestantischen Tempels noch so mächtig und ergreifend predigt und wahrsagt, wie damals, da er als schwächlicher Schäferjunge sich in den Grotten der Cevennen zum ersten Male zu den „Kindern Gottes" gesellte? Vielleicht Beides — denn noch stak eine Erinnerung des „Propheten" in ihm, und schon war er auch der Prahler, der später die unzuverlässigen Memoiren geschrieben. Aber wir wollen nicht zu strenge mit ihm sein; sagt er doch selbst: „Ich war ein Kind, und ich hatte Niemand, der mir hätte rathen können." Dieses wirklich Kindische und Kindliche in seinem ganzen Wesen, das Vertrauen in königliche Versprechungen, die schmeichelhafte Art und Weise, wie man ihm von feindlicher Seite entgegen kam, alles das ist geeigneter, Cavalier zu entschuldigen, als all' die Gründe, die man anführt, den ungarischen Verräther rein zu waschen, und stellt jenen vertrauenden, unwissenden Jüngling hoch über diesen menschenverachtenden, vielerfahrenen Mann. — In Calvisson hat der junge Hirt wohl die gewaltigsten Gemüthserschütterungen seines Lebens erfahren. Nachdem er hier, von wo aus er seine meisten und ruhmvollsten Schlachtfelder übersehen konnte, als König verehrt, als Prophet von dem herbeiströmenden Volke angebetet worden war; nachdem er sich in Träume künftigen Ruhmes gewiegt und im Geiste sich an den Siegen gefreut hatte, die er, der Konvention mit dem Marschall Villars gemäß, als Oberster Ludwigs XIV. auf spanischen Schlachtfeldern erkämpfen sollte, kehrt er eines Tages in sein Lager zurück und findet die „Kinder Gottes" vom heftigsten Zorn gegen ihn entbrannt. Sie empfangen ihn als Verräther, der

die Sache Gottes verlassen will, mit Spott und Verwünschungen; sein Befehl wird nicht mehr gehört; er ist entsetzt, und die ihm in jede Todesgefahr gefolgt, wenden sich von ihm und folgen jetzt dem wilden Propheten Ravanel, der geschworen hat, den letzten Tropfen Blut für das Evangelium zu verspritzen. Was kümmern sie, die für ihren Gott sterben wollen, die Punkte, die Cavalier mit dem Marschall aufgesetzt? enthält doch keiner die Bestätigung, daß sie ihre Tempel wieder aufführen, überall das Lob Gottes singen können. Cavalier beschwört, bittet, weint — umsonst! Er ist verlassen, und nur dem armen Propheten Moses dankt er es, daß ihm der starre Ravanel, „das Schwert Gottes," nicht eine Kugel durch den Kopf jagt. Beschämt kehrt er, der versprochen hatte, mit einem Regimente zu kommen, nur von wenigen Freunden begleitet, zum Marschall zurück; die Frau Marschallin, der er vorgestellt wird, ersucht ihn, ihr in ihrem Boudoir ein wenig zu prophetisiren. Er schweigt. — Als er in den Kahn steigt, um über die Rhone zu fahren und sein Vaterland für immer zu verlassen, will er noch einen Psalm anstimmen, als letztes Lebewohl — der Offizier, der ihn begleitet, verbietet es. — In Versailles sieht ihn der große König von der Seite wie ein wildes Thier an und zuckt die Achsel, und wenige Wochen nach seiner pomphaften Unterhandlung mit dem Marschall flüchtet er bei Nacht und Nebel mit seinem Häuflein von Freunden über die Schweizer Gränze, um dem Kerker zu entgehen, der ihn, trotz königlicher Versprechungen, in Neubreisach oder in einer Bastille erwartet.

Calvisson ist nicht nur durch Cavalier, es war zu allen Zeiten in der Geschichte der Protestanten berühmt. Lange Zeit spielte es den Hauptort des Protestantismus in Vaunages und Umgegend, und am Eingang in die Cevennen gelegen, war es der Vermittler zwischen den Gebirgsbewohnern und den Protestanten Niederlanguedocs, der Ebene, die sich von Vergez bis ans Meer hinzieht. Hier wurde auch der große Redner der freien Arminianer, Saurin, geboren, dessen Haus man noch heute in

der Nähe des Tempels zeigt, und von hier flüchtete sich in zarter Jugend, um den Dragonaden zu entgehen, an der Hand seiner Mutter jener Abauzit, der Freund Newtons, Leibnitz' und Jean Jaques'. Er stammte von einem berühmten arabischen Arzte, der im zwölften Jahrhunderte in dieses Land einwanderte und einen Stamm gründete, in dem sich Wissenschaft und freie Forschung forterbten. Sein letzter Abkömmling sitzt durch Zufall heute wieder in Calvisson — es ist der verdienstvolle und beredte Pastor Abauzit. — Der ziemlich hohe Hügel vor meinem Hause trägt die Ruinen des Schlosses, welches der Familie des großen Rechtsgelehrten Nogaret gehörte, der im dreizehnten Jahrhunderte mit der Ohrfeige, die er dem Papste Bonifazius gegeben, und die in ganz Europa wiederhallte, gewissermaßen die Reformation begonnen hat.

Die Bewohner des heutigen Calvisson sind friedliche Leute, denen man nichts von der Ekstase, die ihre Vorfahren ergriffen, und nichts vom Prophetenthum, das jene beherrschte, anmerkt. Nur wenn Einem in der Gasse das Rasseln des Webestuhles oder der Krämpler entgegenschallt, denkt man unwillkürlich an die Weber und Krämpler, die die größere Anzahl von Propheten geliefert haben. Aber auch diese Gewerbe sind in Abnahme, da ihnen die Maschinen von Nimes eine überlegene Konkurrenz machen, und die Calvissoner beschäftigen sich mit Bereitung von süßen Compots, deren Stoff ihnen die herrlichen Früchte von Vaunages liefern und die sie in alle Welt versenden.

Vaunages heißt das große Kesselthal, welches sich hinter Calvisson plötzlich breit und weit ausdehnt. Am Fuße der kahlen Berge, die es umgeben, ist es ringsumher von einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer Flecken bekränzt. Historisch, oder anderweitig die bedeutendsten unter diesen sind St. Come, Clarensac, Cavairac, Langlade, St. Dionisy u. s. w. Seinen Namen hat dieses Thal von dem Flecken Nages, der an seinem Eingange gegenüber von Calvisson liegt; die Kinder Gottes aber nannten es seines gesegneten Bodens wegen: Kanaan. In der That ist

es eines der fruchtbarsten Thäler des Südens. In diesem Augenblicke erliegen die Bäume unter der Ueberzahl ihrer Früchte; trotz des großen Handels, den man treibt, weiß man nicht, was mit der ungeheuren Menge von Feigen, Mandeln, Pfirsichen, Melonen, Pflaumen und Trauben anzufangen. Man gibt sie den Ziegen als Futter. Vor und nach der Weinlese essen Menschen und Thiere nichts als Trauben — Ziegen, Hunde, Pferde, Esel und Maulesel nähren sich von der köstlichen Beere, die so treffliche Weine liefert, daß man sie in Paris als Madeira, Malaga und Alicante verkauft. Der Wein von Langlade kann mit dem besten Bordeaux wetteifern und kommt auch als solcher in den Handel. Auf vielen Bauernhöfen kann man in verschiedenen Winkeln und Ecken, unter Brennholz und Gerümpel versteckt, ungeheure Fässer stehen sehen, die voll des edelsten Weines sind. Nach zwanzig Jahren einmal fällt es dem Besitzer ein, solch ein Faß anzustechen, und siehe da, er findet einen edel gealterten Saft, den er Madeira, Malaga, Alicante tauft. Die französischen Gesetze und die Octrois der Städte sind Schuld, daß der Bauer seine Reichthümer nicht so verwerthet, wie er es unter anderen Umständen könnte. Auch sehnt man sich nirgends so wie hier nach Free Trade. Doch ist Alles wohlhabend; die man hier Arme nennt, sind immer noch Leute, die ihr gutes Stück gesegneten Bodens besitzen, da der Boden vielgetheilt ist. Die Gemeinden alle haben, mehr weil es Brauch als Bedürfniß ist, ihre Armenkassen, doch werden sie selten in Anspruch genommen. Wenn es geschieht, so geschieht es, wie mich verschiedene Pastore und Maires versichern, nur von den Allerärmsten, die mit diesem Zuschusse ihre Steuern bezahlen.

Bei mehreren Ausflügen in das Land von Vaunages hatte ich Gelegenheit, mich an dieser Wohlhabenheit zu erfreuen. Die Dörfer sind eben nicht immer sehr reinlich — das liegt im Charakter des Südländers — aber nirgends tritt Einem das traurige Bild der Noth entgegen. Ich habe hier noch keinen Bettler gesehen. Fast jedes Dorf hat irgend einen monumentalen Schmuck

— einen Brunnen, eine Kirche, ein Gemeindehaus — alle aber sind mit ihren engen Gassen, mit ihren Quaderhäusern, mit ihren Treppen, die vom ersten Stocke auf die Straße führen, mit ihren Platformen vor den Thüren der oberen Stockwerke, mit den tiefen und gewölbten „Salons“ ebener Erde, vor denen der schattige Vorhang weht, und in die man im Vorübergehen blickt — alle sind sie malerisch und würden dem Künstler mit den müßigen Gruppen der Männer und der arbeitsamen Weiber manchen schönen und dankbaren Stoff bieten. Der Landmann ist mit seinem Ueberflusse nicht geizig. Wandert man an der Seite eines in dieser Gegend nur halbwegs Bekannten, wie es bei mir der Fall gewesen, so wird man jeden Augenblick gebeten, einzukehren und einige Früchte und ein Glas Wein einzunehmen. Der Wirth entschuldigt sich dann, daß er nicht Bier anbieten könne, womit man in diesem Weinlande den Gast besonders zu ehren glaubt. So kann man wie ein homerischer Held von Gastmahl zu Gastmahl wandern. Bei einem Bauer in St. Come nahm ich ein wahrhaft fürstliches ein — die edelsten Weine, die süßesten Früchte und die besten Fleische erdrückten die Tafel. Die beiden Hausfrauen, Schwiegermutter und Schnur, bedienten uns wie Sklavinnen und setzten sich, nach der Sitte des Landes, nicht zu Tische. Die große, geräumige Halle, aus der man auf die Vorhalle, die zugleich Küche ist, blicken kann, sobald der wallende Vorhang aufgeht; der Bratspieß am Herde und das frische Fleisch daran; die ursprünglichen Handmühlen; die zweihenkligen Krüge; die schlanken Amphoren, in denen der Wein, und die ungeheuren, bauchigen Thongefäße, in denen das Wasser aufbewahrt wird; die Ampel, die von der Decke herabhängt, mit ihrem oben überbogenen Griffe, ganz in der Form, wie man sie in Pompeji findet — endlich draußen der blaue, wolkenlose Himmel und das Lorbeergebüsch, das durch die Fenster Kühlung weht — reicht das Alles nicht hin, einen vom süßen Weine halbbetäubten Wanderer zu überzeugen, daß er sich in schönen, antiken Zeiten, unter schönem klassischem Himmel befinde, als Gast

bei irgend einem Männerbeherrschenden? Nur die Hausgötter verriethen, daß man sich in moderner Welt befinde. An der Wand hingen die Bilder von Barbès, von Ledru-Rollin, mit der rothen Schärpe und Schleife, von Raspail an seinem Gefängnißgitter. — Nach dem Mahle führte man uns in kühle Gartenstuben, wo Betten zur Siesta bereitet waren. Beim Erwachen bot man Wässer zum Waschen und süßen Wein zur Erquickung, und wieder erhob man die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Als sich die fürchterliche Hitze gelegt hatte, gingen wir durch eine allmählig aufsteigende Schlucht dem Gebirge zu, nach der sogenannten Fontaine de Robert, um einen konischen Berg herum. Nach ziemlich langer, beschwerlicher Wanderung standen wir auf historischem Boden. Das freundliche Thal Vaunages war verschwunden; kahle, verwitterte Berge starrten uns an; schweigende Einsamkeit umgab uns, und so weit das Auge durch die Schluchten dringen konnte, nichts als trostlose Gebirgswüste. Wie wahr hat Ludwig Tieck in seinem „Aufruhr in den Cevennen" die Zusammenkunftsorte der Kamisarden, wo sie der Begeisterung der Propheten horchten, zu schildern verstanden. Wenn er, wie ich es glaube, diese Gegenden nicht selbst gesehen, dann ist die Divination des Dichters zu bewundern. Auf dem kleinen Plateau, auf dem wir standen, versammelten sich eines Tages die Kinder Gottes in großer Anzahl, um sich von ihrem Propheten predigen zu lassen. Zu Hunderten lagen sie da, lauschend, keines Ueberfalles gewärtig, und horchten den Worten, die aus dem Laube eines Nußbaumes zu ihnen erschallten. Aber sie waren von den Katholiken jenseits des Berges verrathen. Plötzlich wimmelte es ringsum auf allen Bergspitzen von königlichen Truppen, und Kugeln regneten in die fromme Schaar. Nur sehr Wenige sollen entkommen sein. Le massacre de St. Come ist noch immer eine schreckliche Erinnerung im Herzen des Volkes. — Der Berg, der uns von Vaunages trennte, scheint ein Begräbnißplatz der Römer gewesen zu sein. Häufig findet man,

besonders am südlichen Abhange, antike Aschenkrüge, die aber von den Arbeitern sogleich zerschlagen werden, da man in ihrem Bauche Münzen vermuthet. Wenn sie aber nur Asche enthalten, werden die Scherben bei Seite geworfen. Vor Kurzem fand man eine gewaltige Bleikiste. An jeder der vier Ecken befand sich ein Aschenkrug. Die Aschenkrüge wurden zerbrochen, die Kiste nach dem Gewicht verkauft. Oft stößt der Spaten auf Grabsteine, da es aber zu beschwerlich wäre, diese ganz auszugraben, zieht man es vor, sie wieder mit Erde zu bedecken. Die Bewohner dieser Gegenden sind eben doch keine Griechen.

8. August 1851.

Ungefähr drei viertel Stunden von St. Come gegen Osten liegt Clarensac. Es wäre nichts von diesem Dorfe zu berichten, wenn es nicht, nach der Meinung vieler Bewohner dieser Gegend, in der Schreckenszeit der französischen Revolution eine gewisse Rolle gespielt hätte. Kurze Zeit vor 1789 warf der Seigneur von Clarensac sein Auge auf das schöne Weib eines Bauern, seines Unterthanen. Um ungehindert die Reize der schönen Unterthanin genießen zu können, schickt er, ein zweiter König David, ihren Mann, den armen Uria, fort nach Nimes, mit dem strengen Befehle, mehrere Tage in dieser Stadt zu verweilen und, was er auch immer hören möge, sie bei Androhung der härtesten Strafen nicht zu verlassen. Der arme Knecht gehorcht. Aber kaum drei Tage in Nimes, bemächtigt sich seiner die gewaltigste Unruhe. Er hält es nicht länger aus, und in der Nacht schleicht er in sein Dorf zurück. Er horcht vor seinem Hause und hört und sieht endlich durch eine Fensterritze sein Weib im verzweifelten Kampfe gegen den gnädigen Herrn. Er dringt hinein — und wird in seiner eigenen Stube von seinem Herrn, der bewaffnet ist, erschlagen. Es ist geschehen, und Niemand wagt, von der That zu sprechen. Der Edelmann setzt seine Bewerbungen bei der schönen Wittwe fort. Aber der Erschlagene hat einen Freund, einen Wildschützen. Dieser weiß gut zu zielen, und auf

freiem Felde einmal rächt er den Todten durch einen einfachen Schuß aus dem Gebüsche. Er wird, ich glaube, dafür lebendig aufs Rad geflochten. Die Zeit hat nicht Zeit, die Erinnerung an diese Geschichte aus den Köpfen der Bauern des Vaunages zu streichen. Die Revolution bricht aus, und die gebrochenen Schlösser, die verstümmelten Wappen, die Flucht so vieler Seigneurs zeugen, wie lebhaft diese Erinnerung noch in den Köpfen gespukt habe. Uebrigens waren alle diese Seigneurs dieser eifrigen Protestanten eifrige Katholiken — um so eifrigere und verfolgungssüchtigere, als sie alle Apostaten und sogenannte Neubekehrte waren, die nächsten Abkömmlinge jener Aristokraten, die die Glaubenssache und ihre Kämpfer verließen und verriethen, sobald es sich nur noch um den Glauben und nicht, wie zur Hugenotten- und Frondezeit, um Feudal- und Coterie-Interessen handelte. Fast alle Adeligen Languedocs haben sich zur Zeit der Cevennenkriege auf diese Weise bewährt. D'Aigalliers und der alte Marquis von Salgas sind rühmliche Ausnahmen. Zwar nahmen sie beide nicht Theil an dem Kampfe ihrer Landsleute und Glaubensgenossen; aber der Erste suchte wenigstens als Vermittler zwischen diesen und dem Hofe sein Möglichstes zu thun und verleugnete seine Ueberzeugung auch in den schwierigsten Lagen nicht, und der Andere war den Cevenolen freundlich, vergaß seinen Adel, zeigte seine Sympathie für die begeisterten Hirten und verhehlte sie nicht, selbst als man ihn im hohen Alter auf die Galeerenbank von Cette schmiedete.

Von Clarensac fuhren wir nach Caverac, dem Dorfe, in welchem unser Thümmel unter arkadischen Schäfern ein elyseisches Leben geführt haben will. Nun, dieses arkadische Dorf ist heute das unfreundlichste, roheste, schmutzigste in Vaunages und als solches im ganzen Lande verrufen. Wir sahen das Schloß, das ehemals dem Herrn von Caverac, heute der Commune gehört. Der große Park ist in Weingärten verwandelt; nur einige steife Taxushecken und eine prachtvolle Cypressenwand zeugen von der entschwundenen Herrlichkeit. Der protestantische Tempel, der

sich wie die Schule und der Kommunalsaal im Schlosse befindet, besitzt eine Kanzel, die eine Geschichte hat. Man sieht es ihr auf den ersten Blick an, daß sie einmal eine Cheminée gewesen. Ihr herrlicher, sehr bunter Marmor ist das Geschenk eines Papstes an einen Abbé, welcher einst in Caverac gewohnt und mit dem Marmor für seine wüthenden Pamphlete gegen die Protestanten belohnt worden. Und heute predigt der protestantische Pastor von diesem Marmor herab und klopft ihn wahrscheinlich mit besonders heiliger Lust. In diesem Schlosse soll auch Baville, der unerbittliche Verfolger der Protestanten, nach dem Massacre von St. Come übernachtet haben. Die Herren von Caverac haben in früheren Jahrhunderten besondere Hoheitsrechte im Lande besessen. Sie hielten eine Art von Hof, und die Adeligen der Umgegend theilten sich in solche, welche bei Hoffeierlichkeiten bloß bis ans Gitter, und in solche, welche in das Innere gelassen wurden, um knieebeugend ihre Aufwartung machen zu dürfen. Heute sitzt der Conseil municipal des souveränen Volkes von Caverac in den schönsten Salons des feudalen Schlosses. — Ich sah da ein Grab in einem Privatgarten — Aehnliches sah ich schon in Nages und anderen Flecken des Landes. Das Volk liebt es hier, seine Lieben in der Nähe, in einem Garten am Hause, auf einem benachbarten Felde zu bestatten. Das Gesetz ist eigentlich dagegen, aber die Sitte ist stärker. Sie rührt aus der Zeit her, da man den Protestanten kein ehrliches Begräbniß gestatten wollte, da man ihnen keinen Begräbnißplatz anwies und ihnen, was sie auch verschmäht hätten, nicht erlaubte, ihre Todten in katholisch geweihten Boden zu bergen. — Ich kann nicht umhin, hier das Edikt Ludwigs XVI. mitzutheilen, welches nach langen Kämpfen, wohlgemerkt im Jahre 1787, erschienen ist und den Protestanten eine Art von bürgerlicher Existenz zugestand. Ich übersetze es aus dem vortrefflichen Buche Napoleon Peyrats: „Histoire des Pasteurs du Désert“ und enthalte mich jeder Bemerkung:

„Wir Ludwig XVI., König von Frankreich, überzeugt von „der Fruchtlosigkeit Jahrhundert langer Verfolgungen und weichend

„der öffentlichen Meinung, die euch in Schutz nimmt, haben be-
„schlossen, viel mehr aus Nothwendigkeit als aus Sympathie, euere
„bürgerliche Existenz anzuerkennen; in Folge Dessen werden von
„nun an euere Weiber und Kinder legitim, euere persönliche
„Freiheit geachtet, euer Gottesdienst geduldet, euer Handel frei
„sein. Für diese königliche Gnade werdet ihr dem Staatsdienste
„unterworfen und die katholische Religion, die einzig herrschende,
„zu unterhalten verpflichtet sein; aber im Uebrigen bleibet ihr für
„immer von allen Aemtern der Verwaltung, der Rechtspflege, des
„Unterrichts ausgeschlossen und jedes Mittels zum Einflusse auf
„den Staat beraubt. Mit Einem Worte, es wird euch von uns
„nichts bewilligt, als was das natürliche Recht euch zu verweigern
„nicht erlaubt."

9. August 1851.

Reisen! — Es ist wohl die schönste und unschuldigste aller Leidenschaften, die Reiselust. — Aber ohne Ziel ist das Reisen fast so traurig, wie ein Leben ohne Zweck, ohne Idee. Wenn nicht die Heimat das letzte Ende des Wanderers, der vielen Mühen süßer Lohn ist, ist es ein Irren in der Wüste, ein Im-Kreise-Gehen, ein Streifzug durch eine unendliche Fläche, von deren Horizonte kein schattiger Baum, kein gastliches Licht winket. Der Wanderer muß die Aussicht auf einen heimischen Herd haben, um den herum seine Lieben sitzen, die mit Theilnahme den Erzählungen von fremden Ländern, von Abenteuern und bestandener Mühsal horchen. George Sand beschreibt einmal das süß unheimliche Gefühl des Alleinseins in fremder Ferne, irgendwo in einem weltvergessenen Thale, in einem labyrinthischen Gebirge, da man sich sagt: „Jetzt bist du zum ersten Male allein, keine Seele weiß dich zu suchen; jetzt bist du frei; dir, dir ganz allein und den Geistern in dir überlassen." Wenn aber dieses Gefühl ein alltägliches geworden, dann hat es seinen Reiz verloren. — Ich schreibe dieß, auf einem Felsstücke sitzend, beschattet von einem wilden Brombeerstrauch, der mich gütig gelabt hat, da ich seit Stunden, vom Wege verirrt, allen Menschenwohnungen ferne

bin. Vor mir ein schmaler Pfad, nur selten von der Ziege und dem Jäger ohne permis de chasse betreten — er verliert sich in verwittertem Gestein — um mich dehnt sich weit und breit eine kahle Gebirgswüste, aus grauen Bergrücken zusammengestückelt. Weit hinter mir der freundliche Gau Vaunages und weit vor mir die Ketten der Hochcevennen, die vierfach und fünffach, gezackt und in langgestreckten Linien hinziehen. Ein grauer Schleier zittert in der Mittagssonne glühend über ihren Häuptern. Nichts bewegt sich rings, als etwa eine Eidechse, die aus den kalkigen Steinen schlüpft, und, durch zwei Hügelreihen von mir getrennt, die Flügel einer Windmühle, die einförmig und einzeln auftauchen und verschwinden. — Empfinde ich jenes süß unheimliche Gefühl? Mehr als jeder Andere braucht der Wanderer eine Heimat — der gezwungen Reisende wandert nicht — er flieht.

10. August 1851.

Schräge gegenüber von Caverac, am südlichen Rande und in der östlichen Hälfte des großen Kesselthales liegt Langlade, die Heimat des besten Weines von Vaunages. Auf seiner Höhe steht noch heute die Windmühle, an deren Fuß eine der bedeutendsten und ruhmvollsten; obwohl unglücklichen Schlachten der Kamisarden begonnen hat. Marschall Montrevel war abgerufen und sollte dem Marschall Villars Platz machen. Er wollte Languedoc nicht verlassen, ohne den Ruhm wenigstens Eines bedeutenden Sieges mit sich zu Hofe fortzutragen. Zu diesem Ende that er alles Mögliche; er streute falsche Gerüchte über seine Abreise aus, um die Kamisarden, die ihm auflauerten, irre zu führen, theilte seine Truppen in mehrere Haufen, ließ sie Kreuz- und Querzüge und maskirte Märsche machen und sammelte sie endlich alle und mit Einem Male um Vaunages herum, wo sich eben Cavalier befand und von Dorf zu Dorf zog, um zu predigen. Cavalier hatte eben die Festungsmauern von Clarensac niedergerissen und auf ihren Trümmern gepredigt und prophetisirt. Von da zog er in das gegenüberliegende Langlade und ließ seine

Kamisarden, ungefähr 700 Mann Infanterie und 100 Reiter, in den Weingärten am Fuße des Berges lagern. Müde von den ununterbrochenen Streifereien, fielen sie bei herannahender Nacht in einen tiefen Schlaf. Auch Cavalier, auf einem Steine sitzend, entschlummerte leise. Nur wenige Reitervorposten wachten. Da plötzlich wimmelt es auf den Höhen hinter ihnen von königlichen Dragonern, die mit verhängtem Zügel und mit dem Rufe: tue! tue! auf das Kamisardenlager lossprengen. Die Kinder Gottes fahren aus dem Schlaf und greifen zu den Waffen, und die hundert Reiter schwingen sich auf ihre Pferde. Mit letzteren stürzt Cavalier sogleich auf den Feind und führt einen so gewaltigen Choc aus, daß dieser weicht und endlich zu fliehen beginnt. Der Prophet Catinat verfolgt ihn; aber Cavalier, dem beim ersten Angriff das Pferd unter dem Leibe weggeschossen worden, kann ihm nur nachsehen. Er sammelt seine Infanterie, um sie aus der Gefahr zu retten, die er von allen Enden heraufziehen sieht; denn die ersten Schüsse hatten die von allen Seiten aufgestellten Truppen geweckt, und sie ziehen von Rechts und Links und Gegenüber in gewaltigen Kolonnen heran, das Gros unter Anführung des Marschalls. Letzteres füllt die Ebene; die Höhen sind von den gesammelten Truppen bedeckt, und rückwärts kommt der verfolgende Catinat, selber verfolgt, aus den Ebenen von Vergez zurück, wo er das Regiment Charleroi getroffen, mit dem vereinigt sich die geschlagenen Dragoner gegen ihn kehren. Die Kamisarden sind eingeschlossen; die Uebermacht des Feindes ungeheuer. Nur gegen Nages, welches jenseits des Berges liegt, scheint ein Entkommen möglich; wenn Cavalier es erreicht, ehe ihm der Marschall folgen kann, schlägt er sich vielleicht durch die dort stehenden Truppen; ein Bauer will ihm noch dazu einen Hohlweg zeigen, vermittelst dessen er das Dorf gewiß früher erreicht, als der Marschall. Unglückseligerweise folgt ihm Cavalier. War der Bauer ein Verräther? Denn als die Kamisarden am Ende des Hohlweges ankamen, ist er von allen Seiten dicht besetzt, und die Kugeln regnen auf sie herab. Cavalier stürmt und

bahnt sich mit unglaublicher Tapferkeit einen Weg mitten durch den Feind. Er ist nun in der Nähe von Nages, trotz der Verrätherei oder Dummheit des Bauern; aber auch dieses Dorf ist angefüllt von feindlichen Truppen, die ihm aus allen Gassen, auf allen Wegen und Pfaden, zwischen Gärten und Gehölzen entgegenströmen — der Weg, der zur Ebene führt, ist von Reiterei dicht besetzt und wahrscheinlich auch vom Regiment Charleroi, das Catinat bis hierher verfolgt hatte. Nur noch die Höhe hinter ihm, die er vorhin durch den Hohlweg umgangen hatte, ist frei. Jetzt will er sie nehmen, um sich dort zu vertheidigen, oder von ihr in die Ebene hinabzustürzen. Er wendet sich ihr zu — da ist indessen der Marschall auf ihrer höchsten Spitze angekommen — die Mauern der Weingärten sind alle besetzt — und wie Mauern stehen von allen Seiten die königlichen Kolonnen, eine hinter der andern.

In diesem fürchterlichen Augenblicke ruft Cavalier seinen Leuten folgende Worte zu: Kinder, wir sind gefangen und lebendig gerädert, wenn es uns an Muth fehlt. Es bleibt uns nur Ein Mittel: wir müssen uns Bahn brechen und diesen Leuten auf den Leib rücken. Folget mir und haltet fest zusammen!

Nach dieser Anrede beginnt der verzweifeltste, verbissenste, hartnäckigste Kampf. Wüthend stürzen sich die Kamisarden auf die Feinde; nicht mehr mit dem Feuerrohr, man schlägt sich mit dem Bajonett in der Hand; auch dieses wird fortgeworfen, und wie in der Schlacht bei Cannä umschlingt man sich mit den Armen, faßt man sich an den Köpfen, an den Haaren und Händen; Zähne sind die beliebtesten Waffen. Die Feinde dringen immer mächtiger, massenhafter vor, die Kamisarden verlieren sich einzeln in den Wellen und sind zerstreut. Nur mit der größten Mühe reißt sie Cavalier von ihren Opfern los und sammelt sie wieder zu Schaaren.

Der Weg von Nages in die Ebene, die sich gegen Calvisson hin erstreckt, ist von dem kleinen Flusse Rosny durchschnitten, der, von Caverac kommend, seine ärmlichen Wellen dem Vidourle

zuführt, wenn er nicht in der Sommerhitze schon auf halbem Wege gänzlich verdampft ist. Die Straße von Sommières nach Nimes führt mittelst einer Brücke, eine kleine Viertelstunde von Nages, über diesen Bach. Die Brücke mußte Cavalier passiren, wenn er die Ebene von Calvisson und den Weg ins Freie gewinnen wollte. Die Zeit drängte, denn die Sonne war dem Sinken nahe. Dorthin wendete er sich mit seiner kleinen, wiedergesammelten Schaar und führt gegen die auf der Brücke aufgestellten Dragoner so gewaltige Chocs aus, daß nach und nach einzelne Haufen passiren können. Auf diese Weise aber bleibt er selbst mit einem nur sehr kleinen Peloton allein und abgeschnitten zurück; denn die große Anzahl der Dragoner sammelt sich nach jedem Choc aufs Neue und stopft die Brücke immer wieder. Ein rührender und heldenmüthiger Zug, den Cavalier in seinen Memoiren selbst erzählt, rettet ihn aus dieser mißlichen Lage. —

Unter seinen Lieutenants befand sich auch sein zehnjähriger Bruder, der sich schon in mehreren Gefechten durch Heldenmuth und durch aufopfernde Liebe zu seinem brüderlichen Feldherrn ausgezeichnet hatte. Er ritt einen kleinen Camarguer Hengst und trug einen kleinen Jagdstutzen, ein kurzes Schwert und im Gürtel ein Paar Miniaturpistolen; Alles in Harmonie mit seiner kleinen Gestalt. Für diesen Tag, den er blutig heraufziehen gesehen, hatte er sich noch besonders „wie zu einem Feste" aufgeputzt, die Hemdärmel weit über den Ellenbogen zurückgeschlagen und um die Arme hochrothe Schleifen gewunden. So sprengte er, den Zügel auf den Hals seines Schlachtrosses gelegt, die Pistole in der einen, das kleine Schwert in der andern Hand, überall ins dichteste Kampfgewühl und, da Pistole und Schwert nicht weit reichten, dem Feinde, den er sich ausersehen, immer auf den Leib. Bei dem Sturme auf die Rosnybrücke war er einer der Ersten, der die Feinde durchbrach und sie passirte. Da er aber sah, wie Diejenigen, die mit ihm herübergekommen waren, und mit ihnen Catinat und Ravanel, das Weite suchten, ohne den Uebergang der Zurückgebliebenen weiter zu befördern oder sich um den

abgeschnittenen Cavalier zu bekümmern, warf er seinen Hengst quer über die Straße, schnitt so den Fliehenden den Weg ab, und die Pistole emporhebend rief er ihnen entgegen: „Kinder Gottes! wo eilet ihr hin? besetzt die Ufer des Baches, greifet den Feind an! decket den Rückzug meines Bruders!" — Die Fliehenden bleiben stehen, thun, wie jener befiehlt, und Cavalier ist gerettet. In guter Ordnung zieht er sich über das coupirte Terrain von Calvisson in die Schluchten gegenüber zurück — immer verfolgt, aber immer noch kämpfend, bis er sich mit Hülfe der im Süden schnell heranbrechenden Nacht in den Gehölzen verliert und so bald den Blicken des Feindes gänzlich entschwindet.

Dieß ist der blutige Tag des 16. April 1704, einer der unglücklichsten und ruhmvollsten für die Kamisarden. Der Kampf gegen einen mehr als sechsfach überlegenen Feind hat von Morgens zwei Uhr bis in die Nacht gedauert, und das Schlachtfeld gewann in seinem Verlaufe eine Ausdehnung von mehr als zwei Stunden. Jeder Fuß breit Boden mußte aufs Blutigste erfochten werden. Man weiß nicht, soll man mehr die Hartnäckigkeit, den Muth, die Ausdauer, die Todesverachtung der Kamisarden oder die Kaltblütigkeit, den sicheren Blick ihres Führers bewundern, der mitten unter unzähligen Hinterhalten und Fallen, von allen Seiten und immer neu umstellt, stets das im Augenblicke sicherste Mittel zur Rettung, den im Momente einzig möglichen Ausweg erspähte? Als einige Wochen darauf Villars das Schlachtfeld besichtigte und sich den Verlauf des Kampfes erzählen ließ, rief dieser vielleicht bedeutendste Feldherr Ludwigs XIV., dieser in der That kompetente Richter, voll Verwunderung aus: Wahrlich, das ist Cäsars würdig! — Und in seinen Memoiren wiederholt er noch: Cavalier benahm sich an jenem Tage auf eine Weise, die alle Welt in Erstaunen setzen muß. Ein homme de rien, ohne Erfahrung in der Kriegskunst, der sich in den schwierigsten und delikatesten Lagen so benimmt, wie es ein großer Feldherr gethan hätte!

Wie großen Heldenmuth auch Cavalier in der Schlacht bei

Nages bewährt haben mag, sie scheint doch der Anfang seines inneren Verfalles gewesen zu sein. Kurze Zeit nach dieser Niederlage beginnt er seine Unterhandlungen mit Villars, während alle seine Kampfgenossen noch den ungeschwächten Muth bewahren. Er hatte die Uebermacht kennen gelernt und beginnt die reguläre Kriegskunst, die Kombination, zu respektiren, den ungeregelten Muth, den Kampf auf eigene Faust, die Geltung der Persönlichkeit zu verachten. Als Prophet hat er seine kriegerische Laufbahn in den Cevennen begonnen; er beschließt sie als Soldat. An die Stelle der Begeisterung ist die Berechnung, an die Stelle der Aufopferungslust für eine heilige Sache ist eitle Ruhmsucht getreten, an die Stelle des Priesterthums gedankenloser militärischer Ehrgeiz. Einer regulären Armee anzugehören, in ihr einen hohen Rang einzunehmen, scheint ihm das höchste Ziel aller Wünsche. Nicht mehr wofür, sondern ob er sich überhaupt schlagen werde, ist noch bei ihm die Frage. In dem Traktate, den er mit Villars abschließt, steht der Artikel, der ihm ein Regiment, eine Oberstenstelle und Schlachtfelder in Spanien und Portugal verspricht, obenan. Er ist bereit, sich für Ludwig XIV., den Verfolger seines Glaubens und seiner Landsleute, gegen England, das heißt gegen seinen bisherigen Bundesgenossen, zu schlagen. Ist das vielleicht französischer Patriotismus? Keineswegs! Denn als jener Traktat nicht in Szene gesetzt werden kann, geht er in sardinisch-englische Dienste und kämpft auf denselben Schlachtfeldern gegen Ludwig, auf denen er dessen Fahnen hatte folgen wollen. Er war zum Condottiere geworden und stirbt am Ende als militärischer Gouverneur der englischen Insel Wight.

Nicht umhin kann ich, hier des Zufallspieles zu erwähnen, das ich aus Napoleon Peyrats Buch kennen lerne; daß nämlich Cavalier durch seine Heirath mit dem schauerlichen Jesuiten Père Lachaise, dem Beichtvater Ludwigs XIV. und fanatischen Feinde der Kamisarden, und mit Voltaire verwandt worden ist. — In Chelsea, das damals ein einsames Dorf, heute eine Vorstadt Londons bildet, zeigte man mir die Gasse, in welcher Cavalier

die letzten Jahre seines Exiles verlebte. Dieselbe Gasse hat noch andere große Verbannte Frankreichs gesehen: den edlen Labourlie, den Katholiken, der aus dem Cevennenaufruhr das machen wollte, was sein späterer Nachfolger und Nachbar in derselben Gasse, Mirabeau, aus der Versammlung der Notabeln gemacht hatte: keine protestantische, keine katholische, sondern eine die Menschheit ergreifende, soziale Revolution. Heute ist dieses Dorf der französischen Verbannten der stille Aufenthaltsort englischer, der Gesellschaft müder Berühmtheiten. Dort wohnt Thomas Moore, der Sänger der irischen Leiden, und Thomas Carlyle, der Geschichtsschreiber der französischen Revolution und Bewunderer seines früheren Nachbarn Mirabeau. „Der alle Formeln verschluckt hat,“ Schicksal! Wind! Menschen, Staub und Blüthen! Wie wirbelt Alles durcheinander, voneinander und zusammen — aus allen Zeiten, an allen Orten und zuletzt macht Alles nur Eines aus! — Und wie ich hier an die Kamisarden denke, an Rad und Galgen, die einst auf allen diesen Bergen prangten, an die Scheiterhaufen, die unweit von hier, in Nimes und Montpellier, rauchten, da schon Voltaire lebte, an die Gasse vor meinem Hause, in der sich vor kaum 35 Jahren noch die Protestanten gegen die frommen Sendlinge der Kongregationen vertheidigen mußten, mit Gewehren, die sie schnell aus der Erde scharrten — und wie ich mich wieder an den Sänger der irischen Leiden erinnere, rufe ich aus: Was der Katholizismus am Protestantismus im südlichen Frankreich verbrochen — es findet nicht seines Gleichen, wenn nicht in Dem, was die Protestanten an den Katholiken Irlands gethan.

10. August 1851.

Heute, Sonntag, wohnte ich dem protestantischen Gottesdienste im hiesigen Tempel bei. Beide, Gottesdienst und Tempel, sind von höchster Einfachheit. Letzterer ist ein längliches, gewölbtes, von Galerien umgebenes Gebäude, mit einer säulengetragenen Vorhalle. Im Innern kein Bild, kein Zeichen, nicht einmal ein Kruzifix — der Thüre gegenüber die hölzerne Kanzel, vor ihr

in Reihen aufgestellte Strohsessel. Der Gottesdienst bestand aus einer Predigt, in welcher viel von Gott, wenig von Christus die Rede war; die „Grace," welche den Hauptinhalt ausmachte, wurde nicht calvinistisch trostlos, sondern als Liebe Gottes zu den Menschen dargestellt. Ein anderer Vorzug der Predigt war ihre Kürze. Dann wurde vom Prediger ein Gebet für die Republik verlesen, worauf die Absingung eines Psalmes folgte. Die Psalmen der Protestanten Frankreichs sind ihrer Geschichte und ihrer Stammväter wegen interessant. Ihr Compositeur ist Goudimel, der schon unter Franz I. lebte und nach der Bartholomäusnacht in Lyon getödtet wurde. Die Uebersetzer oder Dichter der Psalmen sind Clemens Marot und Theodor de Bèze. Die Worte haben sich allerdings modernisirt, aber die Komposition ist dieselbe geblieben; dieselben ernsten, einfach erhabenen Laute, wie sie unter den Salven der Bartholomäusmörder und später in der Wüste der Cevennen ertönten. Auffallend war es mir, daß einzelne Männer während des ganzen Gottesdienstes den Hut auf dem Kopfe behielten; freilich liebt es der Südfranzose ebenso wenig wie der Spanier, sein stolzes Haupt zu entblößen, aber in der Kirche muß es doch sonderbar erscheinen. Weniger sonderbar, vielmehr natürlich erschien mir das sonstige ungenirte Betragen der ganzen Gemeinde, das sich mit einer stillen, ungeheuchelten Andacht ganz gut vertrug. Obenan, der Kanzel ganz nahe, saßen die Mitglieder des Konsistoriums; denn jede protestantische Gemeinde, die eine Kirche besitzt, hat auch ihr Konsistorium, das, aus Laien bestehend, vollkommen frei, keine Autorität über sich erkennt, den Pastor nach Gutdünken wählt und die Kirchenangelegenheiten verwaltet.

An der Verfassung der protestantischen Kirche im südlichen Frankreich wäre wenig oder nichts zu tadeln. Sie ist frei und bietet ihren Gliedern alle Mittel, die Geistlichkeit vor Verpfaffung zu bewahren. Aber man macht von diesen Mitteln keinen Gebrauch, dazu fehlt es — es sei offen herausgesagt — sowohl bei Laien wie bei Geistlichen an der nothwendigen Bildung.

Das ganze Leben des französischen Protestantismus ist in Stagnation gerathen und äußert sich höchstens in einem kleinen, nergelnden, gehässigen Antagonismus gegen die römische Kirche. Von einem Streben nach innerer Ausbildung, nach Erweiterung und Fortschritt ist nirgends die Rede, wie man es doch vom Protestantismus in unmittelbarer Nachbarschaft der feindlichen Kirche; wie man es von einer Minorität, die trotz aller Freiheit und Gleichheit unterdrückt und zurückgesetzt ist und jetzt mehr als seit lange, und wie man es endlich nach geschichtlichen Antezedentien erwarten sollte. Die Laien sind, wie alles Volk Südfrankreichs, wenig vom Lichte erhellt, und die Pastoren sind es verhältnißmäßig (einige Ausnahmen ungerechnet) noch weniger. Die Letzteren, in der Trägheit der Ignoranz, verschanzen sich in alten Formen und Worten, die sie, um ihre Verschanzung, wie sie glauben, dauerhaft zu machen, mehr und mehr erstarren lassen. Alles frische Leben wird so fern als möglich gehalten, und die jungen Leute, die, meist aus Deutschland, in neuerer Zeit manchmal mit neuen Gedanken, mit Fortschrittsversuchen heranrücken, sehen bald ihre Ohnmacht dem überlegenen und verschanzten Feinde gegenüber ein, ergeben sich in das Unvermeidliche und heulen mit den Wölfen, wenn sie nicht den Beruf gänzlich verlassen. Vor Kurzem erst, um ein Beispiel für viele anzuführen, weigerten sich die Pastoren eines ganzen Kantons, der Konsekration eines jungen Kollegen beizuwohnen, weil er in seiner These behauptet hatte, die heilige Schrift sei wohl ihrem Inhalte, aber nicht ganz der Form nach vom heiligen Geiste inspirirt. — Allgemeines Entsetzen ergriff die frommen Herren über das unselige Gift, welches die jungen Leute aus Deutschland herüberbringen, denn Herr Vignié, jener junge Kandidat, hat ein halbes Jahr in Deutschland studirt.

Aber die Unwissenheit ist nicht die einzige Ursache des Verfalles der französischen protestantischen Kirche; er hat tiefere und verdammenswerthere Gründe, und unter diesen nenne ich nur, da ich einmal im Ausplaudern bin, die herrschende Intrigue.

Nach der französischen Revolution that sich, wie in allen Sphären, auch hier ein regeres Leben kund, welches dem erschlafften Körper Erfrischung und Verjüngung versprach. Das schreckte das fromme England, und es warf sich mit seinem plumpen Eifer und seinen dicken Geldsäcken darüber her, und mit seinem gottseligen Gelde schuf es die Methodisten; Genf hingegen schuf, ebenfalls mit Geld, die Pseudo-Rationalisten, welche wenigstens ebenso antiphilosophisch und, der absichtlichen Unwissenheit der Methodisten gegenüber, unabsichtlich unwissend sind. Beide Parteien bekämpfen sich gegenseitig mit der höchsten Erbitterung, schelten einander fanatisch und ungläubig, und da hier nicht Gedanke gegen Gedanke, sondern Intrigue gegen Intrigue, Eigennutz gegen Eigennutz kämpft, gehen alle edleren Interessen darüber zu Grunde. Der Pastor, der nicht Partei ergreift und sich nicht von einer der beiden Seiten bezahlen läßt (denn die Zahlungen gehen noch heute fort, und die von englischer Seite verdienten es zuerst, die Aufmerksamkeit des aufrichtigen Protestanten auf sich zu ziehen), wird weggeschoben und bringt es nie zu irgend welcher Bedeutung. Die Revue de Théologie in Straßburg macht gegen diese Parteien eine wohlgemeinte, aber vergebliche Opposition. Die Geschichte ihres Herausgebers ist für die Genfer Partei charakteristisch. Er wurde nur darum seiner Stelle als Professor verlustig, weil er so verderbt war, Neanders, des fürchterlichen Rationalisten, Meinung über die Bekehrung Sauli nicht als die seine hinzustellen, sondern bloß als die Meinung eines berühmten Gottesgelehrten zu citiren.

Wie günstig gestimmt und wie durch die heldenmüthige Geschichte und das lange Martyrium voreingenommen für die Protestanten man immer in diese Gegenden kommen möge, wie sehr man sich ihnen bei ihrem Republikanismus nahe fühle — sieht man diese Dinge genauer, kann man doch nicht umhin, den Kopf zu schütteln. Erst nach langem Kampfe schreibe ich diese Andeutungen nieder, nachdem ich, durch Monate und mancherlei Umstände begünstigt, Personen und Zustände in der Nähe

betrachtet habe. Allerdings muß ich hinzufügen, daß der protestantische Klerus vom katholischen dieses Landes an Ignoranz babylonisch überragt wird. Ich spreche nur von der Ignoranz dieses Letzteren; seine übrigen Eigenschaften sind dieselben wie überall und bekannt.

Und da ich einmal von Theologie spreche, darf ich wohl auch eines Klingelbeutels erwähnen. Einer der merkwürdigsten seinem Inhalte nach ist wohl nach jedem Sonntagsgottesdienste der von Calvisson. Der Pastor erlaubte mir, ihn zu durchwühlen und so viele Münzen, als ich nur wollte, auszutauschen. Da fand ich denn unter andern besonders römische und russische. — Ja, römische und russische, wie sonderbar das auch klingen mag. So berühren sich Zeiten und Völker. Viele römische Münzen, wie ich schon oft erwähnt, kursiren hier unter den Bauern als Soustücke, und man liebt es, sie in den Klingelbeutel zu werfen, da man in etwas entlegeneren Gegenden, wo man an ihren Anblick weniger gewöhnt ist, oft zaudert, sie als Sous anzunehmen. Die Kirche aber, denkt der Bauer, hat einen guten Magen. — Die russischen Kopeken sind im Süden noch aus der Zeit der Invasion sehr häufig. — Ich fand zwei römische „Sous" — der eine aus der Zeit des Antoninus, mit wohlerhaltenem Gepräge des Kopfes und der Inschrift. Beides war auf der anderen bedeutend zerstört, die Inschrift unlesbar. Ich rathe den Numismatikern des Nordens, sich mit den Pfarrern des Südens in Verbindung zu setzen.

11. August 1851.

Gestern machte ich noch einen Spaziergang nach Nages, um das berühmte Schlachtfeld noch einmal in Augenschein zu nehmen, und ich sah, daß es gut war! Auf dem Wege begegnete ich vielen sonntäglich geputzten Bauern, die mit ihren Familien den Abend auf ihren Feldern, die Gärten gleichen, zubringen und Früchte sammeln. Sie zeigten mir mehrere Aecker, die als Gräber der Gefallenen bezeichnet werden und in denen man noch in unseren

Tagen oft Menschenknochen findet. Diese Felder zeigen deutlich den Weg an, den Cavalier auf seinem Rückzuge genommen. Vom Balkon des Pfarrhauses aus überblickt man die Hälfte des Schlachtfeldes, heute ein blühender Garten, der in dem Augenblicke, da ich ihn gesehen, in Abendgluth und in den holdseligsten Frieden getaucht war. — Dieser Besuch erinnerte mich an eine andere, aber siegreiche Schlacht, die Cavalier im Jahre 1703, am 13. November, daselbst geschlagen. Er war mit nur wenigen bewaffneten Kamisarden in der friedlichsten Absicht von der Welt hierher gekommen. Er wollte nur predigen und die Kinder Gottes von Nages, die er auf dem Hügel hinter dem Dorfe versammelte und zu denen noch andere Kinder Gottes aus der Umgegend herbeigeströmt waren, durch sein begeistertes Wort zur Ausdauer ermuthigen. Wirklich hatte er schon zu predigen angefangen, als er eine gewaltige Heermacht, Fußvolk und Reiter, unter Anführung des sehr tapfern Firmacon, heranstürmen sieht. Cavalier ist der Erste, der dem Feinde entgegeneilt, um seine Stärke zu erkennen. Kaum hat er sich aber auf eine gewisse Entfernung von seinen Leuten fortgewagt, als aus einem von Olivenbäumen bedeckten Hohlwege ein Kornett mit zwei Dragonern hervorsprengt. „Du bist Cavalier," ruft der Kornett, „ich kenne dich! Du entrinnst nicht, so ergib dich! Du sollst gutes Quartier haben!" — „Ich will aber nicht!" antwortet Cavalier und schießt mit seinem Gewehre den armen Kornett nieder. — Einer der Dragoner hat zugleich auf Cavalier angelegt, aber gefehlt. Cavalier ist geschickter, reißt nach dem ersten Schuß die beiden Pistolen aus dem Gürtel und erlegt den Dragoner, mit der andern Pistole verfolgt er den schon fliehenden zweiten Dragoner und läßt nicht ab, bis er auch den vom Pferde geschossen. Dann erst kehrt er zu den Seinen zurück. Die wenigen bewaffneten Kamisarden haben sich indessen hinter den Gartenmauern vor den unbewaffneten in Schlachtordnung gestellt und beginnen bald, von Dämmen, Mauern und Bäumen geschützt, eine mörderische Füsillade auf den anstürmenden Feind. Aber diese Ordnung

dauert nicht lange. Die Weiber können dem Kampfe nicht so ruhig vom Hintertreffen aus zusehen. Sie durchbrechen die Reihen der bewaffneten und unbewaffneten Männer, springen auf die Mauern und lassen mit Geschrei einen ungeheuern Steinregen auf die Dragoner niederschmettern. Aber auch damit noch begnügen sie sich nicht. Sie stürzen sich von den Mauern hinab und dringen in die Gehege, in denen sich der erschrockene Feind festzustellen sucht. Ihnen nach dringen die Männer, dem Geschrei, dem Steinregen der Weiber Gewehrdonner und Kugelregen nachsendend. An der Spitze der Weiber steht ein junges Mädchen, eine Prophetin, Louise Guignon, auch Lucretia, die Vivaraiserin genannt. Mit dem Rufe: Hoch das Schwert Gideons! Hoch das Schwert des Ewigen! wirft sie sich ins dichteste Gedräng des Feindes. Sie hat das Schwert eines gefallenen Reiters mit beiden Händen ergriffen und tödtet, was ihr begegnet. Die Weiber ahmen ihr Beispiel nach, die Männer folgen den Weibern. Aus einem Gehege nach dem andern wird der Feind getrieben, noch bevor er sich recht aufgestellt. Bevor noch der Befehl zum Angriff gegeben, ist er vom Steinregen, vom heftigen Andrang, vom Geschrei der Weiber, vom Gesang der Psalmen aus der Fassung gebracht; er zieht sich zurück; er flieht endlich, aus tausend Wunden blutend, bis er sich hinter Vizac wieder sammelt, um von Calvisson aus Verstärkung an sich zu ziehen. Nach Stunden kehrt er nach Nages zurück, um seine Schmach zu rächen. Aber längst hat Cavalier seine Predigt beendigt, längst ist er mit den Kindern Gottes aus der Gegend verschwunden.

Von Nages wanderte ich nach dem kaum eine halbe Stunde südlich gelegenen Baissière, der letzten Gränze der Vaunages, des kleinen Kanaan der Kamisarden. Bescheiden liegt das schöne Dorf am Fuße eines bedeutenden Hügels, von welchem herab ein noch heute mit tüchtigen Mauern und Thürmen prangendes Schloß das Dorf und die Gegend beherrscht und in den etwas einförmigen Anblick dieses Winkels romantische Abwechslung bringt. Die Revolution brachte es in bürgerlichen Besitz. Einst

gehörte es dem in den Religionskriegen verrufenen Baron St. Come. Er war einer der vielen Abgefallenen; aber noch schlechter als diese, spielte er lange Zeit die Rolle des treuen Protestanten, um seine Glaubensbrüder für Lohn desto sicherer zu verrathen. Erst nachdem er durch offenen Verrath den königlichen Truppen, die er als Führer hätte zurückschlagen sollen, Nimes geöffnet und sich so seine Rolle für die Zukunft unmöglich gemacht hatte, warf er den Mantel der Heuchelei ab und trat als schamloser Agent Baville's und als unbarmherziger Denunziant auf. Vor diesem Schlosse erhielt er den definitiven Lohn seiner Denunziatiönchen. Denn als er es eines Morgens in seiner Karosse, von guter Escorte bedeckt, verließ, um sich nach Nimes zu begeben, wartete ihm Catinat, der Prophet, auf.

Man glaube nicht, daß ich Tendenz oder wohlfeile Polemik gegen den Adel mache, indem ich so oft auf den Abfall, den schändlichen Verrath, die apostatische Verfolgungssucht der Languedoc'schen Aristokratie zurückkomme. In den besten Quellen, die ich hier beigeben werde, darunter katholische, kann man sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, von der Wahrheit, daß die Adeligen nichts von den größten Schändlichkeiten, vom bittersten Verrath an ihren Glaubensgenossen abhielt, nachdem es den Anschein gewonnen hatte, daß auf protestantischer Seite wenig Vortheil zu holen war. Die Vergleichung mit anderen Zeiten und Ländern, die Nutzanwendung und die Moral überlasse ich dann dem Leser selbst.

Dieses aber sind die Quellen, die ich theils zu dem erwähnten Zwecke, theils für jene Leser aufzeichne, die durch das bereits Erzählte etwa auf die nähere Kenntniß der Geschichte der südfranzösischen Protestanten begierig geworden sind. Ich begnüge mich vor der Hand mit der Hinweisung, bis es mir in späteren und besseren Zeiten vielleicht gegönnt ist, dem deutschen Publikum ein Werk über diesen Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit so sehr verdient, selbst vorzulegen.

Die „Geschichte der Protestanten Frankreichs von Anfang der

Reformation bis auf unsere Tage" von G. de Felice, Professor der Moral in Montauban. Dieses neueste Geschichtswerk der Protestanten ist gleich ausgezeichnet durch seine Form wie durch seinen Inhalt. Aus dem durchgängig edlen Style blickt allüberall Wahrheitsliebe und Treue durch. Trotzdem, daß das starke Volumen dagegen zu sprechen scheint, schließt es doch alles Kleine und Anekdotische aus und beschäftigt sich nur mit der Hauptsache und mit Dem, was diese charakterisirt.

„Geschichte der Hirten der Wüste" seit der Rücknahme des Ediktes von Nantes bis auf die französische Revolution von Napoleon Peyrat. 2 Theile. Ein verdienstliches, mit großem Fleiße gearbeitetes Buch, dem man nur hier und da den beschränkten Theologen und darum auch den Parteimann ansieht. Trotzdem frei von Kleinlichkeit, edel in der Auffassung und, wo sich der Theolog vergißt, ein weiter Gesichtskreis. Komisch ist Herr Peyrat, wo er auf die Philosophen des vorigen Jahrhunderts zu sprechen kommt; er kann ihre großen Verdienste, die sie sich, wenn auch nicht um den Protestantismus, doch um die Protestanten erworben haben, nicht leugnen — und soll er sie loben, die Gottlosen? Er ist sehr genirt.

„Geschichte der reformirten Kirche von Nimes" von A. Borrel. Obwohl nur eine Spezialgeschichte, ist sie bei der großen Bedeutung, die Nimes im Süden hat und immer hatte, doch gezwungen, weit auszugreifen, und bietet viel des Lehrreichen und Lesenswerthen.

„Geschichte der Unruhen in den Cevennen und des Kamisardenkrieges" von Court, Verfasser des „französischen unparteiischen Patrioten." Der Verfasser dieses höchst verdienstvollen Buches ist identisch mit jenem Court, den die französischen Protestanten als Regenerator ihrer Kirche verehren, mit demselben, der die lebensgefährliche Sendung übernahm, unter Ludwig XV. „in der Wüste" das Evangelium zu predigen, der der Prophetenanarchie ein Ende gemacht und in Lausanne das Seminar stiftete, um die Propheten durch ordentliche Pastoren zu ersetzen. Sein Buch ist gewiß

vortrefflich zu nennen; es hat alle damals zugänglichen Quellen erschöpft, es gibt unendlich viele und nur charakteristische Details und hat den Grund zur Geschichtschreibung über diesen Gegenstand gelegt. Der Verfasser hat dazu selbst noch viele Augenzeugen des Kamisardenkrieges gekannt und den Schauplatz bis ins Kleinste studirt — aber er ist parteiisch, nicht eben sehr wild parteiisch — aber doch ein klein wenig pfäffisch parteiisch und zwar nicht gegen die Feinde der Kamisarden, sondern gegen diese selbst, d. i. gegen die Propheten. Die demokratische Theokratie, die so lange in den Cevennen geherrscht, da die Kamisarden sich aller Pastoren entschlugen und nicht erst fragten, ob Dem, der ihnen predigte und sie begeisterte, die Hand aufgelegt worden, die selbst alle im Nothfalle aus dem Stegreife predigten, die Bibel auslegten und die Psalmen ohne Vorsänger sangen — die demokratische Theokratie ist dem Hierarchen Court, ohne daß er es gesteht, ein kleiner Dorn im Auge. Es ist erklärlich, hat doch der wohlmeinende Mann sein Leben lang gegen ihre Ueberbleibsel und die mit ihnen verbundene Anarchie, wie er es nannte, zu kämpfen gehabt.

Die „Memoiren" Cavaliers, die englisch erschienen sind. Cavalier prahlt ein wenig, ja es ist noch die Frage, ob er nicht ein wenig lügt. So z. B. ist es noch immer problematisch, ob er wirklich diese Unterredung mit Ludwig XIV. gehabt, in der er dem König so schöne Lehren gibt und von der er so ausführlich erzählt. Nach St. Simon hat sich ihn Ludwig XIV. nur auf der Treppe von Versailles zeigen lassen und ist in der Ferne achselzuckend an ihm vorübergegangen. Auch hat sich nur von einer solchen entrevue und nicht von einer Unterredung die Tradition in der Familie erhalten. Ein Herr Cavalier, der letzte Abkömmling des Hauses, den ich im Jahr 1845 in Paris kennen gelernt, hat mir wenigstens so gesagt. — Die Memoiren Cavaliers sind auch spät und aus dem Gedächtnisse geschrieben, ohne alle Hülfsmittel von Noten und Aufzeichnungen. Diese, scheinbar eine der besten, ist doch eine der trüben, wenn auch interessanten Quellen.

„Der wiedererwachte Fanatismus“ (le fanatisme renouvelé), vier Bände, zur Zeit und auf dem Schauplatze des Cevennenkrieges selbst geschrieben. Der Verfasser Louvreleuil erzählt gut und einfach, was er gesehen und gehört, zwar nicht immer mit viel Kritik, aber stets in der besten Absicht, die Wahrheit zu sagen. Er ist katholischer Priester und ganz katholischer Priester, aber ohne blinden Fanatismus. Menschlich und mitleidig läßt er ein Herz für die Leiden der Unterdrückten sehen und fühlt manchmal Bewunderung für ihren Heldenmuth.

Ganz anders ist Flechier, Bischof von Nimes. Seine „ausgewählten Briefe“ stellen ihn ganz so dar, wie die Historiker. Fanatisch, verfolgungssüchtig, jesuitisch geistreich, biegsam und schmiegsam dem Hofe und den Großen gegenüber, grausam gegen die Besiegten, schmeichelnd der noblen Weltlichkeit, ist er selbst galant und bel esprit — in der Gefahr ist er feig. Man muß ihn kennen, um zu wissen, mit welchen Feinden es die Kamisarden zu thun hatten, und daß sie nie und nimmer auf menschliche Behandlung rechnen und das Schwert einstecken durften.

Gegen dieses Letztere scheinen „die Memoiren des Marschall Villars“ zu sprechen, scheinen aber auch nur, denn bei näherer Einsicht erkennt man aus diesen zwar nicht vom Marschall selbst geschriebenen, doch inspirirten Memoiren, daß der kluge und fast menschenfreundliche Villars mit seiner Versöhnungspolitik am Hofe Ludwigs XIV. allein stand. Denn die Reste der Partei Colbert, die Fenelon und Vauban, die Ruinen von Port Royal kann man doch nicht zum Hofe zählen.

„Die Geschichte des Fanatismus“ Bruey's. Der Verfasser, als ehemaliger Protestant und als Apostat nach der Rücknahme des Edikts von Nantes, ist ein viel eifrigerer Feind der Kamisarden, als jener Priester von St. Germain — er übertreibt und verleumdet wohl auch gerne. Doch schreibt er gut und bringt als Zeitgenosse und Augenzeuge viel Thatsächliches. Die mancherlei Widersprüche in seinem Buche sind leicht herauszufinden.

Die Briefe der Frau von Maintenon, dieser Frau, die schlechter ist, als ihr Ruf. Gegen intime Freunde wagt sie es, sich über manchen verfaulten Charakter, der in dem Cevennenkriege eine Rolle gespielt, offen und wahrhaftig auszusprechen, obwohl sie denselben bei Hofe unterstützt. Man erkennt, wie wenig bei den Helfershelfern Ludwigs XIV. die Religion, wie viel ihr eigenes Interesse zu bedeuten hatte, und daß in den Cevennen Tausende geschlachtet wurden, um in Versailles einen kleinen Platz zu behaupten.

Von hohem Interesse müssen die Memoiren d'Aigalliers sein, des friedseligen, vermittelnden Mannes, der zwischen den Cevennen und Versailles hin und her reiste und dem blutigen Kriege durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten ein Ende zu machen suchte. Der gute Mann hat seine Memoiren geschrieben, das ist gewiß, und darin beide Lager und den Hof nach eigener Anschauung geschildert, ob aber diese Aufzeichnungen noch bestehen, das ist fraglich. Man behauptet, daß sich das Originalmanuskript in der Bibliothek zu Genf befinde. Von anderer Seite wird das bestritten, oder das in Genf sein sollende Manuskript als apokryph bezeichnet.

Zwölftes Kapitel.

Bas-Vaunages — Ein vierfarbiges Dorf — Die Quäker und Methodisten — Englische Religion, englisches Geld — Abbé Jean Baptiste Favre's Obras Patouèzas — Einiges über Volks- und Patoispoesie im südlichen Frankreich — Grotten und Schlachten der Kamisarden — Eine Römerbrücke — Wieder ein Schlachtfeld Jean Cavalier's — Cavalier und Roland — Rückkehr nach Vaunages.

16. August 1851.

Von Calvisson aus erreicht man zu Pferde den südwestlich gelegenen Flecken Congenies in einer halben Stunde. Man muß Congenies gesehen haben, denn es ist in diesen Landen wegen seiner gemischten Bevölkerung berühmt. Seine 1500—2000 Einwohner theilen sich zu ungefähr gleichen Theilen in Katholiken, Reformirte, Methodisten und Quäker. Allgemein werden sie wegen der Eintracht gelobt, die unter ihnen trotz dieser Glaubensverschiedenheit herrscht. Sieht man aber die Dinge in der Nähe, so überzeugt man sich bald, daß es mit dieser evangelischen Friedseligkeit nicht so weit her sei, und zwar sind es die frommen Methodisten, welche Zwietracht und Hader stiften. Immer Bibelsprüche und Psalmen im Munde, sind sie heftige Eiferer, die den lieben Nachbar entweder bekehren wollen oder die Verachtung gegen Alle, die der Gnade nicht theilhaft geworden, offen zur Schau tragen. Es ist eben der Hochmuth der besonders Frommen, der sie auszeichnet. Ihr Ursprung, ihre Entstehungsgeschichte sind auch nicht von Flecken frei. Nicht nur, daß sie englisches Geld zuerst ins Leben gerufen, englische, evangelische Klugheit hat sie auch organisirt. Vor Jahren kam ein Missionär, einer

von denen, wie wir sie auch in Deutschland kennen, nach Congenies, gewann durch Zureden, sogenannte Unterstützungen, eine Anzahl Einwohner für sich und gewöhnte sie nach und nach, den protestantischen Tempel, seine Geistlichen und die früheren Glaubensübungen zu vernachlässigen und zu verachten. Darüber beunruhigt, fragten ihn bei einer Synode in Nimes die reformirten Pastoren nach seinem Zwecke, und ob er denn Willens sei, eine Theilung in die ohnehin schwache evangelische Kirche zu bringen. Mr. Curt, der Missionär, gab die beruhigendsten Antworten, versprach, was man nur wollte, und man ließ ihn gewähren. Nach einem halben Jahre hatte er gegen seine sämmtlichen Versprechungen gehandelt.

Das Quäkerthum ist eine eingeborene Pflanze und hat in seinem Ursprunge gar nichts mit dem Quäkerthume Englands gemein. Die hiesigen stammen direkt von den Kamisarden. Gewöhnt an die demokratische Theokratie der Kinder Gottes und an die Predigten, die unmittelbar aus dem Munde der Begeisterten im Volke hervorkamen, wollte sich ein Theil der Protestanten keiner Art von Pastoraten mehr fügen und verharrte außerhalb der Hierarchie, welche nach langen Bemühungen Court (nicht zu verwechseln mit dem obengenannten Missionär Curt) im vorigen Jahrhundert organisirte. Die fromme Nase der englischen Quäker hatte sie bald ausgewittert, und da beide in diesem Hauptpunkte einig waren, war es nicht schwer, die gänzliche Vereinigung zu Stande zu bringen und diese Cevenolen zur Annahme auch der Aeußerlichkeiten, der Sitten und Formen der englischen Quäker zu bewegen. Heute sieht es ihnen Niemand an, daß diese Stillen im Lande die Abkömmlinge der wilden Kinder Gottes sind.

Vor dem Dorfe dehnt sich ein großer, neuer Begräbnißplatz aus, der in zwei ungleiche Theile getheilt ist. Der kleine gehört den Katholiken, der größere den Nichtkatholiken gemeinschaftlich. Die Quäker haben ihr Bruderhaus, die Methodisten ihre Betstuben und die Reformirten ihren Tempel. Zu Anfang dieses Jahrhunderts mußten sich diese Letzteren noch aus einem Oliven-

baume heraus predigen lassen. Daß die Katholiken hier auch ihre Kirche haben, versteht sich von selbst; sie bauen sich überall Kirchen und Kapellen, und wenn nur zwei Katholiken im Dorfe wohnen sollten, wie z. B. in Nages. In diesem Augenblick errichten sie, zum stillen Aerger der Reformirten, in allen Dörfern, auf allen Straßen dieses protestantischen Landes Kreuze zu Ehren des Jubiläums. Wenn aber bei einer Prozession in Nimes ein vorübergehender Protestant den Hut nicht tief genug abzieht, entsteht ein Aufruhr.

Ein dreiviertelstündiger Ritt trug mich aus diesem vierfarbigen Dorfe über Berg und Thal dem hübschen Aubais zu, welches wegen seiner schönen Lage in einem in diesem Lande so seltenen Wiesenthale und wegen seines gewaltigen Schlosses, das in der Revolution zerstört worden, den Reisenden schon zu interessiren vermag. Mich aber interessirte es vorzugsweise wegen eines verspäteten Troubadours, der im vorigen Jahrhunderte hier sein halbes Leben verbrachte, unbekannt und ohne Anerkennung, als obskurer Bibliothekar des Marquis d'Aubais. Es ist das der Abbé Jean Baptiste Favre, der wenigen deutschen Lesern bekannt sein mag. In Languedoc kennt und liebt ihn nicht nur das gebildete Publikum; manche seiner geistvollen Scherze sind auch dem ungebildeten geläufig, und seine Sièje dé Cadaroussa hat den Valets mancher Ferme manchen Winterabend verkürzt. Er ist im Jahre 1728 in der Nähe von Sommières geboren und starb 1783 als Bibliothekar auf dem Schlosse Aubais, ohne daß mehr als einige unbedeutende Kleinigkeiten von ihm gedruckt und bekannt worden wären. Nach den wenigen ihn überlebenden Nachrichten spielte er im Schlosse und den benachbarten Dörfern als Rathgeber, Freund, Lehrer und besonders als heiterer und erheiternder Gesellschafter ein wenig die Rolle des Pfaffen vom Kahlenberge. Aus seinen Schriften aber, die seit seinem Tode zu mehreren Malen gesammelt herausgegeben wurden,[1] erkennen

[1] Obras Patouèzas de M. Favre. A Mounpéyé. 1839. Ist wohl die letzte Ausgabe.

wir in ihm einen fernen Verwandten jener zahlreichen Dichterfamilie oder vielmehr Dynastie, die durch alle Literaturepochen Frankreichs durchgeht, für sie bezeichnend ist und der französischen Literatur neben allen anderen Literaturen ihren besonderen und nur ihr eigenthümlichen Stempel aufdrückt: der Familie der Rabelais, Mathurin Renier, Lafontaine, Molière, Beaumarchais, Béranger — mit ihren größeren und kleineren Nebenzweigen. Favre gehört zu dieser Familie, und da wir seinen Werth nicht übertreiben wollen, wie man das bei neuen Entdeckungen gerne thut, so wiederholen wir, allerdings als ferner Anverwandte. Er besitzt wie Jene den gewissen heiteren Geist, der vom deutschen und englischen Humor so verschieden ist und den die Franzosen von heute mit Vorliebe als esprit gaulois bezeichnen. Seine vier in der Languedoker Mundart geschriebenen Bände enthalten unendlich viel Witz, Rabelais'sche Derbheit und klaren, gesunden Menschenverstand, der sehr oft, naiv und bündig ausgesprochen, homerisch anmuthet. — Sein bekanntestes und beliebtestes Werk ist das schon erwähnte komische Heldengedicht „die Belagerung von Cadarussa," in welchem sich der Abbé besonders über den Klerus, die Mönche und den päpstlichen Legaten in Avignon lustig macht. — Die Parodieen der Odyssee und der Aeneide, in eben so klangvollen, gereimten Versen, wie jenes Gedicht, sind nicht nur eine Art Uebersetzung aus den alten Sprachen ins Languedoc'sche, sie sind zugleich eine Uebertragung vom klassischen Boden auf den südfranzösischen, wo sich aus Griechen- und Römerzeiten noch so Vieles von alten Zuständen, Sitten, Trachten und Geräthschaften erhalten hat. Die Könige und Helden der alten Dichter sind ihm reiche Bauern, die Königshöfe und Hallen südfranzösische Meiereien, die Kämpfe und Schlachten südfranzösische Prügeleien oder noch heutzutage übliche, aus antiker Zeit stammende Kampfspiele und Uebungen jeder Art. So auf die heimischen ländlichen Zustände angewendet, werden jene Gesänge unter der Feder des geistvollen Dichters neue Dichtungen, die zugleich treue Sittenschilderungen und humoristische Dorfgeschichten sind. Wie

voll und schön das Neuprovenzalische des Abbé Favre klingt, mögen die Einleitungsverse seiner Belagerung von Cadarussa beweisen:

Yéou qu'ay long-téns sus moun vièouloun
Rasclat, e'n dèspiè d'Apoulloun,
A la sourdina è sans maliça
La glouèra daou famous Ulissa,
Yoy, sus un sujèt pus nouvèl,
Embé l'assisténça daou Ciel,
Infàtigable vie ou lounayre,
Vole ènsajà moun saoupre fàyre.

Muza, sè m'ajudes un paou
La bezougna anara pas maou.
Anen, vièïa Nympha, couraje!
S'ajis pas que dé fà tapaje.
E quinta fénna n'ayma pas
Lou cariïoun é lou tracas?

Neben der Uebersetzung der achten Satire des Horaz und einiger Epigramme des Martial in die Languedoker Mundart, findet man in den vier Bänden noch zwei Komödien, eine Art Novelle und ein kleines komisches Gedicht „die Predigt des Herrn Sistre" lou sermoun dè Mossou Sistre — eine komische Darstellung dörflicher Kanzelberedtsamkeit. In diesen letzten genannten Werken tritt überall jener Humor hervor, der nicht unter Thränen lächelt, sondern mit breiten weißen Zähnen lacht; ein geistreicher Jean qui rit. In einigen französischen Gedichten, die Abbé Favre bei Lebzeiten veröffentlichte, soll er vollkommen unbedeutend, Fisch im Trocknen sein. Das erinnert an unseren österreichischen Stelzhammer, der so prächtige Dialektgedichte und so platte hochdeutsche schreibt. Das Beispiel Abbé Favre's sollte seinen poetischen Landsleuten von heute als Warnung und Fingerzeig dienen, vor welchen Klippen sie sich zu wahren haben, auf welchem Felde sie Lorbeeren erwerben können. Der Bäcker von Nimes, Herr Reboul, den Lamartine

über Kopf „in den Ruhm gestürzt hat," wäre vielleicht ein ganz leidlicher Patoispoet geworden, wenn er den Handwerker hätte die ihm natürliche Sprache sprechen lassen. Herr Reboul aber ist eitel, spricht hochfranzösisch, in gespreizten Alexandrinern von Agamemnon und Achilles und hat sich so zu einem affektirten, verspäteten und oft höchst lächerlichen Nachahmer der Klassiker gemacht. Aehnliches könnte man dem talentvolleren und natürlicheren Charles Poncy, dem Maurergesellen aus Toulon, vorwerfen. Sein Gedicht über das Rauchen läßt es ahnen, welche schönen Accente, welche tiefen Naturlaute in diesem Dichter schlummern; spräche er, wie es ihm um's Herz ist, von der Leber weg, wie er sich mit seinen Kollegen unterhält, sie kämen in allen seinen Gedichten zum Vorschein. So aber zwingt er sich, wie ein gebildeter Pariser zu sprechen; wie beengt muß sich da ein ehrlicher Handwerker aus der Provence fühlen. Auch büßt er den Zwang, den er seiner Muse angethan; trotz George Sand, die ihn mit einer herrlichen Vorrede in die Welt eingeführt, trotz Arago und Béranger, die ihn mit gedruckten Briefen unterstützten, ist er schon nach wenigen Jahren so viel wie vergessen. Freilich haben die Volkspoeten und die Volkspoesie im heutigen Frankreich auch außer der Sprache einen schweren Stand. Im Volke ist die Naivität verschwunden, welche der Naturpoesie Seele und Leben gibt, und die sogenannte Kunstpoesie ist noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo sie, wie in Deutschland, wie bei Goethe, Uhland, Heine, Wilhelm Müller, mit der Einfachheit und Natur der Volkspoesie zusammentrifft — auf jenem höchsten Punkt der Kunst. Die französischen Romantiker haben den Weg dahin erst angebahnt. Dem Volkspoeten fehlt auf der einen Seite die Naivität, auf der andern die Bildung und der kritische Blick, die zu jenem schönen Gipfelpunkte führen. Man nenne mir nicht Béranger! — Béranger ist ein großer Dichter, den das Volk allenfalls versteht, aber er ist kein Volks-, kein Naturpoet.

Die Stellung der südfranzösischen Patoispoeten, wenn wir

sie nicht Volkspoeten nennen wollen, wird noch durch das Verhältniß und den Zustand ihrer Sprache erschwert. Am Längsten konnten sie sich allerdings in einer Provinz erhalten, wo man am Längsten „die Franzosen" sagte, wenn man vom Volke des Nordens sprach, wo man durch Geschichte, Charakter, verschiedene Religionsauffassung, selbst verschiedene politische Institutionen dem Lande der Langue d'oui am Fernsten stand. Seit der Revolution centralisirt sich Frankreich immer mehr in Sitte, Gesetz und Sprache, und die von Oc liegt in der Agonie, noch ehe die nordische deren ganze Stelle beim Volke auszufüllen vermag. Schon in einem halben Jahrhunderte vielleicht werden die Lieder, die bereits heute fast nur für den Kirchthurm gesungen werden, über dem Grabe der Mutter gänzlich verklingen. Die Langue d'oc hat längst ihr Loos erfüllt; sie besteht nur noch aus Ruinen, die sich mit französischen Sprachfragmenten stützen, und es könnten größere Patoisdichter als Jasmin, der Perückenmacher aus Agen, kommen, sie würden sie nicht wieder aufbauen. — In einem halben Jahrhunderte wird es vielleicht noch einen partikularen Patriotismus geben, der die Schönheiten des Südens den Nordländern im Liede rühmen wird, aber das Lied wird ein französisches sein, wie das Lied des liebenswürdigsten Idyllendichters, des Bretonen Brizeux. Dann wird auch dem Volkspoeten die französische Sprache die natürliche sein. Heute muß man ihm zurufen: warum zwingst du dich, in einer dir halbfremden Sprache zu singen? — und singt er in seinem Patois, bedauert man das voraussichtlich kurze Leben seines wahr empfundenen Gesanges.

Das Schloß von Aubais, das mich zu solcher Abschweifung verleitet hat, liegt ungefähr eine Viertelmeile weit von dem sogenannten Roque d'Aubais, einem kalkigen Felsenpaß, durch den sich der zu Zeiten wilde Gebirgssohn, der Vidourle, einen Durchgang erzwungen hat. Uebrigens braucht es nicht einmal eines wilden Baches, um einen Felsenrücken, wie sie die hiesigen Gebirge bilden, zu durchbrechen. Das kalkige Gestein ist ver-

wittert, die Schichten liegen nur lose über einander, und das Innere ist meist von Grotten und natürlichen Gängen durchhöhlt. Auch dieser wild aussehende Vidourlepaß enthält rechts und links mehrere Grotten, von denen die größere am Fuße des Felsens sich befindet, gerade da, wo ihn der Vidourle bespült, so daß man nur mit einem Kahn zu ihr gelangen kann. Wahrscheinlich war auch sie einmal eine Waffenkammer, ein Getreidemagazin oder ein Hospital der Kamisarden. Wenigstens hielten sie sich viel in der Nähe auf, und Cavalier hat auch hier einen Sieg über die königlichen Dragoner errungen, die in zwei Haufen auf ihn herankamen, um ihn einzuschließen und desto sicherer zu verderben. Cavalier aber stellte ihnen Anfangs nur sechzig Rekruten entgegen, die keine andere Waffe hatten, als die David'sche Schleuder des Hirten. Ein Hagel von Steinen regnete auf die Dragoner nieder und brachte sie in Unordnung. Dann erst brach Cavalier mit seinen schwerer Bewaffneten hinter dem Felsen hervor und erschlug, was sich ihm entgegenstellte. In zwei Haufen war der Feind angekommen, nach zwei Seiten hin ergriff er die Flucht. So viele Pferde wurden erobert, daß Cavalier seine Reiterei nach diesem Tage bedeutend vergrößern konnte. In diesem Kampfe bei dem Felsen von Aubais zeichnete sich wieder die junge Prophetin aus, die bei Nages wie eine Deborah gekämpft hatte. Cavalier zog nach gewonnenem Siege gegen Congenies, um, wie er immer pflegte, dem Herrn zu danken, zu predigen, zu prophetisiren, Befestigungen niederzureißen und einige Verräther zu richten.

Folgt man diesem Gebirgsflusse, der vorzugsweise der Kamisardenfluß ist, so führt er durch die Ruinen eines altfranzösischen Parkes plötzlich vor einen Rest der alten Römerwelt. Unfern von Gallargues erheben sich aus seiner hier träge schleichenden Welle, rechts und links von Gebüsch bedeckt, zwei prächtige Bogen, Reste einer Römerbrücke. Sie war ein Theil der großen Straße, die von Nimes nach Montpellier führte, zum größten Theile noch heute besteht und in der Volkssprache von den vielen römischen

Münzen, die man in ihrem Schutte findet, lou camin de la moneta heißt. In der Nähe der Brücke will man noch tiefgegrabene Gleise entdecken, die Ueberreste der Spuren sein sollen, wie sie die Römer auf manchen ihrer Straßen angelegt haben. Die Brücke, aus schön behauenen Quadern bestehend, ist außerordentlich zweckmäßig gebaut, um die im Winter und Frühling wild heranstürmende Woge des Vidourle zu brechen, bevor sie selbst die Brücke bricht. Die zwei Bogen, welche in der Mitte des Flusses stehen, waren durch zwei andere mit den beiden Ufern verbunden. Diese aber sind verschwunden. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts soll die ganze Brücke gestanden haben. Nur die Steinbrüstung hat gefehlt. Aber die Hirten von Lunel, um die von Gallargues zu hindern, daß sie ihre Schafe auf die Garrigues oder Weideplätze am westlichen Ufer treiben, haben den Bogen auf jener Seite abgebrochen. Aus Trotz, obwohl zwecklos, haben nun die Hirten von Gallargues auf ihrer Seite dasselbe gethan. So sind im südlichen Frankreich die schönsten Denkmale römischer Kunst zu Grunde gegangen, und wie zahlreich waren sie in dieser von den Römern besonders geliebten und begünstigten Provinz, in der diese nur eine Fortsetzung ihres Italien gesehen haben.

Von Gallargues kommen wir auf der Eisenbahn nach Vergez, von wo aus wir wieder die Ebene von Languedoc bis gegen Aigues Mortes und das Meer übersehen — jeder Punkt auf dieser weiten Fläche ist mit einem Siege Cavaliers bezeichnet. Besonders um ihretwillen hat er sich seine herrliche Kavalerie geschaffen. Wie ein Blitz aus den Wolken fuhr er aus dem Gebirge auf die Ebene nieder, schlug, und die Wolke schloß sich wieder hinter ihm. Der größere Roland, die eigentliche Seele, der Geist jenes großen Aufruhrs, saß in der großen Wolke; Cavalier war der Blitz von seiner Hand geschleudert. Auch in Vergez hat Cavalier mit 80 Reitern einen Sieg gegen mehrere Kompagnien erfochten.

Von hier kehren wir nordwärts wieder nach Calvisson zurück

und haben so auch die Bas-Vaunages, das Anhängsel jenes Kanaans, durchwandert. Das Thal, das uns nach Calvisson führt, ist offenbar ein ehemaliges Flußbett, das bei Vergez endete, da es dort in das Meer mündete, das sich heute um die ganze Breite der Ebene zurückgezogen hat. Der Fluß kam aus den Vaunages, welches Thal seiner ganzen Form nach ein See gewesen sein muß. Die Oeffnung zwischen Calvisson und Nages zeigt deutlich, daß er hier durchgebrochen. Die beiden einander gegenüberliegenden Bergesenden sind wie die zwei regelmäßig abfallenden Theile eines Dammes, zwischen dem eine wilde Fluth sich den Ausgang erstürmte. Auf den Abhängen der nördlichen Berge der Vaunages ist es auch nicht schwer, die ehemaligen und noch lebendigen Quellen zu entdecken, welche den See gespeist haben.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Briefe an deutsche Redaktionen.

Erster Brief.

Aus dem Seebade.

An die Redaktion des Deutschen Museums.

Au Grau du Roi, den 3. August 1851.

Jeder richtige deutsche Schriftsteller hält es bekanntlich für seine Pflicht, wo er sich in einem Badeorte befindet, auch sofort einen Bericht über Leben und Treiben desselben an befreundete Zeitschriften zu senden. Auch ich folge diesem Herkommen, indem ich mich heute der hier so nothwendigen Siesta beraube, um Ihnen aus einem Seebade zu schreiben, das vielleicht noch nie in deutschen Blättern genannt worden. Au Grau — wo liegt der Grau? Karl Ritter selbst, glaube ich, wäre nicht im Stande diese Frage zu beantworten, ohne daß ihn irgend Jemand deßhalb tadeln dürfte. Denn der Grau ist eigentlich ein Nichts, eine Einbildung; eine Grille etlicher Fischer; der Boden, auf dem dieses Nichts liegt, ist kein Boden, das Land dieses negativen Bodens ist kein Land; nichts ist hier wahr und wirklich und dauernd als das schöne, blaue Mittelländische Meer!

Da wissen Sie denn nun wenigstens die Richtung, in welcher Sie den Grau zu suchen haben. Aber thun Sie es bald — denn vielleicht schon über Nacht hat die Fluth den Grau hinweggespült,

oder er versinkt in den Boden, der kein Boden ist. Hat dieser verrätherische Boden doch schon Schöneres und Größeres verschlungen! Hier lag vor Jahrtausenden Rhoda, das südliche Vineta, eine Kolonie der Griechen von Rhodus, die ungefähr gleichzeitig mit den Phozeern aus Marseille an diesen Küsten landeten. — Sie verschwand. Im Mittelalter bauten Benediktiner ein prachtvolles Kloster, hoch über dem versunkenen Rhoda mit seinen Tempeln und Säulenhallen und schönen Menschen; und das Kloster und die Benediktiner verschwanden, und nur wenn das Wasser sehr niedrig steht, soll man noch Trümmer der Klosterthürme erblicken. — Auf dem Damm, welchen die Kunst aufgeführt, um mitten durch Sumpf und Moor den großen Kanal, der von Beaucaire herabkommt, sicher bis ans Meer zu führen, liegen einige Fischerhütten und ein Douanenhaus; auf den äußersten Spitzen steht ein bescheidener, aus Quadern aufgeführter Leuchtthurm. Dieses Alles zusammengenommen nennt man den Grau. Wenn ich noch hinzufüge, daß man gewöhnlich gegen Westen den Leuchtthurm von Cette, die weingesegnete Küste von Frontignan sieht, und daß eben heute, freilich bei sehr durchsichtiger Luft, am südlichen Horizonte klar und einladend die Berge der Balearen auftauchen, so sind Sie hoffentlich vollkommen orientirt.

Im Winter ist der Grau gänzlich verlassen; höchstens ein oder zwei Fischer, der Leuchtthurmwächter, drei Douaniers machen seine ganze Bevölkerung aus. Der Nordwind, der aus den Cevennen bläst, zaust willkürlich an den Schilfdächern und gräbt das auf dem Damm liegende Wrack noch tiefer in den Sand. In diesem Augenblicke dagegen ist es hier so lebhaft wie nur irgend auf einer Düne. Die guten Mütter aus Nimes und Montpellier bringen ihre Kinder hierher, um ihnen von den Urwassern des Meeres die Civilisation aus den Gliedern spülen zu lassen; die Pastoren der „Kinder Gottes" aus den Cevennen, die eben nicht mehr Kamisarden sind, suchen hier ihre Nervosität los zu werden, und Sonntags bringt die Barke Schaaren von

Besuchern aus den Städten des Languedoc, die sich an den frischen Früchten des Meeres erquicken wollen.

Und ganz ernstlich rathe ich jedem deutschen Landsmann, der in diese Gegenden kommt, so zu thun wie Jene; er wird ein wunderbares Land kennen lernen. Eine Stunde von hier, den Kanal aufwärts, liegt die todte Stadt Aigues-Mortes mit ihren neunzehn wohlerhaltenen Thürmen aus dem 13. Jahrhundert. Sie war einmal ein großer Kriegshafen, vielbewohnt, gebaut nach dem Muster von Damiette, und sah alle Kreuzfahrer, die zur Wiedereroberung des heiligen Grabes aus Frankreich zogen, in ihren Mauern. Jetzt hat sich das Meer von ihr auf mehr als eine Stunde entfernt, die Fieber nahmen sie in Besitz und haben die Menschen fortgetrieben. Ringsumher, meilenweit, im Osten bis gegen Arles, dehnt sich nun das elende, pesthauchende Mittelding von Land und Meer; nichts als Sumpf, weite Teiche, Wälder von Schilf, wahre Pampas, stehen gebliebenes Meerwasser, das in der Nacht leuchtet, hier und da eine einsame Pinie, an den Sumpfrändern im Seewinde zitternde Tamarisken; in ihrem Schatten ruht der wilde Büffel oder das weiße, in wilder Freiheit aufwachsende Camarguerroß, ein Abkömmling der edlen Zucht, welche die Araber im Lande vergessen haben.

Der Grau, wenn auch strauch- und baumlos, bildet eine Oase in dieser Wüste. Die Fieber fangen hier erst gegen Ende August an; dann flüchtet, was zu leben Lust hat. Bis dahin jedoch lebt man ruhig und begnügt sich mit ereignißleeren Tagen und stiller Anschauung der Natur. Nur einmal des Tages kommt die ganze einheimische und fremde Bevölkerung in Bewegung, wenn nämlich die Fischerbarken von hoher See zurückkehren und auf dem Damm den Reichthum ihres Fangs aus den Netzen werfen. Da sieht man so tolles, sonderbares und wunderbares Gethier, wie es nur Pisistratus in Indien gesehen oder Karl Vogt beschrieben hat. Fische so platt wie ein Zeitungsblatt, tausendarmige Polypen, Seesterne, Fische mit Menschenangesichtern, andere menschenähnliche, die gleich neben dem Kopf den Magen

haben, Seekrebse, Mammuths ihrer Gattung. — Wahrhaft schön dagegen sind die Gruppen, die sich dabei aus den Fischern bilden, mit ihren langen braunen oder rothen Sackmützen, die auf die Schultern herabfallen, mit den blutrothen Schärpen und Gürteln und den gestreiften Jacken; zwischen ihnen schwarzäugige Weiber, Mädchen und Kinder, an die sie die Beute vertheilen, um sie schnell auf den Markt zu tragen — ein lebendiger Leopold Robert!!

Zuweilen weckt auch ein Ruf die Siesta haltenden Badegäste; sie eilen auf den Damm hinaus, um die Delphine zu sehen, die in Schaaren auf blauer See vorüberziehen, oft zu Hunderten, sich dem Lande nähern und wieder fliehen, tänzelnd und springend und Purzelbäume schlagend. Es geht ein Mythus auf dem Grau, daß diese Freunde Arion's, des Meisters der Töne, sich dieses Jahr häufiger zeigen als sonst, und zwar aus Ursachen. Denn mit dem Murmeln des Meeres, mit dem Gesange der Brise tönen dieses Jahr noch andere Klänge um die Wette, die Meer und Brise beschämen: es sind Beethoven'sche Sonaten. Sie kommen aus einer Fischerhütte, in welcher unsere Landsmännin, Wilhelmine Claus, die große Künstlerin, wohnt. Dieselbe kam mit ihrer mütterlichen Freundin Karoline Sabatier hierher, um Erholung und Kräfte zu suchen beim herrlichen Meere, nachdem ein großer Verlust ihr tiefen Schmerz bereitet.

So ist über dem versunkenen Rhoda Alles Mythus oder Idylle. Selten nur, wie profanes Tageslicht durch eine plötzlich geöffnete Thüre aufs Theater, fällt ein politisches grelles Licht auf den Grau und seine Bewohner. Wer kann den Zeitungen entfliehen und den Erzählungen der Besucher? So ist man auch hier noch sanft erschüttert vom Tode Ollivier's, des Redakteurs des Suffrage universel in Montpellier.[1] Sie werden von diesem politischen Duelle gehört haben und von dem traurigen Tode des schönen, jungen, hoffnungsvollen Republikaners. Aber welche Bedeutung dieser Tod für das südliche Frankreich habe, kann

[1] Bruder Emile Ollivier's, des späteren Deputirten und nachherigen napoleonischen Ministers.

man in der Ferne unmöglich ermessen; bald wird Aristide Ollivier mit dem Glorienschimmer Armand Carrel's umgeben und sein Name eine Fahne sein.

Und die Republikaner hier zu Lande haben sich seit lange nach einer Fahne gesehnt; viele von ihnen bilden sich ein, sie hier im Süden würden die Ersten sein, die eine Fahne brauchen. Wenn Heinrich V. oder Henri Quatre II. wirklich Muth hat, so sagen sie, und irgendwo in Frankreich einen Streich ausführen will, so kann er es nirgends besser als an der südlichen Küste. Languedoc ist heutzutage die einzige Vendée in Frankreich. Montpellier ist legitimistisch zum Exzeß, die kleineren Städte wie Lunel ahmen gern die Hauptstadt nach, und in den Dörfern regieren die Curés. Nur Eines ist verdrießlich dabei; die Schwelle des Nordens, die Cevennen sind von einem abscheulich republikanischen Volksstamme bewohnt, und über diese Schwelle müßte doch der gute Heinrich, wenn er in die Burg seiner Väter einziehen wollte. Und was Ludwig XIV. gegen eine Handvoll Schäfer und Wollekrämpler mit seinen berühmtesten Marschällen nicht vermochte, wird es Heinrich mit einigen verschimmelten Namen, Titeln und Rechten vermögen?! Besonders da ihm auch im Rücken, in der Ebene Languedoc's, Feinde auflauern würden, die Protestanten von Marsillargues, Gallargues, die ewig den Thurm von Constance vor Augen haben, der sie an die gebleichten Gebeine in seinem Innern und an die gottselige Regierung der frommen Bourbonen erinnert. Marsillargues ist ein eigenthümlicher Flecken, „korrumpirt" bis in den innersten Kern, das heißt durch und durch republikanisch, trotz seines Reichthums. Das kommt daher, sagte mir ein Legitimist aus Montpellier mit unterdrücktem Seufzer, daß die Leute Protestanten und ans Denken gewöhnt sind. Darum ist der kleine Flecken auch im Belagerungszustand; jede Woche kommen einige Kommissäre dahin, um nach Verschwörungen zu suchen. Das letzte Mal fanden sie nur eine Frau, die ihr neugebornes Kind Ledru-Rollin taufen ließ; sie konfiszirten das Kind und stellten es umgetauft der Mutter zurück, die

noch zehn Franken Taufkosten zahlen mußte. Aber im Dorfe heißt der Junge dennoch nicht anders als Ledru, und ich sah alte Leute an dem Kinde mit abgezogenem Hute vorübergehen: Bon jour, citoyen Ledru!

Aber wen soll dieß Wunder nehmen, da die Verderbniß ja so alt ist in Marsillargues! Vor vierzehn Tagen lernte ich dort einen Greis kennen, der sich rühmte, von den famösen Freiwilligen des Südens zur Zeit der Legislative und einer der Ersten gewesen zu sein, welche die Marseillaise durch Frankreich kolportirten. Er nannte sie noch immer mit ihrem ursprünglichen Namen „Les enfants de la patrie.“ Ein Straßburger Blatt hatte sie sammt den Noten nach Marsillargues gebracht, und der protestantische Vorsänger in der Kirche war der Erste, der sie entzifferte.

Eine halbe Stunde von Marsillargues liegt Lunel; da sind wir auf einmal in einer ganz anderen Welt. Alles in Lunel ist Legitimist. Als Louis Napoleon, gleich gütig gesinnt den Legitimisten wie den Republikanern, vor Kurzem das Heinrichsfest verbot, wie unglücklich war man in Lunel! Aber so lange sie noch den guten Muscat haben, wissen sich selbst die Legitimisten über solche Kalamitäten zu trösten.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen über so geringfügige Dinge schreibe wie französische Dörfer. Aber die Dörfer sind es, die im Jahre 52 den Ausschlag geben werden; nämlich wenn es nicht schon vorher ein coup d'état gethan. In Dörfern und Vorstädten ist das eigentliche Leben einer Nation, und gerade das berücksichtigt man so selten. Die Städte sind nur die Abstraktion dieses Lebens. Korrespondenzen aus Paris können Sie gedruckte, lithographirte, geschriebene genug haben: aber wann findet sich auch Jemand, der über Zustände und Stimmungen im Grau oder aus Marsillargues und Lunel berichtet?

Auf Neuigkeiten über Kunst und Wissenschaft müssen Sie dabei freilich verzichten. Das Volk dieser Gegenden, obwohl in seinen Adern griechisches, arabisches und germanisches Blut fließt,

weiß nichts von Kunst und Wissenschaft; es ist wahrhaft barbarisch in dieser Beziehung. Die protestantischen Dörfer sind calvinistisch ausgetrocknet, die katholischen ganz in der Gewalt der Pfaffen, der grauen Schwestern und frères ignorantins; Herr von Falloux liebt dieses Land, trotz der protestantischen Mischung, ganz besonders. Wenn sich nicht hier und da in einem Ouvrier der alte provenzalische Geist regte, der ihn zu Liedern in der Volksmundart begeisterte, es gäbe keine Poesie; wenn nicht in dem oder jenem Flecken irgend ein herumziehender deutscher Musikant als Organist sitzen bliebe, es gäbe keine Musik hier. In meiner Nachbarschaft lebt ein junger Bauer, dessen Flöte man so manche Nacht mit der provenzalischen Nachtigall wetteifern hörte. Aber er hatte die unglückliche Idee, auch zuweilen des Sonntags die Bäuerinnen nach seiner Flöte tanzen zu lassen. Da trat vor einigen Tagen der Curé in seine Stube, öffnete, ohne ein Wort zu sagen, den Schrank und zerbrach das sündige Instrument. C'était la dernière flûte du pays, sagte mir klagend der alte Vater des Musikanten. Was das Land an Kunst und Künstlern hervorbringt, flüchtet sich unter diesen Umständen so schnell es kann nach Paris: Paris ist demnach keineswegs bloß anzuklagen, daß es Alles verschlinge, es rettet auch Vieles, was in den barbarischen Provinzen zu Grunde gehen würde.

Ein Beweis für die Barbarei des Volkes in Languedoc ist auch die Art und Weise, wie es die Alterthümer behandelt, die so oft bei Umgrabungen auf den Feldern gefunden werden. Die herrlichsten römischen Aschenkrüge, von denen manchen Frühling so viele gefunden werden, daß sich ganze Museen davon bereichern könnten, werden sogleich zerschlagen, um in ihrem Bauche nach Münzen zu spähen. Und in der That sind diese Gegenden für den Münzensammler sehr ergiebig; die seltensten Münzen und Medaillen kauft man nach dem Gewicht. Vor Kurzem wurde bei St. Come eine Kiste gefunden, die zwanzigtausend Francs Metallwerth hatte. Auf dem sogenannten chemin de la monnaie, einer Römerstraße, die sich von Nimes nach Mont-

pellier zieht, und die das Volk nach ihrer Ergiebigkeit getauft hat, findet man seit Jahrhunderten die seltensten Münzen, und noch immer ist der Vorrath nicht erschöpft, es ist ordentlich, als wäre eine lecke Kriegskasse von einer tauben Escorte diesen ganzen Weg entlang transportirt worden.

Da ich von Barbaren spreche, will ich noch eine Sitte erwähnen, die hier jeden Frühling einige Menschenleben kostet. Ich meine die Stierkämpfe, die alljährlich im Frühling fast in jedem Dorfe dem Volke zum Besten gegeben werden. Sie unterscheiden sich von den spanischen Stiergefechten nur dadurch, daß sie mit weniger Pomp und waffenlos ausgeführt werden. Es scheint dabei weniger auf Kraft als auf Gewandtheit anzukommen. Der Toreador packt seinen Feind, einen ungezähmten Stier aus der Camargue, mit gekreuzten Armen an den Hörnern und ringt ihn nieder, oder sucht ihn vielmehr durch Schnelligkeit, durch einen gewaltigen Ruck zu überraschen und zu betäuben. Ich sah ein kleines, schmächtiges Schulmeisterlein mit der Brille auf der Nase, der einen Stier nach dem anderen auf den Rücken legte. In Lunel dagegen hat ein einziger Stier mehreren Männern die Bäuche aufgeschlitzt. In Folge dessen sind die Stierhetzen für dieses Jahr verboten. Doch giebt es Leute genug, welche behaupten, die Stierhetzen seien nur darum untersagt worden, weil sie den Parteien Gelegenheit geben, sich zu versammeln, besonders aber den Rothen mit ihren rothen Kravatten zu erscheinen. — Wie sehr übrigens die Bevölkerung an diesem grausamen Spiele hängt, beweist ein Fall, der sich neulich zugetragen. Der Präfekt schickte zwanzig Soldaten nach Aigues-Vives, um eine Stierhetze zu verhindern. Sogleich rückte die ganze Nationalgarde des Fleckens bewaffnet und mit geladenen Gewehren aus und vertrieb die Abgesandten des Präfekten. In einem anderen Flecken konnten die Soldaten die Festlichkeit nur dadurch verhindern, daß sie die Stiere erschossen. — Diese armen Opfer einer blutigen Sitte werden der Bevölkerung von den Wittwen geliefert, die sich aufs Neue verheirathen; fehlt es an einer

solchen, so werden die einzelnen Stiere in der Camargue oder dem Rhonedelta mit 3—400 Franken bezahlt.

Ich habe, vom Volke dieses Landes sprechend, so oft die Worte „Barbarei“ und „barbarisch“ gebraucht, daß ich es für meine Pflicht halte, auch noch etwas über seine Vorzüge hinzuzufügen. Aeußerliche hat es nur in geringem Maße; es ist hier nicht die edle Race von jenseits der Rhone, wo fast noch auf allen Gesichtern, besonders den weiblichen, der Stempel griechischer Schönheit ruht. Hier scheint diese mit der Kolonie der Rhodier verschwunden zu sein, und daß sich die Reste der Römerschönheit im Kontakt mit Celten und Franken leicht barbarisirten, finde ich begreiflich und natürlich; denn der Römer hatte nicht die Schönheit „in ihm selbst.“ An die dunkeln Augen, die Einem allenthalben begegnen, gewöhnt man sich bald, ja man sehnt sich nach einem blauen, wie man sich aus der Hitze der hiesigen schattenlosen Gegenden in die sanfte Dämmerung eines deutschen Waldes sehnt. — Wie eigenthümlich, daß Einem jenseit der Rhone, auf dem griechischen Boden von Arles, Tarascon, St. Remy die Hitze nicht so tödtlich erscheint, und daß man dort unter hellenischen Stirnen blauen Augen begegnet! — Aber ich wollte ja von den Vorzügen und Tugenden des Volkes in Languedoc sprechen, und da muß ich den tief eingewurzelten Unabhängigkeitssinn rühmen, der es vielleicht vor allen anderen Stämmen Frankreichs auszeichnet. Der Bauer, der Taglöhner, der Ouvrier, der Reiche und Arme — keiner kennt den geringsten Unterschied der Stände, keiner begreift, daß man in einem dienstlichen Verhältnisse stehen könne. Herren und Knechte gibt es hier nicht, es gibt nur eine freie Uebereinkunft, eine Verpflichtung zu gegenseitigen Leistungen auf sonst vollkommen gleichem Fuße; der Bewohner von Languedoc ist vollkommen Rousseau’scher Egalitätsmensch. — Und dabei doch Legitimist?! Ja wohl, und oft wüthender Legitimist! Das sind so Dinge, die hinter dem Rücken der Logik vorgehen. — Gescheite Leute haben mir diese Erscheinung als Paganismus erklärt, der in jedem südlichen

Volke stecke und eines äußern Symbols der Verehrung bedürfe, dieses Symbol aber, wie der Neapolitaner den heiligen Januarius, prügele, wenn es ihm nicht seinen Willen thut.

Denken Sie davon, was Sie wollen, und leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Deutschthum und Deutsche in Languedoc.

An die Redaktion der Hannoverschen Presse.

Aus dem alten, einsamen Thurme, den ich auf einem der letzten Auslaufer der Cevennen im Angesichte der Ebene Languedoc's und des mittelländischen Meeres bewohne, kann ich Ihnen leider nur wenige oder gar keine Neuigkeiten schreiben. Erlauben Sie mir also, von meinem übersichtlichen Standpunkte aus übersichtlich und allgemein und deutsch zu sein. Erlauben Sie mir, Alles, was sich an deutschen Landsleuten, deutschen Einwirkungen, Erinnerungen, Sympathien und Keimen künftiger Sympathien zwischen der Rhone und dem Herault findet, zusammenzutragen und mir aus all' dem ein kleines Vaterländchen zusammenzustoppeln, mit dem ich vielleicht noch einem Vaduzer Patrioten gegenüber groß thun kann. Erschrecken Sie nicht. — Es fällt mir nicht ein, verjährte Rechte auf das Arelat, das übrigens jenseits der Rhone liegt, geltend zu machen, und so alte Streitigkeiten aus den Zeiten Konrad's III. aufzuwärmen. Es würde mir auch schwerlich gelingen. Aber wir haben in neuerer Zeit andere Eroberungen gemacht, die schöner sind, als jene der in Stierhäute gehüllten Germanen, und schöner als die der glänzenden Hohenstaufen. Wenn ich aus meinem Fenster blicke, glaube ich von den kalkigen Höhen der Cevennen die Fragmente des blauen, romantischen Paniers wallen zu sehen, das der alte Meister Tieck dahingepflanzt; und unweit von den Ruinen

des Schlosses von Beaucaire, im alten St. Gilles, liegt Pierre de Castelnau, dessen Ermordung Lenau's Trauersang einleitet. Und wenn ich mit dem Volke spreche, tönen mir aus seinem schönen Idiome ruinenhafte Klänge aus den Liedern des Kastellans von Couci, Durand's, Rudell's, Bertran de Born's entgegen, jener Troubadoure, die wieder der deutsche Troubadour Uhland besungen hat.

Ja, wir Deutschen sind Kosmopoliten! — Es ist ein alter Satz, über den schon viel geseufzt worden. Aber lassen wir Die darüber seufzen, die ruhig daheim an ihrem deutschen Ofen sitzen und sich die Hände wärmen. Dem Unstäten und Flüchtigen ist es ein Labsal, auf seinen Wegen den Fetzen deutschen Kosmopolitismus zu begegnen.

Der Languedoc'sche Protestantismus ist wohl der diesseitige Grundstein jener Regenbogenbrücke, die sich vom Pic St. Loup aus dem deutschen Harze entgegenwölbt und in der Nähe von Eisleben niederfällt. Schon im siebzehnten Jahrhunderte, besonders aber in den Cevennenkriegen, wandte man von hier aus hülfesuchende Blicke auf die Glaubensbrüder in Norddeutschland, freilich meist vergebens, doch hat man sich gewöhnt, dahin zu sehen und zu horchen. Manchmal kam doch ein Trosteswort von dort her und, was mehr war, ein Drohwort, das in Versailles niederfiel; wie z. B. das Drohwort aus dem tabakduftenden Munde des Vaters Friedrichs des Großen, welches in Versailles einen so bedeutenden Duft verbreitete, daß man auf eine Zeit vergaß, in Languedoc Rad und Galgen und Scheiterhaufen aufzurichten. Die Toleranz der philosophischen, dann die Freiheit der Revolutions-Zeit brachten die nordischen Glaubensbrüder wieder in Vergessenheit, und die Pastoren, die den Propheten folgten, gingen nach Genf und Lausanne, um sich ihre Gottesgelehrtheit von dort zu holen. In neuerer Zeit hat sich das wieder gedreht. Genfer und Lausanner Weisheit reicht nicht mehr aus; Rousseau kann die Theologie nicht mehr brauchen, und einen Schleiermacher hat französischer Boden noch nicht hervor-

gebracht. So wandern die jungen Theologen mit dem leichten Gepäcke der Montauban'schen Gelehrsamkeit über den Rhein nach Heidelberg, Tübingen, Berlin — und wenn sie zurückkommen, bringen sie deutsche Gedanken mit, über die die alten Kollegen die Köpfe schütteln — deutsche Bücher, um sich in diesen Gedanken zu verhärten, und manchmal deutsche Frauen, weibliche Apostel für die deutsche Sprache. Vor einigen Wochen besuchte ich einen Pastor im Gebirge. Während ich den Abwesenden erwartete, sah ich mich unter seinen Büchern um, und siehe da, unter dem dreiundvierzigsten Grade fand ich neben einander aufgereiht: Goethe, Schiller, Lessing, Herder, den ganzen Hegel, die Disjecta Membra Schelling's, Schleiermacher, Creuzer, de Wette und eine große Schaar deutscher Dichter und Romanschriftsteller. — Mein Wirth empfing mich mit einem deutschen Gruß und führte mich dann zu einer Dame, in deren Bibliothek ich sogar den originalen Iffland seit Jahren zum ersten Male wieder sah. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und habe mir für die Nacht zum Einschlafen unter Languedoc'schem Himmel einen Band bürgerlicher Thränen ausgebeten.

Ein anderer Pastor in Vaunages, dem Kanaan der Kamisarden, war zur Zeit meines Besuches eben mit Uebersetzung der Predigten von Dräseke, dem Großvater meines lieben Freundes Th. Althaus, beschäftigt. Der Mann war nie in Deutschland gewesen, hat aber in seiner Einsamkeit von selbst Deutsch gelernt und ist ein wüthender Uebersetzer geworden. Ich empfahl ihm den Enkel seines Originals zur Uebersetzung, der mir noch lieber wäre, als der Großvater. Er fragte, ob er ein Theologe? Allerdings, antwortete ich, aber ein sehr avancirter! Das schreckte den Mann nicht ab, und er schrieb sich die Titel der beiden theologischen Werke auf: „Die Märchen aus der Gegenwart" und „Aus dem Gefängniß."

Montpellier hat unter seinen drei Pastoren sogar einen wirklichen, ächten Deutschen, einen Landsmann der Gustel von Blasewitz bei Dresden. Aecht deutsch beschäftigt er sich mit

Dingen, welche die einheimischen Kollegen längst vergessen haben. Er studirt die Kamisardenkriege und ihren Schauplatz an Ort und Stelle und macht Entdeckungen, für die ihm die Geschichtsforschung dankbar sein wird.

Die Pastoren haben die Laien ihrer Gemeinden und diese wieder ihre katholischen Landsleute angesteckt. Deutsch zu lernen ist Mode geworden, und es hat sich ein deutsches Bonnen- und Gouvernantensystem ausgebildet, das mit dem französischen in Deutschland, besonders in Oesterreich, die größte Aehnlichkeit hat. Wenn ich nach Montpellier komme, ist der weltberühmte Peyrou, von dem aus man die Pyrenäen sehen kann, mein Lieblingsspaziergang. Da wimmelt es von Bonnen mit ihren Kindern, und mir ist es, als ob ich in Firmenich's Völkerstimmen umherspazierte. Da unterscheide ich leicht die feinfüßige Tochter von den steilen Ufern der bildungduftenden Spree, die schwäbische Maid mit den hellblauen Augen, die blonde, schönfarbige Jungfrau von der Leine, die „mollete" Wienerin. Da höre ich: „Justav, jehen Sie nich so schnelle; Sie sind, wahrhaftigen Jott, ein Jameng!" — Gleich daneben erzählt die Schwäbin der ihr sympathischen Wienerin: „Meine Augüschte isch e guts Mädle — i kann nit andersch sage" — und die Wienerin antwortet: „I kann mi ah nit bklagen, aber der Ghalt is halt unbeteitend." — Und mitten durch hört man die weise Mahnung einer hellklingenden S—timme: „S—prechen Sie nicht bes—tändig, Sie sind ein Plauderähr!"

Man darf sich über diese verschiedenen reinen Idiome nicht wundern. Die meisten Mütter Montpelliers sind gläubig, und jede schwört hoch und theuer, daß ihre Bonne die reinste Aussprache habe. Manche haben wohl eine dunkle Ahnung davon, wie es mit dem Atticismus ihrer Ammen bestellt sei, aber sie lassen ihren Kindern lieber eine falsche Aussprache, als eine falsche Religion einimpfen. Denn bei den eifrigen Katholiken und eben so eifrigen Protestanten Montpelliers und Nimes', gibt die Konfession bei der Wahl der Gouvernante oder Bonne den Ausschlag. So kann es mit der Zeit kommen — wunderbar sind die Wege

der Vorsehung — daß die Katholiken des Südens bayerisch oder österreichisch, die Protestanten preußisch oder hannöverisch sprechen. Allerdings kommt manche pia fraus vor. Manch armes, protestantisches Geschöpf aus dem Norden, um nur eine Stelle zu haben, verleugnet wie August von Sachsen die Religion der Väter und gibt sich zeitweilig für alleinselig gemacht aus. Montpellier vaut bien une messe. Sie büßen diese unschuldige Apostasie jede Woche zwei Tage lang bei Fastenspeisen ab. — Im Allgemeinen werden sie gut behandelt. Man setzt bei der deutschen Jungfrau fürchterlich viel Sittlichkeit voraus und vermuthet bei ihr ein Uebermaß von Gemüth, und liebt sie darum. Dazu kommt, daß der an seinem Lande so sehr hängende Franzose Jeden bedauert, der seine Heimat zu meiden gezwungen ist, und ihm sein Loos zu erleichtern sucht. Wenn man auch manchmal eine Dame über ihre Bonne klagen hört, kann man doch sicher sein, daß sie am Ende sich selbst begütigend hinzufügt: Pauvre fille, elle est si loin de sa patrie! Die südlichen Frauen sind überhaupt zärtliche Mütter und übertragen etwas von ihrer Liebe zu den Kindern auf deren Amme, sobald nur diese selbst etwas Neigung für die kleinen Schwarzköpfe zeigt.

Um aber von dem Bonnenwesen, dem Privatunterricht und dem Peyrou loszukommen, machen wir einen Sprung auf die benachbarte Hochschule. — In der Halle der durch so viele Jahrhunderte berühmten medizinischen Schule begrüßen uns sogleich die Bilder von Haller, Wolff, Zimmermann. Sehen wir uns unter den Lebenden um und horchen wir nach den Systemen, welche die Schule beherrschen, so erfahren wir von einer alten Partei, die nächstens unter den Schlägen der Revolutionäre erliegen wird, jener furchtbaren Revolutionäre, die in Deutschland einen Hauptsitz haben, der Revolutionäre in der Physiologie und Botanik. Neulich hat diese revolutionäre Partei einen gewaltigen Sieg durch die Ernennung des Herrn Martins zum Direktor des botanischen Gartens errungen. Herr Martins ist ein Deutscher von Abstammung und ist trotz seines Protestantismus ernannt

worden, und zwar zum Nachfolger des so hoch gefeierten Delille. Herr Martins ist derselbe, der mit Agassiz und Vogt auf den Gletschern gewesen, die berühmten Reisen im Norden gemacht, Goethe's Metamorphose der Pflanzen übersetzt hat und den Franzosen zu beweisen sucht, daß die Keime aller und der höchsten Errungenschaften der Wissenschaft in den Büchern des Alten von Weimar aufzufinden seien.

Und da wir einmal in der medizinischen Schule sind, steigen wir einige Treppen hinauf. Wir gelangen in ein höchst interessantes, mit schönen Bildern ausgeschmücktes Maleratelier. Da wohnt der Kassirer der medizinischen Fakultät, Herr Laurent, derselbe, der fast das ganze südliche Frankreich illustrirt und durch seine Zeichnungen viel zur Kenntniß der großen Kunstschätze dieses Landes beigetragen hat. Herr Laurent ist ein enthusiastischer Verehrer von Allem, was deutsche Kunst heißt: von deutscher Musik, Malerei, Poesie. Bei ihm hört man die neueste Musik von Robert Schumann, Ferdinand Hiller, Rietz, Heller u. s. w. Bei ihm findet man die neuesten Werke der Kunstvereine und die jüngsten Poeten des singenden Deutschlands. Man lernt ihn durch Taillandier oder Taillandier durch ihn kennen; so kommt man auch manchmal in die Hörsäle der Akademie der schönen Wissenschaften, und da hört man, wie dieser Professor vor einem höchst zahlreichen Publikum ununterbrochen Parallelen zwischen deutscher und französischer Literatur zieht und nicht immer zum Vortheil der letzteren.

Aber kehren wir wieder zu unsern wirklichen und wahrhaftigen Landsleuten zurück. Wenn wir genau nachsuchen, finden wir sie auch im Schooße der reichsten und einheimischsten Bourgeoisie, wo sie sogar zu einer Art von Patriziat gelangt sind. Ihre Namen, selbst in der französischen Verstümmelung, muthen uns heimisch an. Es sind das die Familien, die im vorigen Jahrhundert sich im Norden Deutschlands mit den protestantischen Emigranten verschwägert haben und mit diesen später nach dem Süden gekommen oder von ihnen nachgezogen worden

sind. Sie waren vor der Revolution nur auf den Handel beschränkt und haben, wie die meisten Protestanten der Städte, Reichthum und Ansehen erworben. Ihre Abstammung scheinen sie noch nicht ganz vergessen zu haben; wenigstens zeigten sie noch vor Kurzem durch ihr schönes Benehmen gegen die Frau eines Berliner Gelehrten, die in Montpellier plötzlich Wittwe geworden, daß sie noch ein Herz für deutsche Landsleute haben. In ihrer Mitte zählen sie noch mehrere Nachzügler aus der neuen und neuesten Zeit, die weniger der Protestantismus als der Wein, oder vielmehr der Weinhandel, hiehergezogen hat. Unter diesen lernte ich erst vor Kurzem eine liebenswürdige Landsmännin aus Buxtehude kennen. Buxtehude! Eine germanische Welt liegt in diesem Namen. Bei seinem Klange wurde mir so wehmüthig zu Muthe, wie dem Odysseus gewesen sein mag, als er den Schatten seiner Mutter gesehen, den er doch verscheuchen mußte.

Das jüngste Deutschland hat auch sein Kontingent gestellt. Unter den Studenten der medizinischen Schule stechen die blonden Gesichter hervor, man redet sie an und erfährt, daß es Studenten aus der Pfalz oder aus Baden seien: Flüchtlinge, die die Eine Fakultät der Hochschule zweckmäßig benutzen und nolentes volentes Medizin studiren. Sie haben Vorgänger in diesem Schicksal; denn auf dem Lande gibt es deutsche Aerzte, die das Frankfurter Attentat, seligen Andenkens, ebenfalls nach Montpellier und in die Arme der Medizin getrieben hat. Auf ähnliche Weise wurde das Land mit einer Unzahl polnischer Aerzte versorgt. — Unter den Flüchtlingen, wie ein rathgebender und immer zur Hülfe bereiter Patriarch, lebt der Vater des armen Dortu mit seiner Frau. Die unglücklichen Eltern haben sich freiwillig aus dem Lande verbannt, das ihnen das einzige Kind genommen. Möge sie hier neben der Cypresse der Lorbeerbaum trösten. Einen schmerzlichen Verlust hat vor Kurzem die flüchtige Kolonie von Montpellier durch den Tod des guten, braven Peter Fries erlitten. Das Bedauern war allgemein, obwohl er nur von Wenigen gekannt war; denn die deutschen Flüchtlinge sind hier

beliebt, da sie durch einige wirklich liebenswürdige Individuen repräsentirt sind, und man ihre Art und Weise, wie sie das Exil ertragen, ohne zu verfallen, und wie sie sich ihr tägliches Brod zu erwerben wissen, die Achtung nicht versagen kann. Manche sind in Gesellschaften gern gesehen, Andere haben sich als Lehrer im Schooße der besten Familien Freunde erworben.

Ich lade Sie nicht ein, mit mir einen Flug durchs offene Land zu machen, um neben den Pastoren noch andere Spuren von Deutschthum zu entdecken. Ich gebe Ihnen nur die tröstliche Versicherung, daß Sie hier und da auf gutes Bier stoßen, und wenn Sie sich dann nach dem Verfasser erkundigen, wird Ihnen ein Sohn der Bavaria in die Arme fallen. In diesem rührenden Momente klingt Ihnen aus irgend einer Wohnung eines reichen Proprietärs die Arie von „Wir winden dir den Jungfernkranz" oder ein Straußischer Walzer entgegen. Sie folgen diesen Tönen, und durchs Fenster erblicken Sie die kleine Französin am Klavier; neben ihr sitzt ein blonder Jüngling, der Chiron der Gegend und der Organist der Kirche. Ja, selbst wenn Sie in die Unterwelt, d. i. in die Kohlengruben der Cevennen hinabsteigen, hören Sie die Sprache Ihrer Mutter, denn deutsche Bergleute leiten die Ausbeutung. Kommen Sie aber erst nach Cette in den Hafen, dann hören Sie im herrlichsten Plattdeutsch fluchen. Diesen Genuß hatte ich dort erst vor Kurzem auf dem Danziger Schiffe „Thomas" wo ich mich trotz der Dresdener Konferenzen unter dem preußischen Adler sehr wohl befand.

Aber Sie haben wohl schon genug des südfranzösischen Deutschthums. Wenn ich Ihnen zu viel des Kleinen und Kleinlichen zugetragen habe, das Sie im Herzen Deutschlands nicht interessirt, so verzeihen Sie das dem Sammlerfleiße des „Liebhabers" und gestehen Sie mir zu, daß ich mir wenigstens ein Vaduzer Vaterland zusammengeflickt habe, welches noch den Vortheil hat, in seiner Kleinheit die ganze Buntheit des großen deutschen darzustellen. Ich komme mir vor, wie jener französische Emigrant, von dem mir mein Großvater erzählt hat. Der arme

Marquis mußte sich seinen Lebensunterhalt mit Holzschnitzereien erwerben; aber für alles Geld schnitzte er nichts Anderes als französische Schlösser: Versailles, St. Cloud, Fontainebleau. — So schnitze ich mir einen deutschen Duodezstaat, und zwar mitten in der Republik. „Zu Straßburg auf der Schanz" und „Wär' ich ein wilder Falke" — hundert Volkslieder, das ganze Wunderhorn klingt mir schon im Kopfe, und ich sehe mit Zufriedenheit, daß ich einen gewissen geheimen Zweck erreicht habe. Leben Sie wohl! Bald schreibe ich Ihnen von andern Ufern.

„O du mein Deutschland, ich muß marschiren."

Provençalen.

Volkslieder und Balladen — übersetzt und bearbeitet.

Wenn das Spottlied auf Napoleon, obgleich es noch im Munde des Volkes lebt, als ein politisches Epigramm nicht zur reinen Gattung gezählt wird, so sind eigentlich nur die ersten hier mitgetheilten fünf Lieder als Volkslieder zu bezeichnen. Die Gedichte „Provenzalisches Morgenständchen," „der Dieb" und „das Matrosenlied" sind Bearbeitungen nach Thematen, welche dem Uebersetzer von längst verschollenen Gesängen geliefert wurden. Die Ballade auf König Franz' I. Gefangenschaft ist eine in der Form tief unter dem französischen Originalvolksliede stehende provenzalische Bearbeitung, die ebenfalls längst vom Volke vergessen ist und hier nur mitgetheilt wird, weil sie der Uebersetzer zufällig einmal in einem alten Buche gefunden hat. Das Gedicht „an die rechte Hand" ist vielleicht nie gesungen worden, wird aber seines Inhalts wegen, der durch die Zeit seiner Entstehung noch größeren Werth erhält, der Mittheilung für würdig erachtet. „Die beiden Seraphim" und „An die Tyrannen" sollen als Proben neuprovenzalischer Poesie in diesem Tagebuche Platz finden. Die Ausbeute an eigentlichen Volksliedern beschränkt sich also bloß auf die ersten fünf Stücke und muß nothwendiger Weise als eine sehr arme betrachtet werden. Es ist das nicht die Schuld des Sammlers, der mit der Absicht und der Hoffnung, eine reiche Ernte zu machen, in den sangberühmten Süden, auf den klassischen Boden der Troubadours gekommen war und sich angestrengt hat, so viel als möglich zu sammeln. Alte Bücher und

Anthologien hätten mir allerdings eine große Anzahl provenzalischer Lieder liefern können, aber ich hatte mir vorgenommen, nur solche zu sammeln und als eigentliche Volkslieder anzuerkennen, die noch heutigen Tages im Munde des Volkes leben. Der deutsche Leser möge aus der ärmlichen Ausbeute schließen, was ich enttäuscht und mit Schrecken selbst erkannt habe: das südfranzösische Volk singt nicht mehr. Von den fünf ersten Liedern habe ich auch nur vier singen hören, und daß selbst diese Produkte der Kunstpoesie aus dem achtzehnten oder siebenzehnten Jahrhunderte seien, wird er an dem schäferlich-sentimentalen Charakter, an den Namen Thirsis und Daphnis erkennen. Ihr poetischer Werth ist unbedeutend, und auch sie wären ihren älteren Brüdern aus den besseren Zeiten provenzalischer Poesie wahrscheinlich schon ins Grab gefolgt, wenn ihnen nicht die zum Theil sehr reizenden, oft überaus melancholischen und getragenen Melodieen das Leben gefristet hätten. Ich gestehe es, daß ich hier und da wohl noch Gelegenheit gehabt hätte, das eine oder das andere Lied bei Hochzeiten und andern Festen dem Munde des Volkes abzulauschen — aber meist waren diese Lieder schon so vom französischen Idiom „envahi," daß sie kaum mehr als provenzalische anzuerkennen gewesen, und basirten fast immer auf so schlechten Witzen, daß ich alle Lust zu ihrer Aufzeichnung verloren. Es thut mir leid, wenn ich den deutschen Leser, der sich das Nachtigallenland von Volksliedern durchklungen denkt, um eine schöne Täuschung ärmer mache — aber ich kann nicht anders. Ich wiederhole es: das südfranzösische Volk singt nicht mehr. Nie ist auf freiem Felde, in der Ferme, am Herde, im Dorfe, wo sich das Volk versammelt, ein originales provenzalisches Lied an mein Ohr gedrungen. Es ist natürlich, daß ein Volk, das beleidigt ist, wenn ihm sein Pfarrer in der heimischen Sprache predigt, in dieser Sprache nicht mehr singt. Ein einzigesmal begegnete es mir im Vaunages, daß mir aus der Ferne ein Chor von Männerstimmen entgegentönte. Ich setzte mich hin und wartete, bis der Gesang herankam; es waren die Republikaner von Calvisson, die

den Pariser Chant du départ sangen. Und ein einziges Mal hörte ich auf freiem Felde ein unter einem Olivenbaume sitzendes Kind singen: es sang die Marseillaise. Dieses kleine Mädchen hat mir mehr bewiesen, als die ganze, große Schaar neuprovenzalischer Dichter, die den schönen Süden bevölkern, und unter denen es höchst talentvolle gibt. Wir brauchen bloß Jasmin, Roumanille, Aubanel, Crousillat, Mistral zu nennen. Trotz ihren Bemühungen wird, zum Glücke Frankreichs, in wenigen Jahrzehnten das Publikum, das ihre Sprache versteht, ganz oder zum großen Theile weggeschmolzen sein. Das Idiom wird von der nordfranzösischen Sprache nach und nach weggenagt. Selbst die Dichter weichen, ohne es zu wissen, dem modernen, nordischen Andrange. Mary-Lafon, ein kompetenter Richter, wirft dem berühmtesten unter ihnen, dem Perückenmacher Jasmin vor, daß er die Sprache, in der er dichte, nicht kenne. Aber auch die tiefste und gründlichste Kenntniß würde gegen die historische Nothwendigkeit nichts vermögen. Eine große Produktionskraft könnte dem aussterbenden Romano-Provenzalischen vielleicht für einige Zeit das Leben fristen — aber diese fehlt. Selbst die bedeutendsten unter den provenzalischen Dichtern, wie z. B. Roumanille aus St. Remy, zeichnen sich durch bloße lyrische Einzelnheiten aus; große Erfindungs- und Gestaltungskraft ist vielleicht nicht einem Einzigen nachzurühmen. Sie begnügen sich, die schöne Sprache schön klingen zu lassen, und oft beschränkt sich ihr ganzer Werth auf die melodische Form, auf den holden Zusammenklang. Eines der bedeutendsten Produkte der letzten Zeit „Li Sounjarello“ (die Träumerinnen) von Roumanille bestätigt das.[1]

Mit den „Complaintes,“ den Klagegesängen auf protestantische Märtyrer, welche noch im vorigen Jahrhundert so häufig gesungen wurden und eine der besten Quellen für protestantische Geschichte abgeben, steht es nicht besser als mit den profanen Volksliedern. Sie sind verschollen, und die nicht schon von eifrigen

[1] Die seitdem erschienene Mirejo, ein großes episch-lyrisches Gedicht von Mistral, scheint dem zu widersprechen — scheint aber nur.

„Hirten der Wüste" aufs Papier gebannt wurden, sind heute verloren. Selbst in den verborgensten Thälern der Cevennen werden sie nicht mehr gesungen, wohl aber noch die französischen, (von Clement Marot übersetzten) Psalmen.

Diese wenigen Worte zur Charakteristik der Sprach- und Volksliedzustände, zugleich zur Entschuldigung, daß meine Ernte so ärmlich ausgefallen. Vielleicht reicht es hin, wenn ich kurz sage: Der Sammler provenzalischer Volkslieder ist im Jahre 1851 bereits zu spät gekommen.

A l'oumbra d'aou bouscatjé.

Die Flötentöne irrten
Bis her zum schatt'gen Hag;
Es feierten die Hirten
Heut einen frohen Tag.

Ich aber sitz und weide
Die Heerden, ach, allein:
Und seufze, was ich leide,
In den klaren Quell hinein.

Und wenn mein Herz gedenket
Der alten schönen Zeit,
Um ihn, der mich gekränket,
Wein' ich in meinem Leid.

So seufze durch die Nacht ich
In meines Herzens Noth —
Vor Sehnen fast verschmacht ich,
Viel besser wär der Tod.

Tirsis n'és mort, pécayré!

Tirsis ist todt, o wehe!
Weint, Vöglein, auf sein Grab,
Ihr Blümlein legt, ich flehe,
Die lust'gen Farben ab.
Betrübte Taubenherzen,
Verliebte Nachtigall,
Vereint mit meinen Schmerzen
Der süßen Stimme Schall.

D'una pastoura trop cruela Un jeun Dafnis se planissiait.

Ein junger Daphnis weint' und klagte,
Denn grausam war die Schäferin —
Ganz in der Nähe floh und jagte
Ein armes Täubchen her und hin.
Und wie sie hin und wieder irrte,
Ausstieß sie, ach, so trüben Ton,
Es lauschte und es sah der Hirte,
Wie sie in ein Gebüsch entflohn.

Die kleinen Vögelein im Neste,
Sie saßen still und lautlos da,
Weil eine Schlange vom Geäste
Furchtbar und drohend niedersah.
Sie schlug Daphnis mit einem Schlage
Des Hirtenstabs, daß todt sie sank.
Ihm ist, als ob das Täubchen sage:
O habe Dank, o habe Dank!

Quant vous vézé tout mé play.

An dir gefällt mir Alles zur Stund,
Du würdest den todten Stamm beleben,
Das Wasser kommt mir in den Mund,
Seh ich dein Lachen, dein heiteres Leben.
Fröhlich und froh!
Ich hab sie noch nicht, doch werd ich sie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab sie noch nicht, doch mein muß sie sein.

Und kehrte sich der Himmel um
Als wie der Kuchen in der Pfanne,
Ich trüge fest durch Grad und Krumm
Die Lieb zu meiner braunen Hanne.
Fröhlich und froh!
Ich hab sie noch nicht, doch werd ich sie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab sie noch nicht, doch mein muß sie sein.

Wenn wo ein Dieb in Herzen bricht,
Gleich führt man gegen dich Beschwerden;
Versteckst du deine Augen nicht,
Wirst du einmal gehangen werden.
Fröhlich und froh!
Ich hab sie noch nicht, doch werd ich sie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab sie noch nicht, doch mein muß sie sein.

Hochzeitslied.

Zu jeder Zeit, in jedem Land
Begriffen's Leute von Verstand,
Im Leben und im Sterben bleibe
Gar nichts vergleichbar mit dem Weibe.

Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Das Weib, das ist im Hause ganz,
Was eine Geige ist beim Tanz.
Ohne Weib herrscht Todesschweigen,
Ohne Geige stockt der Reigen.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Der junge Gatte lachet sehr,
Ein groß Verdienst bei meiner Ehr!
An seiner Stelle würden heute
Sehr lachen auch gescheitre Leute.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Es lächelt auch die junge Braut,
Doch nur im Herzen und nicht laut,
Der Brauch will, daß im Hochzeitskleide
Man sauere Gesichter schneide.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Morgenständchen.[1]

Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid —
Der Tag ist nicht weit,
Die Wolken erröthen.
Von meinem Trauerliede
War hold dein Traum erfüllt,
Es hat dich süßer Friede
Wie Seide weich umhüllt.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid ꝛc.

Schlag auf deine süßen
Schwarzäugelein jetzt —
Vom Thaue benetzt
Will ich dich begrüßen.
Sieh, dem Olivenbaume
Lacht schon die Sonne zu,
Blick du, noch halb im Traume,
Mir in das Herz die Ruh.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid ꝛc.

Die Nebel, die steigen,
Bedecken das Haus —
O komme heraus,
O wolle dich zeigen.
Der Morgen wird so milde
Um deine Schläfe wehn —
Du wirst dein Traumgebilde
In meinem Auge sehn.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es singet mein Leid,
Der Tag ist nicht weit,
Die Wolken erröthen.

[1] Wahrscheinlich ein Rest oder eine Nachahmung der alten provenzalischen Aubades oder Morgenständchen (von Aube.)

Matrosenlied.

O hör's durch alle Ferne,
Durch alles Leid, das Wort,
Ich schwör's beim Licht der Sterne:
Dich lieb ich immer fort.

Es beben mir im Innern,
Als schwellender Accord,
Die Sehnsucht, das Erinnern:
Dich lieb ich immer fort.

Ob auch in kaltem Wehe
Das Leben mir verdorrt,
Ob es in Blüthen stehe:
Dich lieb ich immer fort.

Wenn es ein Jenseits giebet,
Dich werd ich lieben dort
Wie ich dich hier geliebet:
Dich lieb ich immer fort.

Das Schönste, was ich habe
An meines Schiffes Bord,
Ist deiner Liebe Gabe —
Dich lieb ich immer fort.

Und wo ich immer lande,
An welchem fernen Ort,
Ich ruf's an jedem Strande:
Dich lieb ich immer fort.

Ich ruf's an jedem Strande;
Das liebe, liebe Wort
Kennt man in jedem Lande:
Dich lieb ich immer fort.

O hör's durch alle Ferne,
Durch Lust und Leid das Wort,
Ich schwör's beim guten Sterne:
Dich lieb ich fort und fort.

Der Dieb.

Nichts Süßres ist, als seinem Lieb
Stets geben, immer geben —
In Perpignan verlor ein Dieb
Am Galgen drum sein Leben.

Sei du getrost, du armes Lieb,
Der Herr hat ihm vergeben,
Er hat ja nur, der arme Dieb,
Gestohlen, um zu geben.

Der Mann, der die Gesetze schrieb
Und der sie anbefohlen,
Der hatte keine Seele lieb,
Sonst hätt auch er gestohlen.

Stehl ich dem Felde, was es trieb
An Gold- und Silberrosen,
Warum nicht auch für dich, o Lieb,
Das Geld aus Rock und Hosen?

Stehl ich dir Küsse doch, o Lieb,
Und werde nicht gehangen,
Was soll ich nicht ein Taschendieb
Für dich zu sein verlangen?

Nichts Süßres ist, als seinem Lieb
Stets geben, immer geben,
Und wenn mir nichts mehr übrig blieb,
So geb ich ihr mein Leben.

An die rechte Hand.

Von Drygnan — (Anfang des XVIII. Jahrhunderts.)

Dich, Rechte, pries kein Mund genug,
Geziemend klingt dein Lob aus meinem:
Ahnfrau von Hammer, Schwert und Pflug,
Bist du das Alles auch in Einem.

Du schreibst — ob klein in Lettern gleich —
Gedanken, die wie Ström' aus Schluchten
Durchziehen manches weite Reich
Und fernes Land und Feld befruchten.

Du bildest — hier ein wohnlich Haus,
Gewänder dort, die festlich schmücken,
Und hundert Dinge führst du aus,
Die lieblich jedes Aug entzücken.

Du nährst — ob auch der Stirne Schweiß
Auf deine Schwielen niederthauet;
Sie stehn dir, wie der Furche Gleis
Dem Acker, den du selbst bebauet.

Ich singe deinen Ruhm am Pflug,
Bejahend winket mir der Spaten;
Es pries dich noch kein Mund genug,
Genossin du der schönsten Thaten.

Mich hast du lebenslang genährt! —
Des Hammers Lob laß ich den Schmieden,
Dem Rost, dem Rost laß ich das Schwert,
Und mir laß ich den Pflug, den Frieden.

König Franz I. in der Gefangenschaft.

Als der König zog aus Frankreich,
Zu gewinnen fremdes Land,
Fiel an Pavia's Thore
Er den Spaniern in die Hand.

„Gib dich, gib dich, König Frankreichs!
Wo nicht, mußt du untergehn!“
— „„Ich soll Frankreichs König sein?
Niemals hab ich ihn gesehn.““

Heben auf des Mantels Zipfel,
Und die Lilie sehn sie dort —
Nehmen ihn und binden ihn,
Ins Gefängniß muß er fort.

Fort zum finstern Thurm, in welchen
Mond und Sonne niemals sahn,
Wenn nicht durch ein Fensterlein —
Kommt ein Postillon heran.

„Postillon, der Briefe bringet,
Sag, was in Paris man spricht?“
— „„Daß der König ist gefangen,
Sagt man, wenn getödtet nicht.““ —

„Postillon, kehr mit der Post um,
Nach Paris kehr um geschwind,
Grüße schönstens mir mein Weib,
Grüße mir mein kleines Kind.

Daß sie Münzen prägen lassen
So viel nur Paris im Stand,
Und mir eine Ladung senden,
Daß ich heimkehr in mein Land.“ [1]

[1] Fast der ganze Inhalt dieses südfranzösischen Liedes findet sich in einem der vielen nordfranzösischen, die auf die Schlacht von Pavia gemacht wurden. Das nordfranzösische hat einen satirischen Anstrich und beginnt mit Spott auf den Herrn La Palice und endet mit einem höhnischen Ausfall auf den

Herzog von Guise. Die ganze Form ist besser und gebildeter als die des südfranzösischen hier mitgetheilten Volksliedes, welches nur eine Nachahmung des andern zu sein scheint. Das Original lautet so:

Helas! La Palice est mort,
Il est mort devant Pavie.
Helas! s'il n'etait pas mort
Il seroit encore en vie.

Quant le roy partit de France,
A la malheur il partit;
Il en partit le Dimanche
Et le Lundi il fut pris.

Il en partit etc.
Rens, rens toy, Roy de France,
Rens toy donc, car tu es pris.

Rens etc.
Js ne suis point roy de France,
Yous ne savez qui je suis.

Je suis pauvre gentilhomme,
Qui s'en va par le pays.

Regardèrent à sa casaque,
Avisèrent trois fleurs de lys,

Regardèrent à son espée,
Françoys ils virent escry.

Ils le prirent et le menèrent
Droit au château de Madrid.

Et le mirent dans une chambre
Qu'on ne voiroit jour ne nuit.

Que par une petite fenêtre,
Qu'estoit au chevet du lict.

Regardant par la fenêtre
Un courrier par la passit.

Courrier, qui porte lettre,
Que dit on du roy à Paris?

Par ma foy, mon gentilhomme
On ne sait s'il est mort ou vif.

Courrier qui porte lettre,
Retourne t'en à Paris.

Et va — t'en à ma mère
Va dire à Montmorency.

Qu'on fasse battre monnaie
Aux quatre coins de Paris.

S'il n'y a de l'or en France
Qu'on en prenne à St. Denis.

Que le dauphin en amène,
Et mon petit fils Henry.

Et à mon Cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requery.

Et à mon cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requery.
Pas plus tôt dit la parolle
Que monsieur de Guise arrivy.

Aro l'aben attrabat etc. [1]

Spottlied auf Napoleon, aus dem Jahre 1815.

Nun haben wir ihn eingefangen,
Den Vogel mit den großen Flügeln;
Nun haben wir ihn eingefangen
Und ihm gestutzt die großen Flügel.

[1] Wir theilen dieses Volksepigramm nur deßhalb mit, weil es, seit lange vergessen, sonderbarer Weise in diesem Jahre plötzlich wieder auftaucht. Es heißt nämlich im Original:

Aro l'aben attrabat
L'aouzel dé las grossos alos;
Aro l'aben attrabat
E l'aben dézalatat.

Die beiden Serafim.

Li dous Serafin von J. Roumanille aus St. Remy.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend sang da ihre Lippe:

(Der Erste:)

Auf dem Knie der Mutter sehe
Weinen ich das Kindlein, wehe!
Kenn die Quelle seiner Klage:
O Jesu, heil'ger Geist,
Du weißt,
Daß die Stirn an jenem Tage
Dir die Dornenkron' zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend sang da ihre Lippe:

(Der Zweite:)

Soll mein Herz nicht sein voll Leide?
Sollen wir nicht weinen beide?
Soll das Kindlein auch nicht wimmern?
O Jesu, heil'ger Geist,
Du weißt,
Daß sie schon am Kreuze zimmern,
Das die Glieder dir zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend sang da ihre Lippe:

(Beide:)

Ach, er ist ans Kreuz geschlagen!
Aus dem Leide steigen Klagen
Auf zum Vater von dem Sohne.
O Jesu, heil'ger Geist,
Du weißt,
Daß der Mensch nach deiner Krone,
Nach dem Kreuz mit Spotte weist.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend sang da ihre Lippe.

Die Tyrannen.

Aus Li Provençalo, von Th. Aubanel aus Avignon.

Motto: Ahi dura terra, perche non t'apristi?
Dante. Inferno.

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

O sieh das Blut von deinem Kleide thauen,
Und deinen Fingern — Henker, wasche dich!
„Warum? noch Manches bleibt zu thun für mich,
Es gibt noch viele Köpfe abzuhauen."

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Ich weiß! — Doch bist du Vater je geworden?
Ein Kinderblick hat dich wohl nie bewegt?
Ganz ohne Scheu, von keinem Trunk erregt,
Kannst du die Mutter sammt dem Kinde morden.

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Gepflastert ist der Markt mit deinen Todten,
Was lebend noch, fleht mit gebeugtem Knie:
Sprich, warst du je ein Mensch, warst du es nie?
— „Laß mich mein Tagwerk thun, wie mir geboten.“

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

— Sprich, meinst du nicht aus deines Bechers Grunde,
In deinem Wein zu trinken Blut, das roth?
Und wenn du issest, glaubst du nicht das Brod
Zu Menschenfleisch verwandelt dir im Munde?

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

Vor Müdigkeit seh ich den Schweiß dich wischen;
Halt ein! voll Scharten ist ja schon dein Schwert.
Es kann geschehn, daß es daneben fährt,
Weh dir, wenn deine Opfer dir entwischen.

Wo eilst du mit dem großen Messer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

Sie sind entwischt! Zum Block, der roth umquollen,
Jetzt beuge du das Haupt — die Schulter nackt —
Die Sehne deines Halses kracht und knackt,
O Henker, nun wird dein Kopf niederrollen.

Schleift frisch das große Messer, schleift und schleift,
Ergreift des Henkers eignes Haupt, ergreift.

Vierzehntes Kapitel.

Montpellier — Ein Wort Goethe's — Erste Eindrücke — Bauart der Stadt — Peyrou und Esplanade — Alexander Roussel und Peter Durand — Claude Brousson und sein Henker — Ludwig XIV. und Philipp II., Baville und Alba — Protestanten und Katholiken — Gesellschaft, Erziehung, Moralität — Das Volk von Montpellier und seine Sprache — Pecayré! — Eine Anekdote — Journalismus — Herr Tanjon, ein sonderbarer Schwärmer.

Montpellier, Mitte September 1851.

— „es ist mir recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit Niemand in Verhältniß steht, eine leidliche Reisebeschreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich sich aufhält, wird Niemand wagen etwas zu schreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede sein: ebenso geht es mit Allem, was uns noch einigermaßen nahe ist; man fühlt erst, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mäßigstes Urtheil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte. Diese Betrachtungen führen auf artige Resultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen ist.“

Diese Worte Goethe's, die jeder Tourist oder Reisebeschreiber vornhin in sein Notizenbuch setzen sollte, kommen mir unwillkürlich ins Gedächtniß, da ich darangehe, mit einigen Bemerkungen über Montpellier mein Tagebuch zu vervollständigen. Während meines siebenmonatlichen Aufenthaltes im Süden habe ich in dieser altberühmten Stadt so viel Gastfreundschaft genossen, haben sich so mancherlei Beziehungen, Bekanntschaften und Freundesverhältnisse gebildet, daß ich vollkommen jene Beengniß fühle, die der Alles Vor- und Nachempfindende in jenen Worten

ausgedrückt. An dieses die Feder beengende Gefühl der Delikatesse schließt sich noch ein anderer Nachtheil. Die ersten Eindrücke, die gewöhnlich die besten und wahrsten sind und sich mit größerer Leichtigkeit, ohne alle Anstrengung, fast naiv wiedergeben lassen, sind von vielen nachfolgenden verdrängt, so daß beim Niederschreiben eine Arbeit des Gedächtnisses beginnt, die der Unbefangenheit, ich möchte sagen, Einfalt des wahrhaftigen Erzählers Eintrag thut.

Kaum kann ich mich mehr des ersten Eindruckes erinnern, den Montpellier auf mich gemacht hat. Ich weiß nur, daß es an einem regnerischen Apriltage war, da mich der Bahnzug hierher brachte, und daß mir traurig und enge zu Muthe wurde, als wir uns in den dicken Mauern der Festung verloren, die Ludwig XIII. als ein Zwing-Montpellier vor die Stadt hingemauert. Die schönen Gemüsegärten, die bereits von Kohl und Blüthen bedeckt waren, die breite mit prächtigen Bäumen besetzte Esplanade, welche sich zwischen dem Kastell und der Stadt ausdehnt, konnten den trüben Eindruck des regnerischen und düsteren Tages halber nicht aufheitern. Die innere Stadt mit ihren hundert Gäßchen, die sich wahrhaft gordisch und sinnverwirrend in einander schlingen, erschien mir als ein unauflösbarer Knoten und wurde dem Wanderer unbehaglich, der, stolz auf seinen Ortssinn, sonst gewohnt ist, sich in der fremdesten und verwickeltsten Stadt im Laufe der ersten Stunden zurecht zu finden.

Aber mit dem Himmel klärte sich auch die Düsterheit des ersten Eindrucks auf, und im Laufe des Sommers hatte ich oft Gelegenheit, die Weisheit der alten Gründer und Bewohner Montpelliers zu preisen und sie dafür zu segnen, daß sie ihre Häuser so nahe als möglich an einander gerückt und auf diese Art für ewigen Schatten gesorgt haben. Wenn Montpellier der modernen Neigung der meisten Städte folgen und seine schmalen, winklichen Gassen in breite, langgezogene verwandeln wollte, es würde unbewohnbar werden, oder seine sämmtlichen Kinder dem Sonnenstiche aussetzen. So aber, wie die Stadt heute beschaffen

ist, kann man sie fast ihrer ganzen Länge und Breite nach immer angemessen beschattet durchwandern, und können Handwerker und Krämer, selbst in den heißesten Tagen, ihre Geschäfte gemächlich fortsetzen. Und nicht nur vor dem Sonnenbrande ist man durch diese Bauart der alten Stadt geschützt — noch ein gefährlicherer Feind wird durch sie von den guten Bürgern Montpelliers abgehalten; es ist das der Wind, der sonst fast ununterbrochen sie durchtoben und, aus allen Weltgegenden kommend, an Brust und Lungen nagen würde, während er jetzt an den äußersten Winkeln abprallt und nicht durch all' die Wendungen und Windungen zu dringen vermag. Gegen die Atmosphäre, die er, wenn er in Gestalt des Mistral oder des Sirocco erscheint, mit sich führt, schützen freilich weder die Windungen noch die Schatten der alten, hohen Häusermassen.

Die Stadt, obwohl auf einem Hügel liegend, gewährt von keiner Seite einen recht malerischen Gesammtanblick, während sie in ihrem Inneren oder an verschiedenen Enden einzelne Punkte besitzt, von denen aus man sich der herrlichsten Aussicht ins Land erfreut. Der schönste dieser Punkte ist der Peyrou, eine am Westende der Stadt sich erhebende Esplanade. Die Aussicht, die man da genießt, nennen die Montpellierenser mit etwas übertriebenem Stolze eine der schönsten der Welt. Man sieht vom Peyrou aus die hübschen Landhäuser, die sich, gut gruppirt mit ihren Cypressen, Platanen, Lorbeerbäumen und Granatbüschen, weit hinaus vor die Stadt erstrecken, und jenseits dieser Landhäuser gegen Norden die kalkigen, verbrannten Berge der Cevennen mit ihrem König, dem Pic St. Loup, gegen Süden das lächelnde, blaue Mittelländische Meer, das kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt ist, mit den grünen Sümpfen an seinen Ufern und mit der Insel Maguelone und der Ruine der altberühmten Kirche in seinem Schooße; gegen Westen, bei besonders klarem Wetter, jenseits der letzten Ausläufer der Cevennen, die ihre Arme dem Meere entgegenbreiten, sogar die riesigen, in sanfter Bläue schwimmenden Häupter der Pyrenäen.

Die Cevennen scheinen, wenn die Luft von der Feuchtigkeit des nahen Meeres durchwoben ist, so nahe gerückt, daß man ihre Sträuche und einsam nickenden Alpenblüthen mit der Hand erreichen und in ihre Höhlen und Risse mit einem kühnen Schritte eingehen zu können wähnt. Auf der dem Peyrou entgegengesetzten Esplanade kann man zugleich mit Cevennen und Pyrenäen die Alpen mit ihrem Repräsentanten, dem Mont Ventoux, erblicken und so im selben Momente, mit Einem Blicke Hispania, Helvetien, la belle France und durch das Medium des Mittelländischen Meeres das fabelhafte Afrika begrüßen. Ein weltumfassendes Herz kann hier eben so gute Nahrung finden, als ein hypochondrisches, das sich in Betrachtung über die Kleinheit der Reiche dieser Welt, ja selbst dieser armen Erde ergehen will. Ein besser und heiterer gestimmtes wird sich hier an ihrer Schönheit erfreuen, besonders so lange, als es nicht an die Gräuel denkt, deren Schauplatz der schöne, herrlich Peyrou, oder die lachende Esplanade vor dem Kastell gewesen.

Unglückseliger Weise kamen sie mir zu früh ins Gedächtniß, als ich auf dem Peyrou stand, und mich zufällig umwendend, die Statue und den Triumphbogen Ludwigs XIV. in seiner Mitte und vor seinem Eingange erblickte. — Möge man noch so große Aquädukte mit allen Quellen der Gebirge, ja, möge man das ganze Mittelmeer mit seiner lächelnden, heiligen Salzfluth hierher leiten — alle die Wellen waschen den Blutfleck nicht ab, der diesen herrlichen Punkt der Erde für ewige Zeiten entstellt: und möge man hier noch so viele Blumen pflanzen und Lindenblüthe duften lassen — alle Gerüche des Orientes und Occidentes übertäuben seinen Blutgeruch nicht. Es ist ja noch so frisch, das Blut der Märtyrer, die hier ihr Leben aushauchten für die ihnen heilige Sache. Gewöhnlich glaubt man, daß die Hinrichtungen der Protestanten auf dem Peyrou mit dem Tode Ludwigs XIV. ihr Ende ereicht haben; das ist aber falsch. Noch unter Ludwig XV. sah der Peyrou viele und erhabene Märtyrer „des reinen Glaubens,“ viele Martertode der „Hirten der Wüste.“ Alexander Roussel

verhauchte hier im Jahre 1728. Sein Verbrechen war, den Protestanten der Cevennen unter Mühen, Noth und Drangsal, kämpfend mit Hunger und Durst, verfolgt von Höhle zu Höhle, gepredigt zu haben. Um Geld verkauft, wurde er barhaupt, barfuß, mit dem Strick um den Hals, zum Richtplatz geschleift. Nach seiner Wohnung befragt, antwortete er: Der Himmel ist mein Dach! Während ihn auf dem Weg zum Richtplatz und bei der Folter die Jesuiten umdrängten und Verleugnung seines Glaubens verlangten, betete er für seine Richter und den Henker. In der Sterbestunde sang er wie Huß mit fester Stimme einen Psalm.

So wie Alexander Roussel erging es hier auf dem Peyrou dem armen Greise Peter Durand. Sein Verbrechen war, Antoine Court geholfen zu haben, als er die durch die Kriege zerstreute Heerde der Cevenolen wieder zu einer Gemeinschaft sammeln wollte. Er starb im Jahre 1732. Fünf Jesuiten erschöpften ihre Beredsamkeit, ihre Versprechen und Drohungen vergebens an ihm. Er blieb fest wie ein Fels. Die Folge dieser Martyrien war, daß die Abtrünnigen wieder in den Schooß des Protestantismus zurückkehrten, daß neue Bekehrungen vorkamen, daß die Protestanten neuen Muth und neue Kraft gewannen, daß sie sich wieder sammelten und organisirten und eine feste Gemeinschaft bildeten, die allen Verfolgungen zum Trotz ihr Leben fristete, bis die Bastille stürzte und die Begeisterten von Versailles Freiheit und Gleichheit verkündigten und Rabaut de St. Etienne, den Protestanten, zu ihrem Vorsitzenden gemacht haben.

Doch sind diese Martyrien, wie schaurig sie auch, wie groß auch ihre Folgen waren, nur das leise verklingende Nachspiel der grausamen Tragödie, welche Ludwig XIV., nachdem er fromm geworden, im ganzen Süden aufgeführt, und deren Katastrophen sich meist auf dem Peyrou, auf der Esplanade und in den Kerkern Montpelliers entwickeln. Ich will hier nur an einen der größten Helden des südfranzösischen Protestantismus erinnern, dessen Muth, dessen Ausdauer, dessen Leiden den Ruhm der Geschichte

eben so gut verdienen, als irgend ein heiliges Martyrium, als irgend eine große That des Schwertes, des Wortes oder der Erfindung.

Claude Brousson war im Jahre 1647 zu Nimes geboren und wirkte in männlicher Jugend als Advokat bei den Tribunalen von Castres und Toulouse, als Vertheidiger der Unschuld oder der menschlichen Verirrung. Als die einleitenden Vorspiele zum Widerrufe des Ediktes von Nantes begannen, als endlich der Widerruf, begleitet von den Dragonaden und frommen Mordthaten erfolgte, trat er vorzugsweise als Anwalt der unterdrückten Protestanten auf. Sein Wort war mächtig. Da man sein Stillschweigen umsonst mit glänzenden Sinekuren zu erkaufen versuchte, begann man, ihn zu plagen und zu verfolgen, und zwang ihn endlich zur Flucht. Da ging er, wie mancher Märtyrer alter Zeiten, wie Elias und Christus, in die „Wüste," d. i. in die Gebirge zu den Leidenden und Verfolgten und predigte allmächtig. Die Regierung zitterte vor dem verjagten Advokaten, der nun zum Priester, zum Propheten geworden war. Man machte Jagd auf ihn, wie auf ein wildes Thier, und wie ein verfolgtes Wild suchte er Schutz und Zuflucht auf unwegsamen Hochalpen, in alten Höhlen und Grotten. Mehrmal wurde er auf seiner ewigen Flucht gezwungen, die Gränzen des Vaterlandes zu überschreiten, um einen Augenblick auf fremdem Boden aufzuathmen. Aber immer kehrte er wieder zurück, immer mit demselben Eifer für die Sache, die ihm heilig war, immer in dieselben Drangsale und Gefahren zurück. Im Jahre 1693 wurde ein Preis von fünfhundert Louis auf seinen Kopf gesetzt. Erst im Jahre 1698, also sehr kurz vor Ausbruch des Cevennenkrieges, wurde Claude Brousson zu Oleron gefangen genommen und nach Montpellier gebracht. Als er das Blutgerüst bestieg, wurde das Wort, das er noch an das Volk richten wollte, durch achtzehn Trommler übertäubt. Wir wollen nicht die Historiker seiner Partei, wir wollen auch nicht die Jesuiten über ihn sprechen lassen; wir wollen hören, wie sich der Henker, der ihn vom Leben zum Tode

brachte, über ihn ausdrückt. Seine Worte sind treu aufbewahrt worden, und sie lauten so:

„Ich habe mehr als zweihundert Verurtheilte hingerichtet, aber keiner hat mich je so zittern gemacht, wie Herr Brousson. Als man ihn auf die Folter legte, waren der Kommissär und die Richter bleicher und zitterten mehr als er, der betend seine Augen gen Himmel wandte. Wenn ich gekonnt hätte, ich wäre entflohen, um nicht einen so trefflichen Mann tödten zu müssen. Wenn ich reden dürfte, ich wüßte mancherlei Dinge über ihn zu sagen; gewiß, er starb wie ein Heiliger."

Aus dieser Aussage des Henkers, den wir viel lieber als Geschichtsquelle gelten lassen, als den klassischen Bischof Flechier, geht hervor, wie sehr die Henker des Statthalters von Languedoc, Herrn de Baville, schon Jahre vor Ausbruch der Cevennenunruhen beschäftigt waren. Dieser eine Henker hatte bereits im Jahre 1698 mehr als zweihundert Verurtheilte hingerichtet, und Herr Baville-Lamoignon hatte überall in seiner Statthalterei, in Nimes, in Beaucaire, in Beziers u. s. w. viele Henker, und all die Städte, ja, viele kleine Flecken erlebten so schaurige Schauspiele wie Montpellier. Baville-Lamoignon war ein sehr thätiger und seines Sultans würdiger Satrap. Er reiste viel in seiner Provinz umher und hinterließ überall gleiche Blutspuren. In Nimes vermied ich es, sie aufzusuchen; dort war ich froh, sie über den Antiken vergessen zu können. Montpellier ist eine Stadt des Mittelalters, und Alles ladet hier ein, den Spuren der uns noch so nahe liegenden Geschichte nachzugehen. Die Gegenwart bietet wenig, was die kaum achthundertjährige Vergangenheit vergessen machte.

Auch vor der Weltgeschichte, der Weltrichterin, gibt es Persönlichkeiten, die Glück, oder, wie die Franzosen sagen, „de la chance" haben. Zu diesen Begünstigten gehören unstreitig Ludwig XIV. „der Große" mit seinem Languedoker Statthalter Baville-Lamoignon. Wenn man von grausamen Königen und grausamen Statthaltern spricht, ist es hergebracht z. B. von

Philipp II. und Herzog Alba zu sprechen. Doch lebten beide in einer Zeit, da zwei feindliche Prinzipe, deren eines sie vertraten, sich gewissermaßen zum ersten Male und darum mit größerer Heftigkeit, mit Fanatismus, entgegentraten. Das ihnen feindliche Prinzip war durch ein fernes, ihnen durch Sitte, Gewohnheit, Charakter, Anschauungsweise und Blut vielfach fremdes Volk vertreten, welches sich noch dazu religiös und politisch zugleich empörte. Philipp und Alba mit ihren schwarzen Armeen sind von der Inquisition erzogen und getrieben, und ihre Jugend ist von Auto-da-Fés groß genährt. Ihre Bildung ist um mehr als ein Jahrhundert jünger, ihr Blut um zehn Breitegrade heißer. Ludwig XIV. und Baville-Lamoignon haben Port-Royal hinter sich, ein Volk, das bereits Colbert, Vauban, Fenelon, Corneille, Racine, Molière, Lafontaine hervorgebracht, um sich; sie stehen an der Wiege Voltaire's und Rousseau's und hören schon die Stimme Peter Bayle's, des Vaters der Encyklopädie. Sie haben es mit Stammgenossen, mit Kindern desselben Landes, mit Brüdern zu thun, mit loyalen Bürgern, die nichts wollen, als ihren Tempel besuchen, ihre Kleinen im selben Glauben erziehen, der ihnen durch Edikte, feierliche Eide und Friedensschlüsse als ungefährdet übermacht und zugesichert worden ist. Die Beiden bekämpfen eine Religionsgenossenschaft, die durch Jahrhunderte im Lande einheimisch und sonst Niemand mehr anstößig ist, als dem Klerus, den bereits Pascal in seiner Nacktheit dargestellt hat. [1] Und doch begehen sie Thaten, vor

[1] Wir können nicht umhin, hier an einige Anekdoten zu erinnern, die für die Frömmigkeit Ludwigs und seiner Zeit charakteristisch sind.

Nach einer verlornen Schlacht rief der König entrüstet aus: Gott hat also vergessen, was ich für ihn gethan habe.

Zu Louvois, dessen Benehmen in den Religionsstreitigkeiten er billigte, sagte der König eines Tages: Ich weiß nicht, wie Ihnen Gott eines Tages Ihre Bemühungen anrechnen wird; was mich betrifft, ich werde sie gewiß nie vergessen. Memoiren des Herzogs von Richelieu.

Der Herzog von Orleans, als er 1506 zur italienischen Armee abging, wollte Augrand von Fontpertuis, einen lustigen Gesellen, der aber nicht im

denen die Gräuel Alba's in Belgien zu einer wahren Kleinigkeit zusammenschrumpfen; und doch nennt man Ludwig XIV. nur, wenn von glänzenden Regenten die Rede ist, und vergißt Baville-Lamoignon, wenn die blutigen Schlächter der Völker aufgezählt werden. Das ist das Glück, die Chance in der Weltgeschichte.

Aber wir wollen auch nicht verschweigen, was Baville des Guten gethan hat; freilich werden wir zur Aufzählung seiner guten Thaten nicht vieler Worte bedürfen. Diesen Peyrou, auf dem wir stehen, hat er, nachdem er ihn mit dem edelsten Blute getränkt und gekittet, zu dem gemacht, was er heute ist: eine schöne Terrasse, ein lieblicher Spaziergang, nachdem er ein steiniger Hügel gewesen, und die Natur, die gütige, läßt hier Blumen und prächtige Bäume wachsen, hat ringsumher stolze Gebirge aufgestellt und hat in der Nähe das blaue Meer ausgegossen, um mit all dieser Pracht Baville-Lamoignon und die Geißeln und Leiden der Menschheit vergessen zu machen.

Nach dem Tode Baville-Lamoignons und Ludwigs XIV. erhielt der Peyrou einen neuen Schmuck an dem Aquädukte, einem Theil der großen Wasserleitung, welche der Stadt Montpellier das süße Wasser der Quelle von St. Clement in einer Länge von beinahe 14,000 Meter zuführt. Der Theil desselben, welcher den Peyrou mit der gegenüberliegenden, durch ein tiefes Thal getrennten Höhe verbindet, hat eine Länge von beinahe 900 Meter. Er besteht aus zwei Stockwerken, die sich aus 53 unteren und 183 oberen Bogen zusammensetzen. Er bietet einen prächtigen und stolzen Anblick und endet am Chateau d'eau, einem sechseckigen, mit korinthischen Säulen und Basreliefs

Dienste war, mit sich nehmen. Der König, der es erfuhr, fragte seinen Neffen, warum er einen Jansenisten in seine Gesellschaft ziehe? — Er ein Jansenist! sagte der Prinz. — Ist er nicht, fragte der König wieder, der Sohn jener Närrin, die Arnaud nachlief? — Es ist mir unbekannt, antwortete der Prinz, was seine Mutter war; aber, was den Sohn betrifft, so weiß ich nicht, ob er an Gott glaubt. — Ich bin also schlecht unterrichtet sagte der König naiv und ließ Fontpertuis als einen für den Glauben ungefährlichen Menschen mit dem Herzog abreisen. Duclos' Memoiren.

geschmückten Baue, der sich über dem Bassin und seinen Kaskaden schön empor wölbt. In der Mitte des Platzes, zwischen dem Chateau d'eau und dem Triumphbogen, der in die Stadt führt, erhebt sich eine kolossale Reiterstatue. Wir wollen vergessen, daß sie Ludwig XIV. vorstellt, und sie wird mit all den Monumenten in Mitten dieser schönen Natur ihre Wirkung nicht verfehlen. Vergessen wir überhaupt die Geschichte und ihre Helden, wenn wir an einem schönen Sommerabend hier lustwandeln, vielleicht an der Seite einer schönen Frau und eines lieben Freundes; horchen wir auf die Musik, die unter den Bäumen erschallt, auf die Nachtigallenlieder, die um die Wette aus dem Schatten der Palmenbäume, begeistert von den Lotosblumen im botanischen Garten, dort unten lieblich erklingen; sehen wir in die südschwarzen Augen lustwandelnder Frauen und spielender Kinder; freuen wir uns mit dem dunkelblauen Meere, mit den purpurnen Abendwolken, mit den glühenden Spitzen der Cevennen. Die Sonne sinkt; siehe da! bevor sie versank, durchleuchtete sie einen Wolkenriß und zeigte uns ein erhabenes Pyrenäenhaupt. Gute Nacht, Spanien!

23. September 1851.

Es wäre ungerecht, über Geschichte und Natur die lebende Gegenwart, das Treiben, Fühlen und Denken rings um uns zu vergessen. Sehen wir uns im Montpellier von heute um; die Resultate unserer Untersuchung werden, ich sage es mit Schmerz, nicht die tröstlichsten sein.

Montpellier gehört, Dank seiner alten Universität und der Akademie, zu den gebildetsten Städten des südlichen Frankreichs — und doch, welch einen niedrigen Grad der Bildung nimmt man bei näherer Betrachtung wahr! Die Professoren, unter denen einige höchstgebildete, stehen mit ihren wissenschaftlichen und Kulturbedürfnissen allein; die Studenten sind „Kümmeltürken", die — eine allgemeine Krankheit des heutigen Frankreich — nichts Anders im Sinne haben, als ihre Carriere zu machen, sich

die Mittel und Titel des allergewöhnlichsten Broderwerbes zu verschaffen, eine Neigung, die man in den letzten Jahren leider auch im deutschen Universitätsleben beobachtet haben will. Wenn doch ein junger Mann ausnahmsweise eine höhere Bildungsstufe erreicht, kann er es in seiner Vaterstadt nicht lange aushalten und wandert nach Paris. Die Mädchen bekommen eine beschränkte Klostererziehung und bleiben ihr Lebenlang in der Gewalt der Pfaffen, denen sie dann als Mütter wieder ihre Kinder hingeben. Die Geistlichen haben eine um so größere Gewalt, als sie in der That ein im katholischen Sinne ziemlich vorwurfsfreies Leben führen und, selber ungebildet und bloße Werkzeuge des höheren Klerus, an ihren Dogmen und Gelübden mit Aufrichtigkeit und Aufopferung hängen. Eine so erzogene Gesellschaft ist arm an geselligem Stoff, und so steht denn auch die Geselligkeit auf schwachen Füßen. Für Künste und Wissenschaften kann man sich und darf man sich kaum interessiren — wovon soll man sprechen? womit die Abende ausfüllen? was soll die Gemüther verbinden? Die Frauen unterhalten sich von ihren religiösen Uebungen; die Männer, die das langweilt, obwohl sie es billigen, gehen in ihre Cercles. Dort kann es auch kaum zu politischen Diskussionen kommen, da man nach politischen Farben weit getrennt ist.

Eines der Haupthemmnisse der Geselligkeit bildet die Religionsverschiedenheit der Einwohner. Protestantismus und Katholizismus bilden zwei ganz verschiedene Welten in Montpellier, und der Klerus thut gewissenhaft das Seinige, um die trennende Kluft so lange als möglich klaffend zu erhalten. Die äußere Bildung, der Lauf der Zeit, Interessen und Gewohnheit haben es zwar dahin gebracht, daß die bestehende Feindseligkeit von gewissen konventionellen Schleiern sanft verhüllt ist. Aber im Grunde der Seele verabscheuen die Katholiken den Ketzer, und sieht der Protestant mit Stolz und einigem Hochmuth auf den blinden Papisten herab. Der devote Katholik ist intolerant, der trockene Kalvinist ist schroff und schwer versöhnlich. Es geht daraus hervor, daß man, wie es gewöhnlich geschieht, den Katholiken

Unrecht thäte, wenn man ihnen allein die Ursache der bestehenden Trennung in die Schuhe schieben wollte. Ich kenne manche Beispiele der Zuvorkommenheit von katholischer und deren Zurückweisen von protestantischer Seite. Freilich sind die Wunden der Protestanten kaum vernarbt, und es ist natürlich, daß sie sich scheuen, mit Denen in Berührung zu kommen, die sie geschlagen haben. Um so mehr, als noch der Stolz überstandener Leiden und bewiesener Ausdauer hinzukommt. Die katholische Toleranz ist auch nicht groß; die katholischen Frauen halten es noch meist für Sünde, mit den verirrten Schafen irgend eine Gemeinschaft zu pflegen, oder sich der Versuchung, der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Doch ist man hier nicht so fanatisch wie in manchen anderen Städten des Südens, wie z. B. in Nimes. Wenigstens hat sich Montpellier bei keiner der Gelegenheiten beschmutzt, die andere Städte zu Ruchlosigkeiten verleitet haben. Weder die ersten Jahre der Revolution, noch die Restaurationszeit wurden benutzt, um den alten Glaubenseifer blutig geltend zu machen, wie dieß in Nimes geschehen ist, wo man Protestantismus, Republikanismus und Bonapartismus in Einen Topf zusammenwarf und aus all Dem einen großen Vorwand zu Mord und Todtschlag zusammenbraute. Die Montpellierenser sind im Grunde ein gutmüthiges Völkchen, und wenn sich ihrer einmal die Bildung mit derselben Gewalt zu bemächtigen verstände, wie es die Kirche und die Unbildung bisher verstanden haben — all die traurigen Ueberreste trauriger Zeit würden bald verschwinden. An Geistesanlagen fehlt es ihnen nicht; Beweis die klugen und weisen Männer, die es in neuer Zeit hervorgebracht hat, ganz zu schweigen von dem Glanze, mit dem es sich durch mehrere Jahrhunderte als französisches Salerno umgeben. In Montpellier und Umgegend wurden geboren: Cambon, der Gründer des großen Buches; Bonnier d'Alco, eines der Opfer des schmählichen Gesandtenmordes von Rastatt und Gefährte Jean Debrie's; Cambaceres, Konsul der Republik; Daru, der treffliche Geschichtsschreiber Venedigs und der Bretagne; Fabre, der

brave Maler und Freund P. L. Courrier's und noch viele andere treffliche Leute, die in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet waren. Im vorigen Jahrhundert heben wir nur Paul Riquet hervor, den großartigen Baumeister und Ingenieur, den Schöpfer des in seiner Art herrlichsten Werkes, des Kanals von Languedoc.

Zur Zeit scheint Montpellier allerdings seine großen Söhne, die Nachahmung und Nacheiferung, die solche Musterbilder erregen sollten, die Mitarbeiterschaft am Ruhme des Vaterlandes vernachlässigt und vergessen zu haben. Man verkleinstädtert mehr und mehr. Die Söhne der guten Gesellschaft werden, wie gesagt, zum bloßen Broderwerb oder zur Verzehrung angeerbter Renten erzogen. Die Töchter katholischer Herkunft werden bis in ihr siebenzehntes oder achtzehntes Jahr in Klöster geschlossen. Sobald sie das väterliche Haus wieder betreten, ohne mehr als das Nothdürftigste und viele Gebete gelernt zu haben, sucht man sie von jedem männlichen Umgange, wahrhaft türkisch, abzuschließen und dann so schnell als möglich zu verheirathen. Die Heirath wird vermittelst Kuppelei oder in Folge elterlicher Uebereinkunft geschlossen. Oft ist sie jahrelang vorher bestimmt. Den jungen Leuten wird an einem schönen Morgen verkündet, daß sie sich verheirathen werden — dann bringt man sie des Decorums wegen ein- oder zweimal zusammen — dann wird der Notar geholt und der Kontrakt wie bei jedem anderen Kaufe abgemacht. So kommen „anständige" Ehen zusammen. Dem verheiratheten Manne erlaubt man, sein Glück, wenn er es zufällig in einer solchen Ehe nicht finden sollte, auswärts und auf Nebenwegen zu suchen. Wenn sich aber, wie dieß vor nicht gar langer Zeit geschehen ist, die junge Frau in den ersten besten Mann, den sie nach ihrer Verheirathung kennen lernt, mit dem ganzen ersten Feuer verliebt, wahnsinnig wird und sich ins Wasser stürzt — so nennt man das eben „Wahnsinn". Glücklicherweise kommt dergleichen selten vor, da die jungen Mädchen so unnatürlich erzogen werden, daß zur Zeit ihrer Verheirathung kein natürliches Gefühl mehr Kraft genug hat, so energisch hervorzubrechen. Das

Prinzip aber, das alle diese Zustände beherrscht, nennt man im frommen Süden: Moralität.

Aehnliches erzählt man mir und habe ich selbst über die Moralität der Landbewohner erfahren. Die Bauernmädchen sind höchst moralisch. Ein „Monsieur" (d. i. Jeder, der nicht Bauer, Tagelöhner oder Ouvrier ist) wird selten oder nie Glück bei ihnen machen. Ihre Freuden bleiben en famille, und en famille ist man nicht geizig oder allzu streng gegen einander. Bei der Heirath aber sieht man ganz genau auf Vermögensumstände und, sehr aristokratisch, auf Herkunft und Ansehen der Familie. Alles Andere ist mehr oder weniger Nebensache. Die Ehe bringt selten mehr als zwei Kinder hervor. Auch ist die Bevölkerung vieler Flecken in der Abnahme. Die Curé's, die gegen so Vieles, gegen Fleischessen am Freitag, gegen Tanzen am Sonntag zu predigen wissen, haben kein Wort gegen diesen widerlichen, systematisirten Malthusianismus.

Das Volk von Montpellier hat mir immer den Eindruck der Gutmüthigkeit und Ursprünglichkeit gemacht, und in der That scheint es sich, was Charakter anbetrifft, von der Bevölkerung mancher südlicher Städte, von Avignon und Nimes zum Beispiel, höchst vortheilhaft zu unterscheiden. Auch die Geschichte spricht im Vergleich mit den genannten Städten zu Montpelliers Vortheil. Alle Gräuelthaten, deren Schauplatz Montpellier gewesen, sind auf Rechnung der jeweiligen Regierung zu schreiben. Das Volk hat sich dabei nicht betheiligt; im Gegentheil zeigt es uns die Geschichte oft im heldenmüthigen Kampfe für das Gute, oder wenigstens im würdigen Widerstand dem Schlechten gegenüber, während Nimes und Avignon nicht selten die Barbarei der Regierungen aufs Thätigste unterstützten. Schon der vorherrschende Gesichtsausdruck der Montpellierenser legt für sie ein günstiges Zeugniß ab und bekräftigt das der Geschichte. Er ist voll Gutmüthigkeit trotz den glühenden, schwarzen Augen, trotz dem dunkel gebräunten Teint, dem krausen schwarzen Haar, und läßt für Momente vergessen, daß die eigentliche Schönheit

der Formen fehlt — ein Mangel, der sonst im Süden auffallen müßte. Man ist freundlich, zuvorkommend, dienstfertig, gaskognisch-gesprächig, mit einem Worte: liebenswürdig und trotz dem Mangel an Bildung frei, ungezwungen, oft anmuthig in Benehmen und Bewegungen. Das Volk wird in diesen Eigenschaften noch unterstützt durch sein wohlklingendes Patois. Es rühmt sich, die Sprache Languedocs und der Provence am Schönsten zu sprechen, und ich glaube, man thäte ihm Unrecht, wenn man ihm diesen Ruhm streitig machen wollte. Wie in Italien, drückt auch im südlichen Frankreich jede einzelne Stadt dem allgemeinen Idiom ihren eigenen Stempel auf, so daß es dem geübten Ohre nicht schwer wird, nach den ersten Worten den Marseillesen, den Arlesen, den Avignonesen, den Nimois, den Montpellierenser zu erkennen. Das Patois Marseille's klingt etwas kindisch, trotz der Mühe, die es sich gibt, wichtig und männlich zu thun; das von Arles ist kokett; das von Avignon wild wie Avignons Bewohner. Das pfeifende s ist vorherrschend, und man glaubt jeden Augenblick das sus! sus! zu hören, mit welchem die Avignoneser Mörder so oft auf ihre Opfer losstürzten. Minder wild, doch noch ziemlich rauh ist das Patois der Nimois, aber melodisch, bald weich, bald stolz wie das Spanische, klingt die Sprache Montpelliers. Ich war barbarisch und ungebildet genug, sie mit viel größerer Freude zu hören als das Französische. Sie ist reich an volltönenden Vokalen und vermeidet, man möchte sagen mit Sorgfalt, die Anhäufung harter Mitlaute. In der That wähnt man sich manchmal auf Momente in die Gesellschaft stolz und elegant sprechender Hidalgo's versetzt, und die Illusion wird durch die häufig wiederkehrenden Wörtchen el, las, es, durch viele vollkommen spanische Ausdrücke, durch die vollen Sylben besonders der weiblichen Endungen auf a und as, sowie durch die Konstruktion der Perfekte und Imperfekte noch erhöht. Mehr oder weniger hat das Patois Montpelliers diese Eigenschaften mit den Dialekten fast des ganzen Südens gemein, was aber die Montpellierenser vor den Anderen neben der Weichheit

ihres Dialektes auszeichnet, ist die Aussprache und Anwendung des kleinen Wörtchens pecayré.

Ich bin ebenso wenig im Stande, eine Definition dieses Wörtchens zu geben, als es selbst den beredtesten Montpellierensern möglich war, mir seinen Sinn in klaren Worten begreiflich zu machen. „Pecayré“ ist eben „Pecayré!“ Es übersetzen oder auch nur seinen Klang durch die Schrift wieder geben zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Die Betonung, die Art und Weise, wie es im Momente des Gebrauches in Musik gesetzt, im Satze angebracht, mit dem Reste der Rede gruppirt wird, wie es sich zu Frage, Antwort, Ausruf, Erzählung u. s. w. verhält, geben ihm erst einen Sinn und den momentanen Charakter. Die Patoispoeten bedienen sich seiner mit vielem Geschick und Nutzen; besonders graziös, lieblich, musikalisch, überaus reizend aber klingt es im Munde der Montpellierenserin. Es ist zwar noch in vielen anderen Gegenden des Südens adoptirt, nirgends aber weiß man davon so schön Gebrauch zu machen, wie im weiblichen Theile der Bevölkerung von Montpellier. „Pecayré“ ist der Montpellierenserin, was der Sevillanerin der Fächer und die Mantille sind. Sie sagt Alles mit Hülfe des einen Wörtchens, so wie diese mit Hülfe der beiden Instrumente alle ihre Gefühle telegraphisch ausdrückt.

Man sagt zu der Montpellierenserin: Wissen Sie schon, daß der brave Aristide Olivier gefallen ist? — Pecayré! ruft sie erschrocken und schlägt die Hände zusammen. — Was Sie schöne schwarze Augen haben. — Pecayré! lächelt sie kokett. — Ihr armes Kind hat wohl viel gelitten in der letzten Krankheit? — Pecayré! antwortet sie mit einem Seufzer. — Aber wie blühend Sie sind; man wäre versucht, sich in Sie zu verlieben. — Pecayré! antwortet sie spöttisch.

Aber am Besten drückt das Volkslied die Mannigfaltigkeit des Wörtchens Pecayré aus. Es beginnt so:

Qu'és poulit lou mot pecayré,
Esprima cé qu'on pot senti.

Es un mot qu'es fact per vou playré
On sé rejouis de l'a oui.
Pecayré esprima la tendressa,
Pecayré esprima lou desi,
Pecayré esprima la tristessa,
Pecayré esprima lou plesi.

Was deutsch ungefähr heißen will:

O welch ein schönes Wort, das Wort: Pecayré! —
Was man nur fühlt, vermag es auszudrücken;
Es ist ein Wort, gemacht, euch zu gefallen,
Hört man es kaum, muß es entzücken.
Pecayré! rufen die verliebten Herzen!
Pecayré! ruft die sehnsuchtsvolle Brust,
Pecayré! rufen Kummer, Gram und Schmerzen,
Pecayré! ruft das Glück und ruft die Lust.

Doch macht, trotz der Schönheit des Patois, trotzdem es ausdrucksvoller, lieblicher und kräftiger ist als die französische Sprache, diese immer größere Fortschritte und wird sich wohl bald der ganzen Bevölkerung bemächtigt haben. Schon hat sich diese daran gewöhnt, sie als die ausschließlich offizielle und politische und als Ausdruck der Bildung zu betrachten, und selbst in der Kirche will das Volk nur die französische Sprache hören. Die Gebete, der Katechismus sind französisch, und der Curé muß französisch predigen, wenn er sein Auditorium nicht beleidigen will. Daß die Kenntniß der nordfranzösischen Sprache ihr Alter (wenigstens in diesem Grade) nur erst nach Jahrzehnten zähle, beweist eine Anekdote, die selbst die Montpellierenser mit Lächeln erzählen. Als der Herzog von Richelieu, der Don Juan des vorigen Jahrhunderts, zum Gouverneur von Languedoc ernannt wurde und nach Montpellier, seiner Residenz, kam, gab ihm zu Ehren die Frau irgend eines Präsidenten irgend eines Tribunals eine große Soirée. Die Dame fuhr selbst von Haus zu Haus, um die elegantesten und gebildetsten Frauen der Stadt einzuladen, zugleich um ihnen einzuschärfen, für diesen Abend ihr bestes Französisch

hervorzuholen, um der Stadt vor diesem elegantesten Manne des Hofes keine Schande zu machen. Die Damen thaten, wie ihnen von ihrer Wirthin eingeschärft worden. Und doch! und doch! — o traurige Ueberraschung! doch rief der Herzog von Richelieu am Ende der Soirée: Tiens! man hat mir immer gesagt, daß das Patois von Montpellier so schwer zu verstehen ist, und ich verstehe fast Alles, was diese Damen sagen, mit nur geringer Anstrengung!

Im Jahre 1848 versuchte man es, eine demokratische Zeitung, im Patois geschrieben, herauszugeben, aber das Unternehmen fand keinen Anklang, während im Gegentheil das legitimistische Journal „L'Echo du Midi“ und das demokratische „Le suffrage universel“, beide französisch, auf guten Füßen stehen. Das letztere verdankt seine Popularität dem Geiste und der frischen Kraft seines Mitbegründers, des jungen Aristide Olivier, der vor einigen Monaten im Duell mit einem Legitimisten gefallen ist. Doch hat es wohl nicht mehr lange zu leben, da es bereits die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, und diese die demokratischen Journale der Provinz noch mehr fürchtet, als die von Paris. Auch den hier bestehenden legitimistischen Journalen ist kein langes Leben zu prophezeien; Louis Napoleon wird ihnen schwerlich dankbar dafür sein, daß sie seine Wahl unterstützt haben. Wenn der Coup d'état eine Wahrheit wird, werden republikanische, wie legitimistische und orleanistische Zeitungen durch oktroyirte napoleonische gewaltsam ersetzt werden. Der Redakteur der einen der legitimistischen Zeitungen, des Messager du Midi, Herr Danjou, ist in vielfacher Beziehung ein merkwürdiger Mann. Daß er fürs kompleteste Mittelalter schwärmt und stark ultramontanisirt, wäre nicht auffallend — merkwürdig an diesem gebildeten Manne ist, daß er den lateinischen und griechischen Klassikern unversöhnlichen Haß geschworen, und daß er Homer, Sophokles, Horaz u. s. w. in seinem kleinen, weltvergessenen Blatte mit erstaunlicher Ausdauer den Krieg macht. Er stellt sie als die Urquellen der Freiheitsideen, als Verderber der

Jugend dar und will sie um jeden Preis aus den Schulen geworfen sehen.[1] Auf welche Weise Herr Danjou sie ersetzen und welche andere, bessere Basis der Bildung er geben will, wissen wir nicht, aber wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: indem wir bekennen, daß er tiefer sieht und gründlicher ist, als seine ultramontanen Gefährten. Er scheint zu wissen, welches Unheil Chrysoloras und die beiden Laskaris angerichtet, und es mag ihm aufgefallen sein, daß die Reformation die Zwillingsschwester der Renaissance und mit ihr im selben Momente geboren worden ist. Dieser Gründlichkeit wegen, wie lächerlich sie uns auch erscheint, kann Herr Danjou mit seinem kleinen Blättchen doch gefährlich werden, obwohl dieses Blättchen sonst viel Unpraktisches debitirt und ziemlich schlecht geschrieben ist. Herr Danjou ist einer der besten Orgelspieler Frankreichs; schade, daß er sich mit diesem Ruhme nicht begnügt hat.

[1] Diese Agitation Danjou's hat seitdem Früchte getragen. Danjou starb 1866.

Fünfzehntes Kapitel.

Montpellier — Der botanische Garten — Herr Martins — Das Grab Narcissa Young's — Eine Pia Fraus — Die Universität und ihre Gründung — Ihre Geschichte, ihr großer Ruf, ihre Berühmtheiten im Mittelalter — Der große Lacher — Rabelais und seine Späße, Rabelais und sein Zeitalter — Rabelais und Cervantes — Robe de Rabelais — Kultus des Genies — Professor St. René Taillandier — Wie zu Montpellier Doktoren gemacht werden.

25 September 1851.

Unfern vom Peyrou, in einer Vertiefung, liegt der botanische Garten, der zwar nicht sehr ausgedehnt, doch sehr reich an den seltensten Pflanzen aller Zonen ist. Besonders schön sind die Bäume, die in seinem Schooße gedeihen; man sieht herrliche Exemplare. Doch ist der botanische Garten von Montpellier nicht eine Ahnung von dem, was er sein könnte, da Lage und Klima ihn geeignet machen, alle derartigen Institute Europa's weit zu übertreffen. Daß er nicht ist, was er sein könnte, daran ist nun wieder die unglückselige französische Centralisation Schuld, deren traurige und auszehrende Wirkungen man immer und überall, in jedem Winkel des Landes spürt. Was kümmern sich die französischen Centralisatoren darum, daß der Pariser Jardin des Plantes nicht halb so begünstigt und von Natur geeignet ist, das Ideal eines solchen Institutes darzustellen — er liegt eben bei Paris, darum müssen Sorgfalt, Mühe, Geld an ihn verschwendet werden, während man die botanischen Gärten der Provinz vernachlässigt oder eingehen läßt. Der botanische Garten von Montpellier könnte eine der schönsten Zierden, einer der Haupthebel der Wissenschaft werden — aber warum gehört er einer Provinzialstadt, wenn auch der ältesten und berühmtesten medizinischen

Schule Frankreichs an? — da muß er sich denn mit einigen tausend Francs begnügen, welche die Centralisation die Güte hat, zu seinem Unterhalt auszusetzen. Ohne die gütige Sonne des Südens wäre er mit diesem elenden Almosen vielleicht längst eingegangen. Herr Martins, ein strebsamer, geistreicher, junger Gelehrter, der vor Kurzem zum Direktor des Gartens ernannt worden ist, wird wohl das Seinige thun, die Ehre des uralten Instituts, trotz der Ungunst der Verhältnisse, aufrecht zu erhalten, vielleicht zu erhöhen. Ein Mann, der von Goethe'schem Geiste so erfüllt ist, wie Herr Martins, kann da nicht müßig bleiben, wo die Natur hülfreiche Hand leistet, und muß das Ueberkommene, allen Hindernissen zum Trotz, zu erweitern und zu einem Ziele zu führen versucht sein.

Eine historische Merkwürdigkeit in diesem botanischen Garten stellt ein einfaches gewölbtes Gemäuer dar, das, von alten Bäumen düster beschattet, in der Erde steckt, und das mit schaurigem Tone dem Wanderer ein siste viator! entgegenruft. Es ist das Grabmal Narcissa's, der Tochter Young's, des Dichters der „Nachtgedanken." Young kam mit seinem kranken Liebling nach Montpellier, um in der linden Luft des Südens für die hinschwindenden Lungen Heilung zu suchen. Umsonst. Narcissa starb, und da sie als Ketzerin in jener Zeit zu Montpellier kein ehrliches Begräbniß finden konnte, trug sie der Dichter bei Nacht und Nebel in seinen Armen auf den neutralen Boden der Naturwissenschaft, die ebenso wenig von Katholizismus weiß, wie von Anglikanismus, um sie da zu verscharren und mit ihren Atomen Rose und Lotos zu nähren. Die Inschrift auf ihrem Grabe „Placandis Narcissae Manibus" rührt von Talma her. Als dieser Künstler nach Montpellier kam, war es protestantischen Gräbern bereits gegönnt, ein Epitaph zu tragen, und Talma, gerührt von der Geschichte, dem Tod und dem Begräbniß Narcissa's, erfand, vor ihrem Grabe stehend, das Epitaph und ließ es hinsetzen. So weit die Sage, die den Fremden interessirt. Aber glaubwürdige Leute versicherten mich, daß Narcissa nie und

nimmer hier im botanischen Garten geruht habe. Young trug die traurige Last weit hinaus und vergrub sie auf irgend einem Ackerfelde. Die Tradition von dieser Begebenheit hatte sich erhalten, und zu Anfang dieses Jahrhunderts hat sie ein Direktor des botanischen Gartens benutzt, um dem schlecht besoldeten Wächter desselben, der viele Kinder hatte, ein gutes Einkommen zu verschaffen. Er ließ das unbedeutende Gemäuer aufführen, taufte es Narcissa's Grab und sagte zum Wächter: Nun ziehe den reisenden Engländern so viel Shillinge als möglich aus der Tasche, was denn die Wächter des botanischen Gartens bis auf den heutigen Tag gewissenhaft befolgt haben sollen und wohl noch lange befolgen werden. Wenn ich ihren Einkünften durch diese Enthüllung schade, thut es mir herzlich leid. Aber Wahrheit vor Allem, oder jedenfalls die Skepsis. Hat man doch die Authentizität heiligerer Gräber und historischerer Personen angezweifelt.

Zweckmäßig nahe dem botanischen Garten liegt die medizinische Schule, jenes Institut, welches der Stadt durch Jahrhunderte über die Erde tönenden Ruhm gegeben und ihr den Namen des französischen Salerno verschaffte. Sie wurde bereits im elften Jahrhundert von den Schülern des Arabers Ebn-Sayn, auch Avicenna genannt, gestiftet, welche im zwölften Jahrhundert die Jünger des Averroes von Cordoba zu Nachfolgern hatten. Zu einer eigentlichen Universität erhoben und mit den Fakultäten des Rechts, der Theologie und der schönen Künste verbunden wurde sie erst im 13. Jahrhundert. In dieser Epoche erhielt sie auch ihre ersten Regeln und Gesetze, die vom heiligen Stuhle ausgingen und vom Kardinal Konrad diktirt wurden. Ungefähr gleichzeitig mit Montpellier erhielten die Städte Toulouse, Aix, Bordeaux, Valence, Cahors, Poitiers und Bourges hohe Schulen, und allen diesen Stiftungen lagen dieselben Motive zu Grunde, und alle gingen sie von der Kirche aus. Nicht daß sie Werk- und Uebungsstätten des Geistes hätte gründen, Forschen und Wissen hätte begünstigen wollen — Solches von ihr

voraussetzen, hieße ihr schwer Unrecht thun und ihr ganzes Wesen verkennen. Im Gegentheil sollten die Universitäten Festungen werden, in denen der Geist eingesperrt, in denen er mit Leichtigkeit überwacht werden sollte. Die Universitäten gehören mit zu den sinnreichsten Erfindungen der Geistlichkeit. Der Geist, welcher in Gestalt von unzähligen Troubadours frei, ungebunden den ganzen Süden durchzog, von Lorbeerbüschen beschattet ein süßes Kindlein mit der Poesie des Ketzerthums erzeugt hat und dieses Kind der Liebe mit seinen verführerischen Augen in Hütten und Schlösser einführte — dieser gefährliche, antipapistische, kecke Geist mußte in Ketten und Schnürstiefel gesteckt und von tonsurirten Mönchen bewacht werden, wenn er, nach dem Falle von Toulouse, nicht noch einmal furchtbar drohend, allen Montforts zum Trotz, erstehen sollte. Da nun die Ketzerei im Blute erstickt und mit ihr die Troubadourpoesie gestorben war, mußte man alles Denken und Fühlen des phantasievollen, leichtbeweglichen Südländers in einzelne Reservoirs leiten, die leicht zu bewachen waren, und solche Reservoirs waren die neuen Universitäten. Die Theologie spielte natürlich die erste Geige; die Gründung wurde durch päpstliche Bullen geheiligt; die Mehrzahl der Professoren trug die Tonsur; die Bischöfe waren die Aufseher und Richter; die Legaten gaben die Gesetze. So überwucherte das kanonische Recht das weltliche; so wurde die Philosophie zur Kasuistik und Scholastik, und so durfte die widerspänstigste Schutzbefohlene der Kirche, die Naturwissenschaft, mit offenen Augen nicht sehen, mit offenen Ohren nicht hören. Gewisse Freiheiten, die man der Universität dem Bürger gegenüber einräumte und die, wie z. B. in Toulouse, zu Mord und Todtschlag führten, ließen die Sklaverei der Kirche gegenüber vergessen.

Aber trotz der durchdachten Anlage des Planes, trotz der Uebergewalt und Vormundschaft der Kirche, ließ sich die allmächtige Naturwissenschaft, ließ sich der einmal befreite Geist die Lust an Forschen und Denken nicht ganz unterdrücken. Die Autorität des Aelteren bezwang in Montpellier die auferlegte Herrschaft

der Kirche, die Naturwissenschaft trieb im vierzehnten Jahrhundert neue Blüthen und erwarb der Stadt jenen großen Ruhm, den sie durch die folgenden Jahrhunderte zu bewahren wußte, und der die bedeutendsten Geister aus Nähe und Ferne anzog. Blaise Armengaud übertrug schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Errungenschaften der forschenden Araber auf christlichen Boden und übersetzte den Avicenna aus dem Arabischen ins Lateinische. Bernhard von Gordon erwarb durch sein Lilium Medicinae großen Ruhm; ebenso Guido von Chauliac durch sein Inventarium seu collectorium in parte chirurgicali seu medicinae; Arnold von Ville-neuve ist einer jener wandernden Lehrer, die im Mittelalter von Schule zu Schule zogen und den Samen der Wissenschaft ausstreuten. Er lehrte zu Montpellier, Paris, Rom, Cordoba. — Diese und noch viele andere Meister thaten in Montpellier das Ihrige, um die Naturwissenschaft groß zu ziehen, ihr durch das Mittelalter hindurch das Leben zu fristen, bis sie, am sechszehnten Jahrhundert angelangt, mit dem wiedergeborenen Griechenthum vereinigt, die Welt vom Alp befreite, der seit der Völkerwanderung auf ihr gelastet hatte.

Nicht viel besser erging es der Kirche mit ihrer zweiten Ziehtochter, der Jurisprudenz. Die Medizin, wie sehr sie auch im Geheimen und unbewußt die Dogmen unterwühlte, konnte doch lange als ein Ausfluß der göttlichen Gewalt „quia Altissimus creavit de terra medicinam“ dargestellt werden, und sie ließ sich diese Darstellung gefallen. Die Jurisprudenz schloß sich ihrer Natur nach bald an die weltliche Gewalt an, und überall, wo das Imperium mit der Ecclesia in Streit gerieth, stellte sie sich auf Seite des ersteren. Justinian und die Institutiones galten ihr mehr als die Kirchenväter und Konzilienbeschlüsse, und so sehen wir sie in Montpellier schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Gestalt des berühmten Nogaret, des Ohrfeigenaustheilers, als Bundesgenossin Philipps des Schönen, i. e. der widerstrebenden Weltlichkeit auftreten. Noch herrschte der auf-

rühreriſche Geiſt Nogaret's in Montpellier, als daſelbſt Francesco Petrarca ankam, nachdem er ſchon in Italien Retorica, Dialettica und Grammatica ſtudirt hatte, denn es war „in quell' eta comun giudizio che lo studio delle leggi fosse mezzo efficacissimo per conseguire fortune ed onori. Per la qual cosa a Monpellieri il se fe tosto condurre.“ Jung wie er war, leicht entzündlich und treu aushaltend, ſog er bald die verderblichen Lehren der Verräther ein, die ſich die Kirche erzogen hatte, wurde zum Politiker, lernte den Unterſchied zwiſchen Recht und Dogma, Himmel und Erde kennen, und der Freund der Päpſte und Kardinäle, der Dichter, der ſeine Lorbeerkrone dem heiligen Petrus anbot, wurde der Advokat des römiſchen Volkes, freute ſich im Grunde über den Aufſtand Cola Rienzi's, forderte die Lützelburger auf, das Imperium wieder herzuſtellen — wurde, mit einem Worte: ein Ghibelline. Der Art mißrathene Söhne hat ſich die ſo kluge Kirche in den von ihr erfundenen Zwingburgen des Geiſtes, von Prag bis Montpellier und weiter, lange vor dem ganz und gar durchketzerten ſechszehnten Jahrhundert gezogen. Welch ein Troſt!

Der große Lacher.

Allerlei Geſtalten, Bilder und Gedanken durchziehen den Kopf, wenn man ſich in dem alten biſchöflichen Gebäude zu Montpellier, dem Sitze der mediziniſchen Schule, ergeht und die unzähligen Portraits alter Lehrer und Zierden der Wiſſenſchaft betrachtet, die alle Wände der weiten und vielen Säle bedecken. Auch etwas patriotiſchen Stolz fühlt man, wenn man im Hauptſaale die germaniſchen Namen Haller, Wolff, Zimmermann 2c. entdeckt. Aber recht wohl und glücklich und heiter wird Einem erſt zu Muthe, wenn man dort jenem Montpellierenſer Profeſſor Namens Alcofribas Naſier, auch Meiſter Spötter oder Rabbi

Lez, auch François Rabelais genannt, in die Augen sieht. Man hat einen jener französischen Geister vor sich, der neben den Besten, Freiesten aller Nationen genannt werden kann. Rabelais! Wie ein Janus steht er zwischen zwei Zeiten, aber nach beiden Seiten hin blickt er mit weißen Zähnen lächelnd; rückwärts auf den sterbenden, ungeschlachten Gargantua, vorwärts nach Pantagruel, dem Menschheitsbeglücker, dem guten Manne, der alle Dürstenden zum labenden Kelche des Lebens, des Wissens und Genießens ladet. Sieht man es ihm nicht an, daß der frühzeitig von Mönchen verfolgt werden mußte? — daß er lachend aus dem Kerker trat? lachend ein Lebenlang zwischen Scheiterhaufen, die ihn rings umdrohten, hindurchschlüpfte? Daß er lachend half, heilte und erhabenste Wahrheiten aussprach? Daß er endlich lachend starb und lachend am Ende rief: Tirez le rideau, la farce est jouée!? Das ganze Leben Rabelais', der ganze Rabelais selbst ist nichts als ein einziges großes Lachen, ein freudiges Lachen, ein prophetisches Lachen, welches das ganze sechszehnte Jahrhundert durchtönt; ein Lachen aus Freude über den Untergang der Nacht, über den lieblich aufgehenden Tag, über die neuentdeckte Welt im Westen; über das neugeborene Griechenthum und seine Zwillingsschwester, die Schönheit; über die Kunst und die Naturkenntniß, die sich vereint erheben, das alte Dunkel aufzuklären; über den großen, herrlichen Kampf, den die Reformatoren in allen Ländern kämpften. Le rire est le propre de l'homme! sagte er am Krankenbette im Hospital und am Krankenbette der Menschheit. Man kann den Vorsteher des Hospitals von Lyon nur schwer von jenem Rabelais trennen, der in seinen Büchern der ganzen Menschheit angehört. Was er in jener Eigenschaft sagt, gilt auch vom Dichter des Pantagruel, vom Erfinder des Pantagruelismus: Minois du médecin chagrin, tétrique, rebarbatif, catoman, mal-plaisant, malcontent, sévère, réchigné contriste le malade; et du médecin la face joyeuse, sereine, gracieuse, ouverte, plaisante rejouit le malade. Cela est tout éprouvé et tout certain.

Hat er sich nicht selbst gemalt, wie er dort von der Wand herab, wie er überall aus seinem Buche, aus seinen tollen und doch so bedeutungsvollen Geschichten hervorblickt? Rabelais, der mit Lachen heilende Arzt, ist der Humorist par excellence. Hoch oben schwebt er über dem gewaltigen Schlachtfeld, welches man das sechszehnte Jahrhundert nennt, und wie eine Sonne lächelt er herab auf die Kämpfenden. Da unten kämpfen Vergangenheit und Gegenwart, Kirche und Tempel, Dogma und Wahrheit, Zerrbild und Schönheit; da unten kämpfen oder rüsten sich Klemens, Karl V., Franz I., Heinrich VIII., Luther, Hutten, Reuchlin, die Mediceer, Masaccio, Leonardo, die Flüchtlinge aus Hellas; Raphael ersteht, Michel Angelo erhebt seinen Hammer, Cervantes und Shakespeare liegen in der Wiege, und Guttenberg hat schon alle Waffen geschmiedet, und der unendliche Ozean ist kein Geheimniß mehr, und die Erde bewegt sich doch, und die kirchlichen Schöpfungstage sind Lügen gestraft. Rabelais sieht, weiß, ahnt das Alles. Kennt er nicht die Griechen so gut wie sein Freund Budé? ist er nicht Arzt, der die Geheimnisse der Pflanzen und Thiere erforscht hat? hat er auf den Thürmen von Lyon nicht den Gang der Gestirne belauscht? hat er nicht mit Lust in den Werkstätten seines Freundes Dolet den Preßbengel knarren gehört und ihm gerne als niederer Korrektor gedient? ist er nicht ein Freund aller Reformatoren? wie sollten ihm Augen und Ohren fehlen für Alles, was neu auftaucht, geboren wird und der Welt eine neue, schöne Zeit verspricht? wie sollte er nicht aus ganzem vollem Herzen lachen und wieder lachen und noch lachen? Rabelais ist die vollendete und vollkommenste Personifizirung des schönsten Theiles seiner Zeit; — kein Bruchstückmensch, sondern einer jener Punkte in der Weltgeschichte, in welcher alle schönsten Strahlen einer ganzen, großen Epoche zusammenlaufen und sich zu einem Fokus sammeln, der dann weiter leuchtet durch Jahrhunderte. Wenn Alles zu Grunde ginge, was von den Thaten und dem Streben des sechszehnten Jahrhunderts, vielleicht des größten der neuen Aera, zeugt, und nur Rabelais

übrig bliebe: aus seinen Späßen könnte man sich das Verlorene rekonstruiren. Und das stellt ihn uns größer dar, als den größeren Künstler Cervantes, seinen jüngeren Bruder, der mit ihm so viel Aehnliches hat. Vergessen wir es nicht, daß schon Rabelais mit seiner Chronik von Gargantua denselben Zweck vor Augen hatte, wie Cervantes mit seinem Ingenioso Hidalgo Don Quijote. Auch Rabelais zog mit seiner Chronik gegen den unter Franz I., dem „ritterlichen König", neuerwachten Ritterthumsunsinn und damit zugleich gegen das Gespenstische, nicht mehr Lebenswürdige, gegen das Alte zu Felde, indem er es verlachte. Später freilich gab er seiner Idee eine größere Ausdehnung und fügte an die alte, todte die neue, lebensfreudige Welt des Pantagruelismus — ein rückwärts und vorwärts gekehrter Prophet; ein Todtengräber und Schöpfer.

Wir müssen sie lieben, diese Montpellierenser Hochschule, weil sie ihn als Schüler und Lehrer gesehen, weil sie schnell seinen ganzen Werth zu würdigen verstanden und noch heute sein Angedenken mit Frömmigkeit bewahrt. Es war ein großer Tag für sie, da der alte Student François Rabelais, vom Durst nach Wissen getrieben, seinen Einzug hielt in Montpellier. Die Menge drängte sich eben in den großen Universitätssaal, um einer öffentlichen Disputation beizuwohnen. Rabelais, noch in Reisekleidern, folgt ihr und steht bescheiden im Gedränge der Laien und horcht aufmerksam den weisen Worten der gelehrten Doktoren. Nach und nach aber wird ihm sonderbar und weh zu Muthe, denn er merkte, daß er über den Gegenstand, der eben diskutirt wird, über medizinische Botanik, Besseres und Wahreres zu sagen wüßte, als die gelehrten Doktoren in ihren breiten Roben. Allein als Laie und bloßer Zuhörer im Gedränge des profanen Vulgus, als bloßer, wenn auch vierzigjähriger Schüler, ohne Baccalaureats- oder Doktortitel, ist es ihm nicht erlaubt, auch nur ein Wörtchen seiner Weisheit vorzubringen, oder sich als Disputator zu melden. Es drückt ihn, es quält ihn. Er beginnt die furchtbarsten Grimassen zu schneiden, er zuckt die Achseln, er schüttelt

den Kopf, er fletscht die Zähne, er schlägt die Brust, er hält sich den Leib, denn die falschen Thesen und Hypothesen scheinen ihm Bauchgrimmen zu verursachen. Aller Blicke richten sich auf den sonderbaren Klerikus, der keinen falschen Satz, kein falsches Citat, keinen grammatikalischen Schnitzer vertragen kann. Endlich bemerkt ihn auch der Präses, und wie er ihm ins Gesicht sieht, vergißt er die akademische Regel und ladet den Laien ein, doch vorzutreten und sich zu erleichtern. Rabelais tritt vor. Sogleich verändert sich sein ganzes Wesen. Ein hoher Ernst leuchtet von seiner Stirne; sein Auge glänzt; seine edle Haltung gebietet Allen, die ihn mit Lächeln haben in die Schranken treten sehen, plötzlich Achtung und Aufmerksamkeit. Mit anmuthiger Würde entschuldigt er zuerst seine Kühnheit, daß er, ein einfacher Schüler, es wage, an so gelehrten Disputationen Theil zu nehmen; dann stürzt er mit Eins mitten in die Fragen und löst eine nach der andern auf das Siegreichste. Ungeheurer Applaus bricht aus, die Fakultät ist entzückt und läßt ihm diese Disputation als Baccalaureatsexamen gelten; Volk und Schüler führen ihn im Triumph nach seiner Herberge. Vier Wochen verfließen, und schon steht der Schüler als Lehrer auf der Kanzel und erklärt die Aphorismen des Hippokrates und erläutert die ars parva des Galenus, die er, mit dem griechischen Manuskript in der Hand, von den zahlreichen Verstößen der Uebersetzer befreit und in ursprünglicher Reinheit herstellt. Bald gehörten ihm die ganze Universität und die Herzen aller Schüler, die er mit Heiterkeit beherrschte. Der Herr Professor, der die ars parva des Galenus dozirte und unter allen Professoren das größte Auditorium hatte, verschmähte es nicht, Komödien zu machen und in ihnen, trotz der Tonsur, die er aus dem Kloster mitgebracht, selbst zu spielen. Seine „moralische Komödie von dem Manne, der ein stummes Weib geheirathet hatte," in welcher er sich über die Aerzte lustig macht und die von Molière in seinem „Médecin malgré lui“ nachgeahmt worden ist, rührt aus der ersten Zeit, da sich der arme Mönch, der halb und halb aus der Kutte gesprungen, mit aller Lebenslust

ins Studententhum geworfen. Er spielte mit Studenten, von denen mehrere berühmt geworden sind, z. B. Wilhelm Rondelet, der im Pantagruel vorkömmt, und der der Naturwissenschaft große Dienste geleistet, und Antonius Saporta, der später eines der Lichter der Fakultät geworden. Es muß ein schönes Leben gewesen sein auf dieser Universität, da sie so klug war, auf Rabelais'schen Humor einzugehen, und gelehrte Leute sich nicht scheuten, in einer Komödie aufzutreten, in welcher die Unzulänglichkeit oder die Charlatansseite ihrer Wissenschaft durchgehechelt wurde. Ob das jemals auf einer deutschen Universität möglich gewesen ist oder möglich sein wird? Was Montpellier betrifft, so hat Rabelais durch seinen Humor dort nicht an Achtung verloren, im Gegentheil scheint sein Ansehen sehr schnell gewachsen zu sein. Dafür spricht wenigstens der Umstand, daß er schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes von der Universität mit einer für diese wichtigen Mission nach Paris betraut wurde. Duprat, der Kanzler Franz' I., wahrscheinlich von der Pariser Universität gegen die von Mons puellarum aufgereizt, wollte der letzteren gegen alles Recht einen großen Theil ihres Eigenthums und ihrer Einkünfte konfiszziren. Die Kalamität zu Nichte zu machen wurde der Baccalaureus Franciscus Rabelaesus an den Kanzler abgeordnet. Der Weg von Montpellier nach Paris war bald zurückgelegt; schwerer war es, vom Hausthor des Kanzlers in sein Gemach vorzudringen. Es war dem Abgeordneten der alma mater von Montpellier nicht möglich, eine Audienz beim Kanzler zu erlangen. Sein Humor half ihm auch da aus der Verlegenheit. —

Plötzlich erscheint er aufs Tollste aufgeputzt vor dem Palast Duprat's. Er trägt einen weiten, grünen Kaftan, eine hohe armenische Mütze, herabfallende Strümpfe, ein ungeheures Tintenfaß im Gürtel, eine noch ungeheuerlichere Brille auf der Nase, mit einem Worte, er sieht so aus, wie er später einmal seinen liebenswürdigen Panurg auftreten läßt. Bald sammelt sich eine ungeheure Menschenmenge um den tollen Armenier, der sie mit den komischesten Witzen unterhält. Endlich erscheint auch der Kanzler

am Fenster, und wie er den Zusammenlauf und die tolle Erscheinung in Mitten der Menge bemerkt, schickt er einen Pagen ab, daß er sich nach den näheren Umständen erkundige. Rabelais antwortet diesem auf die Frage, wer er sei: ich bin der große Kalbschlächter. Das scheint dem Kanzler höchst sonderbar, und er schickt den Pagen mit neuen Fragen ab. Dießmal antwortet Rabelais lateinisch. Der Page holt einen aufwartenden Edelmann, der lateinisch versteht. Der Edelmann kommt, Rabelais antwortet griechisch. Man holt einen Griechen, Rabelais antwortet spanisch. Man läßt schnell einen Edelmann kommen, der spanisch versteht, dießmal bedient sich Rabelais der englischen Sprache, und dann spricht er deutsch, dann italienisch, dann endlich hebräisch, vor jedem Dolmetsch in einer Sprache, die einen anderen nothwendig macht. Der Kanzler ist erstaunt, und da er gerne für einen Freund gelehrter Leute gilt, läßt er Rabelais zu sich heraufkommen. Der Zweck des Gesandten von Montpellier und seines Spaßes ist erreicht; dießmal spricht er französisch, und er spricht es mit so viel Geist, mit so viel Anmuth, daß der Kanzler Duprat Alles bewilligt, was er von ihm verlangt. Siegreich kehrt er nach Montpellier zurück.

Aber man würde nicht fertig, wenn man auf die ganze Odyssee des Rabelais'schen Lebens und seiner Einzelnheiten eingehen wollte, von dem Momente an, da er die Trinkstube seines Vaters verläßt, oder mit bewaffneter Hand aus dem Klosterkerker befreit wird, bis er auf seinem Todtenbette zu Meudon den letzten Witz macht. Glaubst du, fragt ihn der Geistliche, der ihn für den Himmel ausrüstet und ihm die Oblate vorhält, glaubst du, daß hier Jesus Christus in Person gegenwärtig ist? — Wie sollte ich nicht? antwortete der lustige Curé von Meudon, wähne ich ihn doch zu sehen, wie er in Jerusalem einzieht von einem Esel getragen! Eine der schönsten Episoden dieses langen, reichen und bewegten Lebens ist wohl die Reise, die Rabelais mit seinen liebsten Schülern und Freunden auf kleinem Kahne von Montpellier nach den Hyerischen Inseln macht, und der er in spätem

Alter noch mit besonderer Lust gedenkt. Das wäre ein Stoff, würdig, von einem Dichter gestaltet zu werden.

Aber die Kerze ist herabgebrannt, die Bäume des Peyrou beginnen im Morgenwinde zu flüstern, für mich eine Mahnung, daß ich mich nicht tiefer auf Rabelais einlassen darf — fürwahr, ich wüßte nicht, wo zu enden. Nichts mehr von den Hoffnungen, die Calvin auf Rabelais gebaut, und die der trockene Inquisitor aufgegeben, da er in das lachende Gesicht gesehen, das nicht zusammenpaßte mit dem Scheiterhaufen, auf dem Servetus verbrannte; nichts mehr von Rabelais' Reisen nach Rom und seinen Gesandtschaften; nichts von seinen Unterhandlungen mit Päpsten und Königen und nichts von seiner Wiedererweckung des alten, klassischen Garums, das die Epikureer Roms entzückt hat und neuerdings von Clement Marot in Versen gefeiert wurde, wie ehemals von Horaz und Martial, und nichts von seinem Verdienst, den römischen Salat nach Frankreich gebracht zu haben. Aber von der Robe de Rabelais müssen wir sprechen, da wir in Montpellier sind. Die Robe, die er trug, da er als Gesandter der Fakultät nach Paris ging, wurde durch Jahrhunderte als eine kostbare Reliquie aufbewahrt. Die Baccalaurei trugen sie bei ihrem fünften Examen. Unglücklicherweise nahm jeder ein Stück davon mit sich als Erinnerung an Rabelais und an die Schule, deren Zierde er gewesen. So wurde sie zerfetzt wie eine alte Fahne und schrumpfte mit der Zeit zu einer kurzen Jacke zusammen, so daß man schon mehrmal gezwungen war, sie zu erneuern. Aber die Benennung Robe de Rabelais und der alte Brauch sind geblieben. Sie ist von rothem Tuche und hat breite Aermel und einen Sammtkragen. Möge sie noch lange ein Wahrzeichen dieser alten Schule und mitten in einem verpfafften Lande die Erinnerung an einen freien, lebensfreudigen Menschen bleiben. Solche Angedenken haben immer ihr Gutes; solche Reliquienverehrung bildet ein treffliches Gegengewicht der andern gegenüber. Der Kultus des Genius, der allein sei ewig und unangefochten. O, wenn man uns unsere Gläubigkeit nur erleichtern und uns

erlauben wollte, dort, wo man uns Heilige vorsetzt, Geniusse der Menschheit zu verehren, wie glücklich und wie einig wären wir oft.

Montpellier, den 26. September 1851.

Doch nur der Lebende hat Recht! So wollen wir dieses Kapitel über die Universität von Montpellier nicht schließen, ohne vom lebenden Tage gesprochen zu haben. Daß das Institut in Folge der französischen Centralisation herabgesunken ist von seiner einstigen Höhe, haben wir schon angedeutet. Doch ist noch Manches da, was uns interessiren kann. Der Montpellierenser Professor St. René Taillandier, der sich ein Recht erworben hat, in deutscher Literatur ein Wort mitzusprechen, ist uns bekannt. Ich habe ihn erst in seinen Vorlesungen, dann in seinem häuslichen Leben kennen gelernt, und ich kann Deutschland die Versicherung geben, daß er nicht, wie Gutzkow einmal behauptete, eine Heine'sche Fiktion sei, sondern daß er wirklich und wahrhaftig existire. Taillandier ist kein Mythus, kein Symbol, keine Heine'sche Dichtung, sondern ein leibhaftiger Professor, und zwar ein eleganter, deutsch sprechender Professor, der suo motu in der Revue des deux mondes sein Votum über die deutsche Literatur abgibt. Ich habe ihn zuerst in einem Hörsaale der Akademie kennen gelernt, wo er vor einem aus Damenhüten, légion d'honneur, Studenten und Blousen zusammengesetzten Publikum über französisch-klassische Literatur las. Sein Vortrag zeichnet sich durch große Klarheit und minutiöse Kenntniß seines Gegenstandes, wie durch Eleganz und feinen Styl, aus und ist ferne von aller falschen Deklamation und jenem Charlatanismus, der in Frankreich oft aus dem Hörsaal ein Theater macht. Trotzdem gehört sein Kursus zu den beliebtesten und besuchtesten und zieht er die Zuhörer aller Klassen an. Da ich ihn ein zweites Mal hörte, las er über neue Literatur und speziell über Béranger. Sein Gegenstand gab ihm Gelegenheit zu trefflichen Bemerkungen über politische

Poesie und zu Vergleichungen französischer politischer Dichter mit deutschen. Es machte mir einen eigenthümlichen und süßen Eindruck, am Ufer des mittelländischen Meeres, in der Nähe der fabelhaften Insel Maguelone, von Uhland, Lenau, Anastasius Grün sprechen und mit Liebe und Anerkennung sprechen zu hören. Gibt es in Deutschland bereits eine Lehrkanzel, der diese Namen Lebender klassisch genug erscheinen, um sie vor einem Auditorium erschallen zu lassen? Ich suchte Taillandier's Bekanntschaft, und sie wurde mir leicht gemacht. Er hatte mich schon zu sehr gelobt und zu sehr getadelt, als daß ich ihm hätte ganz fremd sein können, und da ich in seinen Tadel mit ganzem Herzen einstimmte, war die Befangenheit, die gebildeter und wohlwollender Menschen in einem solchen Falle nicht würdig ist, bald dahin. Außerdem ist Taillandier's Haus allen Deutschen immer gastlich offen, und so befand ich mich bald wohl und heimisch, wo ich mit Liebe von deutschem Geiste und seinen Schöpfungen in deutschen Worten sprechen hörte, wo ich deutsche Bücher fand und vor Allem eine liebenswürdige Hausfrau, und wo, wenn ich später daselbst herbergte, Veit's Germania über meinem Bette hing. Taillandier's Häuslichkeit gehört zu den schönsten und glücklichsten, die mir auf meinen vielfachen Wanderungen begegnet sind, und zu denjenigen, über die der Wanderer, der an ihrem Herde ausruht, aus vollem Herzen den Segen „langer Dauer" ausspricht. Ein bequemes, angeerbtes Vermögen, ein fortlaufendes gutes Einkommen, eine geachtete Stellung, Lust am Wissen, ein Haus und ein Garten, eine Bibliothek und Arbeitsstube, in welche Rosenlorbeer, Granatbaum und Nachtigallen Duft, Blüthe und Lieder streuen, eine Frau, die zu den Schönheiten des Landes gezählt wird und trotzdem doch nur ihrem Hause angehört, Kinder, die dieser Mutter würdig sind — braucht es mehr? — Glück und behagliches Schaffen sind kein Verdienst unter solchen Umständen, und ich will Taillandier darum nicht rühmen.

Einen Theil dieses Sommers hindurch arbeitete Taillandier an einem Artikel über Jeremias Gotthelf, und ich hatte Gelegen-

heit, zu beobachten, mit welcher Gewissenhaftigkeit er auf seinen Gegenstand einzugehen sucht und wie fern er allen germanischen Einflüsterungen stehe — ein Umstand, der von vielen seiner Getadelten geleugnet wird. Da ich mit zu diesen Letzteren, wenigstens theilweise zu ihnen gehöre, so wird mein Zeugniß so viel Gültigkeit haben, als der Andern Vermuthung. Es ist außerordentlich, welche Mühe sich dieser französische Professor gibt, sich über den Gegenstand, den er kritisirt, so viel als nur möglich zu unterrichten. So hat sich bei ihm neben der allgemeinen Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, die er sich in Heidelberg und Straßburg erworben, noch ein großer Schatz von Detailkenntnissen gesammelt, der ihn befähigt, auf Spezialitäten einzugehen und jede neue Erscheinung schnell — nach seiner Art — zu verstehen. Ich sage nach seiner Art — denn Taillandier ist immer Franzose und steht seinem ganzen Wesen nach deutscher Philosophie und deutscher Kritik eben so ferne, als dem radikalen Streben, das heutigen Tages das innerste Leben unseres Vaterlandes bewegt. Er ist ein Gelehrter und Literator, steht aber, wie der größte Theil seiner französischen Kollegen, außer der Zeit und stemmt sich gegen diese, die sich nicht aufhalten läßt. Daher jene Artikel, wie der über die deutsche Nationalversammlung und seine Vorliebe für die leblose, deutsche konstitutionelle Partei. Aber was ihn zum schlechten Politiker macht, kommt ihm oft bei der Kritik zu Statten. Im Grunde ein absoluter Aesthetiker und ursprünglich ein Poet (Taillandier hat in seiner Jugend ein großes lyrisches Gedicht „Beatrice" geschrieben) und Freund vieler Poeten, vergißt er alle Politik, wo ihm das Schöne entgegentritt; dann lobt er den Radikalen wie den verspäteten Romantiker. In diesem Augenblicke geht er mit dem Gedanken um, eine Geschichte der deutschen Literatur zu schreiben; es wäre dieß das erste Werk dieser Art in Frankreich und würde bei der erwachten Sympathie für überrheinische Literatur großen Anklang finden. Doch wartet er mit der Ausführung seines Planes, bis ihn seine Carriere nach Paris führt, wo er den Quellen näher

sein wird. Dieser Zeitpunkt kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Frankreich hat wenige Gelehrte, die mit einer ausländischen, besonders germanischen Literatur, so vertraut sind, und schon sehe ich St. René Taillandier als Professor am Collége de France oder an der Sorbonne.

Aber von der Universität und ihren Professoren sprechend, darf ich einer Promotion nicht vergessen, der ich beigewohnt habe. Ein guter Mann aus Béziers, der zu weiterem Avancement den Doktortitel nöthig hatte, saß auf der Bank vor den vier Professoren, die in weite, seidene Talare gehüllt waren. Er saß da wie auf der Armesünderbank. Die Thesen, die er sich gestellt hatte, waren aus der Philosophie Petri de Vineis, des Kanzlers Friedrichs II. von Hohenstaufen, genommen. Eine jüngere Philosophie, so scheint es, braucht ein Kandidat im südlichen Frankreich nicht zu kennen. Aber auch mit dieser war der Mann auf der Armesünderbank nicht sehr vertraut. Das schadete ihm nicht, da die Professoren oder Examinatoren diese Gelegenheit nur benutzen wollten, um ihre eigene Gelehrsamkeit glänzen zu lassen, und keineswegs die Absicht hatten, dem Kandidaten, der Vater von fünf Kindern war und eine ehrwürdige Glatze leuchten ließ, zu schaden. Abbé F., einer der geistvollsten Professoren der Montpellierenser Fakultät, nahm die Partei des Papstes Innocenz und des Papstthums überhaupt und zog so gewaltig gegen den Friedrich von Hohenstaufen los, daß meinem deutschen Gemüthe bange und ich für den liebenswürdigen Heiden Friedrich gezittert hätte — wenn die ganze Geschichte nicht eben einer Posse ähnlich gewesen wäre. Der Kandidat wagte auch nichts gegen den Papst vorzubringen und ließ sich ruhig belehren. So lief das Ganze höchst gemüthlich ab, und der Familienvater entfernte sich als Doktor es lettres. Petrus de Vineis wurde seinen Marmots erbarmungslos geopfert.

Sechszehntes Kapitel.

Montpellier — Politische Parteien — Religion — Ein historischer Rückblick — Chamford und Brizard — Kunst — Das Musée Fabre und seine Geschichte — Seine Schätze — Vierzehn Winde — Usurpirter Ruf des Klima's und Warnung — Opfer des Klima's — Polnische und deutsche Flüchtlinge — Peter Fries aus der Pfalz — Glück eines Flüchtlings.

Montpellier, den 29. September 1851.

Die katholisch-religiösen Zustände des Landes lassen von selbst auf die politischen, auf die Gesinnung der Minderheit schließen. Das Land der Pénitents blancs, bleus etc., das Land der unzähligen „Brüder“ und „Schwestern“ kann nicht anders als legitimistisch sein. Das Priesterthum muß nothwendigerweise am Gottesgnadenthum hängen, und das Priesterthum vertheilt auf Dorf- und Stadtkanzeln und in den Beichtstühlen die politische Parole. Freilich meist nur an die Weiber, aber die Weiber erziehen die Kinder und bestimmen die Atmosphäre des ganzen Hauses. Die Legitimität ist eine dem heißen Süden bequeme Religion, da sie am Wenigsten Bewegung verlangt und der heidnischen Phantasie, die lieber an einem äußeren Symbol als an einer abstrakten Idee hängt, angemessener ist. Sie ist nicht die Folge oder das Kind des Nachdenkens, sondern im Gegentheil ein Mittel, dem Nachdenken aus dem Wege zu gehen. Damit ist noch nicht gesagt, daß Louis Napoleon, wenn er den Staatsstreich, an dessen Realisirung wir nicht zweifeln, glücklich übersteht, in diesem Lande großen Widerstand erfährt. Man wird auch ihn als eine von Gott eingesetzte Obrigkeit „acceptiren“ — hier wie vielleicht überall in Frankreich, wo das fait accompli

allmächtig ist. Nirgends wie in Frankreich ist der Satz wahr, daß jeder Ausgang ein Gottesurtheil ist. Kommt noch hinzu, daß Louis Napoleon, der Konsul, Präsident oder Kaiser sich mit der Geistlichkeit verbindet, so ist er seines Sieges im Süden fast gewiß — benutzt er aber erst mit einiger Geschicklichkeit den Vortheil, den ihm die vorhergehenden Regierungen durch Vernachlässigung der materiellen Zustände im Süden in die Hände gegeben; verschafft er dem Lande, das in seinem Reichthum erstickt und vergebens nach Geld schmachtet, Mittel und Absatzwege, um seine Produkte, besonders die köstlichen Weine, an den Mann zu bringen; schafft er eine Art Free Trade nach außen durch Handelstraktate, oder auch nur nach innen durch Abschaffung des Oktrois in den Städten: dann kann Louis Napoleon überzeugt sein, daß dasselbe Land, welches unter Umständen eine Vendée werden könnte, in Hymnen und Lobgesänge zu Ehren des neuen Erlösers ausbrechen werde. — Wenn er diese Mittel vernachlässigt, kann es hier im Falle eines coup d'état allerdings zu allerlei, vielleicht sehr blutigen Reibungen kommen — wenigstens zu Anfang des neuen Regimes. Die Zahl der eigentlichen Anhänger des Napoleonismus ist sehr gering, während es neben den Legitimisten eine starke und thätige republikanische Minderheit gibt. Sie besteht aus den Arbeitern und fast allen Protestanten der Städte und des offenen Landes. Besonders die aus den Gebirgen sind eifrige Republikaner, die sich immer mehr zu organisiren suchen. Der Prozeß gegen Herrn Gent in Nimes wird nicht abschreckend genug wirken, oder zur Folge haben, daß sich die Republikaner im entscheidenden Momente ganz still verhalten. In der protestantischen Partei gibt es wieder eine kleine, orleanistische Sekte. Es sind das die Reichen der Städte, spekulative Protestanten, denen der Bankschwindel unter Louis Philipp wohlgethan hat, und die nicht vergessen können, daß ein Minister, Guizot, trotz aller Bündnisse mit den Jesuiten, einer der ihren, ein Kalvinist gewesen. Eine komische Eitelkeit, die in der Leidensgeschichte der Protestanten ihre Erklärung findet.

Außerdem sind diese Reichen der Natur der Sache nach reaktionär und konservativ, und da es ihnen Religion und Erinnerungen verbieten, sich an die Legitimisten anzuschließen, klammern sie sich an die Nachkommen Louis Philipp's, von dem sie wissen, daß er trotz frères ignorantins und Sonderbund viel mehr ein Voltairianer als Bossuetist gewesen. Ihre Zahl ist klein, und es komme, was da mag, sie werden nur die Rolle der Zuschauer spielen und, wenn Louis Napoleon den Weinen ihrer großen Pflanzungen einen guten Abzugskanal verschafft, bald mit zu den satisfaits, den vollkommen Befriedigten gehören. Das Produkt aller dieser Faktoren wird trotz der innewohnenden Feindseligkeit, wie gesagt, einige Reibungen etwa ausgenommen, endliche allgemeine Befriedigung und Annahme Dessen sein, was Paris angenommen hat. Das allmächtige fait accompli, das Pariser, wird endlich siegreich über all diesen Parteien, über Legitimisten, Republikanern, über Orleanisten, über Protestanten und Katholiken, vielleicht in Gestalt eines imperialen Adlers mit ausgebreiteten Fittichen schweben und durch die Gassen Nimes' und Montpellier's personifizirt in zwei anhänglichen Präfekten mit dem rothen Bande im Knopfloche wandeln — und das so lange, bis etwas Anderes kommt.

Indessen herrscht nicht eine einzige von allen diesen Parteien, sondern herrscht der Curé im Beichtstuhl und dehnt seine Macht in die verborgensten Winkel der Gläubigen aus. Mag Herr Ballan noch so viele Dekrete an Mairien und Straßenecken kleben lassen, seine Macht schrumpft trotz aller Sergeanten und Soldaten, die ihm zu Diensten stehen, zusammen vor der Gewalt des einzelnen Curé, des eigentlichen Autokraten in diesem Lande. Es gibt in diesem Zeitalter vielleicht keine zwei Erdstriche mehr in Europa, die so unbedingt der Gewalt der Pfaffen verfallen wären, wie das südliche Frankreich. Der Fremde glaubt sich manchmal in das sechszehnte Jahrhundert und auf spanischen Boden versetzt. Ueberall begegnet man den Zeichen der Sklaverei, welche dem Volke von der Kirche aufgelegt werden. Wenige

Frauen aus dem Volke und den höheren Ständen gibt es, die nicht ein Kreuzchen, einen Rosenkranz, ein Halsband trügen, als Zeichen, daß sie dieser oder jener Schwesterschaft angehören, die von irgend einem Geistlichen unbeschränkt regiert wird. Prozessionen und Begräbnisse verrathen, daß auch ein großer Theil der männlichen Bevölkerung kirchlicher Disziplin verfallen ist; denn da sieht man sie in großer Anzahl als weiße, blaue, schwarze und noch andersfarbige Büßende auftreten. Selbst junge Männer von Stande thun sich unter geistlicher Leitung, nachdem sie als Bacheliers die Kollegien verlassen, zu Brüderschaften zusammen und gehorchen der kirchlichen Parole. Bei der weiblichen Jugend sorgt man dafür, daß sie sich zu den frommen Verbindungen schlagen, noch ehe sie das Kloster verlassen. Und mitten durch diese Bevölkerung wandeln mit leisem Schritte, still triumphirend, die zahllosen Priester und Nonnen aller Gattungen.

Man thäte dem Charakter und dem Geiste des französischen Südländers Unrecht, wenn man nur in ihnen die Gründe dieser Zustände, die über Provence und Languedoc ausgebreitet sind, suchen wollte. Diese Zustände beruhen auch auf historischer Grundlage. Die Nachbarschaft Avignon's, der Hof des päpstlichen Legaten daselbst, der erst vor sechszig Jahren abgezogen ist, haben das Ihrige gethan, um den mittelalterlichen Geist so tief einzupflanzen, daß er dem Sturme der französischen Revolution Stand hielt und mancher Revolution Stand halten wird. Es existirt eine im Jahre 1790 vom Abbé Gabriel Brizard herausgegebene Broschüre, welche über die Wirksamkeit jenes Hofes ausführliche Aufschlüsse gibt, und aus der man erkennt, daß noch Geschlechter ins Grab sinken müssen, ehe die Spuren jener Wirksamkeit ganz verwischt werden. Chamfort, der dieses Buch von seinem siebenzehnhundertneunziger Standpunkte aus betrachtet, sagt bei dieser Gelegenheit: In dieser Atmosphäre des Fanatismus erhitzten sich alle Köpfe des südlichen Frankreichs. Wenn Provence, Languedoc, Dauphiné, selbst Lyon die Gräuel der Ligue ärger verspürt haben, so trägt die Nachbarschaft des Legaten

und des Hofes von Avignon die Schuld. Avignon war das Centrum der Kabalen, das Arsenal, wo man die Waffen und die Ketten für die Dauphiné, für das Lyonnais, für die Provence und Languedoc schmiedete; Avignon war das „entrepôt“ der Indulgenzen und der inzendiarischen Breves. Dort haben Karl IX. und Heinrich III. die lächerlichen Prozessionen, die Brüderschaften der Büßenden, die indezenten Maskeraden, die sie an ihren Hof verpflanzten, lieben gelernt. Der Art ist der Ursprung der frommen Possen, die in den südlichen Provinzen einen in den andern Theilen des Reiches fast erloschenen Fanatismus bis auf unsere Tage erhalten haben, dessen letzte Funken noch alle Diejenigen beunruhigten, die, schmerzlich getroffen von den aus dem Aberglauben geborenen Uebeln, diesen für „nicht genug todt“ hielten. Abbé Brizard bemerkt, daß die französischen Könige ihren Unterthanen viel Unglück, sich selbst vielleicht manche Unruhe erspart haben würden, wenn sie Avignon und dessen Territorium in ihren Besitz gebracht hätten, was sie konnten u. s. w.

Was Chamfort und Brizard von der Einwirkung der päpstlichen Legaten auf den Geist der südlichen Provinzen sagen, wird durch heutige Zustände, wenn diese auch nicht mehr so sehr erschreckend auftreten, noch immer bestätigt — aber Chamfort und Brizard helfen uns die südlichen Provinzen entschuldigen. Das verdammende Urtheil, das sich uns auf die Lippen drängt, halten wir zurück mit Rücksicht auf die mildernden Umstände, welche das Zeugniß der Geschichte darbringt, und wir sprechen die im Grunde guten Provenzalen frei von all den Verbrechen gegen den heiligen Geist, die sie nur verblendet begangen haben und noch begehen, da wir nun wissen, wo der eigentliche Uebelthäter zu suchen ist.

Aesthetische Verehrer „der sinnlichen Religion“ pflegen als letztes Argument zu ihrer Vertheidigung die Produktivität an Kunstwerken anzuführen. Diese erwarten gewiß, in Montpellier große Kunstschätze zu entdecken; sie täuschen sich. Eine einzige Kirche von Bedeutung besitzt die Stadt, und diese ist ein Ideal

des Ungeschmacks. Ihre Wände, so wie die der andern Kirchen, sind von einer Heiligenmalerei der allertrivialsten Sorte bedeckt und bleiben hinter den Kirchen von Nimes und Tarascon weit zurück. Ueberhaupt treibt die Kunst, auch die profane, in Montpellier gar keine, oder nur spärliche Blüthen. In diesem Augenblicke befindet sich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens Cabanel, Montpellierenser von Abstammung. Er kehrt soeben von Rom zurück, wohin er von der Regierung, mit einem Preise gekrönt, geschickt wurde und wo er ein großes, mit manchen Fehlern behaftetes, doch vielversprechendes Bild vollendet hat. Er malt mit großer Geschicklichkeit die guten Bürger und Bürgerinnen von Montpellier, um sich für Paris auszurüsten, wo er hoffentlich eine glückliche Carriere machen wird.[1] Herrn Laurent, den Sekretär der medizinischen Fakultät, habe ich schon in meinem Briefe über das Deutschthum in Languedoc erwähnt. Das Atelier dieses für alle Kunst empfänglichen Mannes ist ein reiches und interessantes Museum, das der Fremde nicht vernachlässigen soll. Vor Kurzem besuchte ihn der Düsseldorfer Meister Schirmer, dem er in Aufsuchung der Schönheiten Languedoc's hülfreich zur Seite stand.

Aber einen großen Schatz besitzt die sonst unkünstlerische Stadt an ihrer Bildergalerie. Diese ist ihres ersten Gründers sowohl, als ihrer Geschichte, vollkommen würdig. Ursprünglich gehörte sie dem italienischen Tragiker Alfieri, welcher sie zum Theile geerbt, zum Theile selber gesammelt hatte. Er vermachte sie als Liebesangedenken der bekannten Gräfin Albani, dem letzten Sprößling der Stuart, und diese wieder überließ sie, aus einem freudigen und reichen Leben scheidend, ihrem letzten Freunde, dem Maler Fabre, der aus Montpellier stammte. Es ist das derselbe Fabre, den Paul Louis Courrier in seinem Aufsatze „une conversation dans la villa Albani“ so geistreich sprechend und als Hauptperson anführt. Er starb erst im Jahre

[1] Es ist das der seither berühmt gewordene Cabanel, Mitglied des Instituts.

1836, und da er keine Kinder hinterließ, setzte er seine Vaterstadt Montpellier als Erbin seiner Kunstschätze ein. Montpellier gab der Gemäldesammlung aus Dankbarkeit für den Erblasser den Namen „Musée Fabre.“ Das Musée Fabre gehört zu den bedeutendsten Kunstsammlungen der französischen Provinzen, da es nicht durch Almosen der Regierung, sondern durch den Kunstsinn bedeutender und künstlerischer Menschen gegründet und erweitert worden ist.

Als Perle dieser Sammlung bezeichnen wir eine „heilige Familie“ von Paul Veronese. Das Bild zeichnet sich durch alle glänzenden, hellstrahlenden Eigenschaften dieses frischen, fröhlichen und farbenreichen Meisters aus. „Es ist,“ sagte ein bedeutender französischer Maler, der einmal an meiner Seite das Museum durchschritt, „es ist wie auf Diamant mit diamantnen Farben gemalt.“ In der That bricht ein Strom von Licht und Glanz aus demselben hervor, als wäre es eine große Anzahl aneinander gereihter funkelnder Diamanten. Diesem zunächst steht ein kleines höchst einfaches Portrait, das man gewöhnlich Raphael selbst zuschreibt. Mein Begleiter, der Maler und Kunstkenner, meinte, es sei höchstens aus der Schule Raphael's, und zwar müsse es von einem deutschen Schüler Raphael's gemalt sein, denn es besitzt neben all' diesen Eigenschaften, die uns glauben machen, daß es vom Meister selbst herrühre, jene Einfachheit und Naivität, die im Atelier Raphael's nur ein aus dem Norden herstammender Jünger bewahren konnte. Es war ein Franzose, der so sprach; aber ein Franzose, der die Kunstschätze Italiens, Frankreichs und Deutschlands gleichmäßig studirte, und ich gebe sein Urtheil, das mir wohlthat, gerne wieder. — Ein Portrait Titian's, wahrscheinlich von einem liebenden Schüler gemalt, gehört zu jener Gattung historischer Portraits, die im engen Rahmen eines menschlichen Gesichtes eine ganze Zeit und den Geist eines ganzen Volkes wiederspiegeln. Dasselbe läßt sich von einem Portrait Franz' des Ersten sagen, das von Raphael herrühren soll. Ich weiß mich aber nicht zu erinnern, daß irgendwo in Kunst-

oder profaner Geschichte zu lesen sei: Raphael Sanzio von Urbino hat König Franz dem Ersten von Frankreich die Ehre angethan, ihn zu malen. Hat doch die Geschichte nicht vergessen, es gewissenhaft aufzuzeichnen, daß Titian diese Ehre dem König Franz und dem Kaiser Karl angethan. Auch Ribera, der Düstere, der lyrisch-epische Dichter Ruysdael, Teniers, Ostade, Paul Potter sind würdig vertreten. Natürlich fehlt es in einer französischen Galerie auch nicht an einem Proudhon, aus dem die Franzosen gerne mehr machen möchten, als er ist, und am Wenigsten an einem Poussin, den sie gerne als ebenbürtig in die Gesellschaft der Raphaele, Leonardo's und Titian's schmuggeln möchten. Der größte Theil der andern Bilder gehörte nach der Bezeichnung meines Begleiters in die Gattung der Blagues, und sie legen sich Namen von Malern bei, die sie nie mit einem Pinsel berührt haben.

In einem der Nebensäle findet man eine neuangekaufte Marmorstatue von Pradier, irgend eine fabelhafte Prinzessin, die durch ihr langes Haar berühmt ist, vielleicht die Prinzessin Rapunzel, darstellend. Auch hier begegnet dem guten Pradier, was ihm bei den meisten seiner Werke begegnet: er verdirbt das Bestangelegte durch irgend einen Anhang von Ungeschmack, der die einzelnen Schönheiten seines Werkes vergessen macht. Die Prinzessin ist eine ganz nette, graziöse Person, aber die ungeheure Masse marmorner Haare erdrückt die Arme unter ihrem Gewicht, und man bedauert, daß der Marmorblock, der ihr unförmlich vom Hinterkopfe herabhängt, nicht zweckmäßiger zu irgend einem kleinen Herkules verwendet worden ist. Auch vor dieser Statue fiel mir ein, was ich schon oft von Pradier'schen Bildwerken denken mußte: ob er nicht besser gethan hätte, ein Maler zu werden? Wenigstens passirt es ihm oft, daß er in Stein haut, was sich auf der Leinwand gut ausnehmen würde, in der Skulptur aber an den um den Hals gehängten Mühlstein erinnert. Auch glauben wir, daß die Werke dieses, obwohl nicht talentlosen Künstlers ins Meer der Zeiten und in Vergessenheit sinken werden.

Unsichtbarer Flügel bedarf jedwedes Kunstwerk, wenn es sich über dem „Abgrund, der ewig offen“, halten soll, und diese Flügel heißen: Schönheit und Anmuth.

30. September 1851.

Heute am letzten Septembertage leuchtete und glühte die Sonne so gewaltig, wie sie es bei uns in Deutschland oder auch in Paris nicht in den Hundstagen zu thun pflegt. Auf den heißen Tag folgte ein lauer, überaus milder, blauer, wohlthuender Abend. Solche täuschende Meteorologie mag der Stadt Montpellier noch mehr als ihre medizinische Schule ihre große Berühmtheit bei allen Brustkranken verschafft haben, die seit Jahrhunderten hier zusammenströmten und noch zusammenströmen, um Heilung zu suchen für ihr zehrendes Leid. Es ist eine Täuschung wie eine andere; die sanitäre Berühmtheit Montpellier's eine Berühmtheit wie manche andere, die auf schwachen Füßen steht. Die milden Tage, Abende und Nächte, deren wir uns hier allerdings sehr oft erfreuen, werden weit aufgewogen von den verschiedenartigsten Winden, die Staub aufregend die Gassen Montpellier's durchfegen und an kranken Lungen viel schneller zehren, als mancher verschrieene Nordwind. Montpellier besitzt nicht weniger als vierzehn verschiedenartige Winde, die es oft viele Tage nach einander in schneller Abwechslung von den entgegengesetztesten Seiten bestürmen; bald wüthend und mit lautem Lärm, bald perfid schleichend und leise am Lebensmark der armen Kranken nagend. Nach eingezogenen Erkundigungen und nach Erfahrungen, die ich bei verschiedenen Kranken selbst gemacht habe, halte ich es für Pflicht, das Klima Montpellier's seiner falschen und betrügerischen Berühmtheit zu entkleiden. Vielleicht war es anders in jener Zeit, als die Cevennen noch von Wäldern bedeckt die rauhen Gäste des Nordens und die treulosen des Westens abhielten. Doch ist der rauhe Gast aus dem Norden, die Tramontana, nicht so gefährlich, wie der Mistral, der aus der Provence, oder der Cers, der aus dem Departement

de l'Aude herüberweht. Die schrecklichsten Gäste aber sind die über das Mittelländische Meer aus Afrika kommenden Lüfte, wahrscheinlich Anverwandte des Sirocco. Pflanzen und Thiere brechen unter ihrem Hauche zusammen; wohin sie blasen, da wird Alles schlaff, müde und zu Tode betrübt. Wenn diesen schaurigen Gästen der aus Nordwest stammende Magistral, der frische, aufheiternde Genosse, oder, über das sanft gekräuselte Meer schreitend, der gluthenlindernde Garbin folgt — dann ist es für arme Kranke gewöhnlich schon zu spät. Der frische Magistral und der sanfte Garbin können mit dem besten Willen nicht wieder gut machen, was die andern Brüder schon verdorben haben.

Vor Kurzem erst hat es ein Berliner Gelehrter, der Hülfe suchend hierher gekommen war, zu spät erfahren müssen, daß Montpellier seinen guten Ruf nicht verdiene. Wahrscheinlich ist auch der gute Peter Fries, den sie vor einigen Wochen begraben, den Einwirkungen dieses Klimas erlegen. Den andern deutschen Flüchtlingen — dieses bei Gelegenheit zur Beruhigung ihrer Freunde in Deutschland — geht es wohl. Mehrere haben die in München oder Heidelberg durch die Vorgänge von 1849 unterbrochenen medizinischen Studien an der hiesigen Hochschule wieder aufgenommen und werden bald neben den polnischen und deutschen Verbannten aus den Dreißiger Jahren in Städten und Flecken des südlichen Frankreichs wohlthätig als Aerzte wirken. Man ist hier daran gewöhnt, daß ein mit fremdem Accent sprechender Arzt ans Krankenbett tritt; in unzähligen Orten des südlichen Frankreichs haben sich Polen und Deutsche angesiedelt, nachdem sie, plötzlich aus ihren Verhältnissen herausgerissen, die Gelegenheit in Montpellier benutzend, für empfangene Wunden in der Naturwissenschaft Heilung gesucht und sie für sich und andere gefunden haben. Jetzt gehören sie überall, wo sie sitzen, zu den angesehensten und beliebtesten Bürgern.

Auf andere Weise hat vor zwei Monaten ein deutscher Flüchtling sein Glück und seinen Herd gegründet. Halb traurig, weil er verbannt, halb lustig, weil er doch jung, ganz geldlos, weil

er Beides, kam der Heidelberger Studiosus H. direkt von Baden oder aus der Pfalz hierher nach dem Mons Puellarum. Er hatte den großen Plan, durch Lektionen ganz Montpellier zu germanisiren, weil dieses aber doch nur langsam von Statten ging, suchte er eine vergessene Kunst hervor und ging mit dieser nach Brod. Mit geborgten Crayons zeichnete er auf geborgtes Papier zahlende Gesichter. Und dieweil er so wirkte und strebte, warf eine reiche, schöne, unter ihm wohnende Bürgerstochter ein liebendes Auge auf ihn. Die lang wehenden Heidelberger Kometenhaare, die blauen Augen, die teutonische Eichengestalt mögen ihr gewaltig imponirt haben, wie dergleichen schon vor zweitausend Jahren zwischen Weibern romanischer Race und Jünglingen germanischen Blutes vorgekommen. Dem germanischen Jünglinge leuchtet diese Liebe eines holdseligen Geschöpfes ein:

Aber wird er auch willkommen-scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.

Oder mit andern Worten: der deutsche Jüngling ist ein roth glänzender Republikaner, das Mädchen und ihre ganze Familie sind schneeweiße Legitimisten. Aber eine einzige Tochter gibt man selbst einem verbannten Republikaner, und das Drama endet heiter. Die Hochzeitsgäste sind pure Legitimisten; damit er sich aber nicht zu einsam fühle, und weil zufällig im Momente keine deutschen Flüchtlinge anwesend sind, ladet sich der Bräutigam zu den Freunden der Braut noch die ganze Redaktion des scharlachrothen „Suffrage universel" an Anverwandten Statt. Trotzdem verfließt die Hochzeit auf die allerfriedlichste und heiterste Weise, und des süßen Weines strömt, als wäre das Krüglein von Kana zugegen.

Aus dieser ganzen Geschichte wurde eine feine Idylle gemacht und diese säuberlich in Verse gebracht; zum Mindesten verdienet der Gesang den Lorbeer, der den Braten umschlang.

Siebenzehntes Kapitel.

Cette — Ein legitimistischer Reisegefährte — Erinnerung an Karl X. — Mireval — Julius Cäsar — Marseille und der Einfluß der Griechen — Das Schloß von Mireval und eine Geschichte aus seiner Vergangenheit — Geschichte Mariens von Montpellier und ihres Sohnes — Frontignan — Eine merkwürdige Eisenbahnstrecke — Positives über Cette — Cette und Montpellier — Besuch auf der Danziger Brigg „Thomas" — Hafen und Stadt — Römische Alterthümer — Ein französisches Volkslied.

Montpellier, im Oktober 1851.

Ich komme aus Cette zurück. Die Stadt sah traurig aus, wie sie in Regen und Nebel, die aus dem étang de Thau aufstiegen, und in die Dünste des mittelländischen Meeres eingehüllt, stumm und verlassen dalag. Selbst das Meer, das ich im Mai von der Höhe des Kastells aus nach jahrelanger Trennung lächelnd und südlich blau wiedergesehen, blickte heute hyperboreisch und unheimlich. Aber da ich der guten Stadt Cette nicht Unrecht thun will, und dieweil man die Dinge immer in ihren schönen Momenten darstellen soll, zieh ich es vor, von jenem ersten Maibesuche zu sprechen.

Es war ein lachender Maitag, da ich in den Wagen stieg, um Cette zum ersten Male zu besuchen. Die Waggons waren angefüllt von reichen Montpellierensern, die hinausfuhren, um Wohnung für die Seebadezeit zu bestellen, und von Kaufherren, die in der Hafenstadt ihre Weine an Spiritusfabrikanten verkaufen wollten. Mich führte das Glück mit einem Legitimisten zusammen, der, als er erfuhr, daß ich aus Oesterreich stamme, mich per se für einen Reaktionär nahm und zum Vertrauten seiner legitimistischen Hoffnungen machte.

— Welch ein herrliches Land, dieses Oesterreich, sagte er, so ohne alle Veränderungen immer gleichmäßig fortlebend im Schutze seines Kaiserhauses. Ich kann Ihnen die Achtung, die mir dieses Land und diese Regierung einflößen, gar nicht beschreiben. Und welche schöne Einigkeit zwischen dieser Regierung und der russischen herrscht! Das arme Frankreich steht seit Jahren isolirt da und ist nicht im Stande, sich einen solchen Bundesgenossen zu verschaffen. Natürlich, welcher weise Monarch kann sich mit einem Volke einlassen, das so sehr vom Freiheitsschwindel eingenommen ist. — Da Sie aus Oesterreich kommen, kennen Sie vielleicht unseren König, Heinrich den Fünften?

— Natürlich! Ich habe ihn schon in meiner frühesten Jugend sehr oft in Prag gesehen, und zwar, wie er mit seinen Hofmeistern ganz populär aufs Eis ging und mitten unter den Studenten und Schülern Schlittschuh lief.

— Der gute Prinz! gewiß hat man ihn in Prag sehr geliebt; Ihr Kaiserhaus ausgenommen, versteht es kein regierendes Geschlecht so gut, wie die Bourbonen, sich beliebt zu machen. Ich versichere Sie, sie sind in Frankreich so beliebt und so populär, als nur — ich wüßte nicht wen zu nennen.

— Zum Beispiel: Béranger, fügte ich hinzu.

— Sie scherzen und machen sich mit Recht über die Franzosen lustig, die ihre Verehrung an den ersten Besten hängen, wie z. B. an einen liederlichen Dichter. Aber glauben Sie mir, daß, wenn die Bourbonen zurückkämen, sich alle diese Sympathien, die man an solches Volk verschwendet, um sie konzentriren würden. Meinen Sie nicht, daß jetzt, da die Ruhe in Europa wiederhergestellt ist, die konservativen Mächte und Oesterreich vor allen daran denken, Heinrich V. auf den Thron seiner Väter zurückzuführen?

— Ich muß Sie dagegen fragen, ob Sie glauben, daß eine Regierung Bestand hätte, welche dem Lande von Fremden aufgedrungen würde? Die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Auch scheint Frankreich heute noch darüber verdrießlich zu sein, daß dieses nur einmal möglich war.

— Sie irren sich, Frankreich war den vereinigten Mächten überaus dankbar und würde es wieder sein, wenn diese den weisen Gedanken hätten, die Ordnung herzustellen und uns unsere Könige wiederzugeben. Das sind leere Phrasen, denen Sie nicht glauben müssen. Den Fremden, der uns unsere Könige wiedergibt, betrachten wir mit Recht als unseren Wohlthäter, und Die dagegen sprechen, sind nicht die Freunde Frankreichs, sondern verfluchte Revolutionäre.

— Ich meine, daß die Mächte nicht genug aufopfernd sein werden, Heinrichs V. wegen ihre Armeen marschiren zu lassen, und daß sie sich damit begnügen werden, wenn Louis Napoleon die Monarchie wieder herstellt.

— Hätte er es nur schon gethan und der Republik ein Ende gemacht; ich versichere Sie, ganz Frankreich wünscht nichts sehnlicher. Man würde ihn segnen dafür, denn dann wäre doch Hoffnung, daß Handel und Industrie wieder aufblühen.

Ich begnügte mich mit der Erfahrung, wieder einen Legitimisten gefunden zu haben, der sich um die Schmach seines Landes nur sehr wenig kümmert, der für Heinrich V. schwärmt, und doch wieder schnell bereit Louis Napoleon acceptirt, pourvu, daß dieser nur Handel und Industrie wieder in Blüthe bringt. Zum hundertsten Male habe ich nun diese Erfahrung in den verschiedensten Theilen Frankreichs gemacht, und ich besinne mich nicht, sie als bezeichnend für das Gros der heutigen Legitimisten hinzustellen. Ein Legitimist ist kein Patriot, ein Patriot ist kein Legitimist. Die Industrie steht höher als das göttliche Recht, und mit Hülfe der einen kann Louis Napoleon das andere besiegen.

Unwillkürlich mußte ich bei diesem Gespräche mich eines Momentes erinnern, den ich in früher Jugend erlebt habe. Es war an einem bitterkalten Wintertage, ich, ein kleiner Junge, lief eben mit meinen Büchern unter dem Arm aus dem Gymnasium. Halbe Dunkelheit lag schon auf dem alten Prag, die Fensterscheiben waren mit Eisblumen bedeckt, der Reif blieb in

den Haaren hängen, Alles lief, um so schnell als möglich an den warmen Ofen zu kommen — da kam in der Nähe des alten Pulverthurms dem Graben zu eine gewaltige, hochbepackte schwarze Karosse angerasselt. Die Postillone mit ihren großen Stiefeln spornten die Pferde, welche Wolken von Dampf aushauchten und von weißem Froste bedeckt waren. Aus dem halbverfrorenen Wagenfenster blickte ein altes, verfallenes Gesicht in die traurigen Gassen. Unheimlich rollte der Wagen den Graben-hinab dem Hradschine zu. Einige verspätete Mittagsgäste, die in der Gaststube zum schwarzen Rosse behaglich ihre Cigarre rauchten, zuckten, da die Karosse vorüberfuhr, mitleidig die Achseln, und da ich sie fragte, wem die große Nase, die dicke Lippe und das graue Haar da drin im Wagen angehöre, antworteten sie: dem französischen König, Karl X.

An diesen königlichen Einzug mußte ich denken, als sich der sogenannte Legitimist expektorirt hatte. Eben wollte ich ihm erzählen, daß ich auch Karl X. gesehen habe, als wir auf der Station Mireval hielten, und mein Legitimist verwandelte sich aus einem Politiker in einen gefälligen Cicerone. Das ist Mireval, sagte er, dort drüben liegt mein Landhaus; so lange ich da wohne, lese ich keine Zeitung. Von jenem Berge gegenüber hat Cäsar das Thal zum ersten Male erblickt und sagte zu seinem Adjutanten: „Bewundere dieses Thal,“ und daher der Name dieses Fleckens: Mirare vallim.

Es ist doch sonderbar, wie man überall, wohin dieser Mann seinen Fuß setzte, das Angedenken an seinen Namen in hundert Traditionen bewahrt hat, wie man überall Ursprung und Abstammung gerne an ihn knüpft. In den verschiedensten Theilen Galliens und in Belgien, selbst in England, wo er sich doch nur einen Moment aufgehalten, habe ich diese Erfahrung gemacht. Belgien hat nur drei populäre Sagenhelden, und unter diesen ist Julius Cäsar der populärste, um wie viel näher ihm auch die andern zweie, Karl der Fünfte und Maria Theresia, durch Zeit und Wirken stehen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Cäsar wirklich

in diesen Gegenden war; dieses Thal aber taufte er vielleicht, als er hierher kam, um die griechischen Städte, die Kolonien Massilias, zu unterwerfen und so ihre Mutterstadt, die es mit dem Senate hielt, zu strafen. Bezeichnend für den gebildeten Tyrannen ist es, daß er dieser Stadt die Macht, die ihm hätte schaden können, raubte, daß er ihr aber aus Achtung für ihre Abstammung und ihre hohe griechische Bildung Verfassung und Unabhängigkeit beließ. Ueberall in diesem Lande wird man an Julius Cäsar, an die Römer, mehr aber noch an die Griechen erinnert. Der Boden, über den ich jetzt fahre, war vielleicht einmal griechischer Boden — ja war es gewiß, denn nach Osten und Westen, nach Osten bis gegen das heutige Genua, nach Westen bis tief hinein nach Spanien, den ganzen nördlichen Küstenbogen des Mittelländischen Meeres entlang erstreckten sich die Kolonien und Städte der Phokeer. Mehr als fünfundzwanzig größere Städte sollen, von ihnen gegründet, hier geblüht haben. Wie weit sich das massilische Griechenthum ins Innere des Landes erstreckte, ist schwer zu ermitteln, da sich hier die Gränzen im Dunkel der gallischen Wälder verlieren. Nur in der Provence kann man mit einiger Bestimmtheit seine nördliche Gränze angeben. Saint Remy, das alte Glanum, war gewiß eine griechische Stadt. Daß aber auch an diesen Küsten der griechische Einfluß und griechische Bildung bis tief in das Land hinein gewirkt haben, beweist der Umstand, daß viele celtische Völkerschaften, selbst im Centrum Galliens, ihre barbarischen Gottheiten mit den schönen hellenischen vertauscht; daß sie griechische Zahlen angenommen und ihren Münzen ein griechisches Gepräge gegeben haben. Es ist kein Wunder, daß der griechische Baum so reiche Zweige trieb und so breiten Schatten warf, war doch seine Wurzel eine feste, mächtige, die fortwährend aus ihrer Muttererde neue Nahrung sog. Es ist wahrhaft rührend, mit welcher Liebe die Griechen der gallischen Küsten an ihrer Mutter hingen, mit welcher liebenden Sorgfalt und Aengstlichkeit sie Alles thaten, um in ihrer ursprünglichen Heimat nicht vergessen zu werden und

um sie selbst nicht zu vergessen. Diese Liebe zur Mutter hat sie — wie das wohl Jedem geht — vor vielem Bösen bewahrt. Die Gesandtschaften nach Griechenland zu pythischen und olympischen Spielen scheinen sehr häufig, der Verkehr mit den jonischen und peloponnesischen Griechen sehr frequent gewesen zu sein. Die Gesandten brachten die schönsten Produkte des Atheniensischen Geistes mit nach Hause, und man nahm sie mit Liebe auf. Was in Griechenland des Schönen gedacht, gesagt, gesungen, gemalt und gebildet worden, es fand an der gallischen Küste seinen Wiederhall und Wiederschein. Die alten Traditionen lebten hier sogar schöner fort als in den Stammsitzen. Während in Athen und Griechenland überhaupt die Jugend sich nur noch mit Sophisterei und Rabulisterei abgab (siehe Aristophanes Fragmente), sang und liebte man hier die göttlichen Gesänge Homer's, die im Peloponnes und in Attika nur noch im Munde des Bauern lebten. Isolirt und von Barbaren umgeben, mußten die Städte treu zusammenhalten und wurden nicht durch innere, so zu sagen, Familienkriege demoralisirt, wie die Republiken Griechenlands; und während in diesen all' die Laster herrschen, die Aristophanes züchtigt, und persisches Geld die bürgerliche Pflichterfüllung belohnt, wirkt das Beispiel der Massilischen Städte mildernd und wohlthätig auf hundert rohe Völkerschaften. Noch zweihundert Jahre später bilden sie die Halbbarbaren, die Römer, und flößen ihnen hohe Achtung ein; ja, noch ein halbes Jahrtausend nach Aristophanes und seiner Weibervolksversammlung bezeichnet Tacitus die Massilische Erziehung als die Hauptgrundlage jener Tugend, die er an Agricola rühmt. Freilich sehen wir sie schon kurze Zeit nach Tacitus dem Verderben anheimgefallen und ist der Name Massilier und verderbter Mensch synonym geworden; aber wir wollen die Massilier darum nicht anklagen. Ihr Verderbniß scheint uns das historisch-providenzielle Verhängniß. Sie konnten und durften jener Fäulniß nicht widerstehen, welche die ganze Welt angefressen hatte und die bestimmt war, die in Nationalitäten, in Römerthum und Barbarenthum getheilte Erde

zu verzehren, um sie durch ein neues, kosmopolitisches Prinzip verjüngt auferstehen zu lassen.

Aber der griechische Geist war darum doch nicht verloren. Jene feinsinnliche, fast raffinirte, mit vollendeter Kunstform plötzlich mitten im Mittelalter hervorspringende Poesie, jene fertige und abgerundete Civilisation, die plötzlich in diesen Gegenden mitten durch die dicken römischen und germanischen Schichten durchbricht — ist es nicht der hellenische Geist, der, metamorphosirt, aufersteht? Es war die erste Renaissance, und wie die zweite hat sie sich, freilich mit minderer Gewalt, in ganz Europa fühlbar gemacht. Jene Schloß- und Hofpoesie der Troubadours, welche die Hohenstaufen im Arelat kennen gelernt — doch das würde uns zu weit führen, und zu barock würde es dem Deutschen klingen, wenn ich seinen Walther von der Vogelweide mit den Griechen, mit den jonischen Griechen in Verbindung bringen wollte; er würde es kindische Spiele der Phantasie nennen und wäre vielleicht beleidigt, wenn ich seinen germanischen Minnesängern einen Anhauch griechischen Zephyrs vindizirte. Eben so barock käme es ihm vor, wenn ich, auf französischem Boden verweilend, die Verschiedenheit zwischen der warmen blumigen Beredtsamkeit der Girondisten und den kalten Syllogismen Robespierre's und seiner Landsleute von Demosthenes und Aeschines herleiten wollte: Und doch — und doch — aber ich habe den Muth nicht, fortzufahren.

Bleiben wir in Mireval. Mitten unter den grauen Häusern des Fleckens auf einem kleinen Hügel erhebt sich ein breites, viereckiges, von abgestumpften uralten Thürmen flankirtes Schloß. Dieses Schloß war der Schauplatz einer Geschichte, die würdig gewesen wäre, von der Königin von Navarra erzählt zu werden. Man weiß, daß der König von Aragonien Peter II. die Tochter des letzten Grafen von Montpellier, Marie, geheirathet und sich so in den Besitz eines großen Theils des südlichen Frankreichs gesetzt. Die Heirath gefiel dem guten König vorzugsweise des reichen Heirathsgutes wegen, und er sah nicht allzukritisch nach

den Reizen der Braut. In Montpellier wurde die Hochzeit gefeiert; aber sie ging nicht weiter als über den priesterlichen Segen, denn als die Nacht herankam, weigerte sich der gute König, die Ehe zu „accompliren.“ Ungeheuere Verlegenheit Aller, tiefer Schmerz der Braut. Niemand weiß sich die Weigerung des guten, jungen, Verse machenden und immer galanten Königs zu erklären, denn häßlich war die Braut eben nicht. Sie war nicht häßlich — aber schöner, unendlich schöner war die junge, kokette Gräfin von Mireval, die der Hochzeit als Gast beiwohnte. Diese lächelt, sie scheint die Ursache der Weigerung zu kennen, und da sie der König mit aller Liebenswürdigkeit eines Troubadours umgibt, ist bald der ganze Hof in das Geheimniß eingeweiht. Und so zieht man die schöne Gräfin ins Interesse und gewinnt sie, daß sie mit Selbstaufopferung zur „Accomplirung“ der Ehe verhelfe. Sie verdoppelt ihre Koketterie; der König, ein Spanier, glüht; er wirft sich ihr zu Füßen; er erreicht endlich seinen Zweck; die Gräfin von Mireval wird ihn in dieser Nacht, in ihrem Schlosse zu Mireval heimlich empfangen. Die schöne Nacht naht heran. Ohne Panzer und Schienen besteigt der gute König sein Pferd und reitet und reitet — lieblich singt die Nachtigall in Languedoker Nächten — und reitet nach Mireval. Der gewisse Page oder die gewisse Kammerfrau empfängt ihn an dem gewissen Hinterpförtchen und führt ihn an der Hand durch Gärten, dunkle Gänge 2c. in das Gemach. Es ist dunkel; die Keuschheit der Gräfin duldet keine Nachtlampe. Der gute König ist glücklich, sehr glücklich. Wie er sehr glücklich ist, gehen plötzlich alle Thüren auf, und mit Fackeln und Lichtern stürzt der ganze Montpellierenser und Aragonische Hofschwarm herein, und an ihrer Spitze die schöne, lachende Gräfin von Mireval. Der König ist erstaunt und sieht, was er gethan. Aragon und Montpellier sind völkerrechtlich vereinigt, und die Hausmacht mehrt sich. Dem Könige aber geschah Recht. Warum dachte er nicht an die Verse des Aristophanes, und warum sprach er sie vorsorglich nicht als Gebet aus:

Lichtauge du der lehmgebornen Lampe,
Beim Schwung des Rads geformt von Töpferhand,
Strahlst aus den Schnäuzen Sonnenglanz du aus,
So leuchte mir!
Dir nur vertrauen wir, du bist uns nah
Im Kämmerchen, wenn mit gewandter Kunst
In Aphrodite's Dienst wir uns bemühn.
Wer scheuchte den verschwiegnen Augenzeugen
Verliebter Kämpfe, dich, aus dem Gemach?
Du strahlst allein in tief geheime Buchten 2c. 2c.

Nach Andern ereignete sich der nächtig schwarze Betrug erst drei Jahre nach der Hochzeit und haben nicht die Hofleute, sondern die zwölf Konsuln der Languedoker Städte die Nacht im Nebenzimmer und zwar bei geweihten Kerzen und im Gebet zugebracht, und waren sie es, welche wieder mit den geweihten Kerzen den Irrthum des Königs aufhellten. Gewiß ist, daß der König Peter, noch mehr gereizt gegen die Königin, sich aufs Neue ganz von ihr abwendete und die Königin einem einsamen Leben im Schlosse Mireval und die Lande Aragonien und Montpellier der Trauer über den Mangel an legitimen Erben überließ. Da geschah es, daß der König eines Tages ganz vergnügt und aufgeregt sein Gestüte von Lattes verließ. Ein Edelmann aus seinem Gefolge, Namens Guillem von Arcala, hatte den guten Gedanken, also zum König zu sprechen: Sennor, wir könnten wohl, anstatt uns jetzt auf die Jagd zu begeben, die Königin, unsere Herrin, im Schlosse Mireval besuchen; Eure Hoheit könnte eine zweite Nacht mit ihr verbringen, und wir würden, wenn es euch gefällig, mit der Kerze in der Hand wachen, und Gott in seiner Gnade würde Euch einen gesegneten Sohn bescheeren. Der König, von diesen Worten gerührt, that, wie der Edelmann anrieth, und am andern Morgen nahm er ganz vergnügt die Königin auf die Krupe seines Pferdes und ritt mit ihr nach Montpellier. Die guten Bürger der Stadt waren über das Glück ihrer Prinzessin so erfreut, daß sie große Feste feierten und bei

dieser Gelegenheit einen Tanz erfanden, welcher, le chevalet genannt, noch heute in Montpellier üblich ist. Jene Nacht aber gab dem in der Geschichte unter dem Namen „Jakob der Eroberer" bekannten Könige das Leben. Trotzdem konnte der gute König Peter seinen Widerwillen gegen Marie von Montpellier nicht ganz besiegen und ließ sich nach der Sitte des dreizehnten Jahrhunderts ohne Weiters von ihr scheiden, um sich mit einer andern Marie, Nichte Amauri's, Königs von Jerusalem, zu vermählen. Marie von Montpellier ging nach Rom, um sich beim Papste zu beklagen und die Scheidung zu hintertreiben. Da starb sie und zwar an Gift. Das Volk betrachtete sie als eine Heilige; und wenn jemals Leiden und Demüthigung ein Recht auf diesen Titel haben, so hat ihn die gute Marie von Montpellier verdient; denn, wie ihr mannbares Alter, so war schon ihre frühe Jugend eine Kette der bittersten Erfahrungen. Eine böse Stiefmutter, Agnes, verheirathete sie schon im elften Jahre an Barral, Vizegrafen von Marseille, und zwang sie, den Rechten auf Montpellier zu Gunster ihrer, Agnes', Kinder zu entsagen. Zu fünfzehn Jahren Wittwe, kehrt sie mit reicher Erbschaft in das väterliche Haus zurück. Die böse Stiefmutter nimmt ihr die Schätze ab und verheirathet sie aufs Neue an den Grafen von Comminges, einen wahren Blaubart, der zur Zeit noch an zwei andere Frauen verheirathet war, was aber in jener Epoche nicht genirte und von der Kirche weiter nicht gerügt wurde, wenn man, wie der Graf von Comminges, zu den Verfolgern der Albigenser gehörte. Marie gebar ihm zwei Töchter, wurde aber so grausam von ihm behandelt, daß sie lieber zu ihrer Stiefmutter zurückkehrte; aber die Leiden, die sie hier erwarteten, waren so groß, daß sie jene im Hause des Grafen von Comminges vergaß und wieder zu ihm zurückging. Aber aufs Neue fürchterlich geplagt, sah sie sich gezwungen, ein zweites Mal zu entfliehen. Zum Glück starb ihr Vater Wilhelm gerade in diesem Momente, und da seine Heirath mit Agnes, weil seine erste Frau noch am Leben war, vom Papste nicht anerkannt wurde, trat Marie von Montpellier in ihre Erbschafts-

rechte und gewann sich dadurch jenes Glück an der Seite des Königs Peter von Aragonien, welches mit Gift und Heiligengeruch endete. Ein wahres mittelalterliches Weiberschicksal, das Schicksal der armen Marie von Montpellier.

Wir können nicht umhin, hier noch eine kurze Geschichte ihres Sohnes, Jakobs des Eroberers, zu geben, da sie eine würdige Fortsetzung der Geschichte seiner Eltern bildet. Wir kennen sie genau aus seinen eigenen Memoiren, die er in provenzalischer Sprache schrieb. Er galt für einen der frömmsten Fürsten aller Zeiten, weil er über tausend Kirchen baute und bereicherte. Im Jahre 1229 verstieß er Eleonore von Kastilien, denn er besann sich fünf Jahre nach seiner Heirath, daß sie in einem gewissen Grade mit ihm verwandt war, und vermählte sich mit Jolanthe von Ungarn. Diese neue Ehe erweckte die Wuth und die Eifersucht einer seiner Maitressen, Therese Giles Vidaura, welcher er, wie er selbst gebeichtet, die Ehe versprochen hatte. Der Erzbischof von Girona, sein Beichtvater, unterstützte die Ansprüche Theresens und schrieb darüber einen Brief an den Papst Innocenz den Vierten, in welchem er als Zeuge für Therese auftrat. König Jakob lud ihn auf sein Zimmer ein und ließ ihm da, weil er das Beichtsiegel verletzt hatte, die Zunge ausschneiden. Der Papst bestrafte diese Vertheidigung des Beichtgeheimnisses mit dem Bannfluch, der aber den König in seinem lustigen Leben nicht weiter störte. Nach dem Tode Jolanthe's nahm er wieder Therese Giles Vidaura zu sich und gab sie für seine Frau aus; aber bald ihrer überdrüssig, bat er den Papst Klemens den Vierten brieflich um die Erlaubniß, diese Halbehe brechen und Berenguella, eine alte, aber nicht ganz verrostete Liebe, heirathen zu dürfen. Noch ein Jahr vor seinem Tode nahm er eine andere Dame, die er ihrem Manne entführt hatte, zu sich ins Haus, und da ihm der Papst, Gregor der Zehnte, darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich mit der Schönheit dieser Frau und mit der Gefahr, die sie erwarte, wenn sie zu ihrem Manne zurückkehrte. Dem Papste schien diese Entschuldigung einleuchtend.

Nicht sobald beruhigt über das Don Juan-Leben ihres Königs waren die guten Bürger von Montpellier. Sie standen mehremals auf und versuchten sich als Republik zu konstituiren. Das mißlang ihnen, denn nach dem Tode Jakobs sehen wir sie wieder der jüngern Linie seines Hauses unterthänig.

Unfehlbar wird man durch jeden Feudalbau auf solche chronikalische Erinnerungen zurückgeführt. In der That, sie sind nicht geeignet, den Worten des Legitimisten, der zufällig an der Seite des Reisenden sitzt, Eingang zu verschaffen und seinen Bekehrungsversuchen wirksamen Vorschub zu leisten.

Gleich hinter Mireval verwandelt sich das Land in jenen Amphibienboden, der ganz Niederlanguedoc vom Fuße des Cevennischen Mittelgebirges an bis ans Meer, von den Mündungen der Rhone bis gegen Agde hin charakterisirt. Was nicht Sumpf ist, ist dürrer, grasloser, nackter Kalkstein. Aus solchem Boden wächst der kostbare Wein von Frontignan. Er ist so heiß, so solid, so mächtig, wie irgend ein spanischer Wein, aber ihm fehlt die Blume, die der Muskat von Lunel selbst im hohen Alter bewahrt. Der Stadt Frontignan nicht ferne erhebt sich ein Kalkberg, in dessen Innerem man selbst tief unter der Meeresfläche Süßwasserformationen in nächster Nähe von Seeformationen gefunden hat. Meer und Land haben sich in diesen Gegenden lange um die Herrschaft gestritten, und noch ist der Streit nicht entschieden. Das fühlt man vorzugsweise, wenn man von Frontignan weiter nach Cette fährt. Die alte Straße, deren Haupttheil, die Peyrade, eine Art von Bogenbrücke bildete, ist heute natürlich verlassen; man fährt auf der Eisenbahn. Sie geht buchstäblich durchs Meer und ist in dieser Beziehung gewiß eine der sonderbarsten Europa's. Rechts und links nichts als blaues Gewässer, das bei starkem Nord- oder Südwind seine Wellen über das Menschenwerk schleudern muß. Rechts und links Kähne und große Schiffe, in deren Gesellschaft der Wagenzug dahinfliegt. Wenn die Lokomotive aus dem Geleise spränge, wir würden hinabfahren in die heilige Salzfluth, und Fischerkähne

würden uns retten. Wie erstaunlich muß den Delphinen, die dort ihre Häupter dem Sonnenschein entgegenstrecken und plump umhergaukeln, die große Seeschlange erscheinen, die mit glühenden und dampfenden Nüstern durch ihr Element, durch ihre Heimat dahinsaust. Der Streifen des Eisenbahndammes schrumpft in der Ferne, gegen Cette, zu solcher Dünne zusammen, daß er in dem blauen Elemente ganz verschwindet, und man glaubt, gerades Weges in das Meer hineinzufahren, besonders da das Gewässer rechts, das man bis jetzt immer leicht überblickte, immer breiter wird und sich endlich als großer See, als der étang de Thau ausdehnt. Die Angst dauert nicht lange; wir gelangen auf festem Boden im Bahnhofe von Cette an.

Ich blättere zurück in meinem Tagebuche, um dort die Notizen über meinen ersten Besuch im Mai aufzusuchen und um mich deutlich an die ersten hier empfangenen Eindrücke zu erinnern. Ich finde nichts, als:

Da sitz ich wieder
Zu deinen Füßen,
Du herrliches, seelenerweiterndes Meer.
Dir bring ich dar
Andächtige Huldigung
Wie meiner Königin,
Meiner Geliebten.

Ich tauche mein Haupt
In deine Wellen,
Die heilige Taufe
Durchdringt mich mit Schauern ꝛc. ꝛc.

Damit ist nichts zu machen. So schreibt man kein Tagebuch; so empfiehlt man sich seinen Landsleuten nicht als einen Mann, der auf Nützliches achtet. Darum anders. Die Stadt Cette treibt starken Exporthandel mit Wein, Spiritus, allerlei fabrizirten Liqueuren und dem weißesten bestkrystallisirten Salze des Mittelländischen Meeres. Die Fischerei wird hier großartig betrieben,

vorzugsweise um die Zeit, wenn die Fische aus dem étang de Thau ins Mittelmeer zurückkehren, da man ihnen an den Ausgängen auflauert. Diese Auswanderungsfrist aus dem étang de Thau und den andern Salzgewässern umfaßt den langen Zeitraum vom 1. Julius bis zum 1. März. In den Zwanziger Jahren (leider habe ich nur alte Quellen vor mir!) wurden während des Fischfanges eines einzigen Jahres 23,700 Quintaux Weißfisch, 7,150 Quintaux Aal, 45,000 Quintaux Muschelthiere u. s. w. erbeutet. Das ist viel, wie ich glaube.

Trotz diesem einheimischen Reichthume an Naturprodukten und trotz dem trefflichen Hafen, der der beste unter den französischen des Mittelmeeres ist, hat sich Cette noch nicht zu einem selbständigen Leben emporgearbeitet. Die Kaufleute und Proprietäre von Montpellier, mit ihren Weinen und Spiritussen, die sie aus den schlechteren Weingattungen bereiten, die Banquiers mit ihrem altangestammten Gelde spielen hier noch immer die Hauptrolle. Cette ist nur ihre Boutique. Cette ist für Montpellier ungefähr, was Bremerhafen für Bremen ist. Aber Das wird nicht immer so bleiben. Der Verkehr mit Afrika wird von Tag zu Tag lebhafter; Cette wird den Mittelmann zwischen der Kolonie und wenigstens dem halben Frankreich abgeben und so, ohne Marseille zu schaden, für sich genug zu thun bekommen. Neue Wichtigkeit wird es erlangen, wenn erst die Eisenbahn nach Bordeaux gebaut und so die Verbindung mit dem großen Ozean hergestellt ist, für welche der Südkanal nicht ausreicht. Dann werden die Reichen von Montpellier einsehen, daß ein bloßer Rutscher nach Cette auf ein oder zwei Stündchen für ihre Geschäfte nicht genügend sei, und sie werden mit ihren dicken Kapitalien ganz und gar nach Cette übersiedeln. Die Einheimischen, die bis jetzt nur die Commis des Montpellierenser Kapitals gewesen, werden sich emanzipiren; sie werden unterdessen, von ihrer guten Lage begünstigt, genug für sich gewonnen haben, um ihren Platz für eigene Rechnung auszubeuten. Und so kann es kommen, daß Cette von jetzt in einem Jahrzehnt eine bedeutende Handelsstadt

sein wird, und so kann es kommen, daß Montpellier verfällt und seine Bestimmung erfüllt. Es hat seine Macht durch Vermittelung Villeneuve's von Maguelone genommen, es wird sie direkt an Cette abgeben; und so wird es die Folgen der Centralisation, die es auch um seinen geistigen Halt, um die Universität, gebracht hat, noch schmerzlicher fühlen.

Die Stadt Cette, der wir eine so große Zukunft prophezeien, ist noch nicht zweihundert Jahre alt. Vor dem Jahre 1666 war der schmale Landstrich, den sie einnimmt, von einigen armen Fischerhütten besetzt; in jenem Jahre legte man den Grund zum Molo, am Ausflusse des großen Kanals, um den aus- und einlaufenden Schiffen eine Station zu sichern. Der Punkt bewährte sich, und man legte einen zweiten, im Halbkreis ins Meer hineinlaufenden Damm an, und der Hafen war fertig. Die Fischerhütten verwandelten sich in Häuser, und noch unter Ludwig XIV. erhielt der Flecken Cette Munizipalitätsrechte. Vor Ausbruch der französischen Revolution belief sich die Einwohnerzahl bereits auf 10,000. Stadt und Hafen sind durch zwei Forts und ein Kastell geschützt. Letzteres erhebt sich ziemlich malerisch auf dem sonst kahlen, trostlos aussehenden Kalkberge, welcher der Stadt an seinem Fuße nur einen schmalen Strich bequemen Terrains gönnt und sie an den Sumpf und ans Meer drängt. Er wird es büßen; denn bald wird die Stadt dem Beispiele des Kastells folgen und seinen Rücken hinanklettern, um von dort aus ihr Reich, das Mittelländische Meer, zu überschauen. Um Dasselbe zu thun, wanderte ich gleich nach meiner Ankunft den kahlen Bergrücken hinauf. Kein Strauch, kein Baum gibt Schatten, und so kam ich halb gebraten in der Mittagssonnenhitze oben auf dem Kastelle an. Der Offizier gestattete mir freundlich den Eintritt, und ein Sergeant führte mich auf den höchsten Punkt der Fortifikation. Es gibt keinen Punkt in Languedoc, der für die Meeresaussicht so günstig wäre, wie dieser. Gegen Südwesten ist der Horizont von den wolkenähnlich verschwimmenden Bergen der Küsten von Roussillon und Katalonien begränzt; gegen Süden fliegt der Blick

ungehindert ins unermeßliche Weite, über das tiefdunkelblaue Meer den weißen Segeln nach und entgegen; gegen Osten ergeht er sich auf den grünen Ebenen Niederlanguedoc's, ruht er auf den Ruinen von Maguelone, auf den Zinnen von Aigues-Mortes, auf den Landhäusern und Schlössern, welche die Ebene nordwärts bekränzen. In nächster Nähe lacht der See von Thau wie ein Miniaturbild des großen Mittelländischen Meeres. Mir zu Füßen lag das Fort, das den Hafen unmittelbar in seinen Schutz nimmt. In diesem Augenblicke hat es noch eine andere, eine traurige Bestimmung. Achtundfünfzig freie Söhne der Wüste, Häuptlinge der Beduinen, verbringen in seinen kahlen Mauern ein einförmiges Gefangenenleben. Im Hafen daran wimmelt es von Schiffen, von hin- und herfahrenden Matrosen, von aus- und einladenden Arbeitern. Wie ich hinabstieg, bemerkte ich unter den hundert Schiffen eines, das stolz seine Flagge, den preußischen Adler, wehen ließ, so stolz, als stünde eine deutsche Flotte hinter ihm, um es zu schützen. Es war die Danziger Brigg „Thomas". Ich rief es vom Molo aus deutsch an, und sofort wurde ein Boot abgeschickt, um mich zu holen. Mit besonderer Freude kletterte ich am Tau hinan und befand mich auf deutschem Boden. Kapitän, Steuermann und Matrosen, Ostpreuße, Hannoveraner und Friesländer waren sehr erfreut, einen deutschen Landsmann bei sich zu empfangen und Neuigkeiten aus dem Vaterlande zu erfahren. Denn seit langer Zeit schon trieben sie sich in den verschiedensten europäischen und amerikanischen Gewässern umher und wußten nichts von Allem, was sich seit beinahe zwei Jahren im deutschen Vaterlande zugetragen hatte. Ihre Flagge hätte sonst wohl nicht so stolz geweht. Sehr deutsch-einig klangen der preußische, der hannöverische, der plattdeutsche, der böhmisch-deutsche Dialekt während halbstündigen Gespräches ineinander, so daß ich glaubte, in der Paulskirche zu sein. Dort wie hier breitete der schwarze Vogel seine Griffe über uns aus. Ich schied, um pflichtgemäß noch die Stadt zu durchwandern.

Die Kneipen am Hafen tragen Inschriften in den verschiedensten

Sprachen. Ueber der Thüre der einen las ich: „Hier wird deutsch gekocht," über einer anderen: „Hier wird deutsch getrunken," was mir bewies, daß das Schiff Thomas aus Danzig keine Ausnahme sei, und daß diese Gewässer wohl häufig von germanischen Rostren durchfurcht werden. Die Hauptstraße läuft parallel mit dem Kanale hin, welcher den étang de Thau mit dem Meere verbindet, und gleicht in ihrer ganzen Ausdehnung einem einzigen großen Zelte. Denn die zahllosen Kaffeehäuser und die vielen Boutiquen rechts und links breiten große Leinwanddächer aus, die in der Mitte der Gasse zusammenstoßen und sie ganz bedecken. Im Schatten liegen die trägen Südländer und die Seefahrer, die froh sind, im Hafen zu sein, und rauchen geschmuggelte Cigarren und verzehren Berge von Eis. Am Ausgang dieser bezelteten Straßen, in einem großen Kaffeehause, versammeln sich die Spiritushändler und machen mit großem Lärm ihre Geschäfte ab. Ich verließ diese Spirituswelt, um einige Reste der alten, klassischen aufzusuchen, da ich einmal gelesen hatte, daß sich in Cette noch Reste alter, römischer Wasserbehälter befänden. Aber mein Nachfragen war umsonst; Niemand wußte mir Auskunft zu geben, und bald von der Wanderung in der furchtbaren Sonnenhitze ermüdet, kehrte ich zu den Zelten zurück, um mich an Eis und Sorbet zu erquicken. Es that mir leid, daß ich meine Zeit so verlieren mußte, aber die Sonne wollte es nicht anders, und so begnügte ich mich mit dem Bewußtsein, auf römischem Boden Siesta zu halten. Denn es ist kein Zweifel, daß da, wo jetzt Cette liegt, ehemals eine römische Stadt gestanden habe, die sich vielleicht auf massilisch-griechischem Fundamente erhoben. Neben jenen römischen Wasserbehältern fand man zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe der Grundstücke von lous Mazets zwei verschüttete, römisch konstruirte Kanäle und die Ruinen mehrerer Häuser, deren Boden mit schönen Mosaiken bedeckt waren. Außerdem den Arm einer Marmorstatue, eine schöne korinthische Säule und über vierhundert Medaillen und Münzen von Augustus an bis auf Constantinus. War doch

diese ganze Küste, so zu sagen, ohne Unterbrechung bedeckt von römischen Städten, die heute ganz verschwunden sind. Wo ist Forum Domitii hingerathen? was ist mit Forum Neronis geschehen? Wer hat die prächtige Stadt zerstört, die sich an der Stelle des heutigen Fabrègues erhob? Vielleicht war Cette nur eine Villeggiatur, oder eine größere Seebadeanstalt, in welcher die reichen Römer aus den genannten Städten einen Theil ihres Sommers zubrachten. Daß es aber auf römischen Grundlagen ruht, ist gewiß. Sehr wundert es mich, daß seine erste Grundsteinlegung nicht Julius Cäsar zugeschrieben wird, diesem Mann, den die nachrömische Zeit und die erste Hälfte des Mittelalters zum Gründer par excellence erhoben hat, und an dessen Namen sich große Städte wie kleine Flecken des Südens und Nordens so gerne anlehnen, um sich einen adeligen Stammbaum zu geben.

Wie es Abend war, ging ich noch einmal hinaus an den Hafen; in den Kneipen war es lustig, aber von einem der Schiffe klang ein überaus trauriges Lied in französischer Sprache. Es sang es ein Mann, der nahe beim Steuer saß und die Beine hinunter über Bord baumeln ließ. Die Melodie zog unendlich melancholisch über die Wellen und durch das Lispeln des Abendwindes und das Geklapper der Raaen und Taue. Leider kann ich sie nicht wiedergeben, aber die Worte der ersten Strophen kann ich ungefähr übersetzen.

Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Fortzieh ich, ach!
Du stehst betrübt auf der Schwelle
Und blickst mir nach.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Das Meer ist breit,
Mein Schiff, das segelt so schnelle,

Fort zieh' ich weit.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Die See geht hohl,
Mein Schiff, das segelt so schnelle,
Du lebe wohl.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Die traurige Melodie begleitete mich noch, als ich spät nach Montpellier zurückkehrte, und jetzt, da ich dieses schreibe, klingt sie wieder lebendig in meinem Herzen. Ich glaube, daß ich sie nicht vergessen werde. Die tiefe Trauer, die sie ausdrückt, erinnerte mich an das irische Volkslied „Robert a Roon", das ich bei Dublin gehört habe. —

Achtzehntes Kapitel.

Der Pinienthurm und die Weissagung des Nostradamus — Autoritäten, welche Montpellier loben — Der Brunnen Jaques Coeur's — Maguelone — Der Roman von Peter von Provence und der schönen Maguelone — Melusine — Die südfranzösischen Sagen — Eine literarische Mystifikation — Ausflug nach St. Guilhem le desert — Ein Fermier général — Aniane und der heilige Benedikt — Südfranzösische Bräuche — Die Drac's — Der Herault — Die Mühle von Clamous — Eine sonderbare Brücke — St. Guilhem le desert und sein Gründer Wilhelm Kurznase, Herzog von Aquitanien — Das wilde Thal, Felsen, Adler, giftiges Gethier.

Montpellier, den 2. Oktober 1851.

Und so mögen die drei Pinien auf dem Thurme der alten Stadtmauer noch lange fortgrünen und breite Aeste in die Luft strecken, wie Festpaniere, denn von ihnen — so sagt es der Prophet Nostradamus und so glaubt es das Volk — von ihnen hängt das Wohl und der Bestand der guten Stadt Montpellier ab. So lange sie, die sich kühn hinaufgepflanzt haben auf die Spitze des hohen Thurmes, trotz ihren gefährlichen Standpunkten, trotz den Stürmen, die sie dort oben umwehen, fortgrünen auf festen Wurzeln, so lange wird auch die gute Stadt feststehen auf ihrem Grunde, obwohl er von flüchtigen Quecksilberadern durchzogen ist. Ich spreche diesen Segen von ganzem Herzen aus, und ich bin nicht der Erste, der es thut, nicht der Erste, der aus diesen Gegenden mit Bedauern scheidet. Ich habe alte und uralte Vorgänger, die, vom Wind des Zufalls oder vom Verhängniß hierhergetragen, vor ihrem Scheiden die Stadt gerühmt und gepriesen haben. Ich zitire nur den alten Josephus Scaliger, welcher sprach: „Wäre es mir vergönnt, an einem Orte zu leben, der

meinem Herzen theuer ist, ich wählte die Stadt Montpellier und machte sie zum Neste meiner alten Tage. Es gibt keinen Ort, wo man seine Tage süßer verleben könnte, sei es der holden Luft, sei es der Sitten der Einwohner oder der Annehmlichkeiten des Lebens wegen." — Ihren Glanz rühmt schon der gute Doktor Rabbi Benjamin in seinen Itineribus: „Wir brachen, sagt er, von Beziers auf und erreichten in zwei Tagen Monstremblans, welches die Einwohner ehemals Montem pessularum nannten und heute Montpellier heißen. Die Stadt, die aller Orten an Kaufmannswaaren Ueberfluß hat, liegt ungefähr zwei Stunden vom Meere entfernt." (Der gute Rabbi Benjamin in seinem Talar muß nur sehr langsame und kleine Schritte gemacht haben.) Neben der Wissenschaft interessirt ihn der Handel, und er fügt seiner Lobpreisung Montpellier's hinzu:

„Ad mercaturam confluunt christianorum et muhamedanorum plurimi et e regionibus Algarbiae, Lombardiae et regno magnae illius Romae universo, regno aegyptio, terra israëlitica et Graecia, Gallia, Hispania et Anglia. Man hört daselbst die Sprachen aller Völker, und die Schiffe der Genuesen und Pisaner bringen sie, die zahllosen Söhne aller Länder, nach Montpellier."

Jaques Coeur, der Juwelier und Schatzmeister Karls VII., der Rothschild des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn man ihn so nennen kann, da er ein wirklicher Handelsherr war, der die Produkte einer Welt in Umlauf setzte und nicht ein bloßer Papier- und Börsenmäkler in großartigem Styl — Jaques Coeur, den ich lieber den französischen Fugger nenne, hat aus Montpellier den Mittelpunkt seines ungeheueren Handels gemacht und nicht wenig zum mittelalterlichen Glanz der Stadt beigetragen. Gewiß trug auch sein Beispiel, eben so wie die in Montpellier residirende Wissenschaft, viel dazu bei, der Stadt wie dem Lande jenes Bürgerbewußtsein zu geben, welches beide durch viele Jahrhunderte dem Feudalismus gegenüber geltend zu machen wußten. An diesen unternehmenden Mann erinnert noch ein alter gemauerter

Brunnen, den, wie man sagt, die Stadt seiner Fürsorge verdankt, und der noch heute der Brunnen Jaques Coeur's heißt.

Es ist natürlich, daß man mit all diesen Erinnerungen an die Vergangenheit Montpelliers endlich bis an ihrem Ursprung anlangt, und da dieser eigentlich auf der romantischen Insel Maguelone zu suchen ist, und da diese Insel so einladend, ewig mahnend von dort aus dem Mittelländischen Meere herüberwinkt, macht man sich denn endlich auf, und wenn man es auch nur thäte, um eine Lücke im Tagebuche auszufüllen.

Zwischen den hübschen Villen der reichen Bürger von Montpellier, zwischen Gartenmauern und Weinfeldern geht es Anfangs ganz gemüthlich vorbei an Rondelet oder Rondibilis, dem Landhause, das im Rabelais vorkommt, vorbei an Mans und Morin, den reichen Meiereien. Gleich hinter Morin wird es trostlos öde. Rechts und links nichts als Sümpfe, die, in dieser Jahreszeit schon des Rohres und Schilfes beraubt, nicht einmal mehr das Grün haben, das im Hochsommer ein gewisses Leben heuchelt und Tod und Fäulniß verlarvt. Auf einem schmalen Knüppeldamme durch eine Allee zwerghafter Tamarisken gelangt man an das Ufer des Mosson, der sich, zwischen mühsam zusammengehaltenen Ufern, durch den Sumpf windet. Wir stiegen in den Kahn, der uns dort erwartete. Meer und Erde verschwanden zwischen den doch niedrigen Ufern. Auf ihnen erschien von Zeit zu Zeit ein schneeweißer, löwengroßer Schäferhund von der pyrenäischen Race und glotzte uns mit menschenscheuen Augen an. Aus der Ferne höchstens Schafgeblöck. Nach halbstündiger Fahrt tauchten plötzlich einige Fischerhütten mitten aus dem Sumpfe empor. Wenn Ovid, sagte einer unserer Reisegenossen, die Residenz der Langeweile hätte beschreiben wollen, er würde diese Hütten beschrieben haben. Sie bestanden ganz einfach aus zusammengeflochtenem Sumpfrohre. Jede dieser Hütten hatte ihren besonderen Hafen, d. i. einen Einschnitt in den Damm, der grade lang und schmal genug war, um einen Kahn fassen zu können. Dieser Damm selbst ist ein schmaler Strich Landes, der

den Fluß vom Sumpfe scheidet, und von dem man nicht einsieht, warum er sich eines Tages nicht ebenfalls in Sumpf verwandeln und wie ein fauler Fisch auseinander gehen soll? Man begreift auch nicht, wozu sich der Fluß so viele Mühe gibt und stundenweit durch Sümpfe kriecht, da er rechts und links Gelegenheit genug hätte, sich zu ergießen. Aber das sind so vorgefaßte Meinungen, daß man sich ins Meer ergießen müsse. Unser Rhein ist als Deutscher viel vorurtheilsfreier und verliert sich, man weiß nicht wie. — Da wir den Hütten ganz nahe kamen, bemerkten wir allerdings, daß sich zwischen ihnen gewisse Verhältnisse befanden, welche anständigen Häusern nicht unähnlich waren. Es sind das die Jagdhäuser, die sich reiche Montpellierenser für die Zeit der Entenjagd hier erbauen. Vor der Hütte unseres Gondoliers, der uns freundlich eingeladen hatte, stiegen wir für einen Moment aus. Er hat ein reizendes Töchterchen, und wie langweilig mir auch diese ganze Gegend, die nicht Fisch noch Fleisch, nicht Meer und nicht Land ist, Anfangs erschienen war, so kam mir bei ihrem Anblick doch die Idee, daß diese Fischerhütte der prächtigste Schauplatz für eine Idylle wäre. Wie elend sie auch aussah, verrieth sie im Innern doch eine große Wohlhabenheit. Ihr Besitzer hieß uns bei sich willkommen und benahm sich mit jener Ungezwungenheit und Freiheit, die dem Mann aus dem Volke hier eigen sind. Es wurde uns wohl an seinem Herde. Er setzte uns und sich Stühle, und sein Töchterchen kredenzte trefflichen Wein des Landes. Vor der Thüre, auf dem Flusse trieben sich fünf Jungen herum, die mit Fischfang in großen, über die ganze Breite des Flusses gespannten Netzen beschäftigt waren. Die Jungen sind Findelhauskinder, die er zu sich genommen. Die ersten fünf Jahre wird ihm für ihre Verpflegung eine gewisse Summe bezahlt; nach den fünf Jahren behält er sie als Lehrlinge, und später steht es ihnen frei, in die Marine zu treten. Sie sahen ganz vergnügt aus, rauchten ihre brule-geule und trieben sich ganz lustig auf dem Flusse umher plus heureux que des rois. Für die soziale Stellung dieser Kinder ist es

bezeichnend, daß sie keine Familiennamen haben. — An der Wand der Fischerhütte hing das Bild des unglücklichen Aristide Ollivier in schönem Rahmen. Aristide ist ein Märtyrer geworden und wird hier beim Volke wie ein Heiliger verehrt. —

Nach kurzer Weiterfahrt kamen wir aus dem Flusse in den großen Kanal, der von Beaucaire nach Aigue-Mortes, von Aigues-Mortes nach Cette führt. Dieser Kanal geht hier eigentlich schon durchs Meer, auch nährt er sich nur von gesalzenem Wasser. Er ist eine ruhige, gradlinige Wasserstraße durch das Reich der heiligen Salzfluth und in flüssiger Substanz nichts Anderes als, etwas weiter oben gegen Cette zu, die Eisenbahn ist, die ebenfalls durch die Bläue der mittelländischen Wellen führt. Möven, Seeadler, allerlei Sumpf- und Meervögel kreisten über unseren Häuptern.

So landeten wir endlich an dem kleinen Damm, der vom Kanal zu der weltberühmten, sagenhaften, vielbesungenen Insel Maguelone führt. Es sieht heute traurig aus, dieses kleine Eiland, das einstens eine Cité und einen mächtigen Bischofssitz auf seinem schmalen Rücken getragen und Frankreich und den meisten Völkern Europa's ein Stück Poesie geliefert hat, das bis zum heutigen Tage im Munde des Volkes frisch und blühend fortlebt. Wer kennt nicht die wunderbare Geschichte Peters von Provence und der schönen Maguelone? In Deutschland verkauft man sie für sechs Kreuzer. Vielleicht interessirt es manchen Landsmann, etwas über die Geschichte dieses Romans zu erfahren; so übersetze ich hier ein Fragment aus der Monographie des gelehrten Renouvier aus Montpellier, welche der Künstler Laurent mit schönen Lithographien geschmückt hat. Dort heißt es: „Gariel spricht von Bernard de Treviez, Kanonikus und Poet von Maguelone, der im 12. Jahrhundert gelebt und den Roman vom Peter von Provence und der schönen Maguelone verfaßt hat, in welchem er die seiner Kirche im Jahre 1079 durch Peter, Grafen von Melgueil, und Adalmude, seiner Frau, gemachten Schenkungen feiern wollte. Gewiß waren zur Zeit

Gariel's die Ueberlieferungen über den Roman von der schönen Maguelone noch frisch genug, um für uns einigen Werth zu haben; so ist die Meinung des Herrn Raynouard, welcher die Mittheilungen des guten Kanonikus (Gariel) adoptirt und mit ihm in Uebereinstimmung hinzufügt, daß dieser Roman später von Petrarca, während er sich mit dem Studium des kanonischen Rechts an der Universität Montpellier beschäftigte, verbessert worden sei. Aber Herr Raynouard sagt doch nicht, wie mancher Andere, daß auch Rabelais seine Hand an den Roman gelegt habe. Wie immer es sich damit verhalten möge, heute gibt man zu, daß Bernard de Treviez, Kanonikus von Maguelone, einen Roman in provenzalischen Versen verfaßt habe, der wie so viele andere verloren gegangen ist. Der Ursprung Maguelone's war darin anders als in der Legende und ganz anders als in den gelehrten Erörterungen, welche später folgten, aber jedenfalls auf eine poetischere Weise erklärt. Die Gründung seiner Kirche und Stadt bildeten darin das Ende der Pilgerfahrt einer nicht weniger in Frömmigkeit als in Liebe feurigen und treuen Jungfrau. Das Gedicht existirte noch im 15. Jahrhundert und wurde damals und mehreremals seit jener Zeit ins Französische und Katalanische übertragen, unter dem Titel: Ystoire du chevalier Pierre, fils du comte de Provence et de la belle Maguelone, fille du roi de Naples. Verachtet von den Fachliteratoren, erhielt sich dieser Roman in der Literatur des Volkes, für welches er wahrscheinlich auch gedichtet worden war. Allerdings verlor er mit jeder Umwandlung etwas von seiner Ursprünglichkeit und seinem Werthe, aber er läßt doch überall die Reinheit der Gefühle, die Einfalt der Form durchscheinen, durch welches sich jenes unnachgeahmte Schriftthum auszeichnet. Selbst in unserer Zeit kehren wir noch mit Vergnügen zurück zu den rührenden Abenteuern Pierre's und Maguelonen's, „qui vesquirent en saincte et honneste vie et moururent sainctes personnes, et furent ensevelis en l'église St. Pierre, la où Maguelone institua l'ospital. Et à présent y a

une belle église en l'honneur de Dieu et de St. Pierre et St. Paul, auxquels plaise nous resjouyr en toutes tribulations en ce monde et en la fin nous mener en la gloire du paradis."

Diese Kirche des heiligen Pierre, die also die sagenhafte Maguelone gebaut haben soll, ist neben einigen kleinen Resten vom ehemaligen Kloster heute allein noch übrig von der ganzen Stadt und dem prächtigen Bischofssitz, welchen einst Päpste und Könige besuchten. Und auch diese Kirche, wie traurig sieht sie aus! Oede und einsam erhebt sie sich aus dem kleinen, öden und einsamen Eilande. Einige kleine Bäume beschatten ihren Fuß; aus ihrem Scheitel wuchert Unkraut, das im Seewinde bebt, und die Schiffe, die auf hohem Meere vorüberziehen, würdigen das alte Gemäuer keines Blickes. Kein Anker fällt vor diesem Ufer, um das sich einstens Sarazenen so wild gebalgt haben. Einige Rinder, der Schaffner mit Weib und Kind sind die einzigen Bewohner, und das Land, das ehemals so stolze Titel trug, gehört als „kleine Propriété" einer simplen Professorswittwe aus Montpellier. Will man nicht die romanische Bauart der Kirche und einige schön ausgeführte Details daran bewundern, fragt man sich nach wenigen Minuten, warum man denn eigentlich hierher gekommen? Also gehen wir um und in die Kirche.

Daß sie ein lateinisches Kreuz bildet, versteht sich bei einer romanischen Kirche, die wahrscheinlich aus dem elften Jahrhundert stammt, von selbst. Auffallender ist das Eingangsthor, das eine arabische Reminiszenz zu sein scheint. Das Thor, oder vielmehr die Thüre — denn es ist von unbedeutender Höhe und Breite — trägt als Oberschwelle einen mit großer Zierlichkeit behauenen Monolith, dessen Basreliefs, Blätterwindungen fast römisch anzusehen sind. — Rings um diese Arabesken läuft folgende sinnige Inschrift:

† Ad portum vitae: sitientes quique venite:
Has intrando fores: vestros componite mores.
Hinc intrans ora: tua semper crimina plora.
Quidquid peccatur: lacrimarum fonte lavatur. †

Ueber dem Monolith mit der Inschrift erhebt sich ein fast spitziger Bogen, dessen Giebelfeld von einem sehr hübschen Basrelief ausgefüllt ist, welches Christum, von den Symbolen der vier Evangelisten umgeben, darstellt. Der Bogen ist abwechselnd aus schwarzen und weißen Marmorsteinen gebildet, eine Art zu bauen, wie sie bei den Arabern in Spanien oft vorkam. Rechts und links von der Thüre befinden sich noch zwei Basreliefs von sehr untergeordnetem Werthe und barbarischer Arbeit: der heilige Peter mit den Schlüsseln und der heilige Paul mit dem Schwerte.

Aeußerlich ist sonst an der Kirche nichts Bemerkenswerthes. Die Strebepfeiler sind unbedeutend, die Verzierungen, die sie einst getragen haben mögen, sind verschwunden. Die Thürme sind gefallen. Nur über dem nördlichen Transept erhebt sich noch einer um einige Ellen oberhalb des Daches. Interessanter ist die Kathedrale von Innen. Vor Allem erstaunt man, wie gut sie sich da in allen ihren kleinsten Theilchen erhalten hat. Man kann beinahe sagen, daß kein Stein von seiner Stelle gerückt sei. Es scheint eine unbedeutende Zufälligkeit, wenn man hier oder dort ein kleines romanisches Säulchen ein wenig verwittert sieht.

Zwei schlanke Säulen laufen an den beiden Transepten, man möchte sagen, mit Schnelligkeit die Wände hinan und tragen auf fast dorischen Kapitälen die intakte Wölbung. Beleuchtet von den drei Rundbogenfenstern des hohen Chores, scheinen sie zu leben. Vom Eingange aus gesehen schließen sich die romanischen Säulchen zwischen diesen harmonisch an sie an, so daß die ganze Kirche wie aus Einem Gusse oder wie zugleich gewachsen erscheint. Die Säulchen über dem Hochaltar zwischen den Fenstern sind von besonderer Feinheit, ihre Kapitäle, wie wir sie aus der schönsten Zeit der byzantinischen Kunst kennen. Dasselbe gilt von den größeren Säulen, welche rechts und links die Kreuzwölbungen der Transepte tragen. Nur daß hier die Kapitälform wechselt; bald erscheint sie beinahe korinthisch, bald dorisch, bald zusammengesetzt, bald mit den phantastischen Thieren des Byzantinismus. Doch stört diese Verschiedenheit der zierenden Details nicht;

sie verlieren sich im harmonischen Ganzen auf harmonische Weise, während sie dem Betrachter des Einzelnen eine nicht nur nicht störende, sondern vielmehr erfreuliche Abwechslung bietet. — In den Transepten, welche Kapellen bildeten, liegen Bruchstücke von verschiedenen Sarkophagen und Ausschmückungen alter Gräber. Eines derselben schreibt das Volk der schönen Maguelone zu; leider ist es das Grab irgend eines alten Kardinals.

Mittelst zweier mächtiger Steintreppen stiegen wir auf das bemooste Dach der Kirche, um oben nichts Anders als die Ruinen eines alten Saales, der sich im Thurme befindet, zu sehen. Von da vermag man die Insel in ihrer ganzen Kleinheit zu würdigen; in zwanzig Minuten vielleicht kann man sie in ihrem ganzen Umfange umgehen. Jenseits der Sümpfe liegt Ville-Neuve, dahin sich die Einwohner von Maguelone vor den Sarazenen geflüchtet haben. Ville-Neuve ist heute nicht viel bedeutungsvoller als das ganz verlassene Maguelone; es hat die von diesem geerbte Herrlichkeit wieder an das später entstandene Montpellier abtreten müssen. „So wandeln die Kronen von Haupt zu Haupt." Ville-Neuve ist der Geburtsort des großen Arnaud von Ville-Neuve, der das 13. Jahrhundert mit seinem Ruhme erfüllte. Nicht nur war er hochgefeierter Staatsmann, Gottesgelehrter, Arzt — er verstand es auch, Gold zu machen und — Branntwein zu destilliren. Ihm schreibt man wenigstens die Erfindung dieses Getränkes zu, das gewiß mehr Leute vergiftet, als Arnaud mit aller Magie jemals geheilt hat. Obwohl er Leibarzt mehrerer Könige von Aragonien und Sizilien, ja selbst des Papstes gewesen, wurden seine Schriften, freilich erst nach seinem Tode, vom heiligen Gerichte zu Tarragona verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen als ketzerisch verbrannt. Er starb im Jahre 1313 — oder wurde, wie man in Spanien sagte, vom Teufel geholt. Es geschah ihm Recht, des Branntweins wegen.

Das Meer erschien mir hier zum ersten Male im Leben als „Wasserwüste". Es ist todt und öde; die Segel auf seiner Höhe scheinen sich zu beeilen, um nur an dieser Küste so schnell als

möglich vorbeizukommen. Wäre nicht der Blick auf die schöne Cevennenkette mit ihrem Könige, dem Pic St. Loup, das Auge hätte keinen erquicklichen Halt. Stundenweit gegen Norden hat sich kein solider Punkt gefunden, auf dem sich ein Dorf hätte niederlassen können. Nur zerstreute Landhäuser oder Mazes erblickt man, und diese sind, der Fieber wegen, unbewohnt. Doch ist der Boden jenseits der Sümpfe überaus fruchtbar und fett. In der Nachbarschaft der beiden Landhäuser Mans und Morin, wo ich auf meinem Rückwege Freunde besuchte, sah ich große Weinstöcke, die einer einzigen Traube glichen, so dicht bedeckt waren sie von der edlen Frucht. Die Winzerinnen füllten große Körbe oft mit der Lese eines einzigen Stockes. Man hat hier auch mehr Wein als Trinkwasser. Bei meiner Rückkunft nach Montpellier war ich eigentlich froh, diesem Sumpflande entflohen zu sein. Ich hatte nicht viel mehr zurückgebracht, als das Bewußtsein, an einem historisch und literarisch denkwürdigen Flecken nicht vorübergegangen zu sein, das Bewußtsein erfüllter Reisepflicht.

Die schöne Maguelone aber gemahnt mich an eine andere Sage, die ebenfalls im südlichen Frankreich ihren Ursprung hat und bei uns nicht weniger bekannt, ja populärer geworden ist, als die von der abenteuernden Prinzessin. Erinnere ich mich doch ganz deutlich, welche Schauer ich empfand, wenn daheim auf meinem Dorfe der Wind in den Kaminen jammerte und die Magd sagte: das ist ta heska Melusina — das ist die schöne Melusine, die weint und klagt, weil sie nicht zu ihren Kindern kommen kann. Die schöne Melusine hat wirklich und wahrhaftig gelebt, und zwar war sie die Schwester des Herzogs Guilhem von Poitiers und die Frau Raimunds von Lusignan. Eigentlich hieß sie Marie, den Namen Melusine aber bekam sie von den zwei Schlössern, Melle und Lusignan, die ihrem Gatten gehörten, und welche sie abwechselnd bewohnte. Da sie es liebte, sich in ihre Gemächer einzuschließen und Bücher zu lesen, was in ihrem, dem elften Jahrhunderte allerdings einen seltenen und sonderbaren Geschmack voraussetzt, war man bald überzeugt,

daß sie darin geheime Künste und Zauberei treibe, und bald hieß es, daß sie sich jeden achten Tag wenigstens zur Hälfte in einen Drachen oder in eine Schlange verwandle.

Sonderbar ist es, daß alle diese Sagen, so wie die, welche sich auf ihren Bruder, den großen Herzog Guilhem, wie auf dessen Freund Wilhelm beziehen, nur noch in südfranzösischen Chroniken, wie z. B. in Adamar's, in Fulbert's de Chartres, in Konrad Wocerius' Chroniken und ganz und gar nicht mehr im Munde des Volkes leben. Daß die provenzalischen Lieder der großen Troubadourepoche vergessen worden sind, ist nicht zu verwundern; sie haben nie dem Volke, sie haben immer den Höfen und Schlössern angehört und stiegen erst zur Zeit ihres Verfalles mit den Jongleurs auf den Marktplatz der großen Städte hinab. Dort konnten sie mit ihrem schönen Klang wohl ziemlich gefallen, mochten aber mit ihrem raffinirten Gefühlsleben dem derben Kern des eigentlichen Volkes nicht zusagen. Daß aber diese Sagen, welche gewiß einen populären Ursprung haben und der Phantasie des Volkes angemessen sind, so ganz seinem Gedächtnisse entschwanden, darüber darf man sich, wie gesagt, billig wundern. Auch hier muß der Albigenser Krieg erklärend aushelfen. Ein mächtiger Blutstrom fließet er zwischen dem alten und neuen Languedoc; in seinem cocytischen Geheul verhallt, was von jenseits herüberzudringen sucht. Man würde es sonst nicht begreifen, wie diese unendliche Menge von Sagen und Legenden, welche das südliche Frankreich bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts bevölkert haben, und deren spärliche Reste wir nur noch in Büchern auffinden, so verschwinden und der Erinnerung des Volkes entrückt werden konnten, während mehrere, und unter ihnen die schönsten, fern von der heimischen Quelle noch heute fortleben.

Bevor ich heute mein Tagebuch aus der Hand lege, will ich noch einer literarischen Mystifikation erwähnen, die sich auf Maguelone bezieht, und die nur in der Geschichte der Meinhold'schen Bernsteinhexe neuerer Zeit ihres Gleichen findet. Vor einigen Jahren trat ein junger Mann in Südfrankreich, ich glaube, er ist

in Agde geboren, plötzlich mit dem ursprünglichen Romane von Peter von Provence und der schönen Maguelone auf. Er hatte ihn, wie er sagte, in irgend einem alten Archiv entdeckt und ließ ihn drucken. Alle Leute von Fach und alle Akademiker waren entzückt über diesen Fund, und vorzugsweise die Akademiker waren es, welche an die Aechtheit glaubten und alle schüchternen Zweifler mit ihrer Gelehrsamkeit niederschlugen. In Zeitungen und Akademiesitzungen rühmte man die Ursprünglichkeit und Naivität des Gedichtes und pries man das Glück und das Verdienst des Finders. Nachdem dieser mit Muße einige Jahre hatte verstreichen lassen und die gelehrten Akademiker alle genugsam blamirt waren, trat er mit der Erklärung hervor, daß der ganze Roman von seiner Mache sei, und daß er nichts Anderes gewollt, als sich über die Akademiker lustig machen, was ihm denn, wie er dankbar anerkenne, glücklich gelungen sei. Er erklärte ferner, wie er es gemacht, um sich vor dem skrupulösesten Forscher keine Blöße zu geben. Während seiner ganzen Arbeit hatte er mittelalterliche gereimte Romane vor sich liegen und hütete sich, nur Ein anderes Wort oder eine einzige andere Wendung anzubringen, als die er in seinen Vorbildern gefunden. Nach dieser Erklärung fehlte es natürlich wieder nicht an Leuten, die den Betrug geahnt hatten, ebenso wenig als an Tadlern, die das Werk in seiner ganzen Konzeption als ein verfehltes und mittelmäßiges bezeichneten. Es ging ihm, wie es Macpherson gegangen wäre, wenn er nicht reinen Mund zu halten gewußt hätte, und wie es dem armen Chatterton erging, nur daß der Verfasser des Romans Maguelone sich die Sache nicht so zu Herzen nahm wie der englische Dichter, und heiteren Muth genug hatte, über die Gefoppten zu lachen und seinen Roman, nachdem er ihm Spaß genug gemacht, wieder in Vergessenheit sinken zu lassen.

Montpellier, im Oktober 1851.

Mit reicheren Eindrücken, als Maguelone gewährt, kehrt man von Sankt Guilhem le desert oder Saint Guilhem du desert

zurück. Schon der Weg dahin bietet Manches, was da interessant ist. Aber um Alles zu genießen, muß man sich schmerzlich früh aufmachen, wenn man noch am selben Tage, wenn auch sehr spät, nach Montpellier zurückkehren will; denn Saint Guilhem le desert liegt jenseits des Herault tief im Gebirge versteckt, mehrere Meilen fern von der Hauptstadt des Departements. So saßen wir an einem schönen Frühlingstage schon um vier Uhr Morgens in einem breiten, bequemen Wagen und fuhren dem Westen zu. Es war eine phantastisch zusammengewürfelte Gesellschaft. Neben mir im Wagen saß eine der schönsten Professorsfrauen, die je eine Universität gesehen hat; mir gegenüber ein orleanistisch gesinnter Professor, neben diesem ein ehemaliger Präfekt Ledru Rollin's und auf dem Bocke neben dem Kutscher, mit der Mappe unter dem Arm, ein Mann, der sich den Teufel um alle Politik, wohl aber um jeden Strauch am Wege, um jedes Wölklein am Himmel und jeden Schatten in den Schluchten des Gebirges kümmerte. Es war das unser Freund und Führer, der von Allen, die ihn kennen, „der Vater der Natur" genannt wird. Man könnte ihn hier zu Lande auch den Vater der Kunst nennen, denn wie er sich bemüht, die schönste Musik der größten Meister im Lande zu naturalisiren, ebenso hat er durch seine angestrengten Arbeiten alle Reste alter Kunst, die sich in diesem Lande finden, aus der Nacht barbarischer Vergessenheit gerettet, indem er sie gezeichnet, beschrieben und in verdienstvollen Sammlungen dem Publikum übergeben hat. Auch Saint Guilhem mit seinen architektonischen und natürlichen Schönheiten verdankt ihm die Auferstehung aus der Vergessenheit. Konnten wir einen besseren Führer haben als diesen Vater der Natur, der jeden Baurest, jeden malerischen Winkel in ganz Provence und Languedoc kennt und mit Verständniß deutet?

Ungefähr eine Stunde hinter Montpellier kamen wir an den Ueberresten eines alten Schlosses vorbei, das in der Ebene an einem Bache liegt; was davon noch übrig ist, weite Marställe und ein großes Theater, weitläufige Mauern eines großen park-

ähnlichen Gartens, zeugen von üppiger Pracht. Es gehörte ehemals einem Fermier general oder Steuerpächter unter Ludwig dem Fünfzehnten — ist also vom Schweiße des Volkes gebaut. Man sagt, daß der König einmal daselbst eingekehrt und daß zu dieser Gelegenheit das prächtige Theater gebaut worden sei. Dafür durfte der Fermier general dem armen Volke einige Millionen mehr erpressen. Dieser Spekulant war ein Parvenü und kam nur durch die größte Frechheit zu der von so Vielen beneideten Stellung. Ursprünglich war er nichts als ein Müssiggänger, der sich in den Gassen von Paris umhertrieb und nicht wußte, was mit sich und seinem Magen anzufangen. Die geheime Polizei war damals noch nicht so ausgebildet, um jedes verlorene Subjekt beschäftigen zu können. Da hörte der Edle, daß in Versailles die Steuer zu verkaufen sei, daß sich aber kein Pächter finde, weil man zu enorme Summen forderte. Die Pompadour war von so großen Bedürfnissen geplagt! Er verschafft sich so viel Geld, um für einen Tag die prachtvollste Equipage, mehrere Bediente und ein Hofkleid miethen zu können. So ausgerüstet fährt er in Versailles vor — die Wachen machen dem großen Seigneur Platz, und er dringt mit Geräusch bis in das Vorzimmer des Königs, dem er sagen läßt, daß sich ein Steuerpächter melde, bereit, auf die Forderungen des Hofes einzugehen. Der König nimmt ihn mit Empressement auf, und der Handel wird abgeschlossen. Dem neuen Fermier general, der keinen Sou in der Tasche hat, ist es nicht schwer, sich sofort große Summen zu verschaffen, die er als Abschlagzahlung erlegt; den Rest hat er bald aus dem Volke herausgepreßt, und was darüber, füllt ihm die Taschen. In Kurzem ist er ein reicher Mann; er weiß sich in seiner Stellung zu erhalten, gibt dem Könige Feste und der Pompadour Baares, und wird so einer der gloriosesten Fermiers generaux, die jemals Frankreich beglückt und die Revolution geheizt haben.

Jenseits seines Schlosses verloren wir uns im Mittelgebirge, das die Cevennen vom Meere trennt. Die Straße geht eine Zeitlang an tiefen Schluchten hin und durch Thäler, die nicht einmal

von einzelnen Hütten bevölkert sind. Die grünen, nur von Gras bedeckten Hügel, obwohl viel weniger großartig, erinnern hier und da an einzelne Gegenden des Westhighlands in Schottland. Nach drei Stunden ungefähr kamen wir, nachdem Gignac passirt war, in Aniane, einem kleinen, netten Städtchen von ungefähr dreitausend Einwohnern an. Aniane besitzt noch Reste eines Klosters, welches die kultivirenden Benediktinermönche, der respektabelste aller Orden, die das Mittelalter hervorgebracht, gebaut haben. Der heilige Benediktus von Aniane selbst hat es gegründet. Er war der Sohn eines gothischen Grafen von Maguelone und wurde kurze Zeit vor der Zerstörung seiner Vaterstadt durch Karl Martell geboren. Trotzdem brachte er seine Jugend am Hofe Pipin's des Kleinen zu. Aber das Hofleben mochte ihm nicht behagen, und er gründete am Flusse Anian, welcher heute Corbiere heißt, ein Kloster, das bald von dreihundert Mönchen bewohnt war. Ihre Gesellschaft mag nicht die angenehmste gewesen sein, denn Benedikt verließ sie und ging wieder zu Hofe, aber nur um am Ende diesen aufs Neue zu verlassen. Er kehrte ins Kloster zurück, wo er im Jahre 821 starb und zu den Heiligen einging. Das Kloster, das er gegründet, wurde nie vollendet, und die großen Bruchstücke wurden zur Zeit der Revolution zu einer Pfarrei, einer Gemeindekirche und einer großen Fabrik verwendet. Das Kloster ging zu Grunde, aber die Bürgergemeinde, die sich ringsumher ansiedelte und dem frommen Hause ihren Ursprung verdankt, besteht noch heute und bildet das freundliche Städtchen Aniane. Auch die guten Bücher und Chroniken, welche die Benediktiner geschrieben, bestehen noch und leisten uns nützliche Dienste — auch die Felder und Wiesen, die sie geschaffen, da sie mit dem Beile der Gesittung Wildnisse ausrodeten und Felsen urbar machten, blühen noch heute und tragen Früchte für Mensch und Vieh.

Aniane hat noch manche hübsche Volkssitte aus dem Mittelalter erhalten. So z. B. ist es Brauch, daß alle Neuverheiratheten Sonntag vor Karneval Lorbeerzweige an die Giebel ihrer

Häuser stecken. Die Männer wandern von Haus zu Haus und sammeln die Lorbeerzweige ein, angeführt vom ältesten Ehemann des Jahres, und Alle trinken in jedem Hause, das einen Lorbeerkranz trägt. Des Abends werden mit der Fackel in der Hand auf dem großen Platze vielerlei Tänze ausgeführt, an denen die Weiber nicht Theil nehmen. Dieser Umstand, die Fackeln und der Lorbeer deuten vielleicht auf den griechischen Ursprung des Tanzes und der ganzen Sitte hin. Den Tänzern folgen durch alle Windungen des Tanzes die Greise des Ortes und tragen ihnen weingefüllte Flaschen und Becher nach, die während des Tanzes geleert werden.

Ungefähr eine halbe Stunde hinter Aniane gelangt man endlich an die Brücke des Herault und an den Eingang des furchtbar wilden Thales, das nach Saint Guilhem le desert führt. Die Brücke soll auf römischen Fundamenten ruhen und ein Theil der Römerstraße gewesen sein, die nach Toulouse führte. Unweit von der Brücke liegt das Dorf Saint Jean de Fos, und etwas weiter das uralte Schloß Montpeyroux. Diese ganze Gegend ist von ihr eigenthümlichen Geistern, die man Drac nennt, bevölkert. Ihr Hauptsitz ist eine Art Brunnenabgrund zu Montpeyroux. Doch gibt es gute und böse Drac's, und gelehrte Ausleger sehen in den ersten die Laren und Penaten, in den letzteren die Lemuren der Alten. Die guten gehen oft in Menschengestalt unter die Leute auf den Markt in die Stadt, zu Hochzeitsfesten u. s. w., wie wir das von unseren Wassermännern kennen. Die bösen schieben ihre Kinder den Ammen in die Arme, und oft saugt so ein Drackind zwanzig Ammen das Leben aus. Oft lassen sie goldne Stäblein, Ringe oder Becher auf dem Flusse schwimmen, und wenn ein Kind herankommt, um das glänzende Spielzeug zu holen, ziehen sie es tückisch in die Tiefe. Nicht alle wohnen in jenem Brunnen, viele hausen auch, wie unsere Kobolde und Wichtelmännchen, in verlassenen Wächterhütten oder in versteckten Winkeln bewohnter Häuser. St. Jean le Fos ist neben seinen Geistern wegen der großartigen Kapernfabrikation

berühmt, welche den Ort reich und die Gastronomen Frankreichs und Europas glücklich macht.

An der Heraultbrücke angekommen, steckte die schöne Frau Brizeux' Idylle „Marie", aus der sie uns vorgelesen hatte, um uns für ihren Lieblingsdichter zu gewinnen, in die Tasche. Und sie that Recht daran. Das ist keine Scene, kein Schauplatz für die Idylle, was sich an der Heraultbrücke vor uns aufthat.

Tief unter dieser Brücke, die ein schöner, hoher, aus mehreren Bogen bestehender Bau ist, kommt der Fluß Herault aus der furchtbaren Schlucht hervor. Er scheint aufzuathmen, er scheint das Gefühl des eben Geretteten zu haben. Ruhig bleibt er unmittelbar vor der Brücke stehen und breitet sich gemächlich aus, um das Licht der Sonne mit Behagen einzusaugen und sich mit klarem Blicke, froh des Daseins, in der Welt umzusehen. Seit Stunden ist ihm ja dieses Glück nicht zu Theil geworden. Er kommt aus Nacht hervor, er tritt aus einer Miniaturhölle. Wir gingen ihr entgegen, indem wir aus dem Wagen stiegen, die Brücke überschritten und jenseits, auf dem rechten Ufer des Herault, nordwärts unsere Wanderung fortsetzten. Dort drängt sich die Straße am Fuße einer ungeheuren Felsenwand zwischen dieser und dem Flusse St. Guilhem entgegen, und zwar in krampfhaften Krümmungen, als hätte sie Angst, in den gähnenden Abgrund zu gleiten. Da unten aber ists fürchterlich.

Bald klappten die beiden Felswände, die an der Heraultbrücke enden, wie zwei Kerkerthüren hinter uns zusammen. Das offene Land verschwand — wir waren in der Gebirgswüste. Da gedeiht kein Grashalm, kein Blümlein, kein Strauch. Wo sollte auch an diesen steilen Wänden eine Handvoll Dammerde haften können? Nur der kecke, doch leicht zerbrechliche Feigenbaum streckte hier und da aus einer Ritze seine Fahne hervor — doch sah er verzweifelt aus. Uns zu Füßen aber rollte und grollte es, zischte und pfiff es. Die große Schlucht ist von einer schmaleren, ihrer ganzen Ausdehnung entlang, durchschnitten, und in dieser zweiten Schlucht quält sich, immer hörbar, selten zu sehen, der

Herault ab. Man muß frech auf Felsenvorsprünge treten, wenn man ihn da unten in seinem Marterbette erblicken will. Ach, wie er sich plagt! wie ihn die Felsen zerreißen, wie er sich windet, wie er weint, und wie er schäumt vor Wuth, und das Alles in dunkler Kammer. Nur zweie habe ich noch so leiden sehen: die Reuß, wie sie den Gotthardsberg hinab tollt, und die Aar, da sie von der kalten Grimsel ihrem gewissen Falle entgegenjammert. Es ist ein sehr unglücklicher Fluß, der Herault, und seine Laufbahn eine der martervollsten, und das Alles, um schon nach wenigen Stunden mit Einbuße seiner Individualität im All, im Meere aufzugehen. Ein schöner Trost, der Shelley'sche: Du bleibst im All! Wir können doch nie umhin, bei Flüssen an individuelles und menschliches Leben zu denken, und das ist natürlich. Es gibt nichts in der Natur, was an das menschliche Dasein so sehr erinnert. Die Pflanze ist unbeweglich und stumm und darum so ferne von uns, den so Bewegten, Weinenden und Jubelnden. Unter den Flüssen aber gibt es kleine und mittelmäßige und große und gewaltige. Jeder hat seinen besonderen, ihm eigenthümlichen Charakter; jeder hat seinen Lebenslauf, sein Schicksal. Jeder wirkt auf seine Weise; jeder hat seine Quelle, wächst durch ihm eigenthümliche Zuflüsse und endet wie der Mensch, indem er in einem anderen aufgeht, sich verdunstet, im Sande verliert, oder im großen All regelmäßig bestattet wird und unerkannt in Atomen wieder aufersteht. Der eine und der andere verliert sich mitten in seinem stolzen Laufe — tout comme chez nous.

Was aber den Herault betrifft, so hat er sein ganz besonderes Schicksal. Seit Jahrtausenden arbeitet er daran, sich einen ordentlichen Weg zu bahnen, und je mehr er arbeitet, desto schlimmer wird sein Pfad. Je mehr er wühlt, desto größer wird das Labyrinth von ausgeschwemmtem Gestein, durch das er sich zu winden hat, und desto tiefer und der Sonne immer mehr entrückt wird sein Bett. So kömmt es auch, daß dieses unten viel, viel breiter als oben, und daß es zum größten Theile ganz überdacht ist. An einer Stelle streckt sich eine Felsplatte so breit, weit und

dünn hervor, daß sie ihren Namen, Regenschirm des Herault, verdient. Da wir es sahen, kam eben viel Regenwasser, das sich im Gebirge gesammelt hatte, aus einer Seitenschlucht hervor und floß über das Parapluie in hundert kleinen Bächen wie ein Schleier hinab in die Tiefe, daß es unten erklang. Es war lieblich anzusehen und anzuhören.

Daß der Herault kein Jüngling mehr an Jahren, erkennt man da, wo das Ufer nicht so steil ist, an dem aufgehäuften Gestein, mit dessen Ausschwemmung und Polirung er gewiß Jahrhunderte lang beschäftigt gewesen sein muß; ja, vielleicht war das ursprüngliche Bett des Knaben Herault das ganze obere Felsenthal, das er nach und nach durchgewühlt bis zu der schmalen Schlucht, in der er sich jetzt aufhält. In der That hat das Ganze etwas vom Urweltlichen, und wir in unseren Fräcken und modernen Kleidern, wir Touristen, Professoren, Professorenfrauen und Präfekten waren anachronistische Wandler auf einem Boden, mit dem Ichthyosauren besser zusammenstimmen würden. Etwas weiter gegen St. Guilhem le desert am linken Ufer fristet ein erbärmlicher Eichenhain, an die Felswand geklammert, ein erbärmliches Dasein: ein wahres Symbol der Schwäche, die Eiche in ihrem Verfall. Dem Eichenhaine gegenüber, am rechten Ufer hoch über der Straße, haben zwischen Fels und künstlich aufgeführten Mauern die Menschen einige Dammerde zusammengetragen, in welcher Olivenbäume und Weinreben stecken. Traurige hängende Gärten! Von Zeit zu Zeit kommt ein Wildbach und trägt Mauern, Dammerde, Olivenbäume und Reben hinab in den Grund, dann kommt der Mensch, ringt die Hände, trocknet die Thränen und trägt sie wieder hinauf, um im nächsten Frühling oder Herbst dieselbe Arbeit von Neuem zu beginnen.

Aber ich habe einen der schönsten Punkte, der sich unfern vom Eingange in das Thal findet, übersprungen, doch gehört er zu den malerischsten. Das ist die Mühle von Clamous. Sie steht keck und prächtig mit einem Thurme versehen am Rande des Abgrundes. Die Wasser des Herault's, des wilden, tollen, schwer-

müthigen, sind zu unpraktisch, um, wenigstens hier, nützlich ein nützliches Mühlrad zu treiben. Darum bezieht die Mühle den nöthigen Wasserverbrauch aus der Fontaine de Clamous (fons clamosa), die nicht fünfzehn Ellen fern von der Mühle in ihrer Wiege liegt. Diese Wiege ist eine gewaltige Grotte im Felsen, aus welcher der Quell mit so ungeheuerer Wassermenge hervorkommt, daß er gleich an seinem Ursprung Mühlräder in die wildeste Bewegung zu setzen vermag. Sein Wasser ist hell und grün, wie es aus dem Felsen hervorkommt, aber silberweiß und perlend, wie es als Katarakt von der Mühle hinabstürzt in den Herault. Wie schnell ist dieses Geschick erfüllt nach einem Wege von fünfzehn Schritten, und doch wie nützlich. Man sagt, daß das Wasser der Grotte mit den Gewässern des Sees von Thau bei Cette, mit dem Dracbrunnen, mit den Quellen von Montpellier u. s. w. durch unterirdische Gänge in Verbindung ist. Was ist nicht glaublich in diesem durchhöhlten Lande?

In der Nähe der Mühle von Clamous gibt es noch mehrere kleinere, die aber nicht so befestigt und mit keinem Thurme geschmückt sind. Sie sehen wie große Maulwurfshügel aus, oder auch wie kleine, aus Backsteinen gebaute mexikanische Tempel, wie wir sie aus Abbildungen kennen. Sie sind oben und nach den Seiten abgerundet, wie abgespülte Steine, damit die Fluth des Herault, der oft austritt und das ganze Thal erfüllt, desto unschädlicher über sie dahingehe. An diesen Mühlen verloren wir den „Vater der Natur“ aus unserer Gesellschaft; er ließ uns allein weiter wandern und pflanzte sich mit seiner Zeichengeräthschaft auf einen ausgeschwemmten Stein im Angesichte des Thurmes auf. Der Punkt, wie gesagt, verdient diese Aufmerksamkeit, und der Künstler, der an ihm vorüberginge, wäre kein rechter Künstler. Nicht viel weniger schön ist es weiter oben, wo die Trümmer eines Feudalbaues mit einem Thurme kahl, melancholisch, aber harmonisch mit der ganzen Umgebung in das dunkle Bett des Gebirgsstromes hineinsehen.

In der Nähe von St. Guilhem wird es freundlicher. Wenn

man auf der Wanderung bis hierher vergessen, daß man die kunstvolle Straße, auf der man gewandelt, den fleißigen Benediktinern dankt, so wird man hier gewiß durch die kleinen, grünen Wiesen, durch die schattigen Bäume, die sich schon buschweise um den Eingang in das Dorf drängen, daran erinnert, daß diese Civilisatoren einmal hier gewaltet haben.

Aber bevor wir in den Flecken St. Guilhem eintreten, habe ich noch eines sonderbaren Dings zu erwähnen, das sich unmittelbar davor befindet. Es ist das eine Hängebrücke der eigenthümlichsten Art, wie sie gewiß nicht wieder in Europa zu finden ist, und die an Einfachheit und Ursprünglichkeit selbst die indianischen und indischen weit hinter sich zurückläßt. Sie führt über das Abgrundbett des Herault und besteht aus einem einzigen Seile. Das Seil ist an beiden Ufern solid befestigt. An dem Seile hängt ein kurzes Stricklein, das oben ein Rädchen hat, welches am Seile hinläuft und unten einen kleinen Stab von ungefähr einer Elle querüber trägt. Auf diesen Stab setzt man sich, indem man beide Beine darüberstreckt, so daß man das Stricklein, an dem er hängt, vor sich hat. Mit den Händen hält man sich am oberen Seile. Da dieses Seil nicht straff gespannt ist, sondern eine Kurve bildet, fliegt man, sobald der Fuß das Ufer von sich stößt, weit über die Mitte der ganzen Brücke hin und durch das eigene Gewicht fast die Hälfte der aufsteigenden Kurve hinan. Den kleinen Rest der aufsteigenden Kurve überwindet man leicht, indem man, noch bevor das Rädchen in Ruhe kommt, mit der einen Hand das Seil erfaßt und sich weiter hinauf bis ans Ufer hinarbeitet. Ich sah so ein altes Weib, das einen großen Bündel Brennholz auf dem Kopfe trug, mit größter Geschwindigkeit über den Abgrund des Herault fliegen. Schöner war der Anblick, als ein junges Mädchen mit der Harfe im Arme herüberschwebte. Es sah geisterhaft aus. Nur der Mondschein fehlte, um an einen über Abgründen schwebenden, singenden Elfengeist zu glauben.

Endlich müssen wir doch in St. Guilhem eintreten. Ich

thue es mit Zagen, da ich doch einmal die Verpflichtung übernommen habe, dergleichen zu beschreiben, und die begründete Angst fühle, dieser Verpflichtung nicht nachkommen zu können. Einem Deutschen ist es ja nicht erlaubt, sich so zu helfen, wie es ein französischer Reisebeschreiber gethan, indem er einfach sagte: Ein Maler müßte in St. Guilhem wenigstens acht Tage zubringen. Wahr ist er, dieser ächt französische Touristensatz, aber von den mannigfachen Schönheiten St. Guilhem's gibt er denn doch keinen Begriff. St. Guilhem le desert liegt links von der Straße, auf der wir bis jetzt gewandelt und die weiter dem Herault entgegen in die Cevennen führt, am Eingang in ein großes Kesselthal. Diesen Eingang füllt es ganz aus mit uralten Häusern und mit einer überaus üppigen Vegetation. Dem Ankommenden breitet es zwei Arme entgegen, wie zur Umhalsung. Zwischen diesen zwei Häuserarmen, die mit ihren Granatbäumen, Pinien u. s. w., mit ihren von Epheu überdeckten Wänden und Giebeln auch einem großen Halbkranze ähnlich sind, befindet sich ein tiefes Bassin, in das, mitten aus den Häusern kommend, die Wasser des Gebirgsbaches Verdus in herrlichen Kaskaden hinabplätschern. Das Bassin ist von Wasserpflanzen aller Art angefüllt und seine Ränder mit dichtem Buschwerk besetzt, in welchem unzählige Nachtigallen singen. Am Gelände dieses Beckens standen wir wie gebannt und schweigend. Hinter uns erhob sich eine ungeheure, himmelhohe Felswand, die von Grotten durchwühlt ist. Aber diese bekommt man nicht zu sehen, sie sind von einem dichten, dicken Epheuschleier verdeckt; auf ihren Vorsprüngen prangen Granatbäume mit ihren rothglühenden Blüthen. Vor uns, aber jenseits des Bassins und des Dorfes, auf dem gegenüber hoch und allgewaltig sich erhebenden Felsberge stehen die Ruinen eines Schlosses, das man das Schloß Don Juan's nennt. Es hat an der steilen Wand nirgends Platz genug gefunden, um sich gemächlich niederzulassen, und so steht es auf einzelnen Absätzen, ein Theil über dem andern, und sieht aus, als ob es mit Mühe den Berg hinanklimmen wollte, mit Mühe und doch kühn und

keck, wie ein Gemsenjäger. Kaum begreift man, wie es sich da oben erhalten kann. Wer war dieser Don Juan, der da oben sein Nest hingeklebt hatte? Niemand wußte es mir zu sagen, und so schließe ich aus dem Namen, daß es einer der Herrn gewesen war, die mit Peter von Aragonien ins Land kamen. Was er immer gewesen, er hatte gewiß für Schönheiten der Natur ebenso viel Sinn, als sein verrufener Namensbruder für die Reize des Weibes, und mit derselben Keckheit nahm er sie in Besitz. Am Fuße des einen Schloßthurmes saß ein Hirtenknabe, klein wie ein Punkt, und rings umher in dem gelben Gestein suchten Schafe und Ziegen ihr Futter. Ihre Glocken klangen melodisch zusammen mit den Nachtigallenliedern in der Tiefe. Und noch habe ich von den Klosterruinen, von dem alten Kirchthurme, von den gothischen Fenstern in allen, auch den kleinsten Häusern, die rings um das Bassin aus Bäumen und Gebüsch hervorblicken, nichts gesagt. Ich will es auch fürder nicht thun, sondern einfach meine Wanderung fortsetzen.

Wir gehen um das Bassin herum und gelangen auf den Hauptplatz des Dorfes, der einen einzigen Ausgang hat und von uralten Häusern, von den Ruinen des Klosters und der Kirche aus Karl des Großen Zeiten, gebildet wird. In der Mitte plätschert der Brunnen, der das ganze Mittelalter hindurch auf wunderbare Weise heilende Kraft übte; der ganze Platz, so schön, so malerisch, als nur irgend einer der Welt, ist noch heute ein Stück Mittelalter, so wohl erhalten, wie die Mauern von Aigues-Mortes.

St. Guilhem le desert ist von einem der Paladine und Neffen Karls des Großen gegründet, von Wilhelm von Aquitanien, auch Wilhelm Kurznase genannt, welcher in mancher Chronik des Mittelalters und in einem gereimten Romane gefeiert wird. Nachdem er sich gegen die Sarazenen als Held bewiesen und am Hofe Karoli Magni ein etwas liederliches Leben geführt hatte, wurde er mit einem Male fromm und gründete dieses Kloster, welchem er seinen Namen gab. Vor ihm hieß der Flecken Gellone. Er

setzte sich mit dem heiligen Benediktus von Aniane ins Einvernehmen und lernte von ihm, wie man Klöster gründet und Mönche in Zucht bringt. Kaiser Karolus unterstützte ihn, indem er ihm ein Stück des wahren Kreuzes verehrte, welches Wilhelm von Aquitanien, der spätere heilige Wilhelm, in einem eisernen Kasten und zu Fuße vom Hofe Karls des Großen, vielleicht von Aachen oder Ingelheim, bis hierher trug. Bei dieser Gelegenheit soll er sich ein Weh angethan haben, daran er sein ganzes Leben lang zu tragen hatte. Die Mönche, die er in Saint Guilhem versammelte, gaben ihm auch viel zu schaffen, bevor sie es lernten, sich in die Zucht und Regel des heiligen Benediktus zu fügen. Trotz dieser traurigen Erfahrungen, die er in der Frömmigkeit machte, bewog er doch zwei seiner Schwestern, ein Gleiches zu thun und in ein benachbartes Kloster zu gehen. Er selbst ließ sich im Jahre 806 einkleiden und starb als ein Heiliger.

Von dem großen Klostergebäude, das er gründete, sind nur noch schwache Reste übrig. Ein schöner, von romanischen Säulchen getragener Gang, das Bruchstück einer breiten und schön angelegten Treppe und Spuren von Gemächern, die sich in den oberen Stockwerken an die Kirche lehnten. Der Klosterhof ist von Unkraut überwuchert und seine Wände von Epheugewinden und allerlei Flechten bedeckt; hie und da blicken byzantinische Skulpturen als Thier- und Menschengestalten hervor. Die Kirche aber ist fast ganz so erhalten, wie sie wahrscheinlich im zehnten oder elften Jahrhunderte, da der romanische Styl schon nach der Höhe zu streben anfing, renovirt, ausgebaut oder vielleicht ganz und gar neu aufgeführt worden, und ist jedenfalls eines der interessantesten Denkmäler vorgothischer Architektur. Hier ist noch keine Spur von jener Ahnung des Spitzbogens, wie sie in Saint Trophime zu Arles schon hervortritt; im Gegentheil weist Alles zurück auf dunkle, antike Erinnerungen. Im Einklang mit dieser Kirche stehen viele einzelne Häuser des Fleckens, die nach und nach von dem reichen Kloster, wahrscheinlich für seine Beamten, oder von einzelnen Reichen, die sich hierher zurückgezogen, ohne

sich einkleiden zu lassen, gebaut worden sind. Darunter sind manche in ächt gothischem Style ausgeführt.

Hinter dem Flecken Saint Guilhem le desert öffnet sich mit einem Male groß und breit ein furchtbares Kesselthal, welches, die Pforte gegen den Herault zu ausgenommen, keinen anderen Ausgang hat, als denjenigen, den der hier hausende Adler findet, den Ausgang dem Himmel entgegen. Ringsumher im weiten Kreise erheben sich steile, oft senkrecht abfallende ungeheure Felswände, aus denen zahllose einzelne Felsennadeln in den verschiedensten Richtungen und Bildungen hervorragen. In ihren Löchern, die unnahbar sind, haust der Adler und verenden die Lämmer, die er den Heerden unten in den Thälern entführt. Es ist ein Thal, wie es im orientalischen Märchen vorkommt, aus dem man nur auf den Flügeln des Greifes oder mit Hülfe des magischen Pferdes der Abbassiden entkommen kann.

Doch haben die Menschen, längs der Wände über dem Steingerölle, das sich an ihnen aufgehäuft, einen Pfad angebracht, der wie eine Galerie auf- und absteigend ringsherum führt. Auf diesem Pfade setzten wir, von zwei Hirtenknaben geführt, unsere Wanderung fort. Ueber halsbrecherische Viadukte durch Luftströmungen, die an manchen Stellen aus den Klüften hervorkamen und so gewaltig rauschten und fortrissen wie Wildbäche, gelangten wir endlich an jenem hohen Punkte an, wo der Verdus, gerade Saint Guilhem gegenüber, aus einem kleinen Walde hervorkommt und sich in kühnen Sprüngen hinabwirft in den Thalgrund. Da unten nährt er Wiesen und Flachsfelder, welche die Tiefe mit einem grünen, saftigen Teppiche bedecken und mit den gelben Felswänden ringsumher auf das Schönste kontrastiren. Die Hirtenknaben, unsere Führer, wollten sich vor uns mit ihrer Geschicklichkeit produziren und manches Adlernest erklettern; aber sie glitten jedesmal an den polirten Wänden ab. Am Verdus angekommen, verboten sie uns, von dem Wasser zu trinken oder auch nur die Hand hineinzutauchen. Aus ihrem schwerverständlichen Kauderwälsch entnahmen wir, daß sie es für vergiftet halten, so

lange es hier oben fließt, aber für unschädlich, sobald es unten im Thale angelangt ist. Auch von giftigen und verzauberten Thieren, die sich da oben an den Quellen aufhielten, kauderwälschten sie und zeigten eine große Scheu vor den Spinnweben und Raupennestern, die allerdings ungewöhnlich groß überall am Gesträuche hingen.

Als wir nach Saint Guilhem le desert zurückkamen, lag schon Dämmerung auf dem Thale, und wir konnten die Mühle, die oberhalb des Fleckens liegt und noch aus den Zeiten des Gründers stammen soll, nicht mehr besuchen. Kaum, daß wir Zeit hatten, den „Vater der Natur", der sich in den Klippen des Herault verloren hatte, aufzusuchen. Mit Gewalt rissen wir ihn vom Busen seiner Tochter los, warfen ihn und seine gefüllte Zeichenmappe in den Wagen und fuhren gegen Montpellier zurück, wo wir erst gegen Mitternacht ankamen. Den Platz von Saint Guilhem le desert, den idyllischen Frieden, der darauf lagerte, als sich des Abends, da wir abreisten, die Einwohner in Gruppen vor ihren altromantischen Häusern sammelten, da die Glocke der alten Kirche ertönte und die Heerde vom Schlosse Don Juan's zurückkehrte — ja ganz Saint Guilhem le desert mit all seinem Schönen, ich nahm es daguerreotypirt in meinem Gehirne mit, und ich will das Lichtbild so gut verwahren, daß es sich nie und nie verwischen soll.

* * *

Und so habe ich den Herault überschritten und mit ihm die Gränze, die ich mir gesteckt hatte. Da drüben liegt noch schönes und historisches Land; Toulouse mit seinem Kapitol und mit den Schlachtfeldern der Albigenserstreiter; Béziers, der Geburtsort Matfres von Ermengaud, des Vorläufers Dante's; Roussillon und Perpignan mit den süßen Weinen und noch süßeren Frauen; die Pyrenäen mit ihren Höllen und Paradiesen — aber es ist genug für dieses Jahr. So packe ich die losen Blätter zusammen, schicke sie an den Verleger und frage: Wollen Sie es auch mit Diesem wagen? — Wenig oder nichts habe ich an den losen

Blättern arrangirt oder redigirt, sondern gebe sie so, wie sie meist an Ort und Stelle, oder nach Notizen unmittelbar nach der Einkehr in mein Standquartier niedergeschrieben wurden. Ich gebe sie sogar mit manchen Wiederholungen und Widersprüchen; denn dieses Verfahren halte ich für ersprießlich, wenn man eben nichts als ein Tagebuch geben will, dessen einzige Tugend oft die Unmittelbarkeit, das Frische und gewissermaßen unabsichtliche Wiederspiegeln ist. Der leichteren Orientirung wegen habe ich meine Ausflüge geographisch geordnet, ohne auf ihre chronologische Folge Rücksicht zu nehmen. So kommt es, daß der Mandelbaum auf der einen Seite blüht, während er auf der folgenden schon in Früchten steht. So darf der wohlwollende Leser auch in dieser Beziehung nicht den allzukritischen Maßstab an die beiden Bändchen legen; sie sollen nur ein Andenken sein, das die Freunde in der Heimat zur Erinnerung zwingt, und ein liebender Gruß an das theuere Vaterland — ein Oelzweig, den ich am Wege abbreche und segnend gegen Nordosten schwinge. Von einem Fortschritte, von weiterer Entwickelung zu zeugen, fällt diesem anspruchlosen Tagebuche nicht ein. Es ist noch eine Frage, ob in der Ferne, unter dem Einfluß der Angst, dem Vaterlande entfremdet zu werden — ob unter diesen Umständen und manchen anderen traurigen, überhaupt von ruhiger Entwickelung die Rede sein kann. Wir wollen uns auf dieses trübe Thema nicht weiter einlassen und nicht Klagelieder anstimmen, die, schon so oft mit Koketterie angestimmt, verdächtig geworden sind. So viel ist sicher: nicht nur gewisse mythische Giganten büßen, der Mutter Erde enthoben, ihre Kraft ein. Die alten celtischen Barden sagten: Dreier Dinge bedarf die Begeisterung: des äußerlichen Gedeihens, des liebenden Umgangs und des Lobes. — Auf fremdem Boden wachsen diese drei kostbaren Dinge nur sehr spärlich. Ein Trost aber bleibt. Welches immer das Unglück sei, das ein Schicksal über uns verhängt: ein Gott entscheidet, ob es zum Gewichte werden soll, das in die Tiefe zieht, ob zu Fittigen, die zur Höhe tragen. So möge es ein günstiger Gott entscheiden.

Wanderungen durch celtisches Land.

I.

Abreise von Nantes. — Raoul der Blaubart. — Sodom im Boccage. — Paimboeuf und St. Nazaire. — Die Loiremündung. — Der Four. — Croisic. — Wüste. — Tregate und die ersten celtischen Laute. — Guerande und der berühmte Marquis von G. — Ein Jesuit als Reisegefährte. — La Roche-Bernard und die berühmte Kettenbrücke.

Die kolossale Statue der heiligen Anna, der Patronin aller Schiffer und Seefahrer, streckte uns von ihrem erhabenen Standpunkte am rechten Loireufer segnend die Hände nach, als wir an einem schönen Augustmorgen auf einem prächtigen Dampfer die Loire hinunter fuhren. Mit Vergnügen sagten wir der guten und schönen Stadt Nantes unser Lebewohl; denn was hatte sie uns zu bieten? Sie ist eine französische Seestadt wie drei und vier andere und überrascht den Fremden, der die uralte, die fabelhafte Bretagne sucht, nur mit Täuschungen. Seit die Franken den gallischen Boden eroberten, gehörte sie der fränkischen Bewegung an und wurde alles ursprünglich Bretonische in ihr vernichtet. Zwar spielte sie immer eine Rolle in der bretonischen Geschichte, aber doch immer nur als eine französische Zwingburg der Bretonen. Sie war der Aufenthalt der karolingischen Statthalter, die von dort aus den Tribut eintrieben, wie das alte Volkslied von Noemenoju, einem der Befreier und Nationalhelden der Bretagne, beweist. Als sie den Franken von den Normannen abgenommen und verwüstet, dann von dem celtischen Helden Allan dem Fuchs oder dem „Krausbart" wieder erobert und mit der Bretagne definitiv vereinigt wurde, wurde sie doch aufs Neue von romanisch redenden Völkern aus dem Osten

angefüllt. So blieb sie den französischen Herrschern und dem französischen Elemente immer leicht zugänglich, und in dem großen, Jahrhunderte langen Kampfe der Unabhängigkeit wird Nantes in Chroniken und Volksliedern nur genannt, wenn von Bedrängniß, von Nationalunglück, von Martyrisirung volksthümlicher Helden die Rede ist. Wir aber, Frankreichmüde, strebten nach dem alten romantischen Lande des Königs Artus und seines Waffengenossen, des Königs Hoel, nach dem Lande der Tafelrunde, des Amadis, Lanzelot, Tristan, der Fee Morgane, des Barden Myrdhin oder Merlin, mit Einem Worte nach jenem Lande, das aller Poesie und allen Poeten des Mittelalters in Frankreich, England, Deutschland und Italien Stoff und Helden lieferte. Erst wo celtische Laute an unser Ohr klangen, wollten wir unser Reiseziel als erreicht betrachten; waren es doch celtische Volkslieder, die uns aus unsern Pariser Mansarden heraus an die Ufer des atlantischen Ozeans gelockt hatten.

Hätten wir bloße Romantik gesucht, in der Nähe von Nantes würden wir genug gefunden haben. Ich nenne z. B. nur das Schloß Raoul des Blaubarts, dessen Ruinen sich wenige Stunden nördlich von der Stadt an einem kleinen See reizend schön erheben. Zwischen den Ruinen wachsen sieben Trauerbäume zur Erinnerung an die sieben Weiber, die der edle Ritter für ihre Neugierde etwas hart bestraft hatte. Südlich von Nantes sahen wir den See Grand-lieu, das todte Meer Frankreichs; er bedeckt mit seiner etwas düster blickenden Welle die im Jahr 580 verschlungene Stadt Herbadila, das moderne Sodom. Ihr Verbrechen war, daß sie den heiligen Martin von Vertou — nicht zu verwechseln mit dem heiligen Martin von Tours — Bischof von Nantes, mit Spott aufnahm, als er dahin kam, ihr altheidnische Sünden vorzuhalten und das Wort Gottes zu predigen. Alle Einwohner gingen zu Grunde, ausgenommen der Mann und die Frau, die den heiligen Martin gastlich bei sich aufgenommen; ja selbst die Frau verdarb und wurde in einen Stein verwandelt, als sie sich gegen die Verabredung umwandte, um

einen weiblichen Blick auf das schreckliche Schauspiel zu werfen. Die Zeiten haben sich sehr geändert; denn, wenn dem halb offiziellen „Führer durch die Bretagne" eben seines halb offiziellen Charakters wegen zu glauben ist, so ist das Land, das einstens ein Gomorra zur Hauptstadt hatte, heutzutage die Heimat der tugendhaftesten und edelsten Menschen. Denn also spricht dieses wahrhaftige Buch: „Die charakteristischen Tugenden der Einwohner der Loire inférieure sind: der Freimuth, die Menschenliebe und die Bescheidenheit; alle Pflichten, welche die Menschheit, die Familie, das Vaterland auferlegen, erfüllen sie ohne Zwang und ohne Prahlerei. In den ärmsten wie in den reichsten Gegenden wird nie ein Unglücklicher an der Pforte eines Hofes oder einer Hütte erscheinen, ohne Hülfe und Gastfreundschaft zu empfangen. Er ruht an jedem Herde aus, er wird nie abgewiesen, und das Unglück ist hier keine Schande. Der Unglückliche, mit dem der Arbeiter sein Brod theilt, wird bei Tische zuerst bedient u. s. w."

Rasch fuhren wir an diesen tugendhaften Gestaden dahin. Die Loire wird immer breiter und mächtiger, je mehr sie sich dem Ocean nähert, und kommt noch die Ebbe hinzu, fliegt der Dampfer ohne Anstrengung pfeilschnell dem Westen entgegen. Nur die Gruppe von zwölf größeren und kleineren Inseln, die sich zwischen Nantes und Paimboeuf in den Weg stellt, zwingt ihn manchmal zu Umwegen. Diese Inseln waren es, die uns der Tugend der heutigen Franzosen vergessen und der alten Gallier gedenken ließen; denn auf diesen kleinen Eilanden erhoben sich einstens berühmte Klöster voll gefürchteter Druiden und Druidessen und riesige Dolmen und Menhire. Heute sind alle Reste des Druidenkultus verschwunden, und auf den Inseln und zwischen ihren hohen Gräsern wandeln statt der Oroviste und der Normas langbärtige Böcke und unschuldige Kühe. Nichts erinnerte uns, daß wir uns im gallischen Lande befanden, als nur einige Bauern am Bord, welche ächteste gallische, weite, faltige Pumphosen, die unverfälschten und direkten Abkömmlinge der Braccae, trugen.

Wir hielten einige Zeit in Paimboeuf, einem hübschen Städtchen von ungefähr viertausend Einwohnern, das wir schnell durchwanderten. Unsere Bewunderung erregte ein über das Niveau der höchsten Springfluth erhabener, zweihundert Fuß langer und zwanzig Fuß breiter Molo, der ganz aus Quadersteinen gebaut ist und den Schiffen, die sich vor den Stürmen des atlantischen Ozeans in die Flußmündung retten, eine sichere Zuflucht gewährt. Ein solcher Zufluchtsort ist auch St. Nazaire, das an der äußersten Mündung der Loire liegt, und solche Asyle sind hier nicht überflüssig, da sich bei Stürmen die Schiffe auf offener See, wo sie von zahlreichen Klippen und Riffen bedroht sind, nicht halten können und doch wegen der starken Strömung der Loire auch nicht bis Nantes vorzudringen im Stande sind; so kommt es, daß sie oft Tage, ja Wochen lang in einem solchen Zufluchtshafen liegen bleiben, und so hat auch St. Nazaire, das dem Ozean näher liegt, eine Wichtigkeit erlangt, die ihm eine Eisenbahn von Nantes verschaffte. Denn schon ist es beinahe zur Gewohnheit geworden, bei den geringsten Hindernissen in St. Nazaire zu löschen und die Waaren, die nach Nantes bestimmt sind, daselbst in eigens dazu errichteten Magazinen aufzustapeln. Die Rheder von Nantes gewinnen dadurch, bei wenigen Transportkosten zu Land, viel Zeit; der Hafen von Nantes aber scheint auf diese Weise immer mehr verlieren zu sollen. St. Nazaire ist außerdem die Heimat der geschicktesten Lootsen an der Loiremündung.

Diese wird schon oberhalb St. Nazaire so breit und gewaltig, daß dem Schiffenden die Städtchen, Flecken und Hügel des nördlichen Ufers zu kleinen Punkten zusammen schrumpfen und das südliche Land, flaches Alluvium des gewaltigen Stroms, fast gänzlich verschwindet. Aus dem tiefliegenden Küstenstriche steigen des Morgens wie bei Mittagshitze, Sumpfland verrathend, Dünste und Nebel auf, die noch jeden erhabenen Gegenstand, der auf festen Boden deuten könnte, verdecken. Wer die Loire, den lieblichen Fluß, im innern Frankreich gesehen hat, erkennt sie hier

nicht wieder; denn, eine gewaltige Wassermasse, wälzt sie sich breit und ruhig ihrem Untergange entgegen, und durchbricht sie den Damm, den ihr die Brandung des Ozeans entgegen setzt. Wenige große Ströme Europa's sterben so groß, in solcher Kraft, in so voller Majestät. Jenseits St. Nazaire hat sie schon die Färbung des Ozeans angenommen und gleicht ihre Mündung einem großen Golf, der nach Süden zu unendlich scheint. Schon tanzen Seesterne am Schiffe vorbei, kreischen Möven um die Masten und lehnt sich mancher Reisende, als wäre sein Haupt zu gedankenschwer, über das Schiffsgeländer. Wehe, daß die heilige Salzfluth immer mit solchen Libationen begrüßt sein will!

Nicht lange, und wir entdeckten an der Gränze der blauen Fläche einen dunkeln Punkt, an welchem leicht und sorgenlos viele weiße Segel vorübertanzten, kleinere, die die Fischerbarken zur Sardinenjagd führten, größere, die wie ausgebreitete Fittige ungeheurer Vögel nach fernen Küsten strebten, nach Hispania, nach der Mündung des Tajo, nach Rio-Janeiro, nach den Ufern der großen Republik. Und doch ist jener schwarze Punkt, an dem sie bei heiterem Sonnenschein so lustig vorübertanzen, eine so böse Klippe, wie die grauenvollen Symplegaden des schwarzen Meeres. Es ist das die Felsenbank des Four, die sich mehr als eine Stunde lang von Norden nach Süden aus dem Meere erhebt und schon ganzen Flotten den Untergang gebracht hat. Jetzt trägt sie einen gewaltigen Leuchtthurm, der vielleicht eben so schwer zu erbauen war, als der von Eddistone. Die beiden Wächter, die ihn bewohnen und des Nachts die heilige menschenfreundliche Flamme nähren, bekleiden das wohlthätigste, vielleicht aber auch das beschwerlichste Amt in Frankreich und Navarra. Sie sind zu ewiger Gefangenschaft verdammt; denn es ist ihnen nicht erlaubt, einen Kahn zu besitzen, da man fürchtet, daß sie möglicher Weise einmal in allzu drohender Gefahr, um ihr Leben besorgt, den Pharus verlassen könnten. Ihre Wohnstube hat nur eine Ausdehnung von neun Fuß, und nur auf der Galerie, die um den Leuchtthurm geht, ist es ihnen möglich, ein wenig Bewegung

zu machen. Nur Einmal in der Woche, wenn man ihnen von Croisic Lebensmittel und Brennmaterial überbringt, sehen sie ein fremdes Menschenangesicht. Auch diese Freude ist ihnen zur Zeit der Aequinoktialstürme versagt, denn da ist die Brandung um die Klippe so gewaltig, daß sich kein Kahn heranwagen darf, und so sitzen sie oft wochenlang in ihrem unentrinnbaren Gefängnisse, mitten in der grauenvollen Wasserwüste und sehen von dem erbebenden Thurme aus nichts, als die weiß schäumenden Häupter der Wellen, und hören nichts, als das Heulen des Sturmes und das Gepolter der Brandung, die drohend an Klippe und Thurm rüttelt. Es sind grauenvolle Belagerungen, die dieser Menschenbau aushalten muß; der ganze Strom Okeanos, mit allen ihm zu Gebote stehenden Gewalten, arbeitet gegen seine Grundfesten. Von oben aus den dichtgeballten Wolken, den Bundesgenossen des Meeres, fällt Blitz auf Blitz, das kleine Licht verhöhnend, das die Menschen da unten angezündet haben; von den Seiten stürmen die verrufensten Winde heran, und oft schon soll der Thurm wie ein junger Baum gezittert und geschwankt haben. Man denke sich in solchen Momenten die beiden Wächter in ihrer Stube sitzend, oder auf der Galerie in den gigantischen Kampf der Elemente hinaus starrend. Ob diese zwei stillen, ausgesetzten und unbekannten Wohlthäter der Menschheit, diese herrlichen Dulder, nicht eben so gut das Kreuz der Ehrenlegion verdienten, wie Herr Fiorentino für seine Herrn Fould geleisteten Dienste?

Als wir in Croisic landen wollten, war es schon tiefe Ebbe, und wir mußten auf offener See liegen bleiben; bald aber kam eine ganze Flottille kleiner Fischerbarken, um uns abzuholen, und wir fuhren unter Ruderschlag und sehr lebhaftem Gespräch durch die lange und schmale Bai, die den Hafen von Croisic bildet und gegen Westen durch einen langen künstlichen Damm gegen den Einbruch des Meeres und des Dünensandes gesichert ist. Wir merkten sogleich, daß wir uns in dem Lande befinden, das ganz Europa mit Sardinen versorgt, denn alle Gespräche der Fischer und ihrer Patrone drehten sich um den Sardinenfang, der seit

einigen Tagen begonnen hatte. Die Beute schien dieses Jahr sehr reich werden zu wollen, und die Fischer waren sehr heitern Muthes. Auch die Hummern, die „Kardinäle des Meeres," wie sie Victor Hugo anticipirend nennt, zeigten sich dieses Jahr in ungeheurer Anzahl. Einige Tage vor unserer Ankunft waren auf Belle-isle 14,000, sage vierzehntausend Stück versammelt, welche zwei Dampfschiffe abwarten mußten, um nach Nantes befördert zu werden.

Croisic, obwohl nicht übel gebaut, ist ein öder und trauriger Flecken. Der Seewind treibt ununterbrochen staubigen Sand durch die Straßen, die Sonne brennt unbarmherzig, und verbunden mit dem Widerscheine des Meeres, blendet und thut sie den Augen wehe, wohin man immer blicke. Im salzigen Flugsande, aus dem die ganze Landzunge von Croisic besteht, gedeiht kein Baum und kein Strauch, die Schatten geben könnten; nur nördlich von der Stadt hat man mit Mühe und Noth ein ärmliches Gebüsch zu Stande gebracht, das aber nicht im Geringsten einer Oase gleicht. Aus den Salinen tragen die Weiber schmutziges Salz in hölzernen Kübeln. Halb nackt, wie sie sind, kann man es beurtheilen, daß ihre Gestalten eben so scheußlich sind wie ihre Gesichter. In Croisic fing unsere Erfahrung an, daß der weibliche Theil des celtischen Stammes in der Bretagne, was körperliche Schönheit betrifft, tief unter dem männlichen steht, und daß sich Armoricum in dieser Beziehung sehr von Irland, weniger von Schottland unterscheidet. Und da die Celtinnen Croisics nicht einmal celtisch sprachen und die fremden Kurgäste, die müde durch die Gassen schlichen, nichts besonders Anziehendes hatten, so machten wir uns auf, um weiter ins Innere vorzudringen.

Wir kamen uns vor wie Wanderer in der Wüste; die Sonne brannte fürchterlich auf den sandigen, ganz und gar unbeschatteten Boden, und die kurze Wanderung bis Tregatte wäre ohne den erquickenden Hauch, der manchmal von dem Meere rechts und links herüberwehte, ohne die erhebende Aussicht auf den

atlantischen Ozean unendlich ermüdend gewesen. In Tregatte, einem kleinen Dorfe, überraschte uns der Anblick zweier Bäume, die in dieser Gegend eine große Seltenheit und die noch dazu gebannt sind, weil sie nebst dem breiten Kirchthurm, neben dem sie stehen, als Richtzeichen für die aus dem Norden kommenden Schiffer dienen, denen sie einen Wink geben, daß der unnahbare Four nicht fern ist. Noch mehr als die Bäume überraschten uns die Laute, die in Tregatte an unser Ohr klangen; es war die ächte, uralte Celtensprache. Doch ist sie nur eine Ausnahme in dieser sonst ganz französirten Gegend, denn Tregatte ist eine Kolonie von Bretonen aus dem Innern des Landes, welche unfruchtbare Felder verließen, um hier am Ufer des Meeres Salzernten zu halten. Man nennt sie „Paludiers," von den Salzsümpfen, die sie ausbeuten, und die sie in ordentliche Salinen umgewandelt haben. Diese bestehen aus großen Becken, welche wieder in mehrere Abtheilungen zerfallen, und in die, bei jeder Fluth, mit Hülfe von Kanälen, das Seewasser einströmt. Zwischen den Becken ziehen sich breite Dämme hin, auf denen das gewonnene Salz aufgehäuft wird. Die Ernte beginnt im Frühling und dauert bis zum Eintritt der Fröste, um welche Zeit man die Becken für den ganzen Winter mit Seewasser füllt und die Kanäle schließt, um den Lehmboden, der den Grund der Salinen bildet, vor dem Froste zu schützen. Auf einem Salzdamme sitzend, unterhielten wir uns lange mit einem Paludier und seiner Frau, die uns die Kunst der Salzgewinnung erklärten. Bei dieser Gelegenheit konnten wir auch das Kostüm dieser Leute studiren, welches aus uralter Zeit zu stammen scheint. Die Frau trug einen Kopfputz, der mit der Hauptbedeckung der Sphinxe die größte Aehnlichkeit hatte, einen kurzen sammtenen Spenser und mehrere Leinwandröcke, die sich um die Hüften breit aufbauschten. Der Mann hatte die gallischen Braccae, drei Westen von verschiedenen Farben, von denen die obere immer kürzer war als die untere, so daß man alle drei bewundern konnte, einen langen Leinwandrock mit kurzem Rücken und langen Schößen, und einen breiten Filzhut,

dessen Krempe rückwärts aufgeschlagen war. Aus einiger Entfernung hätte man diesen Celten für einen slavischen Bauern aus Mähren nehmen können.

Wieder nach halbstündiger mühseliger Wanderung, einen sonnverbrannten und kahlen Abhang hinan, durch eine Reihe von Zöllnern, welche die Salzgegend bewachen, kamen wir durch ein gethürmtes Thor in die Stadt Guérande und damit auf historischen Grund und Boden. Die Stadt wurde von den Römern angelegt, und ihnen verdankt sie die soliden Mauern, die sie in einer zweimaligen Belagerung gegen die Normannen beschützten. Doch wurde sie in dem Successionskampf zwischen Charles de Blois und Jean de Montfort mit Sturm genommen und des größten Theiles ihrer Einwohner beraubt. Man sieht es ihr auf den ersten Blick an, daß sie eine historische Rolle gespielt hat. Ihre ganz aus Quadern gebauten Wälle mit zehn Thürmen, die engen und hohen Thore, das alte granitne Schloß mit seinen noch älteren Wachtthürmen blicken mit düsterem Ernst auf Land und Meer. Von der Höhe des Schlosses sieht man mehrere Golfe, den weiten Ozean, die Sandwüste von Croisic mit ihren Salzsümpfen, Belle-Isle, die kleineren Inseln Hedik und Houat und sogar die historische Landzunge von Quiberon. Das edle Geschlecht der Nevet, denen Guérande gehörte, tritt fast immer auf, wo es sich in der bretonischen Geschichte um die nationale Unabhängigkeit des Landes von Frankreich handelt, und wird deßhalb viel gefeiert in den Volksliedern, welche den Bretonen die Geschichtsbücher ersetzen.

Nur Ein Nevet machte eine Ausnahme und spukt als „Marquis von Guérande“ in den Volksliedern wie ein böser Geist, mit dem man Kinder schreckt. Er machte sich berüchtigt durch die Grausamkeit, mit der er seine Unterthanen behandelte, durch das Wüstlingsleben, das er schon in früher Jugend auf Kosten der Frauen und Töchter seiner Bauern auf seinen Besitzungen führte. Es geht die Sage, daß seine arme Mutter, die ihn nicht von seinem Sündenleben zurückhalten konnte, jedes Mal, wenn er

das Schloß verließ, die Sturmglocke läutete, um die Dörfer zu warnen und die Unterthanen vom Herannahen ihres Tyrannen in Kenntniß zu setzen. Da floh und versteckte sich, wem seine Glieder oder seine Keuschheit lieb waren. Trotz dieser Vorsicht der Mutter gelang es dem edlen Marquis, mehrere Schandthaten, ja sogar Morde zu begehen, die ihn am Ende zwangen, das Land zu verlassen. Er begab sich an den Hof Ludwigs XIV., den er, wie aus Frau v. Sevigné zu ersehen ist, durch seine Grazie und sein feines Wesen entzückte. Er wurde für einige Zeit der Löwe von Versailles. Fabula docet, daß die feinen und wegen ihrer Anmuth weltberühmten Seigneurs von Versailles auf ihren Gütern kleine Scheusale waren und daß die Bauern in ihrem Urtheile von dem Urtheil des großen Königs und der Frau v. Sevigné bedeutend abwichen. Uebrigens ist Louis, Marquis v. Guérande, in seinem Alter sehr fromm geworden. Gott hat ihm wohl seine Sünden vergeben, nicht aber das Volk, das noch immer schreckliche Balladen von ihm singt.

Wen da der Dichter hinein gebannt,
Den kann kein Gott mehr retten!

Im Posthause, wo wir Pferde bestellten, machten wir die Bekanntschaft eines höchstens sechsundzwanzig Jahre alten Jesuiten, der an Gestalt ein Apollo und an geistreicher Liebenswürdigkeit ein Abbé des achtzehnten Jahrhunderts war. Mit großer Anmuth machte er den beiden Töchtern des Posthalters den Hof, ohne errathen zu lassen, welche von Beiden er bevorzugte. Die jungen Damen waren sehr andächtig gestimmt und schienen es sehr zu bedauern, als dieser Seelentröster seine Reise mit uns fortsetzte. Abbé G. unterhielt uns so vortrefflich, daß wir der Landschaft, durch die wir fuhren, trotzdem sie uns mit ihrer schönen Vegetation nach der Sandwüste, die wir durchwandert hatten, hätte gefallen müssen, kaum einige Aufmerksamkeit schenkten. Der junge Jesuit brachte uns einen hohen Begriff vom bretonischen Klerus bei, einen noch höheren von seiner Gesellschaft,

obwohl wir zufällig in Paris mehrere seiner gebildetsten und geistreichsten Brüder gekannt hatten. Abbé G. schien uns ein unwiderstehlicher Missionär und ein Mann, der sich im Nothfall, und wenn der Zweck die Mittel heiligt, auch in Frack und Tanzschuhen mitten unter sündigen Weiblein zu bewegen fähig wäre. Er erinnerte mich an jenen Marquis, von dem die Sage geht, daß er ebenfalls der berühmten Gesellschaft angehört, und der an einem gewissen kleinen protestantischen Hofe mehr Bekehrungen zu Stande brachte, als der Père Hug in der ganzen Mongolei. Seine Soutane wie sein breiter Hut waren vom feinsten Stoff; weiß blickten die etwas magern Hände aus den schwarzen Aermeln hervor. Das Auge voll Gluth beleuchtete doch mit sanftem Lichte ein blasses, edel geformtes, freundlich lächelndes Gesicht. Er sprach über Alles, nur nicht über Politik und Religion, und wir waren rücksichtsvolle Jesuiten genug, solchen Gegenständen mit derselben Zartheit auszuweichen. Das Pariser Leben ließ ihn kalt, Italien begeisterte ihn, England schien er zu hassen und für Deutschland, als für ein Feld ausgebreiteter Thätigkeit, sich sehr zu interessiren. Zu unserem Erstaunen kannte er manchen Namen manches deutschen Politikers und Historikers und überhaupt die meisten deutschen Gelehrten, deren Neigungen einen theologischen Anstrich haben. Doch nannte er nicht einen einzigen reinen Theologen.

Sein Gespräch wurde immer interessanter, je langweiliger die Gegend wurde; denn bald folgte auf die gutbebaute Gegend um Guérande öde Trostlosigkeit, verkrüppelte Waldung und Heide, Heide, Heide. Ich blättere in meinem Tagebuche und sehe mit Schrecken, wie oft sich dieser Ausruf: Heide, Heide, Heide, auf wenigen Bogen wiederholt; und ich blättere in Arthur Jungs berühmten Tagebuche und sehe, wie auch er, vor achtzig Jahren durch die Bretagne reisend, immer wieder landes, landes ausruft. Selbst der Jesuit verstummte bei dem traurigen Anblick, und wir waren alle froh, als die wohlthätig verhüllende Nacht kam und wir endlich im Hotel St. Sylvestre in dem kleinen Städtchen La Roche-Bernard ausruhen konnten. Der Jesuit

versprach uns gleich bei der Ankunft ein herrliches Schauspiel, und als wir uns mit Speise und Trank gestärkt, hielt er Wort, indem er uns im Mondschein vor die Stadt führte, um uns die großartigste und kühnste Kettenbrücke Frankreichs, vielleicht Europa's, zu zeigen.

Das Bett der Villaine gleicht einem tiefen Abgrund in den Alpen; die Seitenwände fallen beinahe senkrecht ab, und in der Nähe des Wassers kann man sich mitten in einem wilden Gebirgszuge wähnen. Es war nicht möglich, aus solcher Tiefe einen Mittelpfeiler zur Stützung der Brücke aufzuführen; es hätte Das einen babylonischen Thurm gegeben. So hängt denn dieses ungeheure Spinnengewebe fürchterlich luftig an den höchsten Rändern des Abgrunds und zittert selbst unter dem Schritte des einsamen Wanderers, wie ein vom Wind getragener Sommerfaden. Von der Sohle des Abgrunds aus gesehen, erscheint sie wie jene haarbreite Brücke, über welche die Gerechten Muhameds ins Paradies eingehen, von der die Sünder und Ungläubigen in die schwarze Vernichtung stürzen. Von der Brücke erscheinen die Schiffe mit ihren hohen Masten und Segeln, die aus der nahen Mündung der Villaine ins Land dringen, oder aus dem Innern dem Ozean entgegen schwimmen, als unendlich kleine Kinderspielzeuge, auf denen Steuermann und Matrose dem Auge verschwinden. Es war wie ein Traum der Nacht, den wir hier im Mondschein erlebten. Das Rauschen der Wellen, die sich unten durch Felsen winden, drang nicht bis zu uns herauf, eben so wenig hörten wir den Fall des Steins, den wir hinunter warfen.

Als wir bei hellem Morgenlichte über die Brücke weiter wanderten, erschien sie uns nicht minder traumhaft und luftig; ja der Abgrund, der unter ihr gähnte, war in der klaren Beleuchtung noch grauenhafter anzuschauen als im mildernden, sanft verhüllenden Mondlicht. Mit dem ersten Schritt auf festem Boden befanden wir uns im Departement des Morbihan.

II.

Morbihan. Heide. — Musillac. — Der Herr von Basvalan. — Vannes. — Morbihan oder das kleine Meer. — Lochmariacaer und die Druidensteine. — Aurey. — Die Schlacht bei Aurey. — Die Menhire von Carnac. — Hennebont, seine Geschichte. Hanne die Flamme. — Lorient und Port-Louis. — Land und Leute.

Wir traten ins Land der Veneten, welche Cäsar so viel zu schaffen machten und deren Ableger, freilich nach einer höchst unbeglaubigten Sage, die stolze Venetia in den Lagunen des adriatischen Meeres sein soll. So betraten wir das Land, das die letzte Zufluchtsstätte des Druidismus war, als er vom Römerthum und später noch mehr vom Christenthum bedrängt wurde; das Land, das auch im Mittelalter der Schauplatz großer, fast unaufhörlicher Kämpfe gewesen und noch in neuerer Zeit, unter Anführung seiner Priester, unbesiegten republikanischen Heeren unheimlichen Widerstand geleistet hat. Aber nichts in unserer Umgebung deutete darauf, daß wir uns auf so historisch belebtem Boden befanden. Wieder Heide, Heide, Heide! — Eine rothe Ebene dehnte sich unabsehbar vor uns aus, die Erika schüttelte sich im Morgenwind, kleines Gesträuch, gelb blühende Disteln, abgeblühter Ginster erhoben sich dort und da wie Inseln aus der gähnenden Einförmigkeit. Wie im Traum, dumpf hinbrütend, wandert man durch eine solche Gegend; der Schritt des Reisegefährten ertönt unheimlich, und die Gedanken verlieren alle Contouren und zerfließen in die öde Weite. Es war eine wahre Erquickung, als zwischen dem Heidekraut zwei Gendarmen auftauchten und unsere Pässe zu sehen verlangten. Sie lasen sie mit

Muße und prüften jeden Zug unseres Gesichts und jedes Stück unserer Kleidung. Doch schienen sie dieß viel mehr, um sich zu zerstreuen, denn aus polizeilichem Pflichtgefühl zu thun.

Angefüllt vom horror vacui, müde des leeren Nichts, kamen wir in Musillac an, einem Städtchen, das mich durch seine Aermlichkeit und seinen Schmutz an manchen irischen Flecken und daran erinnerte, daß ich mich unter Celten befinde, die überall bestimmt zu sein scheinen, in Unsauberkeit unterzugehen. Wie klein das Städtchen auch war, so schien es doch mit geistlichen Seelsorgern stark versehen; wohin man blickte, man sah überall Schwarzröcke hin und her schlüpfen, und als wir um die Mittagszeit durch die Gassen gingen, sahen wir sie an den verschiedensten Tischen obenan sitzen. Es ist bekannt, daß die Bretagne noch heute, wie zur Zeit des heiligen Columban und wie zur Epoche der unbeeidigten Priester, das gelobte Land der Geistlichkeit ist. Daran sind wohl auch die vielen Heiligen Schuld, die das Land in größerer Anzahl besitzt als irgend eine andere christliche Gegend. Das kommt daher, daß die Bischöfe und Kapitel bis ins zehnte Jahrhundert das Recht hatten, heilig zu sprechen, ohne die Erlaubniß aus Rom abzuwarten. So kam es, daß jeder Sprengel und jedes Kloster sein Ansehen durch einen oder mehrere einheimische Heilige zu erhöhen suchte. Neben diesen Familienheiligen wurden noch sehr viele irische und wälsche adoptirt, welche sich als Stammgenossen viele Verdienste um das bretonische Christenthum erwarben und im Lande leicht eingebürgert wurden. So wird z. B. der heil. Patrick hier fast eben so sehr verehrt wie in Irland und spielt auch die heil. Ursula mit ihren eilftausend Jungfrauen eine sehr große Rolle, obwohl sie niemals bretonischen Boden betreten hat. Sie wurde nämlich von Seeräubern aufgefangen, als sie mit den Jungfrauen nach der Bretagne reiste, um sich daselbst an die aus England kommenden Eroberer zu verheirathen, welche sich mit den Töchtern des Landes nicht vermischen wollten. Ein Hauptwunder in der Legende der heil. Ursula und der eilftausend Jungfrauen ist es,

daß sie ungefähr hundert Jahre vor ihrer Abreise aus dem Vaterlande in Köln am Rhein angekommen ist.

Doch das gehört nicht hieher. „Utere non reditura," so lautet die Inschrift über der Sonnenuhr zu Musillac. Wir nahmen uns die Warnung zu Herzen und reisten so schnell als möglich weiter. Das erste Dorf, das wir berührten, sprach wieder celtisch, und von nun an begleitete uns das alte Idiom durch Tage und Wochen. Das Land bis Vannes ist nur zum Theil Heideland; der Blick des Wanderers kann sich wieder an bebauten Feldern, Hainen, grünen Thälern und sehr oft an reizend gelegenen Edelsitzen erquicken. Rechts von der Straße sahen wir das schöne Schloß Basvalan, dessen Besitzer, ein Mann uralten Adels, vor Kurzem seine Kuhhirtin geheirathet und durch diese That unendlich populär, von seinen Standesgenossen aber in den Bann gethan worden ist.

Ueber römische, merovingische und karolingische Schlachtfelder gelangten wir endlich in die Stadt, welche die lokale Eitelkeit gerne für den Hauptort der Veneten, für das alte Darioricum, celtisch Duariorik ausgibt, welche es aber, wie Freminville beweist und Curson glaubt, niemals gewesen. Denn die Beschreibung Cäsars vom Oppidum (de bello gallico, drittes Buch) paßt ganz und gar nicht auf Vannes, wohl aber auf Lochmariacaer. Auch hat die Stadt in ihrer nächsten Umgebung nichts, was an die Römer- oder Druidenzeit erinnerte; ihre Trümmer wie ihre noch stehenden Gassen und Monumente tragen sämmtlich den Stempel des Mittelalters, so der Thurm des Connetable, der Rest des Schlosses de l'Hermine, in welchem Johann IV. seine Schandthat an Clisson verübte, aber nicht zu Ende führte, weil der Schloßvogt nicht schlecht genug war, den Mord zu begehen; so ferner das Schloß de la Motte, dessen Grundmauern aus dem sechsten Jahrhundert stammen, und endlich die Kathedrale, welche ebenfalls schon im sechsten Jahrhundert vom heil. Patern gegründet sein soll, im eilften Jahrhundert von den Normannen verbrannt und romanisch wieder

aufgebaut und im fünfzehnten Jahrhundert abermals halb gothisch, halb romanisch, so wie sie jetzt dasteht, renovirt wurde. Sie besitzt zwei herrliche Grabmonumente, von denen das eine durch seinen strengen und einfachen, etwas ascetischen Styl, das andere durch künstlerische Vollendung ausgezeichnet ist.

Die Gassen der Stadt mit ihren Giebeln, Schieferdächern, überhaupt mit ihrem ganzen Charakter, erinnern an die ältesten Quartiere Frankfurts, nicht aber die Menschen, die ihr Möglichstes thun, sich durch Häßlichkeit und dumme Physiognomien vor der Majorität der Erdenbewohner auszuzeichnen. Ihr Typus scheint noch tief unter dem der Landbewohner zu stehen und deutet nicht im Geringsten auf irgend welche Vermischung mit französischem Blut. Doch spricht hier der Bürger französisch, und es gibt mehrere französische Buchhandlungen. Aber welche Buchhandlungen! Nicht eine einzige konnte uns ein historisches oder antiquarisches, auf das Land bezügliches Buch verkaufen, obwohl keine Provinz Frankreichs, wie die Bretagne, und in der Bretagne kein Departement, wie das des Morbihan, so viele Lokalgeschichtschreiber und schriftstellernde Antiquare besitzt. All die großen Buchhandlungen waren nur von Gebet- und Andachtsbüchern, ascetischen Erbauungswerken, Legenden und Wundergeschichten angefüllt. Wir konnten uns das erklären, da wir auch hier die Gassen von Priestern, meist Jesuiten, förmlich bevölkert sahen.

Diesem geistlichen Leben entsprechend war es, daß der Bischof dem Bankett der Generalräthe, dem wir beiwohnten, präsidirte. Es wurden viele loyale und fromme Toaste ausgebracht, und der Wein floß in Strömen; der Cider aber, das historische Getränk der Bretonen, in dem man sich schon zu Zeiten der Römer und Merlin's berauschte, war trotz dem partikularen Patriotismus ausgeschlossen. Das Fest, das der Präfekt am folgenden Abend den Generalräthen gab, erinnerte uns doch wieder daran, daß wir in Frankreich waren; da sprach Alles von Paris, da wiederholte man Pariser Witze und behandelte das neueste

Pariser Vaudeville mit derselben Wichtigkeit, mit welcher gestern die höchsten Interessen des engeren Vaterlandes besprochen worden. Trotz aller Feste und aller Liebenswürdigkeit, mit der uns französische Beamte entgegenkamen, langweilten wir uns doch nach kaum achtundvierzigstündigem Aufenthalte in Vannes, und eines sehr frühen Morgens verließen wir auf der offiziellen Schaluppe des Departementalingenieurs den schönen, von einer prachtvollen Promenade eingefaßten Hafen, um den berühmtesten Druidendenkmälern Europas entgegen zu steuern.

Rasch und reißend, wie ein angeschwollener Bergstrom, stürzt sich hier zur Zeit der Ebbe die Welle aus dem Hafen und seinen Kanälen in den Chenal, aus dem Chenal in den Busen des Morbihan, aus dem Morbihan in den großen Ozean. Unzählige Inseln, Klippen, Riffe und Vorgebirge stemmen sich ihr entgegen, hemmen und drängen sie, daß überall Wirbel und tolle Strömungen entstehen und das ganze Morbihan einem kochenden Kessel gleicht. Auf diesem wahrhaft toll gewordenen Meere flogen wir in einem beständigen Schwindel dahin; die Ruderer arbeiteten mit angestrengten Kräften und drehten die Schaluppe herüber und hinüber, um den Trichtern, die sich überall vor uns aufthaten, zu entgehen. Nicht immer gelang es ihnen, und das Fahrzeug drehte sich wie im Tanze. Vorwärts sehend erblickten wir ein Labyrinth von Gängen, die sich zwischen Inseln und Klippen hinwanden; unsere Seeleute behaupteten, es gebe im Morbihan so viele Eilande und hervorragende Felsen als Tage im Jahre. Der alte Steuermann erinnerte sich noch an die Zeit, da der Hafen von Vannes von englischen Kriegsschiffen blokirt und die Inseln hinter ihnen in ihrer Gewalt waren und allen Bretonen, die sich nicht für die Republik oder Napoleon schlagen wollten, sichere Zufluchtsstätten gewährten. Viele von diesen, geborene Seeleute, gingen in englische Dienste und kämpften gegen ihr Vaterland, bis sie unter der Restauration wieder heimkehren durften. Dieß mag wohl eine der Ursachen sein, warum man an den bretonischen Küsten gegen die Engländer milder

gestimmt ist, als im übrigen Frankreich. Eine andere Ursache ist der Gewinn, der diesen Küsten durch den beständigen Verkehr mit England zufließt. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß die Bretagne eine der jüngsten Erwerbungen Frankreichs ist, daß sie sich am Längsten gegen die Abhängigkeit von Frankreich gewehrt, daß der Vertrag von Vannes 1532, welcher sie mit Frankreich vereinigte, nie populär geworden, und daß sich noch unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. ein ganz gewaltiger Geist der Unabhängigkeit geltend machte. Dieser Geist der Unabhängigkeit, der den ersten Bourbonen so viele Sorgen machte, war es eben, welcher den letzten Bourbonen gegen Legislative, Konvent und Napoleon Krieger und Verschwörer lieferte und es den unbeeidigten Priestern erleichterte, den Fanatismus des Volks bis zu der berühmt gewordenen Grausamkeit hinaufzuschrauben. So liefert auch die Chouanerie, die einen starken religiösen Beischmack hatte, den Beweis, daß jeder Religionskrieg — und die Bretonen betrachten ihren Aufstand als einen solchen — aus politischen und nationalen Ursachen hervorgeht.

Die Inseln und Klippen, durch die wir fuhren, sind dem bretonischen Volke auch als Zufluchtsstätten der nicht beeidigten Priester werth. Hier wohnten sie in Höhlen und unter Druidensteinen, hier lasen sie geheime Messe und versammelten sie die Gläubigen, die ihnen dafür, wie die Raben des Propheten, Speise und Trank zutrugen. So wiederholt Alles sich im Leben. Hieher flüchteten sich einst die alten Druiden vor einer neuen Zeit und einem neuen Glauben.

Mit Mühe, ja beinahe mit Lebensgefahr banden wir unser Fahrzeug an die Insel Gavarnis (Ziegeninsel), von deren Höhe uns ein Dolmen begrüßte.

„In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen!“

Wir klommen das sehr steile Ufer hinan und standen bald am Eingange eines dunkeln, ungefähr zwölf Schritte langen Ganges.

Dieser Gang bestand aus rechts und links aufgestellten glatten Steinen, welche oben von eben so glatten bedeckt waren. Alle trugen auf ihrer ganzen Fläche jene unentzifferbare Schrift, die mit keiner andern Aehnlichkeit hat und aus langen, in einander geschlungenen, gerundeten Zügen besteht. Man könnte sie eben so gut für eingegrabenen Arabeskenschmuck halten. Durch diesen Gang gelangten wir in die Höhle, die durch den Dolmen gebildet wird. Es ist das ein kleiner Kreis von aufgestellten Steinen, die auf ihren Häuptern eine ungeheure rohe Platte tragen. Die Höhle, welche höchstens vier Schritte breit und lang ist, wird durch die Lücken, die die rohen Steine oben offen lassen, beleuchtet. Aus der Höhle traten wir auf die Platform und bemerkten da eine kleine, von der Mitte ausgehende, in den Stein gehauene Rinne, welche an den Rand und von da in die Höhle führte; wahrscheinlich floß durch sie das Blut der Opferthiere, vielleicht der Opfermenschen, in das Innere. Es war uns eigenthümlich zu Muthe, als wir auf dem Steine dastanden, der einst Kanzel und Altar gewesen, von dem der Ovat die Göttergebote verkündete, auf welchem der Druide mit steinerner Axt und steinernem Herzen sein Opfer würgte. Von außen ist der Dolmen fast ganz von angeflogener Dammerde bedeckt, doch so, daß die große Steinplatte frei ist und wie ein ungeheurer Pilz über das Eiland hervorragt, und so, daß man auch aus der Entfernung die ungefähre Form des innern Baus und des hineinführenden Ganges erkennen kann.

Von der Höhe dieses Dolmen hat man eine prachtvolle Aussicht über den Archipel und südwärts auf die Halbinsel, welche die prächtige Abtei St. Gildas, den Aufenthaltsort Abälards, und den Flecken Sarzeau, die Heimat Lesage's, trägt. Noch auf andern Inseln bemerkten wir Druidensteine, aber wir eilten an ihnen vorbei, um nach Lochmaricaer zu gelangen, welches offenbar die Hauptstadt der armorischen Druiden gewesen. Nach mancherlei Umwegen, zu denen uns die starken Strömungen zwangen, nachdem uns manche scheußliche Felsennase mitten aus

den Fluthen entgegengestarrt, landeten wir endlich am alten Dariorícum, welches heute Lochmariacaer, d. i. der Ort der schönen Maria heißt. Die Hauptstadt der Veneten, spätere Römerstadt, ist heute zu einem kleinen, zerrissenen, überaus schmutzigen Flecken, mit noch schmutzigeren zweitausend Einwohnern, herabgesunken und würde wohl nie von einem Wanderer besucht werden, wenn sie nicht die berühmtesten Druidendenkmäler besäße.

Wir machten uns sogleich auf, um die ganze Umgegend zu durchstreifen, die, obwohl steinarm von Natur, den Eindruck eines Felsenlandes macht, so massenhaft, so groß ragen überall aus der grünen Ebene die Dolmen und Menhire empor. Man begreift nicht, auf welche Weise diese Steine über Meer und Land hieher gebracht worden sind, und man muß annehmen, daß sie die Druiden als erratische Blöcke hier vorgefunden haben; denn allen mechanischen Künsten unserer Zeit würde es noch außerordentlich schwierig werden, so gewaltige Felssteine von Ort zu Ort zu bewegen. Aber selbst wenn diese Felsblöcke durch Naturgewalten hieher gebracht worden — es bleibt doch immer erstaunlich, wie die Druiden, diese Priester ohne Kunst, solche Massen als Menhire, d. i. aufrechte Steine, aufstellen oder als Dolmen, d. i. als Tafelsteine, über andere, untergestellte erheben konnten. Weit mehr als die ägyptischen Könige, die Erbauer von Memphis und Theben, ihre Unterthanen, müssen die gallischen Priester die ganze rohe Naturkraft ihrer Gläubigen in ihrer Gewalt gehabt haben. Ist es doch nicht anzunehmen, daß sie, die in Wäldern und unter rohen Steinplatten hausten, die ihre Opfer mit steinerner Axt tödteten, die solche plumpe, nicht einmal am Anfange der Kunst stehende Monumente errichteten, daß sie irgend welche Maschinen besaßen, die ihnen dabei hätten behülflich sein können. Diese Felsen predigen laut, daß der Glaube Berge versetzt.

Unweit von Lochmariacaer erhebt sich ein offenbar ebenfalls durch Kunst entstandener Hügel, welchen man den Berg Helve nennt. An seinem Fuße steht ein Dolmen, dessen Platform in

zwei Stücke zerbrochen ist. Sein Inneres ist in zwei kleine Zimmer abgetheilt. Westlich vom Flecken findet sich der „Tisch des Cäsar," wie man gewöhnlich einen der interessantesten Dolmen benennt. Als wir dort ankamen, drosch eben ein armer Landmann sein mageres Getreide auf dem Tische Cäsars. Es ist eigenthümlich, wie überall in jedem Winkel der Erde, wo dieser außerordentliche Mensch den Fuß hingesetzt, sein Name im Munde des Volks an hundert Gegenständen hängen blieb; wie überall seine Besiegten ihm Monumente setzen, ja sich ihres eigensten Eigenthums entkleiden, um es ihm zuzutheilen. Hier wo er die große Schlacht gegen die Veneten lieferte, ihre besseren Seeleute, ihre Segelschiffe mit seinen Landratten und Ruderbooten besiegte, hier, wo er die freiheitslustigen Veneten ihrer Freiheit beraubte, hier in ihrer eigenen Hauptstadt berauben sich dieselben Veneten eines ihrer ältesten, religiösen Monumente, um damit den Namen Cäsars zu verewigen. Doch ist Das nicht unnatürlich. Amedée Thierry hat ganz Recht: es ist der Gründer Cäsar, der überall Spuren seines Wirkens zurückgelassen, dem die Völker dankbar sind, dem sie gerne jede Gründung zuschreiben und an den sie gerne anknüpfen, wenn sie als altadelige Völker erscheinen wollen.

Die Tafel Cäsars, jetzt verstümmelt, ruht nur noch auf dreien ihrer Pfeiler, welche der ärmliche Ueberrest eines großen, den Raum von dreißig Fuß einnehmenden Kreises sind. Der Dolmen ist so hoch, daß ein Mann sich unter ihm ganz bequem aufrecht erhalten kann. Auf der innern Seite der Platte bemerkt man eine schon etwas verwitterte Inschrift und neben dieser eine sonderbare Figur, welche mehrere Antiquare für einen Phallus halten. Doch scheint uns diese Hypothese sehr gewagt. Barchou de Penhouet hat diese Inschriften sowohl, wie sämmtliche in der Bretagne heimische Monumente für phönizisch oder auch für ägyptisch erklärt, was unter den Archäologen des Landes ein homerisches Gelächter erregte. In der That hat unser verehrter Freund von der Akademie der Inschriften keine genügenden Beweise für seine Behauptung aufführen können und hat sich nun

vor den Sticheleien der Bretonen ins Grab geflüchtet. „Er weiß es nun besser,“ pflegte Mittermaier in Heidelberg mit einem Blicke gen Himmel auszurufen, wenn er von der irrigen Meinung irgend eines todten Kriminalisten sprach. Penhouet weiß es nun auch besser und wird von irgend einem Kaufmann aus Tyrus oder Sidon erfahren haben, daß sich phönizische Kaufleute nur selten und kurz auf diesen Küsten aufgehalten, daß sie dann ihre Zeit nicht damit verloren, rohe Steine aufzurichten oder über einander zu legen, und daß der Dienst Thors und Belens vom Dienste Molochs höllenweit verschieden war.

In der Nähe dieses Dolmen liegen die Trümmer des größten bekannten Menhir, oder langen Steines. Er wurde wahrscheinlich von den ersten Christen umgestürzt und in fünf gewaltige Stücke zerbrochen, die aber noch so neben einander liegen, daß man ihn in seiner ganzen Größe beurtheilen kann. Er mißt an sechzig Pariser Fuß, verjüngt sich nach beiden Enden und ist in der Mitte am Breitesten. Nicht weit von diesem Menhir liegt ein anderer von zweiundzwanzig Fuß Länge, welchen das Volk Men Brao Sao, d. i. aufrechter Stein des Tapfern, nennt. Neben diesen gestürzten erheben sich noch drei andere wie gewaltige Felsnadeln. Sie stehen sämmtlich auf dem schmaleren Ende und werden nur durch wenige untergelegte Steine im Gleichgewicht erhalten.

Außer den genannten gibt es rings um Lochmariacaer noch viele andere Dolmen und Menhire, die mehr oder weniger den andern gleichen und die wir nicht weiter beschreiben wollen. Aber ihre Menge gibt der platten Halbinsel, auf der sie sich zusammen drängen, ein eigenthümliches Aussehen und erfüllt den Fremden, der zwischen ihnen umher wandert, mit Schauern der Urwelt. Ich könnte aber nicht sagen, daß dieses Gefühl ein angenehmes sei; der bloße Anblick dieser Monumente athmet Rohheit, Blutdurst, Grausamkeit und macht den modernen Menschen vor den Gedanken, auf welchen Wegen schon die verborgene Gottheit gesucht worden, erbeben. Das Meer, das Lochmariacaer

überall einschließt, die Klippen und Strömungen, die es unnahbar machen, tragen noch dazu bei, die Oede und die Schauer, die diesen Priesterwinkel erfüllen, zu erhöhen. Unwillkürlich vergegenwärtigte ich es mir, wie an gewissen Tagen die Gläubigen des ganzen Landes hier zusammen strömten, auf öden Wegen zwischen Sümpfen und Morästen oder von den Inseln kommend, zwischen den Klippen daher steuernd auf ihren Kähnen mit den Segeln von Ziegenfellen, wie die Priester mit dem Eichenkranze im Haar auf den Dolmen stehend ihre mystischen Formeln oder die Priesterinnen die Zukunft verkündeten, wie sich das Opfer auf dem Steine wand und das Blut in die Höhle träufelte. Gewiß fand sich in den ersten Jahrhunderten so mancher getaufte Christ, der sich vom alten Glauben nicht trennen konnte und hinter dem Rücken des Apostels hieher schlich, um seine alten Götter zu begrüßen. Es nützte nichts, daß man gewaltige Menhire sprengte, die Dolmen umstürzte, das Volk blieb mit seinem Glauben an diesen Steinen hangen und wähnt ihre Schatten und Höhlen noch heute, wenn auch nicht von Göttern, so doch von Geistern, und zwar von guten Geistern bewohnt. Die Feen oder Groans sind nichts Anderes als die alten Druidessen, die Pythien Galliens, welche fast göttlicher Ehre genoßen.

Von Lochmariacaer segelten wir westwärts in einen langen schmalen Golf hinein. Die Küste rechts war öde und steinig, während sich das südliche Ufer immer mehr und mehr mit Vegetation bekleidete und sich endlich in einen reizenden Park verwandelte, aus dessen Hintergrunde ein freundliches Herrenhaus blickte. Bald nahm der ganze Golf einen gemüthlichen und durchaus malerischen Charakter an und wurde ganz prächtig, als das vielumbuschte Aurey mit seinem kleinen Hafen, mit seinen Küstenfahrern, seiner Flußmündung und seinen über Berg und Thal auf und nieder steigenden Häusern auftauchte. Eine freundliche Herberge nahm uns auf, und bald fand sich auch ein gebildeter Führer, der uns auf das Schlachtfeld von Aurey begleitete.

Die kleine, ganz gemüthlich blickende Ebene, die von

mancherlei Buschwerk besetzt und in der Mitte von einem bescheidenen Bach durchflossen ist, hat in der bretonischen Geschichte beinahe dieselbe Wichtigkeit wie die Ebene von Bosworth in der englischen. Die Schlacht von Aurey, die im Jahr 1364 geschlagen wurde, entschied den langen Krieg zwischen den Häusern Blois und Montfort und sicherte dem letzteren, das England befreundet war, die Succession und damit dem Feinde Frankreichs jenen Einfluß, den er während der langen Kriege des vierzehnten Jahrhunderts zum Ruin Frankreichs so trefflich zu benutzen verstand.

Die Schlacht ist neben ihrer allgemeinen Wichtigkeit noch wegen vieler Einzelnheiten interessant. Es ist ein ächter mittelalterlicher Kampf, nur daß er im Ganzen mehr Beispiele der Treue und Ritterlichkeit bietet, als man den ritterlichen Zeiten gewöhnlich zuschreibt. Auch vereinigte er auf kleinem Raum die größten Helden, welche damals beide Nationen aufzuweisen hatten: auf Seiten Blois' und der Franzosen zuerst den überaus frommen Charles de Blois, der am Morgen des Schlachttages drei Messen hörte, das Abendmahl nahm und noch im letzten Augenblick, immer seinen Beichtvater mit sich führend, wenige Schritte von der feindlichen Front beichtete; dann Bertrand du Guesclin, Beaumanoir, Rohan, Rochefort, Dinan u. a. Beaumanoir war noch Tags vorher der Gefangene Montforts gewesen und hatte von diesem die Erlaubniß erhalten, in den Reihen seiner Feinde gegen ihn zu kämpfen und zu fallen. Auf Seiten der Engländer: der junge Montfort, Chandos, der große Vorläufer Talbots, und Clisson, der später im französischen Dienste so berühmt gewordene Connetable.

Die Armee Montforts und der Engländer war an Zahl die schwächere, aber sie nahm die bessere Stellung ein und ließ Charles de Blois über den Fluß kommen und trennte ihn von seinen Reserven, die ihm im Augenblick der Niederlage nicht zu Hülfe kommen konnten. Umsonst hatte ihm Bertrand du Guesclin den Uebergang über den Fluß und den Angriff widerrathen. Karl

hielt sich in seiner Seele für verpflichtet, den Kampf zu beginnen und seinen Gegner mit eigener Hand zu erlegen, weil er es seiner Frau versprochen hatte. In der That glaubte er gleich beim ersten Choc, da er einen Ritter in mit Hermelin bedeckter Rüstung sah, auf Johann v. Montfort zu stoßen; er stürzte auf ihn und spaltete ihm den Schädel. Aber er hatte sich geirrt und seine beste Kraft verschwendet. Bald wurde er von Feinden umringt, vom Pferde gerissen und von einem englischen Soldaten erstochen. Mit dem Ausruf „Domine Deus“ stürzte er auf den Leichenhaufen, der sich um ihn gebildet hatte. Du Guesclin, welcher mit Chandos und Clisson persönlich zusammen traf, wurde gefangen genommen, und alle andern bedeutenden Führer der französischen Partei lagen unter den Todten. Die Franzosen verloren den Muth, flohen nach siebenstündigem Kampf und ließen auf dem Schlachtfeld fünftausend Todte. Die Engländer erlitten nur einen kleinen Verlust. Johann v. Montfort ließ den Leichnam seines Gegners aufsuchen und weinte über ihn, wie Cäsar über die Leiche des Pompejus. „Ach, mein Vetter,“ rief er aus, „durch Eure Hartnäckigkeit habt Ihr viel Leid über die Bretagne gebracht; Gott vergebe es Euch! Ich beklage es sehr, daß Ihr ein so trauriges Ende genommen, und möchte es Gott gefallen, daß Ihr noch im Stande wäret, Euch mit mir zu vertragen.“ Der Klerus der Bretagne gab sich alle Mühe, Karl von Blois kanonisiren zu lassen, und erzählte viel von den Wundern, die an seinem Grabe geschahen; aber der Papst fand, daß die Bretagne bereits Heilige genug hatte.

Am Tage vor der Schlacht fanden als Vorspiele zwischen den beiden Armeen mehrere Zweikämpfe statt, die später in mehreren Volksballaden besungen wurden. Der interessanteste unter diesen Zweikämpfen war der des Engländers Walter Huet mit dem Ritter v. Kergoet. Der Franzose siegte, indem er seinen Gegner zu Boden warf, gab ihm aber das Pferd zurück, damit er sich dessen in der bevorstehenden Schlacht bediene. Die Schlacht von Aurey hat beim bretonischen Volk eine so fabelhafte Berühmtheit

erlangt, wie die berühmte Schlacht der „Dreißig," die ebenfalls in jener Epoche gekämpft wurde, und wie nur irgend eine berühmte Schlacht, die das Schicksal einer Nation entschied. Die Bretonen finden den großen Tag aufs Bestimmteste in den Prophezeiungen Merlins vorausgesagt.

Die Stadt Aurey besteht aus zwei Theilen, dem neueren und freundlicheren mit Kai, Hafen, Flußmündung und schattigem Gebüsch, und dem älteren auf der Höhe des Berges, dessen Gründung man dem König Artus zuschreibt. Ihr ältestes Gebäude ist wohl die Kirche des heiligen Geistes, gothisch arabischen Styls und wahrscheinlich aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend.

Auf der Hochebene, auf der dieses interessante Gebäude steht, weiter wandernd, kamen wir nach ungefähr einer Stunde in ein elendes Dorf, hinter welchem sich auf einem Hügel ein kleiner Menhir erhebt. Er fiel uns vorzugsweise deßhalb auf, weil er, auf seiner Spitze ein Kreuz tragend, mit einer Art von Betschemel zu seinen Füßen, als das Symbol der geistlichen Geschichte dieses Landes erschien. Er deutete uns außerdem an, daß wir uns der Gegend der Menhire näherten, denn wie Lochmariacaer vorzugsweise durch seine Dolmen, so ist Carnac an der Bai von Quiberon besonders durch seine aufrechten Steine berühmt. Bevor wir es erreichten, mußten wir noch viel Heideland durchziehen, welches aber nicht so öde anzuschauen war, wie die uns schon bekannten Heiden. Schöne Tannen- und Fichtenhaine erheben sich aus dem rothen Heidekraut, der Boden ist angenehm gewellt, mäßige Hügel, von Kapellen besetzt, erheben sich, aus der Ferne glänzt das Meer, und grün streckt sich die lange und schmale Halbinsel von Quiberon in die Fluth.

Der erste Anblick von Carnac ist überaus großartig und überraschend. Wie weit man auch gewandert sei, man hat nichts der Art gesehen. Kaum gibt es irgendwo etwas Sonderbareres als diese Reihen formloser Steine, die zum Theil verwittert, mit bemoosten Häuptern, wie ein versteinertes Riesenheer vor Carnac

dastehen und aussehen, als ob sie vorwärts rücken wollten. Die Stille rings umher, die Einsamkeit, die dunkle Heide, von der sich die grauen Steine scharf abheben, Alles trägt dazu bei, den Eindruck zu erhöhen, und man stutzt einen Augenblick, ehe man es wagt, sich in die Gesellschaft dieser Zeugen uralter Zeiten zu begeben. Näher tretend, erstaunt man noch mehr über die Regelmäßigkeit in der Aufstellung der aufrechten Steine. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als zwölfhundert, welche von Südost nach Nordwest in einer Länge von mehr als 2000, und in einer Breite von 150 Fuß in gerader Linie und in eilf Reihen neben einander hinlaufen.

Am nordwestlichen Eingang in die Reihen befindet sich ein Halbkreis, der aus achtzehn großen Steinen besteht, und wie auf seiner Basis mit seinen äußersten Enden auf der ersten und eilften Reihe ruht. Die Steine, die fast alle auf dem dünneren Ende stehen, sind von verschiedener Höhe, schwanken zwischen zwanzig und fünf Fuß und haben zum größten Theil eine länglichte Form. Doch liegen auch hie und da ungeheure Blöcke, die man nicht Menhire oder lange Steine nennen kann.

Noch im vorigen Jahrhundert belief sich die Zahl der Menhire von Carnac auf mehr als viertausend; die verschwundenen wurden meist zu neuen Bauten verwendet. Jetzt hat die Regierung dafür gesorgt, daß diese Monumente für die Zukunft gesichert sind. Wie großartig muß der Anblick dieses vollständigen Todtenfeldes gewesen sein! Denn daß wir hier nichts Anderes vor uns haben, als einen altceltischen père Lachaise, scheint heute außer Zweifel, obwohl verschiedene Alterthumsforscher Verschiedenes daraus machen wollten. Der eine, gestützt auf die Tradition, welche die Steine von Carnac das Lager Cäsars nennt, behauptet allen Ernstes, diese Riesensteine haben keinen andern Zweck gehabt, als die Zelte römischer Soldaten zu tragen. Ein anderer — und wieder ist es der arme Herr von Penhouet — stützt sich auf den Namen „Carnac," der ihn an das ägyptische Dorf gleiches Namens erinnert, findet, daß die Steine hier

eben so aufgestellt seien, wie die Sphinxe in Theben, und zieht daraus den Schluß, daß es Aegypter waren, welche diese Monumente aufstellten, ja sogar, daß die Bretonen von den Aegyptern abstammen. Ein dritter Archäolog gibt zwar zu, daß diese Monumente celtischen Ursprungs sind, bringt sie aber mit dem Zodiakus in Verbindung und behauptet, daß die eilf Steinreihen die eilf Sternbilder darstellen, und daß die Celten eben nur eilf Zodiakalzeichen gekannt haben.

Was soll der Lärm? Hundert berühmte und unberühmte Volkslieder der Celten des Kontinents und der Inseln sprechen von langen Steinen, die man über Gräbern aufgerichtet hat, oder von bereits aufgerichteten Blöcken, unter denen man den Todten begrub. So spricht Ossian in seinem Gesange über Fingal: „Wenn Fingal auf dem Schlachtfelde gewüthet, lege mich unter irgend einen denkwürdigen Stein, der künftigen Zeiten von meinem Ruhme spreche.“ — Im Gesang Kathula: „Kathula erhebe mein Grab auf diesem grünen Hügel, stelle mir zu Häupten diesen grauen Stein.“ — Im Gesang Tighmora: „Siehst du jenen Stein, der mitten im Grase sein graues Haupt erhebt? Dort liegt ein Fürst vom Stamme Diar-Mud.“ — In Kathluinna: „Da stehen wir an den Gräbern; aber wo sind die Steine, welche die Ruhestätte unserer Freunde bezeichnen? Erhebet eure Häupter, graue und bemooste Steine, erhebet eure Häupter und sagt uns an, wessen Gedächtniß ihr bewahrt.“

Solche Stellen kann man in Ossian und in vielen andern Volksliedern finden. In Carnac haben sich außerdem noch Namen und Traditionen erhalten, welche die Ansicht, daß die Menhire Grabmonumente sind, unterstützen. So heißt ein Theil des dortigen Steinfeldes „Menek,“ was so viel sagen will als „Gedächtniß oder Andenken,“ und ein anderer Theil führt den Namen Kerwarn oder Todesplatz. In Cornwallis findet sich ein dem Felde von Carnac ganz ähnliches Gefilde, und die Einwohner geben ihm ähnliche Namen und knüpfen ähnliche Traditionen von daselbst begrabenen Kriegern daran. Ich glaube, dieses Alles

zusammen genommen reicht hin, die ursprüngliche Bestimmung der Menhire zu bezeugen; doch soll damit nicht gesagt sein, daß sämmtliche Menhire Grabmonumente waren. Die höchsten und kolossalsten unter ihnen, besonders wo sie in kleinerer Anzahl beisammen sind, scheinen eine andere Bestimmung gehabt zu haben. Man nimmt an, daß diese gewisse Götter vorstellten und daß die Dolmen, die sich meist neben den kolossalen Menhiren finden, die Altäre waren, auf denen diesen Göttern geopfert wurde. Dieß mag vorzugsweise von den Menhiren in Loch-mariacaer gelten.

Der Flecken, der dem Steinfelde eine so große Berühmtheit verdankt, hat an sich nichts Merkwürdiges, doch sieht er etwas solider aus als andere Dörfer seines Ranges, da er zum größten Theil ohne Rücksicht auf die Archäologie aus Druidensteinen erbaut ist. So konnte auch die Pfarrkirche größer und schöner werden als andere ihres Gleichen, abgesehen von den großen Einkünften, die sie ihrem Heiligen verdankt, welcher, ein ausgezeichneter Veterinär, alle Viehkrankheiten heilt und deßhalb von allen Bauern der halben Bretagne besucht wird. Er hat auch einen Aushängeschild über seiner Thüre, und dieses besteht aus zwei gesunden, in den Stein gehauenen Ochsen. Carnac hat nie ein besseres Jahr, als wenn das Land von einer Viehseuche heimgesucht wird. Man versicherte uns, daß die Pilger manchmal das kranke Vieh mit hieher bringen und es während des Gebetes dem Heiligen in der Kirche selbst vorstellen.

Zurück nach Aurey und weiter nach Norden. Hie und da ein hübsches Herrenhaus mit Garten und Park, etwas angebautes Land rings umher, dann wieder Heide, Heide, Heide. In der Entfernung manchmal ein elendes Dorf, denn die bretonischen Bauern wohnen nicht gern an der Landstraße und haben eine solche Abneigung vor der Berührung der Welt, daß sie da, wo ihnen die Regierung einen Weg an der Thüre vorüber führt, diese Thür vermauern und rückwärts eine andere durchbrechen, also ihr Haus gewissermaßen der Landstraße den Rücken zukehren

lassen. Dieser eine Zug charakterisirt wohl genug den bretonischen Volksstamm und erklärt seine eherne Stabilität. Auf einer der Heiden erhob sich plötzlich mitten aus den rothen Kräutern eine Gruppe von Bettelkindern vor uns; sie boten Blumen an und sangen einige Lieder, deren Melodie, obwohl nur aus wenigen Noten bestehend, unendlich traurig war.

Vor Landevant machten wir die Bekanntschaft eines hübschen und wohlkonservirten Dolmen, wollen uns aber mit der Beschreibung desselben nicht weiter aufhalten und nun ein- für allemal von den Druidensteinen Abschied nehmen. Nur wo uns irgend ein besonders merkwürdiger aufstößt, werde seiner erwähnt.

Vor Hennebont wurde die Landstraße sehr lebendig. Es war Markt, und die Landleute strömten in die Stadt. Hunderte von Weibern ritten auf kleinen Pferden, manchmal zu Zweien und immer rittlings zu Pferde sitzend; die Männer gingen meist zu Fuß, kleine bretonische Kühe, die die berühmte Butter geben, vor sich her treibend. Unter den Männern bemerkten wir manche schöne Gestalt, manches schöne Gesicht; die Weiber, vorzugsweise die älteren, waren sämmtlich scheußlich; doch gab ihre sonderbare Tracht, so wie die bunte, der slowakischen ähnliche der Männer dem Getümmel auf der Straße wie auf dem Markte etwas sehr Malerisches. Vor den Häusern Hennebonts saßen sie in Kreisen beisammen und tranken Cider, das altnationale Getränk der Bretonen. Wie sehr sie diesen Apfelmost auch lieben, so würden sie sich heutzutage in dieser Beziehung doch gern entnationalisiren und denselben mit französischem Wein vertauschen; aber dazu fehlt es an Geld.

Der bretonische Bauer ist meist sehr arm; nur selten bringt er es dazu, ein Eigenthum zu erwerben; er ist nur Pächter und hängt von seinem Gutsherrn ab. Diesen Zustand verdankt er seinem Benehmen zur Zeit der Revolution; er hat verblendet Alles gethan, um die alten, ihm ungünstigen Verhältnisse aufrecht zu erhalten, und der nationale Adel, der ihm gegenüber ungefähr dieselbe Stellung einnahm wie der schottische in seinem

Clan, unterstützt ihn natürlich in seinem Streben. Die alten celtischen Clanstraditionen sind es vorzugsweise, was die Chouanerie erklärt. Die Bauern, von ihren La Rochejacqueleins angeführt, wollten nichts von den Wohlthaten wissen, welche ihnen Constituante und Legislative zudachten; sie erwarteten Alles vom König ihrer Adeligen, und als dieser zurückkam, fühlte er sich durch die Dankbarkeit, die er den Chouans schuldete, so schrecklich genirt, daß er zu einer Reise in die Bretagne, die er doch versprochen hatte, nicht zu bewegen war, und die bretonischen Adeligen an seinem Hofe hatten auch kein besonderes Interesse, den doch immer etwas liberalen Ludwig in ihrem Lande zu begrüßen. So blieb Alles beim Alten, und so kommt es, daß der bretonische Bauer heute zwar noch mit Stolz von der Treue seiner Väter und den Thaten der Chouans erzählt, selber aber nicht die geringste Lust verspürt, dieselbe Rolle zu übernehmen.

Hennebont liegt sehr schön am Abhang und am Fuße eines grünen mit schönem Baumschlag gekrönten Hügels, welchen der hier schon breite Fluß Blavet bespült. Die Ueberreste seiner alten starken Befestigungen, eine Mauer mit Machicoulis, die Ruinen eines Kastells mit gothischem Thore und zwei starken Thürmen, außerdem mehrere gothische Häuser im Innern der Stadt geben ihr Charakter und zeugen von einer schönen Vergangenheit.

Hennebont hielt in dem Erbstreite zwischen Blois und Montfort mehrere Belagerungen aus, von denen jede sich durch irgend eine Sonderbarkeit auszeichnet. Während der ersten vertheidigte sie Olivier de Spinnefort für Karl de Blois, während sie sein Bruder Heinrich de Spinnefort für Montfort belagerte. Es gelang dem jüngeren Bruder, den älteren aus der Stadt zu locken, ihn zum Gefangenen zu machen und ihn endlich zur gutwilligen Uebergabe der Stadt zu bewegen. Nun Montfort angehörig, wurde sie bald darauf von Blois und den Franzosen belagert, und bei dieser Gelegenheit erwarb sich Johanna, die Mutter des jungen Montfort, jenen großen Ruhm, der ihre Zeit erfüllte, heute noch in sehr schönen Volksliedern fortlebt und ihr den

Beinamen „Hanne die Flamme“ verschaffte. Furchtbar bedrängt, nach wochenlanger Belagerung, umgeben von einer bereits verzagten Besatzung, stürzte sich Johanna, nur von wenigen Getreuen begleitet — so wenigstens erzählt das Volkslied — in das Lager der Franzosen, das sie in Flammen setzte und gänzlich vernichtete. „Und der Wind verbreitete die Brunst und erhellte die schwarze Nacht. Und die Zelte waren verbrannt, und die Franzosen waren gebraten, und dreitausend waren zu Asche verbrannt, und es entwischten nur hundert.“ — „Am andern Morgen saß Hanna die Flamme am Fenster, und sie lächelte, wie sie ihre Blicke übers Land streichen ließ, und wie sie das zerstörte Lager sah und den Rauch, der sich aus dem Aschenhaufen erhob, da lächelte Hanna die Flamme wieder und sagte: Welch schöner Dünger, o mein Gott! mein Gott, welch schöner Dünger. Für Ein Korn werden wir zehne haben! Ganz wahr sagten die Alten: Nichts macht das Korn so trefflich wachsen, als Knochen der Franzosen, zermalmte Knochen der Franzosen.“

Die dritte Belagerung, welche die Stadt wieder den Montforts entriß und Blois überantwortete, ist dadurch ausgezeichnet, daß sie der große Connetable Bertrand du Guesclin in Person leitete und dabei die ungeheuersten Katapulten zur Erschütterung der Stadtmauern anwendete. Er nahm die Stadt, schonte die Eingeborenen, machte aber die ganze englische Besatzung nieder, mit Ausnahme zweier reicher Offiziere, die ihre Freiheit theuer bezahlen mußten.

Aus der alten Stadt Hennebont wanderten wir in weniger denn zwei Stunden in die neue Stadt Lorient, eine der neuesten Frankreichs. Noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts war sie ein elendes Dorf und wurde als solches der unglückseligen indischen Kompagnie geschenkt, welche es dahin brachte, daß ihr Schützling in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schon eine hübsche Stadt war, die schon fortblühen konnte, als die Kompagnie selbst zu Grunde ging. Sie bildete ein hübsches Stück der Erbschaft, welches Ludwig XV. von der Kompagnie überkam.

Man sieht es ihr an, daß sie nicht entstanden, sondern künstlich geschaffen worden, und alle die Leute, die Mannheimer und Karlsruher Styl lieben, werden Lorient eine der schönsten Städte Frankreichs nennen. Uns, die wir nicht für die geraden Linien sind, behagte es vorzüglich in der Vorstadt Kerentreich, die von einer wahrhaft südlichen Vegetation umhüllt ist. Auch hat sie eine schöne Kettenbrücke über den Scorf, welche eine projektirte großartige Granitbrücke ersetzt. Schon war Alles zu dem Bau vorbereitet, schon waren die Granitblöcke geschnitten und Hunderttausende ausgegeben, als die Besorgniß erwachte, daß die Wasser, sich an den Pfeilern brechend und den Fluß auswühlend, den Hafen versanden würden, und man gab alle Vorbereitungen auf und nahm zu der neuen Erfindung der Kettenbrücken seine Zuflucht.

Der große und sichere Hafen ist von prachtvollen Gebäuden und Dämmen umgeben und kann ganze Flotten mit Sicherheit beherbergen. Die Bauplätze an der Rhede sind so ausgedehnt, daß daselbst dreißig große Kriegsschiffe auf einmal gebaut werden können. Schöne, üppige, parkähnliche Spaziergänge umhüllen und beschatten diese großartigen Anlagen. In ihren dunkeln Gängen begegnet man den wachhabenden Marineinvaliden und neben ihnen — ein schöner Kontrast — den jungen Zöglingen der Marineschule mit ihren lebhaften, intelligenten Gesichtern, die sich so vortheilhaft vor den Zöglingen der Landarmeeschulen auszeichnen. Dort erhebt sich auch der Signalthurm, der zugleich als Leuchtthurm und Observatorium dient. Auf dem Marktplatz steht als aufmunterndes Beispiel für die Marineschüler die Statue des braven Seelieutenants Bisson, welcher sich lieber in die Luft sprengte, als daß er sich dem überlegenen Feinde übergeben hätte. Das Monument ist von Gatteaux und erhebt sich, in Bronze gegossen, über einer acht Meter hohen Granitsäule. Auf dem Hôtel de Ville interessirte uns der Saal, in welchem die Ehen geschlossen werden; er hat ganz die Form eines römischen Prätoriums.

Auf einem Kahne fuhren wir schräg über die Mündung des Blavet nach der festen Seestadt Port Louis, welche gewissermaßen noch zu Lorient gehört; die zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch ein armes Dorf war und unter der Republik Port Liberté hieß. Wie jung diese Stadt auch ist, hatte sie doch schon eigenthümliche Schicksale. Zu den eigenthümlichsten gehört es wohl, daß sie eine Zeit lang den Spaniern gehörte, denen sie vom Herzog von Mercoeur, dem Anführer der Liguers und Prätendenten der Bretagne, für geleistete Hülfe überlassen worden. Erst durch den Vertrag von Vervins kam sie in Heinrichs IV. Gewalt, welchem die unpatriotische Handlung des Herzogs die Eroberung der Bretagne nicht wenig erleichterte. Vor der kleinen und schlecht gebauten Stadt, unter dem Wasserspiegel, lauern heimtückische Klippen, welche dem fremden Schiffer den Hafen unnahbar und heimische Lootsen unentbehrlich machen. Dieser Umstand hat Port Louis schon mehrmals vor den Engländern geschützt, selbst wenn sie das besser befestigte und höher hinauf liegende Lorient angriffen. Von den Mauern der Stadt hat man eine prächtige Aussicht auf den weiten Ozean, auf die Inseln Groix und Belle-Isle.

Lorient und Port Louis sind französische Kolonien. Die indische Kompagnie hat daselbst französische Kaufleute und Commis, die französische Regierung Beamte aus dem Osten angesiedelt; nur in den Vorstädten und an Markttagen wird hie und da celtisch gesprochen. Das Land rings umher ist ganz celtisch, rein bretonisch; in vielen Dörfern findet man kaum ein Individuum, das französisch spricht, und wenn der Bretone Frankreich oder Franzose sagt, so hat das noch eine ganz andere Bedeutung als bei den Landleuten der Cevennen; ihm sind die beiden Ausdrücke gleich bedeutend mit „Ausland" und „Fremder." Das hat seinen Grund im furchtbar starren Nationalcharakter der Bretonen, in der Unbeweglichkeit, die diesem Volksstamme eigenthümlich ist, und die durch Jahrhunderte allen fremden anstrebenden Elementen widerstehen konnte, ohne die geringste

Veränderung zu zeigen. Will man doch selbst in den bedeutendsten Männern des Landes, wie Chateaubriand, Lamennais u. a., die doch die ganze Bildung Frankreichs in sich aufgenommen haben, etwas spezifisch Bretonisches bemerken. Die Bretonen sind ein Block Granit, an welchem die französischen Wellen vergebens nagen und noch lange vergebens nagen werden.

Was der Französirung dieses Volksstammes besonders im Wege steht, ist die im Westen Europa's beispiellose Bedürfnißlosigkeit, welche ihn nicht zwingt, sich dem Fremden zu nähern, von ihm zu kaufen oder sich überhaupt mit der Welt zu mischen. Der Enkel lebt wie der Urahn, er hat dieselben Sitten, dieselben Anschauungen, dieselben Bedürfnisse und dasselbe Feld, das ihm Stroh für Dach, Lager und Vieh, Nahrung und Leinenkleider liefert. Was hat er also jenseits seines Hofraums und seiner Feldmarke zu suchen? Wenn ihn die Konskription zwingt, Jahre lang in der Fremde zu verweilen, stirbt er entweder am Heimweh, oder wenn er glücklich heimkehrt, gibt er sich alle Mühe, so schnell als möglich das wenige Französisch wieder zu vergessen und aufs Neue ein guter Bretone zu werden.

Die Revolution hat es gezeigt, wie ferne diese Celten den Neugalliern stehen. Das Lied, das sie damals als eine Art Anti-Marseillaise sangen, athmet noch größeren Haß der Franzosen, als das bereits angeführte, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Volkslied. Die Marseillaise, der es entgegengesetzt wurde, ist ein Wiegenlied, mit diesem wuthschnaubenden Gesange verglichen. Er ist unter dem Namen „das Lied von den Blauen" bekannt; so hießen den Bretonen die blau uniformirten Republikaner.

III.

Finistère. — Klima, Charakter des Landes und der Einwohner. — Die Bauern. — Die Bretagne und Frankreich. — Aberglauben. — Quimperlé, der heilige Graal und seine Kirche. — Das Grab des Chouansführers. — Volksdichter, Herr von Villemarqué. — Pontaven. — Rustéfan und eine Volksballade. — Der Wald Lusu. — Der zitternde Stein. — Festung Concarneau und eine Geschichte aus dem Kriege der Ligue. — Quimper. — Corantin. — Die Kathedrale. — König Gradlon. — St. Mathieu. — Ruinen in der Umgegend.

Auf der breiten, schön beschatteten Landstraße, die aus der neuen Stadt Lorient in die uralte und sagenhafte Stadt Quimperlé führt, zogen wir in das in vieler Beziehung interessanteste Departement Frankreichs, in das Land Finistère, ein. Als im westlichsten Theil Frankreichs gelegen, haben sich darin celtische Sprache, Sitte, Sage und Lied am Reinsten erhalten. Als Halbinsel, wo die letzten Ausläufer der schwarzen Berge oft bis an den Rand des Meeres vordringen und bis an dreihundert Bäche dem Vater in den Schooß senden; als äußerste granitene Brustwehr gegen den Ozean und dessen bis von dem Golf von Mexiko heranstürmenden Strömungen; mit großartigen, bald wilden, bald lieblichen Küsten, mit vier großen Meerbusen, eilf größeren Buchten stolzirend, ist dieses Departement zugleich auch eines der malerischsten des großen Reiches. Die Vegetation trägt auch das Ihre dazu bei. Die Nähe des Meeres läßt keinen raschen oder schädlichen Uebergang der Temperatur zu, sänftigt überall das Klima, so daß der Feigenbaum im Freien gedeiht, hie und da Aloen blühen, die Tamariske ihre Schwestern aus dem südlichen Frankreich an stattlichem Wuchse beschämt und die Ufer

der großen und kleinen Buchten oft so südlich warm anzuschauen sind, wie manche Bucht Italiens oder Griechenlands.

Geschichte und Natur wurden noch durch die Kunst bereichert, denn kaum mag es in Mitteleuropa eine Landstrecke von dieser geringen Ausdehnung geben, die sich, in Bezug auf Reichthum an größeren und kleineren Kunstbauwerken des Mittelalters, mit dem Departement de Finistère messen könnte. Nicht nur die großen Städte besitzen ihre Kathedralen, auch kleinere Flecken, vergessene Dörfer prangen mit den herrlichsten gothischen Kirchen: Kathedralen in kleinem Maßstabe, deren schlanke und lustige Thürme in ihrer Art so schön, leicht und durchsichtig sind, wie die Thürme der berühmtesten Münster, und überall, wohin der Blick sich wendet, aus der Tiefe eines Thalgrundes, an einem Waldsaume, mitten aus den ärmlichsten Hütten prächtig emporsteigen. Ja, manchmal steht solch ein wunderbares Kirchlein mitten in der Wildniß; das Dorf ist verschwunden, die Heide treibt die rothe Erika an einst bewohnten Stätten; aber das Kirchlein mit seinem Thurm oder Thürmchen steht einsam, sich selbst genug, in sich selbst befriedigt, in unvergänglicher Pracht. Von dem Kirchhofe, der es einst umgeben, blieb nur noch ein bemoostes, nun von Heidekraut bedecktes Kreuz, eine gestürzte Säule, ein verstümmelter Heiliger, hie und da aber auch irgend ein großes Mausoleum von Säulen getragen, von Skulpturen bedeckt, von Wappen und Trophäen überragt; das Grab irgend eines Häuptlings, der die Gegend beherrschte.

Aber mit den Kunstwerken, der Sprache und den Sitten haben sich in dieser merkwürdigen Halbinsel, wie in einer Rumpelkammer der Bretagne, alle alten Mißstände und Fehler der Bretonen am Dauerhaftesten erhalten. Dem Schmutze der Bauern in Finistère sieht man es an, daß er unsterblich ist und aus Urzeiten stammt. Das mußten wir schon auf dem Wege nach Quimperlé erfahren, als wir in einem Dorfe Halt machten und in einen der Höfe traten. Das Hauptgebäude besteht aus einem elenden Strohdache, noch elendern, aus Erde und rohen Steinen

ausgeführten Mauern, in die eine niedrige Thüre führt und ein ganz kleines, nahe dem Dache angebrachtes Loch, anstatt eines Fensters, das Licht einläßt. Der ganze innere Raum ist nur durch eine niedrige, meist aus Ruthen geflochtene Zwischenwand in zwei Theile getrennt, deren einer vom Vieh bewohnt ist, während sich im andern vor Schmutz braune und schwarze Gestalten menschlicher Bildung umhertreiben. Die Decke ist von Rauch geschwärzt, der immer wie dichte Gewitterwolken über den Häuptern der Bewohner lagert. Der Boden ist kein anderer als das heilige Erdreich, voll von Löchern, in denen sich die aus dem Stalle kommenden, nichts weniger als süß duftenden Flüssigkeiten sammeln, und in welchen ein Kind mit Leichtigkeit ertrinken kann. Rechts und links vom Kamin stehen zwei große Wandschränke ohne Thüren, die durch Bretter in viele Fächer getheilt sind. Diese Fächer, mit Stroh angefüllt, sind die Betten der Familie und der Knechte; das sonstige Ameublement besteht aus einem oder aus zwei Bänken, die als Sitze und bei Mahlzeiten als Tische dienen. Mit diesem ganzen Hauswesen stimmt die Sitte, sich niemals, auch an höchsten Feiertagen nicht, zu waschen, ganz harmonisch überein. In diesen schmutzigen Behausungen ist der schmutzige Bretone sehr gastfrei und immer bereit, von seinem Vorrathe mitzutheilen, besonders wenn ihn der Fremde, der bei ihm einkehrt, in seiner eigenen Sprache anzusprechen im Stande ist. Aber wer vermöchte es in dieser Umgebung, in dieser Atmosphäre, den von sordider Hand gereichten Bissen anzunehmen? Aller Hunger, aller Appetit ist hin, bevor man noch die Schwelle des bretonischen Bauern überschritten hat; denn schon vor dem Hause dehnt sich ein Meer von Unrath, welches das Haus unnahbar macht und das der neugierige Reisende aus Pflichtgefühl nur Einmal durchwatet.

Was den Charakter des Bretonen betrifft, so ist er bei Weitem nicht so wild, wie er in den französischen Städten geschildert wird. Wir fanden ihn scheu, aber arglos, manchmal sogar sehr freundlich und mittheilsam, wenn wir ihn in seiner Sprache

anredeten, und wir mußten über die Freunde in Nantes lächeln, die uns angerathen hatten, uns mit Vertheidigungswaffen zu versehen, als ob wir die Abruzzen hätten besuchen wollen. Die Sache ist die, daß die Bretonen den Franzosen nicht lieben, und daß dieser, der sich dergleichen unangenehme Wahrheiten nicht gerne zugesteht, und der noch weniger gerne in einen fremden Volkscharakter eindringt, den bretonischen vollkommen mißdeutet. Uns war es zum voraus schwer, an die Rohheit und absolute Barbarei des Volkes von Finistère zu glauben, da wir wußten, daß die bretonische Poesie und die zahlreichen celtischen Barden, die sich durch so viele Jahrhunderte in ununterbrochener Reihe folgen, besonders in diesem Landstriche zu Hause waren. Wir wußten, daß hier noch heute das Volk dichte und singe, wir kannten die neuesten schönen Hervorbringungen der bretonischen Volkspoesie, und wir begriffen, warum sich alle anderen Provinzen Frankreichs, deren Kehlen und Seelen verstummt sind, von der bretonischen abgestoßen fühlen und sie, die noch einen Rest von ursprünglicher Poesie besitzt, für rein barbarisch erklären. Freilich — um ganz wahr zu sein — scheint sich heutzutage die Poesie größtentheils in Aberglauben aufzulösen, und daran mögen die modernen Druiden Schuld sein. Ueberall gibt es gefährliche Kreuzwege, wo sich Teufel, Wiesen, wo sich Elfen versammeln; Sümpfe voll todter Seelen und verdächtiger Irrlichter, Hexen, Wundersteine, Wunderquellen, Wunderdoktoren, Todesanzeichen und der ganze Apparat von Blend- und Zauberwerken, wie ihn kaum drei andere Nationen zusammengenommen in ihren Wunderarsenalen aufhäufen. Man könnte über die moderne Mythologie der Bretonen ganze Bücher schreiben. Emil Souvestre's Leben hat nicht ausgereicht, diesen Gegenstand zu erschöpfen, und die vielen Lokalschriftsteller, die seit einem halben Jahrhundert an dieser Fundgrube arbeiten, entdecken immer neue Gänge, in die sie sich noch einmal für ein Jahrhundert vertiefen können.

Einen schönen blüthenvollen Abhang niedersteigend, zogen wir

in eine der Hauptstädte bretonischer Traditionen ein; Quimperlé macht es schon durch seine Lage begreiflich, warum sich bereits im grauen Alterthum geheimnißvolle Götterverehrungen dahin zurückzogen und warum es noch das Mittelalter liebte, mystische Weihen und Verbrüderungen in seinen Schooß zu verlegen. Die Stadt ist am Zusammenflusse stille dahin wandelnder, in tiefen Betten kaum leise lispelnder Flüsse, der Ellé und der Isole, wie auf einer Insel gelegen, dazu rings umher von hohen Bergen umgeben, die sich, dicht bebuscht, im Hintergrunde fest an einander schließen, und so kann man sich leicht vorstellen, wie sich, als jene Berge noch von Urwäldern bedeckt waren, Druiden hier versammelten und wie sich das spätere Mittelalter den Montsalvatsch, den geheimnißvollen Aufbewahrungsort des heil. Graals und seiner Pfleger, in einem solchen versteckten Erdwinkel denken mochte. Denn Quimperlé ist es, wo sich nach der Sage der Bretonen, die sich gerne mit den Britannen identifiziren und deren Sagen adoptiren, eine der Hauptkirchen des heil. Graals befand und noch befindet.

Nach dieser Kirche führte über die schönen Quais und durch ihre üppigen Alleen unser erster Weg. Das alte, etwas düstere Gebäude mit seinen Rundbogenfenstern hat nichts Großartiges an sich, es athmet etwas vom ersten, einfachen, andächtigen Christenthum, wie wir es uns mit Recht oder Unrecht vorstellen. Von jener äußeren Pracht, von jenem Zauberwesen, das in allen Gedichten des Mittelalters, die sich an die Graalssage anschließen, so wunderbar phantastisch und Gemüth bewegend lebt und webt, hat sie nichts an sich. Sie erinnert eher an die ersten Kirchenväter und an die Heiligen der Thebaïde, als an die vollkommenen und glänzenden Abenteurer, wie Titurell, Parcival und Lohengrin. Doch regte es uns eigenthümlich an, auf einer Erdscholle zu stehen, welche durch die goldenen Fäden der Volkssage und der begeisterungsreichen Poesie mit unserem Vaterlande, mit den Arabern Spaniens, mit dem fabelhaften Priester Johannes, mit dem fernen Indien, beinahe mit der ganzen alten Welt verbunden ist.

Andere verfallene Kirchen und Klöster, deren Ruin das Volk gerne, aber mit Unrecht, der Revolution zuschreibt, waren, trotz manch schönen gothischen Ueberrestes, nicht im Stande, uns lange in der Stadt zurückzuhalten, die dem Fremden durch ihre Unsauberkeit und durch den Lärm, den die Einwohner mit ihren gewaltigen Holzschuhen auf dem Steinpflaster vollführen, bald zuwider wird. Die Unsauberkeit ist die bereits viel gerühmte, der Lärm war uns etwas Neues. Quimperlé ist der Hauptfabrikort für jene Fußbekleidung, welche den Schritt einer zarten Jungfrau drei Gassen weit hörbar macht.

Wir flüchteten uns vor dieser ohrenzerreißenden Musik zuerst auf die grünen Berge, von denen aus man die reizendste Aussicht auf die üppig bewachsene Umgegend, auf Gärten und Alleen, auf die im Thal und auf dem Berge gelegene Stadt und auf den Vereinigungspunkt der beiden Flüsse genießt. Dieser schöne Punkt ist es, welcher der Stadt ihren Namen gibt; den Kymperlé ist nur eine Zusammenziehung aus kymper und ellé, was im Celtischen so viel bedeutet als: Vereinigung der Ellé. Unser Gastfreund, Herr de la Villamarqué, der bekannte verdienstvolle Sammler bretonischer Volkslieder, machte unsern Führer durch die Stadt und die malerische, in reicher Vegetation stehende Umgegend. Er zeigte uns unter andern eine zu einem Herrenhause gehörige Kapelle mit Holzskulpturen aus der Renaissancezeit, welche sonderbarer Weise ein Gemisch von christlichen Heiligen und altheidnischen Göttern darstellt. In derselben Kapelle befindet sich das Grab eines Chouansführers. Der Grabschrift, welche Namen und Thaten des Verewigten enthält, ist ein höfliches „Un De profundis s'il vous plait" hinzugefügt. Wir mußten über diese höfliche Bitte des Todten lächeln, haben aber seitdem das s. v. p. auf vielen Leichensteinen wieder gefunden.

Die Umgegend Quimperlé's ist noch heute die Heimat vieler Volksdichter; aber wir waren nicht so glücklich, auch nur Einen derselben kennen zu lernen. Der Verfasser des Volkslieds:

„Die vergangene Zeit," das viel gesungen wird, war seit mehreren Monaten als Wilddieb in Haft. Herr von Villemarqué, der das Lied in seine ausgezeichnete Sammlung aufgenommen, gibt sich alle Mühe, den gefesselten Dichter zu befreien, was ihm in diesem Augenblick hoffentlich gelungen sein wird. Eine Bäuerin, welche der erwähnten Sammlung das jüngste Kind bretonischer Muse, ein unendlich liebliches Liebeslied, „die Schwalben," geliefert, trafen wir nicht zu Hause. So mußten wir uns mit dem prosaischen Volk begnügen, das wir in sehr großer Anzahl auf dem Viehmarkt versammelt fanden. Es war mehr als prosaisch, ach, es war unendlich schmutzig. Doch fand man unter den Männern überaus schöne Gesichter und Gestalten; bei den Weibern ganz das Gegentheil. Was uns an den Männern mißfiel, waren die ungeheuren Pluderhosen, die so tief als möglich und nur durch einen einzigen Knopf befestigt waren, so daß man jeden Augenblick eine schreckliche Katastrophe, nämlich das gänzliche Sinken derselben, befürchten mußte. Die Bauern selbst scheinen von dieser Furcht beseelt, denn ununterbrochen ziehen sie rechts und links an den haltlosen, um sie nur an die äußersten Gränzen der Anständigkeit zu bannen. Wenn man bedenkt, daß dieses Volk auf diese Weise nun seit zweitausend Jahren die Hälfte seiner Zeit verliert, so begreift man, daß es in Bildung und Gelehrsamkeit nicht weit kommen konnte. Indessen nahmen sie sich doch ganz hübsch aus, wie sie, vom Markte heimkehrend, auf ihren Pferden saßen, jeder sein Weib oder sein Liebchen vor sich im Sattel haltend.

Den Abend verbrachten wir in der liebenswürdigen Familie des Herrn von Villemarqué. Er zeigte uns die ursprünglichste Sammlung seiner Volkslieder, „Barzaz-Breiz," im Manuskript, mit allen Varianten, wie er sie in den verschiedenen Gegenden gefunden, mit Noten und Anmerkungen, die sich auf den Ort der Auffindung oder auf die Person bezogen, die sie ihm mitgetheilt, und wir konnten uns aus dem Charakter des Manuskripts überzeugen, daß es eine leere Erfindung war, eine

unbegründete Vermuthung, die aus Hrn. von Villemarqué eine Art von „Macpherson“ machen wollte. In unser Hotel zurückgekehrt, wollten wir das Geschäft des Herrn von Villemarqué fortsetzen, indem wir zwei reiche Bauernmädchen, die sich der Bildung wegen in der Stadt aufhielten und deren Stimmen uns gerühmt wurden, zum Singen bringen wollten. Aber es war nicht möglich, aus diesen bildungssüchtigen Bäuerinnen, trotz allen Bitten und Vorstellungen, auch nur Ein einziges Volkslied hervorzulocken. Umsonst saßen wir mit unsern Taschenbüchern da, ich, um die Worte, mein musikalischer Reisegefährte, um die Noten aufzuzeichnen. Nach langem Bitten stimmte endlich die Eine an, und da kam eine widerliche Arie aus der „Tochter des Regiments“ zum Vorschein. Die ländlichen Jungfrauen schämten sich ihrer heimischen Poesie und meinten, wir wollten uns über sie nur lustig machen. So lernten wir die Herkulesarbeiten Arnims, Brentano's, der Brüder Grimm und Villemarqué's würdigen.

Ohne die geringste poetische Ausbeute wanderten wir am frühen Morgen durch eine lachende, aber an Dörfern arme Landschaft weiter nach dem reizenden und ruhevollen Städtchen Pontaven, am Bache Aven, der sich hier plötzlich so ausbreitet, daß er die Fluth bis an die Mauern des Städtchens heran kommen läßt und selbst größere Küstenfahrer bis hieher tragen kann. Dennoch ist er in seiner Kleinheit oberhalb der Stadt bedeutend malerischer. Da windet er sich durch ungeheure Felsblöcke, von denen mehrere sehr pittoreske Mühlen tragen. Der eine dieser Felsen hat die Form eines ungeheuern Schuhs; auch nennt man ihn den „Schuh des Gargantua.“ Das Märchen vom Riesen Gargantua ist in diesen Gegenden älter als Rabelais' Roman.

Hinter Pontaven bogen wir von der Straße ab, um die Ruinen des Schlosses Rustésan oder rother Stefan zu besichtigen. Von diesem Schlosse, das Einige der Königin Blanche von Kastilien zuschreiben, ist nicht mehr viel übrig; Wiesen und Fruchtbäume sind bis in sein Innerstes vorgedrungen; nur die vier Mauern des Hauptgebäudes, in der Mitte ein großer Thurm

mit gothischen Verzierungen und an jeder Ecke ein kleines Thürmchen stehen noch aufrecht. Der unterste Saal, ganz zerbröckelt, dient einem benachbarten Bauern als Scheune und Tenne. Man erzählt, daß, als der Hauptthurm zusammen stürzte, die ganze Umgegend so erschüttert wurde, daß die Einwohner des nahen Dorfs Nizon an ein Erdbeben glaubten, und daß die Kirchenglocken zu läuten anfingen. Uns interessirte das Schloß Rustéfan als Schauplatz der schönen Volksballade „Genoveva von Rustéfan," welche von dem Unglück und dem Tode eines in einen jungen Priester verliebten Edelfräuleins in sehr traurigen Worten erzählt.

„Ach, Jannick," ruft sie dem abziehenden Jüngling zu, der hinzieht, um die Weihe zu empfangen, „ach, komm zurück, und ich gebe dir all mein Gut! Jannick, mein Freund, komm zurück, und ich folge dir, wohin du gehst, und ich werde Holzschuhe tragen und mit dir zur Arbeit gehen. Doch hörst du meine Bitte nicht, so bringe mir die letzte Oelung." Und der junge Priester antwortete: „Leider darf ich dir nicht horchen, denn ich bin an Gott gebunden; fest hält mich die Hand des Herrn, und ich muß zur Weihe gehen."

Der Platz vor Rustéfan war ehemals der Tanzplatz des Volks; aber die Tänzer haben sich von da zurückgezogen, als sie einmal um Mitternacht am Thurmfenster die feurigen Augen und das geschorene Haupt eines Priesters sahen, und als sie sich in den großen Saal flüchteten, fanden sie daselbst eine schwarz bedeckte Todtenbahre, von brennenden Kerzen umgeben. Oft um Mitternacht sieht man auch ein schönes Edelfräulein in alter Tracht, wie es um das Schloß wandelt und singt und weint.

Jenseits des Dorfes Nizon erstreckt sich wohl konservirt in ursprünglichster Gestalt und voll von Druidendenkmälern der Wald Lusu, welchen man für den eigentlichsten Schauplatz der Goethe'schen „ersten Walpurgisnacht" halten könnte; denn dieser Wald, — dessen Namen so viel bedeutet wie „Geheimniß oder Zauber" — war die letzte Zufluchtsstätte der Druiden, in welchem

sie, von den christlichen Missionären und ihren Jüngern belagert, allerlei Zauber und Spektakel aufführten, um die Verfolger abzuwehren und ihre Opfer und Gebete in Ruhe ausführen zu können.

Ein interessanter Druidenstein findet sich hart an der Landstraße, in der Nähe des Dorfes Tregunc, denn er wurde in alten Zeiten gebraucht, um Gottesurtheile auszusprechen. Vor ihn wurden die der Untreue angeklagten Frauen geführt, und wenn sie den ungeheuren Felsenblock mit Einer Hand in Bewegung setzen konnten, sprachen sie die Priester frei. Wir hoffen, daß bei den alten Celten dieser Gegend auch nicht eine einzige Frau wegen Untreue verurtheilt worden, denn wir leben der festen Ueberzeugung, daß sich die Weiber schon einige Zeit vor der Hochzeit in das Geheimniß des Steins haben einweihen lassen. Er ist nämlich mit einem vorspringenden Ende auf einen andern, aus dem Boden mit einer Spitze hervorragenden Stein im Gleichgewicht so aufgelegt, daß ihn auch ein Kind, wenn es ihn nur am rechten Flecke faßt, in zitternde Bewegung versetzen kann. Auch heißt der Stein „der zitternde Stein." Das Dorf Tregunc, das diesen harten und doch so nachgiebigen Richter weiblicher Ehre besitzt, rühmt sich noch eines andern Schatzes: eines gothischen Kirchleins, das in seiner Art ein vollendetes Kleinod ist und würdig die Reihe jener schönen Dorfkirchen eröffnet, die wir am Eingang dieses Kapitels erwähnt haben.

Wir waren in einem schönen und romantischen Lande; rechts und links von der Straße wohlbebauete Felder, Ginsterstauden, Baumgruppen, dunkle Haine und von Zeit zu Zeit gegen Westen ein Blick aufs blaue Meer. Aber das Interessanteste war uns für den Abend dieses Tages aufgespart: ich meine die kleine Festung Concarneau, die in einer kleinen Bucht der großen Bay de la Forest, umgeben von Seewasser, auf einem Felsen liegt, welcher in der Länge nicht mehr als vierhundert, in der Breite höchstens hundert Schritte hat. Nicht ganz am Rande dieses Steins laufen die uralten dicken Festungsmauern

aus Quadersteinen mit vorspringendem Parapet, Machicoulis und bald viereckigen, bald runden Thürmen hin. Die kleine Festung mitten im Seewasser überrascht beim ersten Anblick und sieht ganz fabelhaft aus; ungefähr so, wie man sich ein Dardanellenschloß vorstellt. Auf einer Fähre gelangten wir an den befestigten Stein und an das Thor, zu dem in den Granit gehauene Treppen hinanführen. Nicht minder überraschend, als das Aeußere, ist das Innere der kleinen Stadt. Auf dem engen Raume drängen sich die Häuser und darunter viele uralte gothische und zwei mittelalterliche Kirchen dicht an einander. Vor den Häusern sitzen Frauen, Mädchen und Kinder und stricken und flicken Netze, während die männliche Bevölkerung, ganz aus Sardinenfischern bestehend, sich in sechshundert Barken auf offenem Meere herumtreibt. Vom Giebel der Häuser bis herab auf das Pflaster, ja von Giebel zu Giebel über die Gassen hin, und selbst über die Festungsmauern bis hinab ans Meer, sind Netze ausgespannt, daß es aussieht, als ob die alte Stadt vergessen und verlassen, von irgend einer fabelhaften Spinne mit Einem großen Gewebe überzogen worden wäre. Die wenigen Artilleristen, welche die Besatzung der alten Seefestung bilden, nehmen sich unter diesem großen Netze auf den alten Befestigungen ganz anachronistisch aus.

Wie klein auch dieser befestigte Stein sei, so hat er doch in der Geschichte der Bretagne eine hübsche Rolle gespielt. Bertrand du Guesclin hat ihn im Sturm genommen und wie einen Opferstein mit dem Blute der ganzen englischen Besatzung gefärbt. Später eroberte ihn der Vicomte Rohan, aber am Interessantesten ist er zur Zeit der Ligue. Wir wollen die höchst merkwürdige Episode des Bürgerkrieges hier so mittheilen, wie sie der Kanonikus Moreau in seiner handschriftlichen Chronik erzählt und wie sie Freminville aus dem Manuskripte abschreibt. Doch bitten wir den Leser, nicht zu vergessen, daß der Erzähler des Religionskriegs ein Kanonikus ist:

„Concarneau wurde am 17. Januar 1576 eingenommen

und wieder übergeben am 22. desselben Monats Januar. Man sagt, daß dieser befestigte Platz nichts Anderes war, als der Zufluchtsort für Diebe und Galgenstricke, daß, wenn Jemand seinen Nachbar ermordet oder einen Diebstahl begangen, ein Mädchen oder ein Weib geraubt, er sich nach Concarneau geflüchtet habe. Dieser Platz wurde durch die ketzerischen Kalvinisten, Edelleute des Landes, ungefähr dreißig an der Zahl, und geführt durch die Herren de la Vigne, de la Houlle und Kermassonnet, überrascht. Aber der erste Anstifter war besagter Kermassonnet, welcher besagten de la Vigne, einen moralischen und wohldenkenden Mann, wenn man seine Religion ausnimmt, auf seine Seite zog. — Zu dieser Unternehmung gehörten auch Die von La Rochelle, welche sich alle zu der besagten Religion bekannten, und welche Hülfe bereit hielten, um sie abzuschicken, sobald man die Wegnahme der Stadt erfahren. An dem zur Ausführung bestimmten Tage näherten sie sich bis auf zwei oder dreihundert Schritte dem Hauptthore an der Abendseite von Concarneau und hielten sich hinter alten Häusern versteckt; und wohl wissend, daß gewöhnlich nur ein oder zwei Mann und meist nur der Thorwärter, was an jenem Tage der Fall war, Wache hielt, ließen sie einen ihrer Bewaffneten bis an das Thor vordringen, welcher Bewaffnete den Hauptmann zu sprechen verlangte. Der Thorwärter sagte ihm, der Hauptmann sei nicht da; da sprang der Reiter vom Pferde auf die Zugbrücke, vorgebend, daß er ihm Briefe zu überreichen habe, und allerlei Papiere aus der Tasche ziehend, ließ er eines auf den Boden fallen, erwartend, daß es der Thorwächter dienstfertig aufheben werde, was auch geschah; denn wie er sich darnach bückte, zog der Reiter schnell einen Dolch, stieß ihn dem armen Thorwächter in die Rippen und tödtete ihn, ohne daß er einen Seufzer ausstoßen konnte. Dieß gethan, gab er den Zurückgebliebenen ein Zeichen, welche schnell, ohne Widerstand, herbeispringen, einziehen, sich ohne Blutvergießen zu Herren des Platzes machen, die Thorschlüssel ergreifen und die Einwohner ins Gefängniß setzen, einige wenige ausgenommen,

weil die Anführer in ihren Häusern wohnten. Dieß war eine wahre Zulassung Gottes; denn daher kam ihr Unglück und gänzliche Vernichtung und die Befreiung des Platzes. Die Hugenotten, nun Meister der Stadt, ordnen, was sie für nöthig hielten, richten die Kanonen, machen Kugeln, Pulver und andere Dinge bereit und befestigen die schwächsten Punkte; stellen Tag und Nacht überall Wachen aus und senden zu Meer Eilboten nach La Rochelle, um ihre Brüder in Christo, so nannten sie sie, von dem Erfolg ihrer Unternehmung zu benachrichtigen. Sie baten außerdem inständigst, ihnen Hülfe zu schicken, die sehr nothwendig, da sie, nur dreißig waffenfähige Männer, schon durch die Gemeinden belagert seien. Das war richtig; denn sie waren kaum eingezogen, als man in allen Sprengeln die Sturmglocke zu läuten anfing, so daß zwei Stunden später der Platz von der Bevölkerung, achttausend Mann an der Zahl, und von vielen vom Adel umzingelt war. Auf diese Art konnte der Feind Tag und Nacht nicht aus der Stadt, als zur See, und dieß auch nur bei Nacht und mit großer Gefahr, um so mehr als ihr Thor den Arkebusen ausgesetzt war. Nach angebrochener Nacht gaben Die draußen Alarm, um die Belagerten zu ermüden, welche in so kleiner Zahl nicht ausruhen konnten. Denn bald glaubte man eine Erklimmung der Mauern, bald daß man an das Thor Feuer legen wollte. — So waren sie gezwungen, fortwährend unter den Waffen zu sein, und trotz ihrer großen Wachsamkeit wäre man in der zweiten Nacht eingedrungen, wenn die Leitern nicht zu kurz gewesen wären. Die Belagerten, da sie in der Nacht nicht schlafen konnten, verwandten dazu den Tag und ließen dann nur Schildwachen auf den Mauern."

Der Kanonikus Moreau erzählt weiter, wie noch die Stadt Quimper unter Anführung des Herrn von Pratmaria den Belagerern starken Sukkurs schickte und daß man den Herrn de la Vigne mit einer großen goldenen Kette, die dreimal um seinen Hals ging, oft auf den Stadtmauern sah, und fährt fort:

„Die Belagerung dauerte auf diese Weise vom 17. bis zum

22. Januar. Da gab es einen jungen Mann zu Concarneau, bei welchem Herr von Kermassonnet mit einigen Andern wohnte und der deßwegen nicht wie die andern Einwohner eingesperrt worden war. Er hieß Charles Le Bris, Kaufmann aus Quimper, und wie er einmal in sein Haus zurückkehrte, fand er daselbst den besagten Herrn von Kermassonnet und einen andern Edelmann, welche sich in ihren Kleidern auf das Bett geworfen hatten und im sichern Schlummer lagen, weil sie die ganze Nacht gewacht hatten. Sie hatten nur ihre Degen und Gürtel mit den Dolchen auf den Tisch neben dem Bette gelegt. Besagter Kermassonnet hatte die Thorschlüssel in einem Bunde um seinen Arm, daß es unmöglich oder gefährlich war, sie ihm, ohne ihn zu wecken, wegzunehmen. Der junge Mann erwog, wie elend die Stadt und das Land wären, sowohl in Beziehung auf die Religion, als in Rücksicht auf die Ehre und die Mittel, wenn diese Leute da verblieben, und wie schwer es sein müßte, sich ihrer zu entledigen, wenn die erwartete Hülfe aus La Rochelle ankäme; er erwog ferner die schöne Gelegenheit, dem Lande einen ausgezeichneten Dienst zu leisten, so wie, daß die Andern alle schliefen, ausgenommen die Schildwachen auf den Mauern, und daß Niemand in der Straße war. So beschloß er denn, eine That der Ehre und des Muthes auszuführen, und er ging hin und nahm die beiden Dolche der beiden Schlafenden und stach sie beide in die Brust, und Stoß auf Stoß führend, tödtete er Beide, ohne daß sie Zeit hatten, auch nur einen Schrei auszustoßen. Nun die Beiden todt, nimmt Le Bris die Schlüssel und wandert die Straßen entlang, als ob nichts vorgefallen wäre, dem Hauptthore der Stadt zu, um sie den Belagerern zu öffnen. Wie er so hinging, war ein Soldat auf den Mauern, welcher seine Aufregung bemerkte und dachte, daß er etwas zu ihrem Schaden unternehmen wolle, weßwegen er sich oben auf der Mauer dem Thore näherte. Besagter Le Bris näherte sich in Eile und der Soldat auch, dann fing er an zu laufen, schwitzend und keuchend, um das Thor zu öffnen, und der Soldat, um ihn daran zu

verhindern, das nackte Schwert in der Faust und Verrath! rufend. Aber die Mauer war an der Stelle, wo der Soldat herabsteigen wollte, sehr hoch, und da er die Schlüssel in den Händen des besagten Le Bris sah, that er den gefährlichen Sprung und warf sich von der Höhe der Mauer hinab auf das Pflaster, und war es wie ein Wunder, daß er nicht den Hals gebrochen; er that sich kein Leid, das ihn verhindert hätte, sich schnell zu erheben, und er lief zum Thore, hoffend, Le Bris zuvor zu kommen, und er wäre bei Zeiten angekommen, wenn nicht zum Glücke und durch eine besondere Gnade Gottes der erste Schlüssel, den Le Bris, welcher die Schlüssel des Thors nicht kannte, versuchte, der rechte gewesen wäre, und sobald er ihn drehte, fiel die Zugbrücke, und das Thor öffnete sich. Le Bris lief hinaus, die Belagerer rufend und den Soldaten hinter sich, welcher ihn außerhalb des Thores verfolgte, das Schwert fast in seinen Rippen, und welcher nicht zu sterben fürchtete, wenn er nur Jenen tödtete. Und in der That lief er so weit, daß er sich umzingelt sah, und da er nicht vor und nicht zurück konnte, warf er sich in den Schlamm auf der Seeseite, wo er getödtet wurde und wurde die Stadt auf diese Weise genommen, den 22. Januar 1576. Die Feinde, welche theils auf der Mauer, theils eingeschlafen waren, wurden alle getödtet. Nachdem die Wuth der Soldaten vorüber war, warfen sie sich auf einen Diener des Herrn de la Vigne, welcher noch allein übrig war und welchen man aus der Stadt brachte, um ihn zu erschießen. Und als man ihn hinführte, hörte er den Herrn von Pratmaria nennen, und er fragte, ob dieser Herr da wäre. Die ihn gefangen hielten, sagten Ja. „Laßt mich zu ihm sprechen," sagte er, und wie er vor ihn geführt wurde, flüsterte er ihm leise zu: „Wenn Ihr mir das Leben retten könnt, will ich Euch sogleich die goldene Kette des Herrn de la Vigne verschaffen." Der Herr von Pratmaria sagte ihm, daß er wohl seinen Tod verhüten werde, und besagte goldene Kette wurde ihm ausgeliefert. Und er schickte den Diener an das Parlament von Rennes, wo er sechs oder sieben Monate später hingerichtet wurde."

Nach dieser merkwürdigen Begebenheit, die an die Belagerungen schottischer Schlösser unter den Douglas und Stuarts erinnert, wurde Lezonnet, der tapfere Priester, Kommandant der nunmehr katholischen Besatzung. Er übergab die Stadt ohne Zaudern, als Heinrich IV. den Protestantismus abschwur und leistete diesem gegen die Ligue, namentlich gegen die sehr liguistische Stadt Quimper, große Dienste.

Der Art Erinnerungen werden beim Anblick dieser kleinen Festung so lebendig, daß die Phantasie unaufhaltsam in historische Zeiten zurück schweift und man für den frisch waltenden Reiz der Gegenwart blind wird. Dennoch, als wir genug auf den Wällen umher gewandelt, ruhten unsere Augen mit Vergnügen bald auf dem schönen Thale, durch das ein kleiner Bach dem Meerbusen zueilt, bald auf der kleinen Bucht, die von Hunderten von Fischerbarken bedeckt war.

Bergauf und bergab, erst vom Meere begleitet, dann von einem prächtigen Wald schön bekränzt, führt die Straße fünf Stunden weit nordwärts in die Hauptstadt des Departements, nach dem alten Quimper-Corentin, einer der Städte, von denen die Franzosen, wie wir von Nürnberg, gerne närrische Geschichten erzählen; dergleichen Gewohnheiten eines Volks haben wohl gewöhnlich ihre Ursachen mehr in dem Volk, das die Narrheiten erzählt, als in der Stadt, von der sie erzählt werden. Quimper hat eine ganz ernste, theilweise sogar schauerlich fanatische Geschichte; seine Einwohner haben sich viele Jahre überaus tapfer und ausdauernd erwiesen; es hat auch nicht eine einzige Episode in seinem tausendjährigen Leben, die es lächerlich machen könnte. Dennoch machen sich die Franzosen über diese Stadt eben so lustig, wie über das höchst ehrenwerthe, spekulative, hoch aufstrebende Marseille. Das kommt wohl daher, daß die Franzosen alles ihnen Fremde mißverstehen und lieber das Mißverstandene verlachen, als sich darüber aufklären.

Die größte Lächerlichkeit, die man Denen von Quimper-Corentin vorwerfen kann, ist wohl die, daß sie den Namen ihrer

Stadt gerne von Chorinäus, einem aus Troja entwischten Helden, herleiten, während der Name Corentin erst im fünften Jahrhundert zu Ehren des ersten Bischofs und Apostels dieser Gegend hinzugekommen und der Name Quimper einfach von dem celtischen Kymper, d. h. Zusammenfluß, abstammt. Die Stadt liegt nämlich an der Vereinigung des Odet und des Eir, welche beide Flüsse, unterhalb derselben in einem schmalen Meerarm zusammen treffend, mit grünen und überaus üppig beschatteten Ufern das alte Quimper aufs Schönste einrahmen. Der Hafen, auf dessen breiten Quais die Promenaden auslaufen und sich mit riesigen Bäumen großartig ausdehnen, ist nichts Anderes als das letzte Ende des langen Meerarms, welcher schwere Schiffe bis an die Stadtmauer herauf führt. Dort, und wo die beiden Flüsse hart an den alten Festungswerken oder den bemoosten Häusern vorüber ziehen, gehört Quimper zu den malerischsten Städten, die es gibt. Da finden sich Winkel, die, rein photographisch aufgenommen, die vollendetsten Kunstwerke liefern würden. Dort wanderten wir bei Sonnenaufgang und Untergang umher, und es kostete uns jedes Mal einige Ueberwindung, in die innere Stadt zurück zu kehren, welche nur wenig zu bieten hat und, trotz der sonderbaren Trachten ihrer Bewohner und der Landleute aus der Umgegend, bald langweilig wird. Das bedeutendste Gebäude derselben ist die Kathedrale, die größte der Bretagne, gothischen Styls und auf den Ruinen einer älteren Kirche im fünften Jahrhundert aufgeführt. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß ihre Achse nicht gerade durch geht und daß das äußerste Ende der Abside nicht dem Portale gegenüber liegt, die Achse weicht im Chor gegen die rechte Seite bedeutend ab. Der Architekt hat sich hier nicht das Kreuz selbst, sondern den Gekreuzigten zum Muster genommen und die nach der rechten Seite geneigte Abside soll das geneigte Haupt des Heilands vorstellen. Uebrigens steht diese architektonisch mystische Sonderbarkeit nicht allein da; die Kathedrale von Quimper hat sie mit mehreren andern, aus derselben Zeit stammenden Kirchen Frankreichs gemein. Die Façade ist, wie beim

Kölner Dom, von zwei starken Thürmen eingefaßt, und über das reich geschmückte Portal läuft eine Balustrade hin, auf welcher ehemals die Reiterstatue des Königs Grallon oder Gradlon stand, welcher nach dem Untergang seiner Hauptstadt Is der eigentliche Gründer von Quimper wurde. Die Thürme wurden, man könnte fast sagen, wie natürlich bei einer gothischen Kirche, nicht vollendet.

Ehemals fand auf und vor der Kathedrale ein sonderbares Volksfest statt. An einem gewissen Tage bestieg der Bischof, gefolgt vom ganzen Klerus und der Munizipalität, die Platform, wo Hymnen gesungen und große Musikstücke ausgeführt wurden. Während dessen stieg ein Stadtsoldat, eine Flasche in der einen, ein Glas und eine Serviette in der andern Hand, auf das Pferd des Königs Gradlon. Er goß das Glas voll und bot es dem bronzenen König an; da dieser aber nicht trank, leerte er es selber und wischte dem König den Mund mit der Serviette. Hierauf warf er das Glas unter die vor der Kathedrale versammelte Menge. Der Glückliche, dem es gelang, das Glas in der Luft aufzufangen, ohne daß es in Stücke ging, erhielt vom Bischof eine Belohnung von fünfhundert Franks. Das Fest wurde damit beschlossen, daß man dem König Gradlon einen Lorbeerzweig in die Hand steckte.

Einen netten Gegensatz zur Kathedrale bildet die Kirche St. Mathieu, ganz im Style und in der Größe jener kleinen Dorfkirchen, von denen wir schon gesprochen haben. Ihr Dach kann vielleicht ein Großgewachsener mit der Hand erreichen. Alle Gebäude, die sie umgeben, stehen, was ihre Größe betrifft, im rechten Verhältniß zu ihr. Wir glaubten uns auf diesem Platze auf dem Forum der Liliputer zu befinden.

Die Umgegend von Quimper ist reicher an alten Gebäuden, als die Stadt selbst, wir nennen nur das alte Schloß de la Forêt, mit seinen dicken Thürmen am Ufer des Odet; das Schloß Coatbily, in der Mitte einer reich bebuschten Landschaft; das Herrenhaus Kerdur, ganz in der Nähe desselben, mit zwei Thürmen, einer Kapelle und malerischen Zinnen; die Burg Kerhinek, und

endlich das uralte Pulkinan, welches König Grallon bewohnt haben soll, und das in der That noch einiges Mauerwerk besitzt, das aus dem fünften Jahrhundert stammen könnte. Von Kirchen und Kirchlein, die über die ganze Umgegend ausgestreut sind, wollen wir bloß die kleine gothische Kirche der Mutter Gottes erwähnen und die Reste einer befestigten Kommanderie der Tempelherrn, die das Volk „den Tempel der falschen Götter" nennt, welche Bezeichnung wohl von den Vorstellungen herrührt, die man sich von dem geheimen Treiben der Tempelherrn machte. Bis zu ihrer Vernichtung durch Philipp den Schönen waren sie in der Bretagne eben so mächtig und reicher als heute die Jesuiten; aber nach ihrem Falle, da man sie zu fürchten aufgehört, dichtete ihnen das phantasievolle bretonische Volk alle mögliche Teufelei an, und die Ueberreste ihrer Wohnhäuser werden heutzutage nur mit Grauen betrachtet. Darauf deutet auch der Name eines andern Schlosses der Tempelherrn, in der Nähe von Quimper; man nennt es „die Wohnung des Wissens oder der geheimen Wissenschaft" (Kergujet), was so viel sagen will, als: Zauberei. Und in der That sieht das alte Haus arabischen Styls wie eine Herberge von Adepten, Nekromanten und Tausendkünstlern aus.

So reich an Ruinen oder wohlerhaltenen Gebäuden des Mittelalters, ja selbst der alten Zeit (denn auch hier fanden wir wieder viele Druidensteine) ist die Umgegend von Quimper, daß wir nach zweitägiger Wanderung matt und übersättigt von Ruinen in die Stadt zurückkehrten, voll Sehnsucht nach dem großen Ozean und nach dem Schauspiele, das uns Reisebücher und Freunde an der schrecklichen Pointe du Raz versprachen. Dorthin, als nach dem Klimax unserer Reise, machten wir uns, an einem schönen Sonntagsmorgen, das Herz voll Erwartung, auf.

IV.

Die Halbinsel von Plogoff zwischen den Golfen von Audierne und Douarnenez. — Pontcroix. — Der Ligueur La Fontenelle. — Audierne. — Blutegelteich. — Der Camao. — Plogoff, das Dorf der Fährleute der Todten. — Sagen und religiöse Ansichten. — Volkslieder über Paradies und Hölle. — Die Pointe du Raz, die Klippen, die Hölle, die Bai des Trepassés. — Die Insel Sein — Die versunkene Stadt Is oder Keris. — Wanderung durchs innere Land; sein Charakter, seine Zustände. — Douarnenez. — Sardinenfang und Handel. — Die Insel Tristan und Fontenelle.

Wir hätten unmöglich einen besseren Tag wählen können, denn das Land, das aus strotzender Ueppigkeit bald wieder in öde Heide überging, hätte uns eben so wenig gefallen, als die politischen Gespräche des Advokaten und des Zöllners, die mit uns im Wagen saßen, wenn es nicht überall auf das Schönste von den nach den Kirchen in allen Richtungen hinwallenden Landleuten belebt gewesen wäre. Unzählige Pilger wanderten durch die rothe Erika, auf vielgeschlungenen Pfaden, die Hüte mit wilden Blumen geschmückt; andere kamen uns auf der Landstraße entgegen, Mann und Weib auf Einem Pferde sitzend, manchmal Mann, Weib und Kind; oft trug ein einziger Pferderücken drei Männer, daß wir auf das Lebhafteste an die Haimonskinder erinnert wurden. Dazu hallte aus den unzähligen gothischen Kirchlein von allen Seiten, durch den heitern, sanft durchfeuchteten Morgen, dörfliches Sonntagsglockengeläute zu uns herüber, so daß selbst der Advokat andächtig gestimmt wurde und seine Plaidoyers für die Stadt Quimper einstellte. Vor Douarnenez wurde der Weg plötzlich wild und romantisch. Das Land hügelt sich;

die Kirchen, unter andern die in Liedern viel besungene von Ploaré, blicken von bedeutenden Erhöhungen herab; in der Ferne gegen Westen erheben sich schroffe Felswände, die sich bald als Ufer des herrlichen Golfes von Douarnenez ausbreiten. In Douarnenez hielten wir uns dießmal nur wenige Minuten auf, angestarrt von den Bauern, die an fremde Gesichter nicht gewöhnt sind, und eilten auf sehr freundlicher Straße an einem ganz einsamen Kirchlein und einem großartigen gothischen Mausoleum, mitten in der Einsamkeit der Heide, vorüber, bergauf und bergab, nach Pontcroix, und so befanden wir uns auf jener höchst merkwürdigen Landzunge, zwischen den Golfen von Douarnenez und Audierne, welche die westlichste Spitze Frankreichs ist und in dem schauerlichen Kap der Pointe du Raz endet.

Die kleine Stadt Pontcroix besitzt eine gothische Kirche, die sich durch ihre Schönheit unter all den kleinen gothischen Kirchen der niedern Bretagne auszeichnet. Aber schön wie sie ist, erinnert sie auch an eine der scheußlichsten Thaten des Krieges der Ligueurs und an einen seiner verabscheuungswürdigsten Parteigänger. La Fontenelle oder auch Fontenelle, der Ligueur, war eines der furchtbarsten Ungeheuer, die jemals ein Religionskrieg mit Blute groß gesäugt. Guy Eder de la Fontenelle war ein jüngerer Sohn des Hauses Beaumanoir, dessen Ahnherr sich in der Schlacht der Dreißig so sehr auszeichnete. Der Kanonikus Moreau in seiner Chronik der Ligue erzählt von ihm: „Als er zu Paris, wo ich ihn im Jahre 1587 gesehen, Schüler war, gab er schon Anzeichen seines künftigen verderbten Lebens, indem er mit seinen Genossen ewig im Streite lag. Im Jahr 1589 verkaufte er Bücher und Schulkleid, schaffte sich für das gewonnene Geld einen Degen und einen Dolch, floh aus der Schule, um die Armee des Herzogs du Maine, des Hauptes der katholischen Partei, aufzusuchen, und kehrte nach der Bretagne zurück. Fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, mischte er sich unter das für die Ligueurs bewaffnete Volk, das ihn gut aufnahm, weil er aus gutem Hause und ihr Landsmann war, und ihm, da er einen aufgeweckten Geist zeigte, gerne gehorchte.

Gefolgt von einigen Dienern seines ältern Bruders und andern jungen Adeligen seiner Gemeinde, fing er an, die Flecken zu plündern und Gefangene zu machen, ohne Rücksicht auf die Partei."

Der Kanonikus, parteiisch für die Ligueurs, erzählt nicht, wie Fontenelle bei jeder Gelegenheit auf die niederträchtigste Weise sein Wort brach, wie er Frauen und Mädchen entführte und aufs Brutalste behandelte, Hunderte von Dörfern in Brand steckte und an einem einzigen Tage, aus purer Grausamkeit, 1500 Bauern niedermetzelte. Eine der scheußlichsten Thaten verübte er in Pontcroix. Nachdem er die Stadt genommen und den größten Theil der Einwohner niedergemacht, zog sich der Kommandant derselben, Villerouault, der zum König hielt, mit den angesehensten Einwohnern in die Kirche zurück. Auch diese wurde genommen, und die Belagerten verbarrikadirten sich, als in ihrer letzten Zufluchtsstätte, im schönen gothischen Thurm, aus dessen durchbrochenen Verzierungen, wie aus Schießscharten, sie ein wohlgenährtes und mörderisches Feuer unterhielten. Fontenelle, der viele Leute verlor, ohne den Thurm nehmen zu können, fing an, mit Villerouault zu parlamentiren, versprach ihm und Allen, die mit ihm waren, freien Abzug und beschwor die Kapitulation mit den heiligsten Eiden. Der Kapitän, der seine Gattin bei sich hatte, nahm den Antrag gerne an; aber kaum hatte er die Thurmthüre geöffnet, als sich Fontenelle mit seinen Leuten auf ihn stürzte, ihn an einen Kirchenpfeiler band und ihn zwang, ein Augenzeuge der größten Scheußlichkeiten zu sein, welche die Ligueurs an seiner Frau verübten. Hierauf ließ er den Unglücklichen, zugleich mit einem greisen Priester, den er in der Kirche fand, auf dem Platze von Pontcroix aufknüpfen.

Fontenelle endete, wie er es verdiente, zwar nicht als Ligueur und Räuber; denn als er einmal den Königlichen in die Hände fiel, wurde ihm von einem geizigen Kommandanten für großes Geld die Freiheit verkauft, und später war er mit in die Amnestie begriffen, welche Heinrich IV. seinen erbitterten Feinden angedeihen

ließ. Aber Fontenelle konnte nicht ruhen und nahm Theil an der Verschwörung des Marschalls Biron und wurde zu Paris auf dem Grèveplatze lebendig aufs Rad geflochten. Auch das Volkslied verurtheilt nicht den Ligueur Fontenelle; es kennt ihn bloß als eine Art von Don Juan, der reiche und schöne Erbinnen entführt, und nennt ihn den schönsten Jungen, der jemals Männerkleider getragen. Von den Erbinnen, die er entführt, wird er nach dem Gedicht aufs Zärtlichste geliebt, und mit seinem Tode, den es überaus poetisch darstellt, hat es das größte Mitleid, und das Lied schließt mit den Worten: „Wer immer nach Gaodelan (Schloß Fontenelle's) kommt, Dem wird das Herz weh thun; das Herz weh thun vor Kummer, wenn er sieht, wie das Feuer im Herd erloschen ist, wenn er sieht die Nessel wachsen auf der Thürschwelle und im Erdgeschoß; im Erdgeschoß und im Saale, und wie die schlechten Leute sich da so breit machen."

Die Kirche von Pontcroix wird, wie all die zahlreichen schönen Kirchen der untern Bretagne, vom Volke den Engländern zugeschrieben. Für diese Behauptung spricht nichts, als die flache Wölbung, welche diese Kirchen mit der englischen Gothik gemein haben.

Der Weg zwischen Pontcroix und Audierne ist würdig, zwei so anmuthige Städtchen zu verbinden. Rechts zieht sich schönes Hügelland, links der blaue Meeresarm hin, der aus dem Golfe kommt und den Hafen von Audierne bildet: einen reizenden Hafen, von prächtigen Dämmen, freundlichen Häusern, grünen Hügeln und gewaltig hoch aufschießenden Bäumen eingefaßt. Doch liegen in seinem Schooße nur kleine Fischerbarken vor Anker; größeren Schiffen ist er unnahbar, denn an seinem Eingange beginnt jener grauenvolle Kranz von Klippen und Riffen, der sich um die Pointe du Raz bis an den Eingang der Bai von Douarnenez hinschlingt.

In Audierne beginnt das Ende der Welt, auf seinem Marktplatze verscheidet die civilisirte Landstraße; seine Häuser sind die letzten, die an die behagliche Wohnlichkeit unseres gebildeten Welt-

theiles erinnern. Nur wenige Schritte hinter Audierne, und wir waren in der Wüste, in einem pfadlosen Lande, wo so zu sagen Alles aufhört, in einem Erdwinkel, den sich die Alten von cimmerischer Nacht bedeckt gedacht hätten. Ein kleiner Teich am Wege, düster und von Schilf eingefaßt, paßte zu der ganzen Landschaft. In seiner Mitte, an einen Pfahl gebunden, stand ein unglückseliges altes Pferd, welches Blutegelfischerei trieb und Fischer, Lockspeise und Angel zugleich sein mußte. Denn es wird nur hingestellt, auf daß sich die Blutsauger an seine Beine hängen. Ob dieses arme Pferd, das sein Leben lang treulich gearbeitet hatte, nicht dasselbe Recht gehabt hätte, wie das persische der Sage, die Glocke der Klage zu ziehen?

Ueber den Sumpf hin flog der schöne bunte Vogel Pecheur Martin, dessen Bekanntschaft ich schon in den Sümpfen Languedocs gemacht hatte. Es ist das derselbe Vogel, der unter dem Namen Camao das ganze Mittelalter hindurch in Spanien eine große Rolle gespielt. In jedem Hause, besonders in adeligen Häusern, wurde ein Camao mit Sorgfalt gehegt und gepflegt; denn er war ein Ehrenwächter des Hauses. So lange er sich wohl befand und im Käfig lustig hin und her sprang, wußte der Ehemann, daß auf seiner Ehre kein Flecken haftete; kränkelte er aber, oder starb er sogar, dann wußte man, daß die Ehre des Hauses dahin war, und mancher Eheherr wurde à la Don Gutière der Arzt seiner Ehre. Von einem solchen Ereigniß und dem Namen dieses ehrebeschützenden Vogels soll der Familiennamen Camoens hergeleitet sein.

Durch die Wüstenei des Plateaus, zwischen rohen Steinmauern, welche kümmerliches Erdreich zusammenhalten und Saat und Scholle gegen den Nordwind schützen sollen, weiter wandernd, kamen wir nach Plogoff, dem östlichsten und letzten Dorf dieser Gegend, dem Dorf der Harone. Denn hier wohnen die Fischer, welche schon zu Cäsars Zeiten, und der Sage nach manchmal auch jetzt noch, des Nachts von abgeschiedenen Seelen geweckt werden und diese auf ihren Kähnen auf die Todteninseln

bringen müssen. Ein Schiff, das in Stein gehauen sich über dem Portale der Kirche befindet, deute noch heute auf die psychopompische Beschäftigung der Männer von Plogoff. Ehemals waren sie dieser Beschäftigung halber steuerfrei; auch brauchten sie ihre eigenen Kähne nicht zu verwenden, denn am Ufer des Meeres angelangt, fanden sie daselbst dunkle Schiffe, die offenbar von Passagieren schon überfüllt waren; denn das Wasser stieg ihnen bis an den Rand, und man hörte überall ein lebhaftes Geflüster; doch waren die Passagiere selbst unsichtbar. Der Fischer setzte sich schweigend ans Ruder und machte in nicht mehr als einer Stunde eine ungeheure Reise, von der er selbst im schlechtesten Wetter glücklich zurückkehrte. Die Leute von Plogoff und der ganzen Halbinsel glauben noch heute mit Procopius, daß das Land der Seligen oder das Elysium der Druiden im Westen ihrer Küste, im Schooß des Ozeans, liege. Es ist ihnen leicht, ihre alten, von den Druiden ererbten Traditionen mit ihrem christlichen Glauben zu versöhnen und zu vermischen; denn nach jenem, wie nach diesem, hat die Seele drei Kreise zu durchlaufen: den Kreis der Schmerzen, den Kreis der Reinigung und den Kreis der unendlichen Seligkeit. Die bretonischen Barden fügen manche Einzelnheiten hinzu; so den See der Todesangst und den See der Gebeine, die Thäler des Blutes und das ungeheure Meer, das in den unendlichen Abgrund mündet.

Zur Zeit unseres Besuchs in Plogoff waren nichts als Weiber zu sehen, in der Kirche wie auf der Heide rings um; die Männer alle fort, entweder auf weiter Fahrt, oder in den Golfen und in der Nähe der Küsten, auf dem Sardinenfang. Was hier in diesem Winkel Frankreichs geboren wird, ist zum Voraus der See bestimmt. Alle die Dörfer der großen Landgränze sind von Fischern und Seeleuten bewohnt, oder vielmehr nur von ihren Weibern und Töchtern. Die Männer schwimmen auf offener See. Der Sardinenfang mag ein trauriges Gewerbe sein, denn aus allen Fenstern und Augen dieser Gegend blickt die niederschlagendste Armuth. Wenn ein Sardinenfänger in den Monaten August und

September, der Blüthenzeit seines Gewerbes, sechzig Franken gewinnt, nennt er das Jahr ein glückliches. Der große Gewinn fließt den Kaufleuten von Douarnenez und Nantes in die Taschen, die allerdings auch jedes Jahr bei dem sehr gewagten Handel, der ungeheure Kosten verursacht, ihr halbes Vermögen aufs Spiel setzen. Mit den sechzig Franken, mit kleinen Nebengewinnsten, die ihm manchmal als Piloten abfallen, und mit den Frutti di mare, Fischen, Krabben, Hummern, Muschelthieren &c. schlägt sich der Fischer dieser Gegend mit seiner Familie durch die Sorgen des Jahrs; er lebt in ewigem Kampfe mit den Elementen und der Noth. Die wenigen und schlechten Felder der steinigen Hochebene gehören besonders Begünstigten, die nach langen Fahrten aus fernsten Meeren mit einigem Geld heimgekehrt sind. Bei einem solchen Glücklichen, der sich eine angenehme Häuslichkeit eingerichtet hatte, waren wir eingekehrt. Der Mann, der alle Meere der Erde gesehen und sich freute, wieder in seinem Dorfe vor Anker zu liegen, schien ganz das Bewußtsein seines Glücks zu haben.

Weiter durch öde Heide, zwischen ärmlichem Kraut und nacktem Gestein, nicht die geringste Abwechslung. Nur ein kleines Kirchlein unterbrach die Einförmigkeit, das, unbedeutend, wie es auch ist, und neben den schönen Kirchen des Landes kaum der Erwähnung werth, doch bei den Bewohnern in sehr großem Ansehen steht und jedes Jahr Hunderte, ja vielleicht Tausende von Pilgern empfängt; denn kein Matrose wird zu See gehen, ohne erst hier seine Andacht verrichtet zu haben. Während seiner Abwesenheit kommt auch seine Mutter, sein Weib oder seine Braut hieher, um ihm von der Madonna eine glückliche Reise zu erflehen. Nach dieser Madonna hieß das Kirchlein ursprünglich: „Notre Dame de bon voyage;“ der Abkürzung halber nannte man es dann La chapelle du bon voyage, und so noch heute La chapelle du St. Bon voyage, und das Landvolk hat nun vergessen, daß die Kapelle eigentlich der heiligen Jungfrau geweiht ist, und glaubt darin einen Heiligen Namens Bon Voyage

versteckt. So entstehen neue Heilige. Auf diese Art sind ja auch St. Elmo und die heilige Veronika entstanden.

Unser Führer wußte viel vom heil. Von Voyage zu erzählen, wie die Weiber der Matrosen oft, wenn ein Sturm über die Landzunge zieht, an seiner Kapelle auf den Knieen liegen und um die Rettung ihrer Männer flehen; wie diese dann, heimgekehrt, berichten, daß sie um dieselbe Stunde am Kap Horn oder bei Vandiemensland in großer Gefahr gewesen und durch ein unerklärtes Wunder entwischt sind, und dergleichen Schiffergeschichten mehr. Lange erzählte er noch, indem wir durch die Heide wanderten, aber wir hörten nicht mehr zu, denn vor uns lag der unendliche Ozean, und wir standen am Vorsprung der Pointe du Raz, wie in der Spitze eines ungeheuren versteinerten Schiffes.

Das Schauspiel, das sich uns darbot, ist unbeschreiblich. Man denke sich die unendliche See von Klippen durchbohrt, blauend in weiter Ferne, aber schäumend im Vordergrunde, in nächster Berührung, sogar im ewigen Kampfe mit den Felsenwänden der Teufelsbrücke, oder in ewiger Brandung an den Urvesten des Nägeli-Grates oder der schauerlichen Grimsel: die Schauer des öden Felsengebirgs, des verwitterten, vermählt oder im Streite mit dem Grauen der Meereswüste. Lieblich, beinahe sanft lächelnd, erscheint neben der Pointe du Raz das Kap Tänaron, wohin doch die Griechen den Eingang in die Welt der Schatten verlegten. Mehrere hundert Fuß tief fällt diese Brustwehr Europas in den Ozean. Gebaut ist sie aus ungeheuren Felsblöcken, die chaotisch über einander liegen und einstens, ehe die nagende Welle sie zersplitterte, einen einzigen Stein ausmachten. Nunmehr heult und pfeift der Wind durch die Gänge und Schluchten, die sich zwischen ihnen gebildet haben. Schrecklicher aber sind die Höhlen und unendlichen Grotten, welche die Wellen durch Jahrtausende am Fuße dieser Felsenmassen tief ins Eingeweide der Erde gegraben haben. Wenn die Fluth mit atlantischer Kraft heran braust und erst nur Schaum zu den gähnenden Höhlenmäulern hinaufspritzt, dann aber mit vollem Schwalle

hineinströmt und die Luft herausdrängt, ist es, als ob diese Höhlen die Heimat der atlantischen Stürme wären; denn bald donnernd, bald brausend dringt die herausgepreßte Luft hervor, bis sie nach und nach an dem immer enger werdenden Ausgange wie eine Schlange zischt und pfeift. Und wenn dann die Fluth sich wieder zurück zieht und das Meer schon längst im tiefsten Bette liegt, kommt jener Schwall aus den Eingeweiden der Erde zurück und fällt als wilder Katarakt wie unterirdische Ströme in die Tiefe. Diesem Schauspiele sehen, vom kochenden Schaume umgeben, unzählige und riesige Klippen zu, die, wie kleinere Burgen um die Landveste, im weiten Halbkreis rings um das Kap du Raz gelagert sind und von Welle und Wind, im Laufe der Jahrtausende, nach und nach in sonderbare Formen umgewandelt worden. Da liegt ein Löwe mit ausgestreckten Pranken, dort ein versteinertes Schiff mit formlosen Masten und Segeln; gegen Norden dehnt sich im Sonnenuntergang, unheimlich lächelnd, die Bai der Verunglückten, an welcher kein Schiffer ohne Stoßgebet vorüber zieht. Nach der Aussage der Umwohner liegen auf ihrem Grunde mehr Seeleute begraben, als rings auf den Küsten im Sonnenlicht athmen. Aber uns zu Füßen, ein erschreckendes Gemisch von Felsen und Meerschaum, liegt die Hölle, wohin die Celten mit größerer Wahrscheinlichkeit, als die Griechen an das Kap Tänaron, den Eingang in die Unterwelt verlegten. Die Felsen hier sind so roth, als wären sie von ewigem Feuer umzüngelt, und der Schaum spritzt so hoch in die Luft, als wäre er eitel Rauch aus der Höllenesse.

Vor uns, im Schooße des Ozeans, umgeben von unzähligen Klippen und Riffen, die sich bis sieben Stunden weit ins Meer erstrecken, meist eingehüllt in Nebel oder in die Schleier aufspritzenden Meerschaums, düster, unheimlich, weltvergessen, liegt die Insel Sein, welche einige Alte für die Ultima Thule, andere für die Todteninsel der Celten hielten. Pomponius Mela, de situ orbis, sagt von ihr: die Insel Sein liegt an der Küste der Ossismianer und ist durch das Orakel einer gallischen Gottheit

merkwürdig. Die Priesterinnen dieses Gottes bewahren eine ewige Keuschheit; sie sind neun an der Zahl. Die Gallier nennen sie Cenas und glauben, daß sie, von einem besondern Geiste beseelt, mittelst ihrer Sprüche auf dem Meere und in den Lüften Stürme erregen, sich in jede Art Thier verwandeln, eingewurzelte Krankheiten heilen und prophezeien können.

Diese Priesterinnen haben sich in der That eine Heimat gewählt, welche die Schauer der Gläubigen nur erhöhen konnte. Rings umher Oede des Meeres und todtdrohende Klippen, Springfluthen, die manchmal über das ganze Eiland fegen, und Nebel, die es oft wochenlang mit undurchdringlichen Schleiern verhüllen. Auf dem Eiland selbst kein Baum, kein Strauch, keine Blume. Ueber ihm, in den Lüften, kein singender und kein stummer Vogel. Die häufigen Stürme, die Fröste, die ewige Trauer der Natur tödten Alles, nur der Mensch gedeiht auf dieser Todteninsel.

Den armen Fischern und Lootsen, die sie heute bewohnen, den Arzt nicht kennen und meist achtzig Jahre alt werden, rühmt man die größten Tugenden nach: Einfachheit und Reinheit der Sitten, eine rührende Liebe für ihren kahlen Felsen und vor Allem Bereitwilligkeit, in aller Noth und Gefahr hülfreich beizustehen, und da haben sie in der That viel zu thun, denn die kaum zwei Seemeilen breite Straße zwischen der Insel und dem Festlande ist für den Seefahrer eine wahre Todespforte, einer der gefährlichsten Seewege der Welt. Herr Castera erzählt in den „Annales maritimes“, daß die Einwohner der Insel Sein vom Jahr 1763 bis zum Jahr 1807 von einem gewissen Untergang gerettet haben: ein Linienschiff, eine Fregatte, zwei Korvetten, einen Schooner, drei Kauffahrer, deren einer fünfhundert Mann Soldaten an Bord hatte, fünf Bemannungen von Kriegs- oder Kauffahrteischiffen und außerdem achthundert und neunzehn Menschen, von denen dreihundert dem „Séduisant“ angehörten, welches Schiff an dem Tevénée, der schrecklichsten Klippe der Umgegend, scheiterte. Die Geretteten vermehrten damals die Einwohnerzahl so unverhältnißmäßig, daß sie nach eilf Tagen,

da sie die Insel des fortdauernden Sturms wegen nicht verlassen konnten, sammt ihren Rettern in Gefahr waren, Hungers zu sterben.

Sagen und Volkslieder behaupten, und die Geologie bestätigt ihre Behauptung, daß diese Felsen, Klippen und Inseln nur die Reste eines Skeletts sind, welches einstens grünes Land, mit blühenden Städten und Flecken, zusammengehalten. Am Fuße der heutigen Pointe du Raz lag die Stadt Is oder Ys oder auch nach dem Anonymus von Ravenna „Keris", die Residenz des großen armorischen Königs Gradlon. Die Ostsee hat ihre versunkene Stadt Veneta, die Nordsee Stavoren, das Mittelmeer hat sein Rhoda, der atlantische Ozean hat seine Insel Atlantis und die Stadt Is. Diese scheint von allen versunkenen Städten die am Wenigsten fabelhafte; die Natur des Orts spricht dafür, daß es hier in der That festes Land gegeben, welches, vielleicht allmählig, vielleicht durch eine gewaltige Katastrophe weggerissen worden, und außerdem sahen die Schiffer noch vor kurzer Zeit, bei klarer Welle, im Grunde des Meeres allerlei altes Gemäuer und bezeichnen noch heute gewisse Stellen in der Nähe des Ufers mit Namen, welche einst die Viertel und Gassen der Stadt getragen haben sollen.

Den Untergang der Stadt schreibt das Volk den Sünden der Prinzessin Dahut, der Tochter des Königs Gradlon, zu. Im Uebermuthe einer wilden Nacht, erhitzt von einem Gelage, schleicht sie sich, um ihrem Buhlen zu gefallen, an das Bett des Vaters und stiehlt dem Schlafenden den Schlüssel, den kostbaren Schlüssel, den er immer am Gürtel befestigt trägt und keinem Menschen anvertraut. Denn dieser kostbare Schlüssel öffnet das Schleusenthor eines gewaltigen Sees, der bestimmt ist, das Uebermaß der Fluth aufzunehmen und sie von der Stadt abzuhalten. Berauscht von Wein und Liebe, öffnet sie mit ihrem Buhlen das verhängnißvolle Thor, und die Fluth bricht herein, und begräbt die Prinzessin und die ganze Stadt. Nur der gerechte König Gradlon entgeht auf seinem treuen Rosse dem Verderben, und so gelangt

er nach Quimper, das er zu seiner Hauptstadt macht, und das ihn, wie wir erwähnt haben, mit sammt seinem Rosse auf die Kathedrale stellt.

Du Jägersmann, du sollst mir sagen,
Sahst du wohl Gradlons wildes Roß,
Sahst du's durch diese Thäler jagen?

„Nicht sah ich's kommen durch die Föhren,
Doch durch die Nacht, tripp, trapp, tripp, trapp,
Hab' ich's wie Feuer brausen hören."

Abweichend vom Volksliede erzählt die Sage, daß König Gradlon es versucht habe, seine sündige Tochter Dahut auf der Kroupe seines Pferdes aus dem Verderben zu retten; aber die Fluth stürzte ihm nach und verfolgte ihn, bis eine furchtbare Stimme aus der Luft erscholl, welche rief: „Stoße den bösen Geist von dir, den du mit dir führst!" Er stürzte die Prinzessin vom Pferde, die Fluth verschlang sie und zog sich mit ihr zurück, während König Gradlon weiter floh. Sage und Lied verwandeln Dahut in eine Art Loreley oder Sirene, welche noch heute auf den Felsen über der versunkenen Stadt Is erscheint, ihr goldenes Haar kämmt und dabei traurige Lieder singt.

Du Fischer, sahst du an den Fluthen
Die Meermaid stehen, die ihr Haar,
Ihr goldenes, kämmt in Mittagsgluthen?

„Ich sah sie wohl und mußte lauschen
Dem Lied der schönen weißen Maid;
Es war so trüb, wie Wellen rauschen."

Noch eine andere Sage nennt die unglückliche Prinzessin Ahes und erzählt von ihr, daß sie ihre Liebhaber in den Abgrund bei dem Dorfe Huelgoat habe werfen lassen. Das Gewimmer, das man noch heute aus der Tiefe des Abgrundes hören kann, ist das Gewimmer der Buhlen, die nicht zur Ruhe kommen können.

Der Untergang der Stadt Is, nach all dem Gesagten auch eine Art Sodom, wurde vom heil. Gwenole zu Anfang des fünften Jahrhunderts prophezeit, und auf diese Prophezeiung deutet das Volkslied in seinem orakelhaften Anfange.

„Hast du vernommen, wohl vernommen,
Wie zu dem Könige von Is
Der Mann sprach, der von Gott gekommen?

„Verbann' die Liebe aus dem Herzen,
Nicht gib dich hin der tollen Lust,
Denn nach der Freude kommen Schmerzen.

„Vom Fisch verzehrt, ihr Prasserzungen,
Wird werden, wer den Fisch verzehrt,
Und wer verschlingt, der wird verschlungen.

„Wer Wein trinkt aus dem Gold, dem klaren,
Wird Wasser trinken wie ein Fisch,
Und wer nicht weiß, der wird erfahren."

Aber nicht nur an verwunschene Prinzessinnen, sagenhafte Könige, versunkene Städte wird man auf der Pointe du Raz erinnert; auch die neuere Geschichte hat die Küsten und das Meer mit manchem Ereigniß belebt. In derselben gefährlichen Straße, zwischen der Insel und dem Festlande, durch die das Schiff selbst bei ruhigem Wetter mit unendlicher Vorsicht gesteuert werden muß, fand der berühmte Kampf des Droit de l'homme gegen eine englische Uebermacht statt. Man kann sich für Menschenschlächterei schwerlich ein unheimlicheres Theater auswählen. Wenn ich nicht irre, war es auch in dieser Gegend, wo der Vengeur seinen furchtbaren Kampf bestand. Von Civilisation zeugen bloß die beiden Leuchtthürme, von denen der eine vor uns, an der äußersten Spitze des Kaps, der andere auf der Insel Sein steht, die einander wohlwollend zuwinken und die Passage und die Klippenhäupter beleuchten. Jeder Leuchtthurm, wie er gewöhnlich auf irgend einem verlornen Posten in der Einsamkeit leuchtend, warnend, führend, zurechtweisend dasteht, hat mich

von jeher mit ehrfurchtsvoller Rührung erfüllt. Der Leuchtthurm ist einer der schönsten Gedanken der Menschheit, jeder eine Säule, ein Denkmal der Menschenliebe. Welch ein ungeheurer Weg vom Leuchtthurm zu den Holzstößen, welche griechische Küstenbewohner des schwarzen Meeres in Sturmesnächten entzünden, um den geängstigten Schiffer auf irre Bahnen, auf Sandbänke und Klippen zu locken. Diese beiden Feuer sind die sprechendsten Symbole von „Menschenherzens Süd und Norden."

Das Plateau der Pointe du Raz stimmt sehr gut mit dem wilden Schauspiele, das man von seiner Höhe, wie von einem Balkon überschaut. Der Boden ist nur von kümmerlichem Grase bedeckt, das halbwilde, verkrüppelte Schafe abweiden. Auf einem Felsenblock lagert der Hirtenknabe; natürlich fehlt auch hier der Menhir nicht, und wie ein zauberhaftes Zeichen des Makrokosmus scheint in solcher Umgebung eine Art von Sonnenuhr, die in einen verwitterten Stein gegraben ist. Die letzten Sonnenstrahlen verwandelten diese ganze, große Welt in eine gespensterhafte. Die Insel Sein mit ihren Klippen tauchte plötzlich höher empor und schien dem Festlande näher zu rücken, bis sie eben in dem Momente, da sie sich scheinbar mit der Pointe du Raz vereinigen wollte, mit Einem Mal von der Nacht verschlungen wurde. Das Ziegen-Kap, ein weißglänzender Felsen im Norden, schritt wie ein Geist über die Wellen, die entschlafen waren und im Traum seufzten. Da kehrten wir der Pointe du Raz den Rücken, und es war uns, wie wir über die Heide nach Plogoff zurückeilten, als ob wir mit geängstigtem Herzen vor Geistern flöhen.

Von Plogoff wanderten wir weiter nach dem nördlich gelegenen Dorfe Kleden. Unsere Absicht war, daselbst einen Kahn zu miethen und auf dem Golf nach Douarnenez zurückzukehren. Aber vergebens war unser stundenlanges Harren und Suchen; sämmtliche Kähne des Fischerdorfes und sämmtliche Fischer waren auf der Sardinenjagd. An eine direkte Wanderung nach Douarnenez war nicht zu denken, denn in diesem Lande gibt es weder Weg noch Steg, und man prophezeite uns, daß wir mit den

wenigen Meilen leicht einen oder zwei Tage verlieren könnten und uns den größten Entbehrungen und Mühseligkeiten aussetzen würden. Wie wahr diese Angaben, überzeugten wir uns, als wir uns endlich entschlossen, die Landzunge von Norden nach Süden zu durchschneiden, um wieder nach Auderne und auf die Landstraße zu gelangen. In der furchtbarsten Sonnenhitze, auf Feldwegen, die sich immer nach kurzer Strecke im Gestein, auf Aeckern, im Gestrüpp verloren, schlugen wir uns mühselig durch das verwilderte Land. Manchmal kamen wir in Dörfer, deren weibliche Einwohner vor uns flohen oder uns wie wunderbare Fabelthiere betrachteten. Von Männern war nichts zu sehen als Geistliche, die auf den Dorfplätzen in Gruppen zusammenstanden, oder übers Land gingen. Es waren meist junge Jesuiten. „Ist kein La Chalotais da!“ pflegte bei solchen Gelegenheiten mein Reisegefährte auszurufen, anspielend auf den Procureur-général des Parlaments von Rennes, Caradeuk de La Chalotais, welcher im vorigen Jahrhundert, der Erste in der Bretagne, die berühmte Gesellschaft angriff und ihre Verfassung als mit der staatlichen Ordnung unvereinbar denunzirte. Er mußte seinen Muth so lange in der Bastille büßen, bis die Jesuiten aus Frankreich vertrieben wurden.

In all den von den Jesuiten gehüteten Dörfern war es uns unmöglich, unsere erschöpften Kräfte durch einen Bissen Brod wieder herzustellen; der Schmutz war gar zu groß. Wir mußten uns mit dem Trunk Wasser begnügen, den uns mitten in der Wildniß eine, an einsamer Kapelle murmelnde Quelle gastlich anbot. Doch hatten wir diesen Labetrunk nicht umsonst; kaum war die hohle Hand gefüllt, als ein Mann im abgeschabten Priesterrock aus der reizenden Kapelle trat und uns zu verstehen gab, wie es nur billig wäre, dem Heiligen der Kapelle ein Almosen zukommen zu lassen, da ihm die Quelle angehöre und ihr Wasser mancherlei Wunder bewirke.

Nirgends fanden wir eine Seele, die französisch gesprochen oder verstanden hätte; und bei solchen Gelegenheiten pflegte

wieder mein Reisegefährte auszurufen: „Das Konzil von Rheims scheint hier noch nicht gewirkt zu haben.“ Er meinte jenes Konzil des Jahres 813, welches alle Diejenigen, die bei der bretonischen Sprache verharrten, für barbarisch, unchristlich, zu allen öffentlichen Aemtern unfähig erklärte. Wie wunderbar, daß das unfehlbare Konzil bei so guten Christen, wie die Bretonen, nach mehr als tausend Jahren noch nicht gewirkt hat; und noch wunderbarer, daß man heutzutage von der Geistlichkeit, die doch das Konzil respektiren muß, behauptet, daß sie das bretonische Volk in seiner treuen Anhänglichkeit an die Muttersprache bestärke, um es von dem Französischen getrennt und von den möglichen Einflüssen französischer Bücher frei zu erhalten. Diese Bemühungen werden dem Klerus sehr erleichtert; denn die Zahl derjenigen Bauern, die auch nur bretonisch lesen können, verhält sich zu der Zahl der lesenden Bauern im übrigen Frankreich, wie 1 zu 30, und Gott weiß, wie gering die Zahl der französischen Bauern ist, die sich mit dieser Wissenschaft abgeben. Man berechne darnach die Masse von Bildung, die im bretonischen Volke steckt.

Matt und müde, wie nach einer Wüstenwanderung, kamen wir in dem lieblichen Auderne an, wo wir glücklicherweise einen Omnibus fanden, der uns rasch nach Douarnenez brachte. Wir machten die Reise in Gesellschaft hübscher, französisch sprechender, eleganter Mädchen, die uns nach dem kurzen Aufenthalt auf der wilden Landzunge, nach dem Anblicke so vieler häßlicher Celtinnen, wie neue und wohlthuende Erscheinungen anmutheten. Es waren Töchter reicher Kaufleute, die in Douarnenez nicht selten sind.

Noch auf andere und unangenehme Weise mußten wir es bald fühlen, daß wir in der Hauptstadt des Sardinenhandels eingezogen. Douarnenez ist wie ein Theil des Dante'schen Höllenzirkels, in welchem die Verdammten durch üble Gerüche gepeinigt werden. Die Gassen sind wie gepflastert mit todten Fischen, die in Fäulniß übergehen und Düfte verbreiten, die das schreckliche Gegentheil sind von Rosendüften. Aus den Magazinen kommen mit ähnlichen Wohlgerüchen geschwängerte Luftströmungen, und

mit diesen mischen sich die Ausdünstungen der Oeltonnen und Fässer, die überall bereit stehen, die Ausbeute der ungefähr sechs Wochen dauernden Fischerei aufzunehmen. Die Menschen, die an uns vorübergehen, sind von der Atmosphäre, die sie umgibt, durchdrungen. An den Ufern stehen große Schaluppen, die bis hoch über den Rand mit Sardinen angefüllt sind. Man wirft die Ernte des Meeres, als wäre es Getreide, mit großen Schaufeln in die Tonnen oder direkt aus dem Kahn, wie beim Worfeln in große Scheunen, wo Hunderte von Männern und Weibern beschäftigt sind, sie in Tonnen zu ordnen und mit Oel zu durchtränken.

Um uns ein wenig aus der verpesteten Atmosphäre zu retten, gingen wir des Abends längs der Bai an dem schönen, etwas erhöhten Ufer hin, erfreut von dem lieblichen Anblick, welchen die kleinen Dörfer im Norden und im Süden des Golfs, aus dunklen Büschen glänzend, gewähren. Wir fuhren auch auf einem kleinen Kahn hinaus, um das herrliche Becken in seiner ganzen Ausdehnung betrachten zu können. Da sieht sich denn Douarnenez mit dem benachbarten Ploaré und seinem gothischen Thurme ganz malerisch an; aber etwas ernst und drohend blickt aus weiter Ferne das enge Thor am Ziegenkap, das in den Ozean führt und an dessen Schwelle mancherlei Klippen lauern. Bei Sonnenuntergang sahen wir uns plötzlich von einer ungeheuren Flotte umgeben: von der Fluth und einem frischen Westwinde getrieben, kamen schnell nach einander, einzeln in langen Reihen oder in dichten Gruppen mit geschwellten Segeln, an fünf- bis sechshundert große Schaluppen heran, alle, alle ohne Ausnahme mit einer Ausbeute, die sich hoch über die Fahrzeuge ohne Verdeck erhob. Sie sammelten sich in dem sichern Hafen von Douarnenez, und sogleich ging es an ein Ausladen und Einpacken, auch nahmen die am Ufer wartenden Weiber und Kinder an der Arbeit Theil, daß es in Douarnenez wie in einem Ameisenhaufen zu wimmeln begann. So geht es durch Wochen jeglichen Tag.

Um ein Kap bogen wir in eine kleine Bucht des großen Meerbusens und landeten an der Insel Tristan, die malerisch als ein kleiner Kegel ganz in der Nähe von Douarnenez liegt und auf ihrem etwas steilen Gipfel eine kleine Befestigung mit zwölf Kanonen trägt. Auf einer Küstenstrecke von zwanzig bis dreißig deutschen Meilen hat Frankreich vielleicht eine größere Anzahl von Festungswerken, als England an seinen sämmtlichen Küsten. Wo jetzt die Batterie angebracht ist, stand einst eine Art von Schloß oder kleiner Festung, der Hauptzufluchtsort, die Wolfshöhle des fürchterlichen Ligueurs La Fontenelle, der sich hier mehrmals mit Erfolg gegen die Royalisten vertheidigte, obwohl man bei niedriger Ebbe von Douarnenez trockenen Fußes auf die Insel Tristan gelangen kann. Hierher brachte er die gestohlenen Schätze und die entführten reichen Erbinnen. Mit Widerstreben kehrten wir in die Gassen von Douarnenez zurück, und ich mußte unwillkürlich Vergleichungen anstellen und an die mir bekannten Städtchen und Flecken der Häringsfischer in Schottland denken, in denen, trotz der ungeheuern Fischerei, die da getrieben wird, doch immer die möglichste Reinlichkeit herrscht. Leichten Herzens nahmen wir schon am nächsten Morgen Abschied von der Sardinenhauptstadt, zu deren Annehmlichkeiten sich noch die ununterbrochene, ohrzerreißende Musik der Holzschuhe gesellte, um uns in den Distrikt von Chateaulin und in eine andere Landzunge, in die von Crozon, zu versenken und wieder einmal frische Luft zu athmen.

V.

Halbinsel Crozon. — Loch Ronan und seine Legende. — Die große und berühmte Düne des Riz. — Abenteuer auf derselben. — Die merkwürdigen Tamarisken. Inneres der Halbinsel Crozon. — Die berühmten Grotten von Morgatte. — Landeau. — Der Golf von Brest. — Rückkehr in die civilisirte Welt.

Auf einem Charbanc, wie sie dieß kunstverständige Land hervorzubringen versteht, setzten wir unsere Reise fort. Der Besitzer dieses Beförderungsmittels angehender Märtyrer setzte uns seinen zehnjährigen Sohn als Kutscher auf den Bock, um nicht selbst den Tag zu verlieren, den er den Sardinen zu widmen gedachte. Unseliger, nicht wußtest du, daß du uns und deinen Erzeugten aus Durst nach schnödem Golde einem beinahe unentrinnbaren Verderben, dem Zorne Poseidons, preis gabest! Oder hast du vielleicht deinem Sohne Hippolyt geflucht, und der Gestadeerschütterer hörte deinen Fluch? Dieses war uns zum Unheil. Zwar versprachst du uns, daß wir ungefährdet am Orte unserer Bestimmung anlangen sollten, aber dieß ward wahrlich nicht vollendet. Doch davon später.

Zur Zeit fuhren wir aufs Angenehmste durch tiefe Hohlwege, die dicht beschattet waren, unter Fruchtbäumen hin, die ihre Zweige so tief niedersenkten, daß wir kaum durchzudringen vermochten. Als wir wieder aus den grünen Lauben ans Tageslicht gelangten, befanden wir uns in einer blühenden Landschaft und vor den letzten Ausläufern der schwarzen Berge, die sich hier beinahe bis ans Meer heran drängen, und wieder nach sehr kurzer Fahrt in dem Flecken Loch Ronan, der mit seinen alten schwarzen Häusern auf heiligem Boden steht. Hier lag einst in verwachsener

Wildniß die Siedelei des heil. Ronan, eines der Apostel und vorzüglichsten Heiligen der Bretagne. Er war nicht in dem Thal geboren, sondern kam, wie viele andere Heilige dieses Landes, aus dem stammverwandten Irland. Wie sein Landsmann, der heil. Kiwin, ahnte er das Christenthum und war er ein Christ, noch ehe ein Apostel den irischen Boden betreten. Doch begab er sich, um die Einzelheiten des neuen Glaubens kennen zu lernen, nach dem schon theilweise bekehrten England, ließ sich daselbst die gute Botschaft mittheilen und begab sich hierauf in das armorische Land, wo er predigte, Ungeheuer erlegte, Wunder that und als armer Eremit ein heiliges Leben führte. Der erste Juni ist der Tag seines Festes, und da versammeln sich unzählige Leidende und Presthafte, um seine Grabsteine zu berühren und Heilung zu finden.

Von Loch Ronan bogen wir wieder links ab von der Straße, um einen Umweg um den Golf zu ersparen und über die berühmte große Düne, die man „la Lieue de Grève" oder den Riz nennt, der Halbinsel Crozon entgegen zu fahren. Diese Düne ist ihrer Ausdehnung und ihrer Schönheit wegen im ganzen Lande berühmt. Zur Zeit der Ebbe ist sie, die sehr langsam und leise gegen das Meer abfällt, von außerordentlicher Breite, und man liebt es dann, von Süden nach Norden fahrend, über die sandige Fläche, die so glatt ist wie eine gestampfte Tenne, den Weg zu nehmen und so den großen Bogen des eigentlichen Ufers abzuschneiden. So zu thun, hatte auch der Besitzer unseres Wagens seinem Sohne geheißen, und dieser, folgsam dem väterlichen Gebot, fuhr nun hart an der Welle, nicht bedenkend, daß unser längerer Aufenthalt am Grabe des heil. Ronan uns um die zur Fahrt über die Düne günstige Zeit gebracht hatte.

Lustig fuhr er darauf los, immer etwas nach rechts einbiegend, da die Fluth von links langsam heranzukommen begann. Wir bemerkten die Gefahr nicht, da unsere Aufmerksamkeit auf die unzähligen Fischerboote abgelenkt war, die heute, da sich der Golf

mit Sardinen gefüllt hatte, kaum einige hundert Schritte von uns mit dem Fange beschäftigt waren. Da hören wir mit Einem Male ein eigenthümliches Plätschern in unserer nächsten Nähe, wir blicken auf und sehen, wie unser Pferd durch die schäumenden Fluthränder, die da und dort schon als einzelne Bäche vorwärts drangen, trabte. Umsonst peitschte der Junge das arme Thier; die Fluth kam immer schneller heran, und da wir das Terrain rekognoszirten, erkannten wir mit Schrecken, daß sie nur bis zu einer gewissen kleinen Entfernung langsam steigen werde, daß sie aber dann, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht, auf der gegen das Land zu ganz ebenen Düne mit reißender Schnelligkeit vorwärts dringen müsse. An ein Umkehren war nicht zu denken; das tiefere Terrain lag hinter uns und war bereits vom Wasser bedeckt, welches in einem großen Halbkreis längs des Ufers vorwärts drang und uns schon mit einem ungeheuern Arm umklammerte. Die trockene Düne, die noch vor uns lag, sah aus wie eine Landzunge, die nur einen einzigen Ausweg bot, an der Stelle, der wir zugekehrt waren. Wie schnell die Fluth herbei eilte, zeigten uns die Fischerbarken, die ihr folgend, immer näher an uns heran schwammen.

Unser kleiner Automedon verlor den Kopf, fing zu weinen an und vergaß das Einzige, was ihm zu thun blieb, das Pferd anzutreiben. Ich setzte ihn in den Wagen und nahm seinen engen Platz ein, womit aber eine kostbare Zeit verloren ging. Denn nun stürmten bereits die großen Wellen heran. In schrecklicher Nähe erhoben sich ihre weißen Häupter, höher als unser Pferd; zerflossen aber noch glücklicherweise, als ob sie uns eine Galgenfrist gewähren wollten, zwischen unsern Rädern zu unschädlicher Flachheit. Wir hatten noch einen wenigstens zwanzig Minuten langen Weg vor uns. Wie sehr ich auch das Pferd antrieb, ich konnte nicht hoffen, vor Eintritt der vollen Fluth ans Ufer zu gelangen. Mein Reisegefährte tröstete sich schon damit, daß die Fischerboote in der Nähe waren und daß sie uns im ärgsten Falle vielleicht zu Hülfe kommen könnten. Daß sie unsere

Noth bemerkt hatten, zeigten sie, indem sie uns von ferne Zeichen machten und durch Geberden und Rufe, die aber im Brausen der Wellen verhallten, zu schnellerer Fahrt aufmunterten. Ich meinestheils hoffte wenig von der Hülfe der Sardinenfischer, da mir ihre Schaluppen nicht flach genug schienen, um bis zu uns vordringen zu können, und sie keine kleinen Kähne zum Ausschicken bei sich hatten. Ich wandte meine Augen einem Manne zu, der am nördlichen Ufer des Golfs im kleinen Nachen hinfuhr und den unsere Stimme im gefährlichen Augenblick erreichen konnte.

Indessen war es jetzt noch meine Aufgabe, den besten Weg zu suchen und, wenn auch manchmal durch einzelne Bäche, von einer trockenen Stelle zur andern zu fahren und dann, wo die Wassermasse schon in großer Ausdehnung vereinigt war, mich an die seichteren Stellen zu halten. Trotz all dieser Bemühungen meinerseits und der gewissenhaftesten Anstrengungen unseres Pferdes, das offenbar die Gefahr witterte, fuhren wir doch schon bis beinahe an die Achse durchs Wasser und mußten jeden Augenblick erwarten, daß eine Woge unser Vehikel überschwemme oder gar umstürze. Es war der kritischste Augenblick. Die ganze Düne war bereits von Wasser bedeckt, nur ein schmaler erhöhter Streifen lief weiß wie eine Stange, die man dem Ertrinkenden reicht, vom Lande her uns entgegen. Dieser Streifen wurde glücklicherweise erreicht und auf ihm wie auf einem Damme in gerader Linie die Fahrt fortgesetzt. Zwar war auch hier noch nicht die Hälfte des übrigen Wegs zurückgelegt, als schon alles Trockene vor uns verschwunden war; aber die Fluth stieg auf diesem Damme doch nicht so hoch, um uns an der glücklichen Landung zu hindern. Mit einem freudigen Blick und beinahe mit seiner letzten Kraft zog uns das Pferd ans Rettungsufer, und wie athmeten wir auf, als wir, kaum wenige Minuten in Sicherheit, die großen Wogen sahen, die sich über den Weg hinstürzten, den wir so eben verlassen hatten.

In Reisebüchern lesen wir, daß diese Düne wegen der herr-

lichen Muscheln und der interessanten Mollusken, die das Meer hier auswirft, merkwürdig ist. Der Leser wird uns verzeihen, daß wir uns in der Lage, in der wir uns befanden, mit dieser Merkwürdigkeit nicht gründlich beschäftigt haben. Im Mauthhause am Ufer, wo wir uns erholten, erzählten uns die Zöllner, daß dergleichen Abenteuer auf dieser Düne keine Seltenheit seien, daß man manchmal bei aller Vorsicht von der Fluth, die hier nirgends einen Widerstand finde, überrascht werden könne. Am Mauthhause selbst findet sich eine der größten Merkwürdigkeiten der Bretagne, mehrere Tamarisken, welche die Höhe, Dicke und Festigkeit starker Bäume erlangt haben und für den südlichen Charakter des Klimas dieser Gegend sprechende Zeugen sind. Nicht in Languedoc, nicht in Italien habe ich diesen Baum zu solcher Stärke gedeihen sehen.

Bald änderte sich die Scene. Schon nach kurzer Fahrt war die reiche Vegetation der Küste verschwunden und wieder nichts als Heide, Heide, Heide. Das Land ist das häßlichste Bild im schönsten Rahmen, denn die Ufer rings umher, die an der Bai von Brest, die am Golf von Douarnenez, so wie die dem Ozean zugekehrten, sind nichts als eine ununterbrochene Reihe der herrlichsten Landschaftsbilder, in denen sich Meer, Felsen, Buchten und üppigste Vegetation in schönster Harmonie vereinigen; aber im Innern nichts als Heidekraut und hie und da, als traurige Staffage, ein armer ausgehungerter Bauer, der die Heide als Brennmaterial für den Winter einsammelt. Ich dachte an Heinrich IV., der bei seiner Reise durch die Bretagne erschrocken und gerührt ausrief: „Ach, wie sollen mir die armen Bretonen Steuern bezahlen?“ und an Sully, der beim Anblick des Landes die vierzigtausend Thaler zurück wies, die ihm die Stände als Ehrengeschenk zugedacht hatten.

Bei Crozon, von welchem Flecken die Halbinsel ihren Namen hat, wird das Land mit einem Mal schöner. Der Flecken liegt auf einer angenehmen Höhe und genießt der herrlichsten Aussicht auf ein Thal ihm zu Füßen und auf das Meer mit seinen vielen

Buchten und Golfen. Der ganze Flecken athmet hohe Alterthümlichkeit. Vor Jahrhunderten gehörte er einer der ältesten Familien der Bretagne, den Rohans, deren Abkömmlinge, durch sonderbare Schicksale, aus diesem westlichen Winkel Europas nach Böhmen verschlagen wurden.

Die größte Merkwürdigkeit Crozons sind die berühmten Grotten von Morgatte, deren kleinste vierzig Pariser Fuß hoch, achtzig Fuß breit und unendlich tief ist. Es ist das Meer, welches sie in die quarzigen Ufer der Bucht gegraben hat und wahrscheinlich noch heute in seiner Arbeit fortfährt. In zwei derselben kann man bei tiefer Ebbe trockenen Fußes eindringen, aber die schönste und großartigste, die aussieht wie ein unterirdischer Dom, kann man nur in einem Kahne befahren. Ihre Decke, krystallisirt und oxydirt, glänzt in hundert Farben und ist außerdem mit den schönsten Guirlanden und Sträußen, die aus den Ritzen hervorwachsen, geziert.

Von Crozon quer durchs Land nach Lanveau, das ein höchst langweiliger Flecken wäre, wenn man daselbst nicht zum ersten Mal die herrliche, die unvergleichliche Rhede von Brest zu sehen bekäme. Am Fuße eines der vielen Kastelle, die sie beschützen, schifften wir uns ein, und von einem konträren Wind gehindert, oder vielmehr begünstigt, waren wir gezwungen, auf diesem herrlichsten Golfe viele Stunden lang hin und her zu laviren und alle seine Ufer und seine unzähligen Buchten mit den Befestigungen über denselben in ganz nahen Augenschein zu nehmen.

Nach vierstündiger Fahrt legte unser Kahn endlich zwischen unzähligen Leviathans an; wir sprangen ans Land und freuten uns, nach wochenlanger Wanderung wieder in der zivilisirten Welt zu sein. Zivilisirt, besonders nach wochenlangem Umgang mit bretonischen Bauern, waren die Gesichter der vielen Marineoffiziere, die uns begegneten; zivilisirt war die Dame, die in einem der ersten Häuser am Hafen, am Flügel sitzend, in dieser fernen Stadt eine Sonate von Mendelssohn spielte: — Heil dir, mein Vaterland!

Bilder aus Dänemark.

(1859.)

I.

Es gibt unschuldig aussehende, höchst geachtete Bücher, die gefährlicher sind, als die verschrieensten. Lord Bacon's Essays sind ein Buch voll Weisheit, aber es kann Schlimmes wirken, es kann verführen, wie Aretin's Buch mit den Illustrationen von Giulio Romano, wenn auch auf anderem, idealerem Gebiete. Sein kaum zwei Seiten langer Essay über die Freuden der Lekture, nebenbei gesagt eines der größten stylistischen Meisterstücke, kann Bücherwürmer fabriziren, die alle Pflichten des Kindes, Gatten, Vaters, Bürgers und Menschen vernachlässigen; sein Essay über das Reisen kann aus den Menschen Störche machen, und zwar überzeugte Störche, Störche von Gesinnung, die im Stande sind, auf ihr Vagabundenthum stolz zu sein und auf alle gesitteten Hausthiere mitleidig herabzusehen. Bacon macht aus dem Reisen eine erhabene Kunst, eine Art Alchymie, die aus Unbedeutendem Gold schafft, aus der bloßen Bewegung eine Form und Manifestation der Idee, aus dem Ausflug einen alexandrischen Eroberungszug. Warum nicht reisen, wenn man mit einigen Thalern in der Tasche ein Goldmacher, Künstler und Eroberer werden kann? Auf, nach Valencia! ruft der Eine: „En route pour la France!", der Andere, „Italien! Weib pack ein!" der Dritte — und der Vierte, wenn er sich zufällig in Hamburg aufhält: Auf, nach Altona, nach Kiel, nach Kopenhagen zu Thorwaldsen, nach Helsingör zu Hamlet!

Man hat den Essay von Bacon gelesen, man fühlt sich von der heiligen Pflicht durchdrungen, wieder einmal einen Winkel der Welt zu beschauen; schon hat man einen Handsack gepackt,

schon einen gefälligen Freund beredet, einige Stationen weit mitzureisen, schon sind wir im Bahnhof von Altona. Wir brausen durch den schönen Wald von Pinneberg, dann weiter durch das stammverwandte, hier etwas monotone Land von Holstein und sind nach drei Stunden in Kiel, um uns sofort zu überzeugen, daß wir an der Gränze Deutschlands, dem Wesen nach im ächtesten Deutschland sind. Denn

a) ist die herrliche Bucht, die sich gleich bei Ankunft vor uns aufthut, in Deutschland selbst so unbekannt, wie sie es als eine deutsche Schönheit sein muß,

b) liegt in ihr, dem herrlichsten Kriegshafen der Welt, in dem eine deutsche Flotte wie in Abrahams Schooß ruhen könnte, nicht ein einziges deutsches Kriegsschiff,

c) ist dieser herrlichste deutsche Hafen halbdänisch,

d) hat er schon Franzosen und Engländern die ersprießlichsten Dienste geleistet,

e) hätte ihn Rußland gar zu gern.

Uebrigens ist Kiel nicht peu connu en histoire, und wir wollen uns bei Beschreibung seiner Giebelhäuser und stillen Gassen um so weniger aufhalten, als diese noch stiller waren als gewöhnlich; denn die hundert fünfundzwanzig Studenten und zweiundvierzig Lehrer, deren sich die berühmte Universität erfreut, waren meist auf Pfingstreisen. Auch wanderten wir sofort durch die prächtige Allee, an wohnlichsten Landhäusern vorbei nach dem idyllischen Seebade Düsternbrook, das viel zu wenig bekannt ist, einer Anhöhe entgegen, um eine Uebersicht des Golfes zu gewinnen. Da kamen wir an einer großen Merkwürdigkeit vorbei, an einem Erzeugniß deutschen Fleißes, deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Assimilirungskraft: ich meine die Cyklopen-Mauer, die nicht von Cyklopen, sondern im Gegentheil von dem gelehrten Archäologen Forchhammer aufgeführt worden und welche die Bestimmung hat, die Chaussee gegen das Gerölle einer Anhöhe zu schützen. Sie kam mir vor, wie ein Cyklop in Frack und weißer Kravatte. Ihren mit Kunst wild-

gemachten Steinen sieht man den gelehrtesten Willen an, sich wild pelasgisch an einander zu reihen und so zu thun, als ständen sie in Mykene und nicht in Düsternbrook -- eine Absicht, die offenbar so gut gemeint ist, daß sie nicht im Geringsten verstimmt. Ich bedauere nur die Archäologen der Zukunft, die, eine Cyklopen-Mauer in der Nähe von Hünengräbern findend, erst recht nicht wissen werden, was aus den Pelasgern zu machen; waren sie Urgriechen, waren sie *Πελασγοι*, oder waren sie sogar Germanen? Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir ebenfalls eine Frage. Warum hat man noch nicht folgende Hypothese aufgestellt? Pelasger und Hellenen bildeten ursprünglich einen Staat, aber eine Art Feudalstaat. Die Pelasger waren die herrschenden Könige und Barone, die in den cyklopischen Bauten hausten; die Hellenen waren die unterdrückte und beherrschte Menge. Die Hellenen, die wir bereits aus Mythe und Geschichte kennen, sind die durch Revolutionen bereits befreite Menge, welche, halb republikanisch, halb monarchisch, in neuen Ideen und alten Traditionen lebend, die neue Kulturperiode beginnen. Das gehört freilich nicht hieher, aber solche Fragen erfüllen die Luft einer Universitätsstadt und drängen sich beim Anblick einer funkelnagelneuen Cyklopen-Mauer mit Gewalt heran. Doch konnten sie uns nicht die Ruhe rauben, die man mit der Luft vom Düsternbrook einathmet. Das Wehen und Lispeln in den üppig belaubten Bäumen, die stillen Landhäuser, die mäßigen Hügel, die den Golf bekränzen, das sanft dahinstreichende Segel, der milde Wellenschlag, die Fischerdörfer am anderen Ufer — Alles flößt den Glauben und das Gefühl ein, daß hier aufgeregte und kranke Lebensgeister und Nerven auch ohne Seebad zu Gesundheit und Ruhe gelangen. Hier badet vor Allem die Seele in sanftem und erfrischendem Wellenschlag. Hier findet der ruhelose Wanderer wieder einen jener unzähligen Punkte, wo er die ersehnte Hütte oder das bescheidene Landhaus mit zehntausend Bänden ausgewählter Bücher, mit Statuen im Garten, mit italienischen Bildern in den Stuben, mit Rheinwein

im Keller zu besitzen wünscht. Man sieht, ich schildere die Schönheit der Natur nicht in ihren Einzelheiten, sezirend, anatomisirend, tödtend, sondern wie ein Meister in ihren Wirkungen auf das Gemüth.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang um das äußerste Ende des Golfes, und auf diesem Wege hatten wir einen Cicerone, wie man sich ihn unmöglich besser wünschen kann, denn dieser Cicerone versteht es nicht nur, mit Bauern und Fischern Plattdeutsch und die Sprache ihres Herzens zu sprechen, er versteht und deutet auch die Sprache des Strauches am Wege, der Welle am Strande, des Vogels und der Abendwolke. Der Leser wird mir Das glauben, wenn ich ihm sage, daß dieser Cicerone Klaus Groth Quickborn heißt. Es kennt ihn hier jedes Kind — was kein Wunder wäre, da er den Kindern das schöne Buch Vor de Goeren geschrieben, wenn die Kinder nicht die größten Egoisten und undankbarsten Geschöpfe der Welt wären, die sich wenig um die Urheber der Gedichte kümmern, die sie auswendig lernen — und es kennt ihn jeder Erwachsene. Ein Mann, der uns seine Wohnung nicht zu zeigen wußte, schämte sich dieser Unwissenheit und versicherte, daß er den Poeten ganz wohl kenne. Wir entrissen ihn seiner gemüthlichen Dichterwohnung, und er führte uns durch einen langen, von Hecken eingefaßten Hohlweg der Art, wie sie für Holstein im Ganzen charakteristisch sein soll. Diese Hecken haben den holsteinischen Jägern den Krieg sehr erleichtert, und dieser Umstand sowohl, als diese Hecken erinnerten mich an das Boccage, das, ebenfalls von solchen Hohlwegen und Hecken durchschnitten, den „großen Krieg", den Krieg der Chouans gesehen und, durch seine Beschaffenheit begünstigt, ihn so verlängern und wirksam machen konnte. Beide Länder haben überhaupt in Natur und Geschichte viel Aehnlichkeit. Beide sind zum Theil angeschwemmter Grund, und die Bewohner beider mußten sich gewöhnen, auf dem schwanken Boden mit strammen Beinen zu stehen, und in sich viel Ruhe und Widerstandskraft ausbilden; beide führten Kriege für

ihre Unabhängigkeit; die Bewohner Holsteins möchten sich ihrer Regierung mit derselben Loyalität entäußern, mit der die Söhne des Boccage an der alten hingen; das Boccage hatte in seinem Bestreben ebenso die Majorität der Nation gegen sich, wie Holstein die Majorität der vaterländischen Regierungen. Ob die von Boccage eben so ehrenfeste und redliche Leute sind, wie die Holsten, weiß ich freilich nicht, da ich, in jenen Gegenden wandernd, keinen solchen Apologeten seiner Heimat an der Seite hatte, wie hier. Klaus Groth erzählte mir von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit seiner Landsleute manche schöne Geschichte. Eine ziemlich hochgestellte Gerichtsperson beklagte sich beinahe über ihre Ueberflüssigkeit, da in ihren Gerichtsbezirken so viel wie Nichts zu thun sei. Kein Verbrechen, kein Vergehen! Ein Königreich, ein Dänemark für ein Verbrechen!

In einem gewissen Gehölze dieses Bezirkes, an einer Quelle, an der ein Weg vorbeiführt, steht seit zehn, sage seit zehn Jahren dasselbe Trinkglas. Es ist nicht angekettet, wie dergleichen öffentliche Trinkgefäße zu sein pflegen, es steht frei da, seit zehn Jahren, am Wege, an der freien Quelle. Ich finde dieses Glas sehr rührend, eben so wie ich immer gefunden habe, daß jene Ketten an den unheimlichen, meist eisernen Bechern eine Anklage gegen das Menschengeschlecht rasselten und zu beweisen schienen, daß es selbst Ketten verdiene. Besagtes Glas sollte, wenn es einmal sein irdisches Dasein beschließt, in seinen Scherben im Germanischen Museum aufbewahrt werden.

Noch Manches fanden wir, was in ein Germanisches Museum paßte, z. B. in dem Dorfe, dem wir uns um den Golf biegend näherten, auf vielen Giebelspitzen der Bauernhäuser und Scheunen jene geheimnißvollen Pferdeköpfe, welche wahrscheinlich aus uralter sächsischer Zeit stammen und die Manche als Ueberreste des Wodansdienstes betrachten, oder im Sandkruge, einer gemüthlichen Kneipe, die sich jetzt geschmacklos und platt Wilhelminen-Höhe nennt, die berühmte Rothe Grütze, die es verdiente, ihre Herrschaft über weitere Länderstrecken auszudehnen.

Aber so sind die Deutschen; sie wissen ihre schönsten Eigenthümlichkeiten nicht geltend zu machen.

Dann kamen wir in ein anderes Dorf, Ellenbeck, ein liebliches Nest, wie gemacht, um eine Idylle dahin zu verlegen; ein ins Nordische und Gemüthliche aus dem Südlichen und Antiken übersetztes Bild Leopold Robert's. Klaus Groth mußte sich da sehr heimisch fühlen, und darum mußten wir ihm trotz Sturm und Regen dahin folgen. Es liegt unmittelbar am Golf, an einem kleinen Abhange, von dem herab sich zwischen den Hütten breite, mehr als jene archäologische Mauer pelasgisch aussehende Treppen herabziehen. Auf den Stufen zerstreut sitzen Weiber und Mädchen am Wasser, treiben sich unzählige blondköpfige Kinder herum, die sich neugierig um die Fremden drängen, an den Bäumen hängen Fischernetze, welche die Eigenthümer mit langen Nadeln ausbessern. Man lädt uns ein, in die Hütten zu treten, die reinlich und wohnlich sind, jedoch wie Schiffskajüten anmuthen. Es ist, als hätten sie hier ihre Schiffe ans Land gezogen, um von einem langen Wanderleben in gastlicher Bucht auszuruhen. Aber die Knaben sprechen von neuen Reisen, und Einer will Admiral werden. Vielleicht haben wir mit einem künftigen Suffren, Jean Bart oder Tromp gesprochen.

Abends fuhren wir unter einem Regenbogen über den Golf zurück dem Dampfschiffe zu, und ich verlasse Freund und Gastfreund.

Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Mich Einsamen trägt die Princeß fort, und zwar dem Sturme entgegen, so bald wir die friedliche Bucht von Kiel hinter uns haben. Der Mond, die Sterne, der ganze Himmel war seekrank. Und Gräßliches begann, solches, das man am Besten nicht beschreibt. Als ich des Morgens, bei heiterem Sonnenlichte, aus den Tiefen auf das Verdeck tauchte, schlichen gestern noch blühende Gesichter umher wie Schatten, die den Obolus vergessen und um den Eingang der Unterwelt schweben. Aber

hier locken schon die grünen Ufer Amager's, dort grüßt Schweden, mit jenem Malmö, das uns so viel Verdruß und Kopfbrechen verursachte in Zeiten, die entschwunden sind.

Kopenhagen präsentirt sich so schön, als man es nach den rühmendsten Beschreibungen erwartet. Läge es nicht so flach, erhöben sich seine hintersten Häuserreihen nur etwas über die vorderen, hätte es einige begränzende Höhen im Hintergrunde, es könnte sich mit den schönst gelegenen Seestädten messen. Die beiden Forts, die sich am Eingange in den Hafen unmittelbar aus dem Wasser erheben, tragen, wenn auch nicht durch ihre Bauart, doch durch ihre Lage das Ihrige zur malerischen Schönheit Kopenhagens bei und trösten wohl schon dadurch die patriotischen Dänen, die alles Dänische gern gelobt sehen, darüber, daß sie ein englisches Bombardement eben so wenig verhüten könnten, als es ehemals die alten Befestigungen vermochten. Der Hafen dehnt sich groß und herrlich aus. Er ist in zwei Theile geschieden; in dem einen drängen sich voll Leben und Bewegung die Handelsschiffe aller Nationen, in dem anderen schlafen die Kriegsschiffe einen traumlosen Schlaf. Diese Orlogsschiffe sind gewaltige Gebäude, aber wie der Name uns veraltet scheint, so scheinen sie selbst veraltet und obsolet. Wie sie abgetakelt und unter Dächern da liegen, machen sie den Eindruck, als hätten sie schlafend die Decke über den Kopf gezogen und als murmelten sie: wir wollen schlafen, die Geschichte, die da draußen vorgeht, geht uns nichts an. Gott und die Dänen mögen es mir verzeihen: diese alten Kriegsschiffe erinnerten mich an die osmanische Flotte, die eben so, nur etwas mehr vernachlässigt, im goldenen Horn schnarcht. Was den Türken Navarin, war den Dänen wohl das englische Bombardement, wenn man überhaupt einem einzelnen Ereignisse den Tod einer Flotte zuschreiben kann. Einzelne Ereignisse in der Geschichte sind meist nur der Schlußpunkt einer Periode, und es liegt im Grunde wenig daran, ob dieses Ereigniß einige Jahre früher oder später eintritt. In Beziehung auf Flotten ist das noch mehr der Fall,

als in Beziehung auf jedes andere Organ einer Nation. In keinem herrlichen Kriegsheer, in keiner gesetzgebenden Versammlung, in keiner Bank oder Akademie konzentrirt sich das Leben eines Volkes so intensiv und so ausgesprochen, wie auf der Flotte einer seefahrenden Nation. Ist die Zeit dieser Nation vorüber, dann ist es gleichgültig, ob sie in Grund gebohrt, ob sie entführt wird, oder ob sie unthätig im Hafen verfault.

Daß die im Kriegshafen schlummernde Flotte dereinst Dänemark einen respektablen Theil der Weltherrschaft gegeben, daß die daneben noch ein- und auslaufenden Handelsschiffe bis auf den heutigen Tag ihre Pflicht thun, erkennt man bei den ersten Wanderungen durch die Stadt. In vielen Theilen Stille und Oede, wie in einer pensionirten Großstadt, in vielen anderen Leben und Bewegung eines vergnügten und wohlhabenden Völkleins, das nicht verlernt hat, seine Kräfte zu brauchen, sich zu regen und im Gefühle seiner Kräfte und in der Sicherheit, die Fleiß und Muth gewähren, sich der Freude hinzugeben. Aber die Stadttheile, die aus alter Zeit stammen, zeugen von einer Größe, einem Bewußtsein, einem ausgesprochenen Charakter, welchen die modernen Straßen nicht aufzuweisen haben. Es ist der Anfang des 17. Jahrhunderts, der Kopenhagen den Stempel aufgedrückt hat, welchem es seine historische Physiognomie verdankt, und in der That ist das die bewegteste, am Weitesten ausgreifende, so zu sagen, kosmopolitischste Zeit Dänemarks. Die Gebäude, die aus dieser Zeit stammen, wie z. B. die Börse, haben einen größeren und edleren Charakter, als ihre Zeitgenossen aus anderen Ländern, in denen in dieser Epoche schon Kraft und Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts erstorben waren. Dänemark aber befand sich damals in voller Thätigkeit und war dazu in seinem Norden außerhalb des Verfalls, der sich des ganzen Südens bemächtigte. Dieser Umstand ist für die bedeutenden Bauten Dänemarks überhaupt bezeichnend. An Schlössern und Palästen, die erst unter Christian IV. aufgeführt sind, entdeckt man mit Staunen eine Einfachheit, eine Kraft,

einen Geschmack, wie sie weiter südlich nur zu Anfang der Renaissance, ungefähr hundert Jahre früher, vorkommen. In der Frische des Nordens hat sich die schöne Südfrucht länger konservirt, als in ihrer Heimat, und unter Christian IV. fühlte sich Dänemark, caeteris imparibus, wie sich Frankreich unter Franz I. gefühlt hatte. Aber im Verlaufe des siebenzehnten Jahrhunderts kam es mit dem übrigen Europa schon zu sehr in Berührung; die Geschmacklosigkeit des großen Jahrhunderts Ludwigs XIV. machte sich auch hier geltend, und Perücke, Zopf und Puder charakterisiren hier wie in anderen Städten, was Könige, Adel und Zünfte geschaffen. Doch auch diese Schöpfungen zeugen noch vom speziellen Reichthume Dänemarks und von der Verschwendung des Adels und der Könige, die immer an Versailles dachten, hier wie in anderen Ländern. Die Kapitel-Ueberschriften der Geschichte, die man aus dem steinernen Buche Kopenhagens herauslesen kann, lassen sich also ungefähr wie folgt bezeichnen: Nachträgliches 16. Jahrhundert (siehe Börse, Arsenal und einige Kirchen); überwundenes Hof-Lakaienthum (siehe die verödeten, geradlinigen Straßen mit Wappen und Eisengittern und die grasbewachsenen Plätze vor den Schlössern); fortlebendes Bürgerthum am Hafen und in der modernen Stadt, und endlich neuester Anbau des konstitutionellen Staatsbürgers und die Landhäuser, in denen Börsen-Spekulanten, wie überall, von ihren Spekulationen nicht ausruhen.

In dieser letzteren Beziehung, was die neuen Bauten und ihre Bewohner betrifft, hat Kopenhagen Aehnlichkeit mit allen großen Städten des Kontinents; was es aber auszeichnet, ist seine herrliche Natur, die eigentlich seine Architektur, seinen Reichthum und seine Armuth gleichgültig macht. In welchem Zustande immer, Kopenhagen in seiner Lage wäre stets eine reizende Stadt — und wäre es gebaut wie Mannheim. Sie liegt in einem Strauße, den Amphitrite lächelnd in Händen hält und den Göttern des Olymps zeigt. Es gibt wohl kein Meer, das zugleich mit einer solchen Stadt eine solche Fülle der Vegetation

wiederspiegelt, und wohl kein Seeufer, das sich bis zum äußersten Rande mit solchem Kranze schmückt. Die Zweige der Linde und der Eiche, die Blüthen des Apfelbaumes und des Fliederstrauches nicken ihre Grüße den geheimnißvollen Meerpflanzen zu, die ihnen aus krystallener Welt entgegenblicken. Die sogenannte „Lange Linie“, die aus dem Treiben des Hafens, an der Citadelle vorbei, hart am Meere durch dichten Laubschatten dem Norden entgegenführt, während neben dem Spaziergänger der Fischer mit dem Netz in der Hand durchs Wasser watet, links überall freundliche Häuser aus dem Gebüsche blicken, rechts unzählige Segel weißschimmernd sich von der blauen Fläche abheben und den Sund beleben, aus naher Ferne die Küste Schwedens grüßt, und ganz nahe vor uns feenhaft duftig hinter feinen Dünsten und hinter dem durchsichtigen Schleier, den der Hafen aus Tauen und Raaen webt, die Stadt wie eine Fata Morgana zittert — die Lange Linie ist an schönen Sommertagen gewiß einer der schönsten Spaziergänge der Welt. Ihre Schönheit muß Odysseen wecken in jeglicher Phantasie und jene Sehnsucht ins Unendliche, wie jedes große Kunstwerk. In dieser Allee auf- und abwandernd, glaubte ich nicht mehr, daß jene Nordlandsrecken nach Sizilien, Peloponnes und Byzanz segelten, um einer rauhen Heimat zu entfliehen, ich glaubte, daß die Eine Schönheit in ihnen die Sehnsucht nach der anderen erweckte, und daß sie die Herrlichkeit des Südens aufsuchten, weil sie die Wahlverwandtschaft alles Schönen dazu zwang. Sie waren die unwillkürlichen Boten, die dem griechischen Archipel und dem Hellespont die Grüße der nordischen Geschwisterkinder, der baltischen Inseln und des Sundes brachten. Freilich habe ich die Lange Linie an sonnigen Juni-Morgen und -Abenden durchwandert; in Dezember-Tagen hätte ich schwerlich solche Phantasieen gehabt.

Aber Thorwaldsen! Rechtfertigt nicht auch dieser nordische Grieche solche Phantasterei?

Man kann nicht von Kopenhagen sprechen, ohne immer und

immer an Thorwaldsen zu denken; er ist der Genius loci, er erfüllt die Stadt in allen Räumen, bis in die entferntesten Winkel, wie ein Gewässer, wie ein Duft. Schon auf hoher See sagt der dänische Reisegefährte zum Fremden: Sehen Sie dort den stumpfen Thurm mit dem Kreuze darauf? Das ist die Frauenkirche; da ist die große Johannes-Gruppe, da sind Christus und die Apostel und der Engel mit dem Taufbecken von Thorwaldsen. Im Hafen erinnern die geschnitzten Schiffsfiguren an die Schule, die der große Bildner bei seinem Vater durchmachte, die Primärschule in Holz; an Landhäusern und in den Straßen sieht man Basreliefs und Zeichnungen nach Thorwaldsen; in den Häusern Krüge, Blumentöpfe, Vasen in Biscuit und gebrannter Erde, die den Einfluß eines von den Musen und Grazien gesegneten Genius bekunden. Endlich gelangt man auf den Platz, wo neben der Königsburg und dem Hause, in dem sich die Vertreter des Landes versammeln, sich wie ein Tempel das Thorwaldsen-Museum erhebt, und tritt man in dieses Museum, das an siebenhundert Werke des Meisters enthält, und denkt man noch an die Frauenkirche und an den Einfluß, den dieses Genie auf seine Landsleute ausgeübt, und an den gerechten Stolz, den es ihnen eingeflößt — dann muß man zugeben, daß nie ein Künstler seine Vaterstadt so reich beschenkt hat, wie Thorwaldsen Kopenhagen. Man muß bekennen, daß wenige Menschen in der Geschichte ihr Vaterland auf so schöne Weise ausgestattet, daß wenige auf diese Art Wohlthäter ihrer Landsleute geworden. Und dieser Mann hat in dem monumentsüchtigen Kopenhagen kein Monument? Nein! Aber man kann darum den Takt und den guten Geschmack der Kopenhagener nur loben. Mit größerem Rechte als die Londoner Paulskirche kann Kopenhagen dem Fremden antworten: Quaeris monumentum? Circumspice! — In der That ist ganz Kopenhagen sein Monument. Vor ihm war es ein Kaufmannshafen, in dem herrschsüchtige Adelige, ganz und halb verrückte Könige ihr Wesen trieben, und nebenbei eine schöne Stadt — jetzt sieht, wer Augen hat, zu sehen, Geister

durch die Luft schreiten, die schön sind, wie Thorwaldsen'sche Grazien, und dem Empfindenden sind in solcher Gesellschaft Nacht und Morgen so hold, wie jene Basreliefs, die wir alle kennen.

Denn mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.

Das Thorwaldsen-Museum ist die größte Merkwürdigkeit Kopenhagens und allein schon eine Reise werth. Es ist einzig in seiner Art, denn nie hat sich eine Nation diese Mühe gegeben, die sprechenden Zeugnisse der Größe eines ihrer Söhne so gewissenhaft und so vollständig auf einem Punkte zu versammeln, wie es hier geschehen. Dieser Tempel ist das Innere eines großen und schöpferischen Lebens, und staunend blickt man hinein und fast erschrocken über die Kraft, die Einem gesegneten Menschen verliehen sein kann. Man blickt in diese großen Hallen und kleinen Loggien, die mit Werken der Schönheit angefüllt sind, und man glaubt, in den Geist des Bildners zu sehen, aus dessen weiten Werkstätten und stillen Winkeln die herrlichen Gedanken gebildet und verkörpert hervortreten. In der Mitte dieser lebenden Gedanken liegt das Grab des Künstlers, und um das Grab und die Werke drängt sich ein Volk, das sich an diesen Gedanken erfrischt — und die Unsterblichkeit wird ein faßlicher, sich verkörpernder Gedanke.

Es kann meine Absicht nicht sein, einen Führer durch diese Galerie zu schreiben: das ist schon auf eine bessere Weise geschehen, als ich es zu thun im Stande wäre. Ich will nur auf eine Seite des vielseitigen Thorwaldsen'schen Genius aufmerksam machen, welche man über seinen höheren Schöpfungen, den rein idealen, meist zu sehr übersehen hat: ich meine sein Talent für das Portrait im Medaillon, in der Büste und in der Statue. Hier ist eine Schaar von zeitgenössischen Gesichtern versammelt, welche dereinst dem Historiker, der in Gesichtern wie in Aktenstücken zu lesen versteht, so gut dienen werden, wie die zuverlässigsten Quellen. Die Physiognomieen Wilhelms von Humboldt,

Joseph Poniatowsky's, Pius' VII., Horace Vernet's, Kardinal Consalvi's, König Ludwig's von Baiern, Napoleon's, Walter Scott's, Lord Byron's, Metternich's, Schwarzenberg's, Alexander's von Rußland, Christian's VIII., Friedrich's VII., Tiedge's und unzählige andere sind eben so viele Blätter aus unserer Kultur-, aus unserer Leidens- und Freudengeschichte. Die Portrait-Statue, die sich in der letzten Loge der linken Galerie befindet — sie stellt irgend eine Gräfin oder Fürstin vor, ich glaube die Fürstin Bariatinska — gehört mit zum Schönsten, was in diesem Genre überhaupt gemacht ist. Ich glaube nicht, daß die griechisch-römische Zeit, die in diesem Fache so stark war, etwas Schöneres hervorgebracht, und daß ich übertreibe, wenn ich sage, daß sie die sogenannte Julia im Louvre übertreffe. Sie ist entzückend durch Schönheit, Anmuth und Leben; die geheimnißvollste Idealisirung der Realität. — Es ist schwer, sich bei Thorwaldsen darüber klar zu werden, was ihn zu einer besonderen Persönlichkeit mache, was ihn von den großen Meistern der Antike unterscheide. Der äußeren unterscheidenden Merkmale in der Skulptur sind so wenige, und nähert man sich dem Ideal, so nähert man sich der Antike und erscheint höchstens als ihr Fortsetzer, wenn man nicht als eine ganz ausnahmsweise Erscheinung mit riesiger Kraft wie Michel Angelo aus dem Zusammenhange mit der Weltgeschichte heraustritt, wie ein Titan aus der Reihe der Olympier, oder wenn man nicht, wie Bernini, die Kunst, die der Ewigkeit angehört, dem flüchtigen Momente unterwirft. Die Portraits Thorwaldsen's halfen mir, gaben mir den Schlüssel zu seiner Eigenthümlichkeit, seiner Persönlichkeit. Wie er diesen ihre Geschichte, ihren ethischen Inhalt zu geben und sie dadurch zu idealisiren, da, wo die weibliche Schönheit vorwaltet, zur höchsten Ideal-Statue zu erheben versteht, so gibt er wieder den Ideal-Statuen eine kleine Dosis Realität, die sie uns menschlich näher bringt. Die gewisse Unnahbarkeit, die auf der griechischen Skulptur als auf einer vorzugsweise religiösen Kunst liegt, entfernt uns nicht von den

Thorwaldsen'schen Idealen; sie erfüllen uns auch nicht mit jener unendlichen Wehmuth und Sehnsucht, die vielleicht aus dem Gefühle der Entfernung zwischen uns und dem Ideale entspringen. Thorwaldsen ist unser Zeitgenosse; seine Ideale stehen uns näher, so zu sagen nicht auf so hohen Piedestalen, wie die Antike, darum vielleicht überhaupt tiefer. Er ist weniger olympisch, er ist mehr irdisch; er ist ein Grieche, so weit es der große Künstler immer ist, aber er ist ein Sohn unserer Zeit. Er ist, abgesehen vom Hinken eines jeden Vergleiches, ein umgekehrter Goethe; während dieser die Realität idealisirt, gibt Thorwaldsen dem Ideale einen Beigeschmack der Realität.

Da bin ich, wo jeder Deutsche ankommen muß, wenn er eine halbe Stunde geplaudert hat, und wo er nicht aufhören kann, wenn er sich nicht mit Energie Schweigen gebietet. So will ich hier meinen ersten Brief schließen.

II.

Ich schreibe Ihnen zwischen halb zehn und zehn Uhr Abends, am Fenster sitzend, ohne anderes Licht, als das mir der Himmel direkt zusendet. Die Laternen auf dem 'Kongens Nytorv, dem größten und schönsten Platze Kopenhagens, auf dem mein Hotel liegt, sind zwar entzündet, aber sie verzehren ein ästhetisch-nutzloses Flackerleben. Sie beleuchten nur sich selbst, aber Niemand bedarf ihrer, so hell ist es noch in dieser Stunde, und diese Helle verwandelt sich noch spät in der Nacht in ein bloßes Zwielicht. Obwohl man das Alles von der untersten Schule her weiß und und es sich berechnen kann, daß es in Kopenhagen im Juni so ist und sein müsse, überrascht die Erfahrung darum nicht minder und erfreut, wie eine Probe, welche die Richtigkeit eines gelösten Rechen-Exempels beweist. Diese von der Natur gelieferten florentinischen Nächte wissen die Kopenhagener, das vergnügungs-

süchtigste Völkchen der Erde, mit Vortheil auszubeuten, eben so wie sie im Winter den gefrorenen Sund zu Schlittschuh-Partieen im großartigsten Maßstabe und zu allerlei Unterhaltungen über den Abgründen des Meeres zu benutzen verstehen. Die beiden Vergnügungsorte Tivoli und Alhambra können lange suchen, bis sie ihres Gleichen finden. Sie übertreffen bei Weitem Cremorn gardens, Vauxhall, prè Catalan und Wurstelprater — wenn nicht durch ihre Ausdehnung, so doch durch den Geschmack ihrer Anlagen, durch die Gemüthlichkeit ihrer Atmosphäre und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Genüsse, die sie für wenige Kreuzer bieten. Da findet man jegliche Art von Unterhaltung, von der kindischsten angefangen, bis hinauf zur künstlerischen. In Alhambra gewährt schon der bloße Anblick der ganzen Anlage im reinsten maurischen Style einen wahrhaft künstlerischen Genuß; das kleine Theatergebäude daselbst ist ein wahres Kleinod, und die Leistungen seiner Künstler stehen in keinem zu argen Mißverhältnisse zu der schönen Schale. Ich sah daselbst eine Ballettänzerin, die das große Stadttheater hatte verlassen müssen, weil sie den Hermelin ihres Rufes etwas befleckt hatte. So tugendhaft ist man in Kopenhagen, und solche Anforderungen stellt man selbst an Ballettänzerinnen! Tivoli hat vor Alhambra die größere Ausdehnung voraus und besaß außerdem noch vor Kurzem eine große Menagerie, deren bedeutendste Mitglieder, als da sind Tiger, Eisbären 2c., vor einigen Tagen auf das Jämmerlichste zu Grunde gingen. Der Paris, der den Untergang dieser Helden verursachte, war, wie immer, ein Affe. Er spielte mit dem Feuer, das ist mit Zündhölzchen, und die ganze Menagerie ging in Flammen auf. Die armen Thiere heulten in ihren Käfigen, aber die mitleidigsten Gemüther konnten sich nicht entschließen, einen Tiger, einen Löwen 2c. in ihren Armen aus den Flammen zu tragen. So gingen sie jämmerlich zu Grunde — auch der Anstifter des Unheils, der Affe, wurde von den Flammen verzehrt. Man sagt, er wollte sterben. Bei dieser Gelegenheit ging für Kopenhagen und für mich ein inter-

essanter Genuß verloren. Die Kopenhagener nämlich lieben das Harlequin- und Pantomimen-Theater beinahe so leidenschaftlich, wie die Italiener, und Tivoli wie Alhambra führen alltäglich ihren Pierrot vor. Der Dichter Henrik Herz, den wir als Verfasser von „König René's Tochter“ kennen, schrieb eine Pantomime für das Tivoli-Theater, und es ist vorauszusetzen, daß dieser phantasievolle und romantische Poet etwas Schönes geliefert. Sie sollte gerade in den Tagen meiner Anwesenheit aufgeführt werden, aber alle dazu verfertigten und schon bereit liegenden Requisiten sind bei dem Affenbrande zu Grunde gegangen, und ich bin um den Genuß betrogen. O, die Affen! In allen Weltgegenden sind sie schuld am Untergange der Stärke und am Verderben des Schönen.

Diese, so wie alle anderen Belustigungsorte sind gleichmäßig von Söhnen und Töchtern aller Stände besucht. Ein vornehmes Herabsehen oder Abschließen kennt man in dieser Beziehung nicht. Die Tochter des kleinen Krämers lustwandelt da neben der elegantesten Dame der besten Gesellschaft, und in der That könnte die zimperlichste Stiftsdame diese Orte besuchen, ohne daß die feinste Stelle ihrer sammtnen Seele verletzt würde. Bei aller Vergnügungssucht zeichnet sich das Kopenhagener Publikum durch seinen Anstand, sein maßvolles Benehmen aus. Ich erinnere mich nicht, irgendwo, auch im ärgsten Gedränge, je ein Symptom von Rohheit gesehen zu haben. Man wandelt umher, man freut sich an den Schauspielen, den gymnastischen Uebungen, den Wasserfahrten, den Feuerwerken, am Orchester des großen Lumbye, des hiesigen Strauß und Lanner, und kehrt spät in der Nacht eben so ruhig und heiter in die Stadt zurück. An den Belustigungsorten erkennt man es klar, wie demokratisch das Land ist. Wie ganz andere Erfahrungen habe ich in Holland gemacht, wo das Volk roh und gemein, die Stände im höchsten Grade exklusiv sind, und trotz aller Gesetze die krasseste religiöse Intoleranz herrscht! Von all Dem ist in Dänemark nicht die Rede. Die wenigen Adeligen, die sich noch etwas auf ihren Adel einbilden,

spielen nur eine kleine Rolle im Staate und werden bald gar keine spielen. So kann man wohl annehmen, daß die noch so junge demokratische Verfassung aus den Sitten des Volkes herausgewachsen ist, und daß sie Bestand haben wird; wie man andererseits annehmen kann, daß Hollands Sitten seiner Verfassung nicht mehr entsprechen, und daß sein König bald in seinem Königreiche versuchen wird, was ihm als Herzog von Luxemburg schon gelungen ist. Als eine Verkörperung dieses dänischen Wesens betrachtete ich mit Freude den ehemaligen Minister, jetzigen Präsidenten des höchsten Tribunals, Herrn Banks, eine Größe Dänemarks, wie er in seinem grauen, alten Hut, mehr als einfach, durch die Gassen ging, und ließ ich mir erzählen, wie er als Minister, mit dem Portefeuille unter dem Arme, auf dem Bocke des Omnibus zum Könige hinausfuhr, um Conseil zu halten.

Die demokratische Verfassung ist in der That eine Wahrheit. Alle Elemente des Staates wirken im Staate mit, und alle Stände mit Ausnahme einer unendlich kleinen Partei freuen sich ihrer aufs Aufrichtigste. Man fühlt allgemein, daß man auf dem Niedergange begriffen gewesen, daß diese Verfassung allen Venen und Arterien des alten Körpers frisches Leben eingegossen, und daß man ihr eine Fristung würdigen Bestehens verdanke. Es ist auch ganz natürlich, daß die Dinge so geworden sind. Dänemark litt vorzugsweise unter einer Oligarchie, und nirgends war der Adel so wenig berechtigt, selbst historisch so wenig berechtigt, wie in diesem Lande. Er ging weder aus einer Eroberung, noch aus Verträgen, noch aus der Nothwendigkeit eines Schutzes hervor. Er hat einfach den freien Bauer unterdrückt, und der Bauer war der Hauptbestandtheil dieses ursprünglich auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staates. Er hat seine Freiheit und das ihm widerfahrene Unrecht nie vergessen, er erinnerte sich stets seines Rechtes, und daß frühzeitig die Könige im Kampfe gegen die heimischen Unterdrücker auf seiner Seite standen. Mit der lebendigen Erinnerung an die verlorene Freiheit betrat er den Boden der neu gewonnenen, nicht als ein Sklave, der die Kette bricht.

Als er sich nach Freiheit sehnte, wußte er, was er wünschte; die Freiheit war ihm nicht ein verschwommenes Ideal, sondern ein kompaktes Ding, und er brauchte nicht erst den Uebergang durch die Anarchie durchzumachen. Wir werden die Insel Seeland durchwandern und uns überzeugen, daß der Landmann ein so guter und brauchbarer Bürger ist, wie der Städter. — Aber — aber! Ueberall gibt es ein Aber.

Wenn Karl Stuart II. von irgend einem Unglück, Mißverhältniß, Verbrechen sprechen hörte, fragte er sogleich: Who is she? Wer ist sie? — Er setzte immer voraus, daß ein Weib dahinter stecken müsse. — Etwas ist faul im Staate Dänemark. Ueber einen Winkel in seinem Regierungswesen wird jeder ordentliche Däne klagen; einer gewissen Sache wird sich Jeder schämen. Who is she? — Sie ist die Rasmussen, die sogenannte Gräfin Danner. Sie führt, wie man erzählt, eine heillose Wirthschaft.

Frauen dieser Art und Stellung brauchten in Dänemark nicht so schlecht zu werden, wie in anderen Ländern. Sie haben ein Beispiel vor sich, daß man selbst in dieser Stellung einen schönen Duft der Weiblichkeit, einen poetischen Hauch, die Achtung der Geschichte bewahren und in der Erinnerung des Volkes geliebt fortleben könne. Gewöhnlich wird als solches Beispiel die Maintenon angeführt, weil sie schöne Briefe schrieb und mit diesen Briefen die Nachwelt täuschte, wie sie die Mitwelt getäuscht hatte. Sie war die Geliebte eines alten Despoten, dessen scheußlichen Schwächen und Neigungen sie schmeichelte, um ihre eigenen herrschsüchtigen und anderen häßlichen Begierden zu befriedigen. Unweit von Christiansborg, dem Schlosse der dänischen Könige, steht ein schönes Haus mit zwei Giebeln, im Style des sechzehnten Jahrhunderts, das beherbergte eine Königsfreundin und Geliebte ganz anderer und schönerer Art. Hier wohnte Dyveke, das Täubchen von Amsterdam, die Geliebte Christians II. Sie, so wie ihr König und ihre Mutter, die kluge und energische Sigbritte, sind drei so eigenthümliche und theilweise räthselhafte Erscheinungen, daß es, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, weder

der Geschichte noch der Poesie bisher gelungen ist, sie in ihrem ganzen Umfange und in ganzer Wahrheit darzustellen. Man hat, wie ich meine, viel zu wenig den Ursprung der beiden Frauen berücksichtigt. Sie stammten aus dem demokratischen Holland; das Schicksal verschlug sie in ein Land, in welchem eben der Adel seine furchtbarsten Bedrückungen ausübte und in welchem ein Prinz heranreifte, der mitten im Volke wild aufwuchs, für dieses alle Sympathieen hatte und vor dem Adel zitterte, der Volk und Königthum zugleich in Sklaverei zu versenken drohte. Es bedurfte keiner Selbstverleugnung, um sich mit dem Volke zu verbinden; es ist aber sehr die Frage, ob er durch allerlei Elend der schlimmsten Art, durch Krieg, Niederlage, Verbannung und unendlich lange Gefangenschaft auf dieser Seite ausgeharrt hätte, wenn er nicht durch die innigste Liebe mit Dyveke und durch sie mit ihrer Mutter Sigbritte verbunden gewesen wäre. Bei der starken Sigbritte fand er Rath und Muth; bei der sanften und lieblichen Dyveke Trost und Liebe, und er bedurfte all dieser Hülfe, der arme Christian, denn er war verrückt. Mehr als zwei Seelen wohnten, ach! in seiner Brust, und diese zerrten an ihm und drohten stets, ihn zu zerreißen, als wäre er ein an viele Roßschweife gebundener Verbrecher, der zum Zerrissenwerden verurtheilt ist. Die Adeligen haben seine Geschichte geschrieben, darum erscheint er als der blutigste Tyrann, während er nur das traurigste Opfer seines Wahnsinnes war, und dieser Wahnsinn wieder war nur die Folge seiner unglückseligen Antecedentien und seiner Stellung. Im Volksleben, aber ohne alle Bildung aufgewachsen, liebte er das Volk, blieb er rauh und hatte er die Ahnung aller höchsten Bildungs- und Freiheitsideen; als ein Sohn des sechszehnten Jahrhunderts fühlte er auch die Nothwendigkeit der Centralisirung der Königsmacht und der Auflösung des Feudalismus. Er wollte und mußte mit dem Volke gehen, und war ein König; und der Adel, der ihm gegenüberstand, war stärker als er. Ein Vater des Volkes, zwang ihn der Adel, ein Henker zu sein. Protestant in Dänemark, zwang ihn die Politik, Katholik in

Schweden zu sein; Freund des Volkes in Dänemark, mußte er das Volk in Schweden bekriegen, und den König, zu dem das dänische Volk Hülfe suchend und hoffend aufblickte, sieht das schwedische nur, wie er bis an die Knöchel durch das Stockholmer Blutbad watet. So groß sind die Widersprüche im Schicksal und in Folge dessen im Charakter und in der Geschichte dieses Königs, daß sie seinen Geschichtschreiber verrückt machen könnten, was Wunder, daß sie ihn verrückt machten! Er ging tragisch zu Grunde und mit ihm seine plebejische Egeria und seine Geliebte, das holde Täubchen. Nur ein großer Psychologe kann dieses unglückseligsten aller Könige Geschichte schreiben; der Adel und die schwedischen Feinde, die es gethan, haben sich der Psychologie nicht befleißigt, und bei letzteren erscheint er um so verabscheuungswürdiger, als sie ihm ihren Gustav Wasa entgegenstellen, der sich vor so vielen Königen der Erde durch seine Klugheit wie durch seinen bon sens auszeichnet.

Allein diese Ausflüge in die Geschichte sind nicht belustigend, und wir sind bei den Belustigungsorten der Kopenhagener stehen geblieben. Zu diesen gehört und steht in erster Reihe Klampenborg, der schöne Badeort, mit dem Thiergarten. Hunderte von offenen Omnibussen, sogenannte Kaperwagen und unzählige Equipagen fliegen jeden Sonntag in ununterbrochener Folge dahinaus, am Meeresstrande dahin, durch eine Doppelreihe lieblicher Landhäuser, die zum Theil mit Thorwaldsen'schen Basreliefs geschmückt sind, während parallel mit den Wagen kleine Dampfschiffe auf der See andere Vergnüglinge derselben schönen Bestimmung zuführen. Man kommt an einem Fischerdorfe vorbei, das idyllisch und ärmlich mitten unter den behaglichen Landhäusern liegt und wegen seiner vielen Schweine und Kinder berühmt ist.

Klampenborg mit seinen im Buchenschatten träumenden, auf das blaue Meer und das sagenhafte Skandinavien hinauslugenden Häusern sieht aus wie eine Kolonie von Glücklichen, die sich gesagt: „Genug endlich der Kämpfe und des Jammers der Welt!

hier wollen wir Hütten bauen und ruhig zusehen, wie gebildete Lazzaroni, die wahren und ächten Philosophen. Wir wollen doch sehen, ob es nicht möglich ist, glücklich zu sein.“ Der Thiergarten, eine Art Wurstelpraters, der sich an Klampenborg anschließt, ist Klampenborgs gemeinere, aber dithyrambische Fortsetzung; ein Schlaraffenland, in welchem zum Klange des Leierkastens und der Pauke und unter dem Jauchzen der Menge alle gröberen Genüsse wachsen. Man sieht sich unwillkürlich um, ob an den Eichen und Buchen nicht Pfefferkuchen, Wein- und Bierflaschen hangen und ob in der Luft nicht die gebratenen Tauben umherfliegen. Man ist im höchsten Grade erstaunt. Wer hätte im kymmerischen Lande, im Lande der Hünen, der rauhen Recken, „der uralt-grauen Nordlandssage“ ein solches Phäakenvölkchen erwartet! Nur die alten Buchen und Eichen, die sich als ein herrlicher Wald, Schlösser und Seen und murmelnde Bäche beschattend, weit ins Land hineinziehen, lispeln nordisch märchenhaft und weben jenen Zauber, den die Palme um die gelobtesten Länder des Morgenlandes nicht zu weben vermag.

Dasselbe gilt von Frederiksborg Havn, einem großen Parke, zu dem man durch das Westerthor und durch eine rechts und links von Lustorten wimmelnde lange Vorstadt gelangt. Uralte Bäume, unendliche gewundene, traumvolle Gänge, kleine Seen und Kanäle, tiefes Buschwerk voll Vogelsang, saftig grüne Matten und Abhänge machen ihn zu einem Aufenthalte, wie sich ihn nur das sinnigste Herz wünschen kann. In der That hat Oehlenschläger in einem holdversteckten Hause daselbst einen großen Theil seines Lebens, besonders die ruhebedürftigen Jahre zugebracht. Er war nicht fern von hier in einem bescheidenen Hause geboren und ruht nun ganz nahe seiner Geburtsstätte in einem stillen Friedhof, der mitten unter dem städtischen Luxus rings umher seinen ländlichen Charakter bewahrt hat. Das Haus, das er im Frederiksborger Park bewohnte, war ihm als ein Alters-Tusculum von der Regierung eingeräumt worden, auf daß er seine letzten Jahre schön und behaglich dahinträume, wie eine gealterte

Nachtigall im Neste. Dänemark, das ist bekannt, hat es stets verstanden, die Talente, die es ehrten, wieder zu ehren, und zwar war diese Ehre selten unfruchtbar wie der Lorbeer. Es sorgte dafür, daß sie auch nährende Früchte trage, behaglichen Schatten werfe und niederdrückende Sorgen verscheuche. Daß Dem noch heute so ist, beweist mir der einzige Bewohner, der das gewaltige Friedrichsberger Schloß, das von der Höhe dieses Parkes über Kopenhagen auf den Sund und weit ins Land sieht, ganz allein inne hat. Dieser Einsiedler im Schlosse ist ein Gelehrter und heißt Lewin. Er hat nach großen Studien ein wissenschaftliches Wörterbuch der dänischen Sprache à la Gebrüder Grimm zu schreiben angefangen. Er war noch beim A, als man schon auf die verdienstliche Arbeit aufmerksam wurde, und damit sie der Gelehrte in Ruhe fortsetzen könne, gab ihm der Staat sofort einen Gehalt von 800 Thalern, und um für Leben und Sterben seiner Manuskripte sicher zu sein, kaufte man ihm diese mit einer hohen Summe ab. Da er aber dieser Manuskripte zu seiner Arbeit bedarf, so machte man ihn selbst zum Konservator seiner Manuskripte und hatte so unter dem netten Vorwand, das Staats-Eigenthum in Sicherheit zu bringen, den noch netteren, dem verdienstvollen Gelehrten eine Staatswohnung in dem gewaltigen Schlosse mit der herrlichen Aussicht anzuweisen.

Freilich ist der dänische Staat, wenn er sich überhaupt einer Literatur rühmen will, gezwungen, diese offiziell zu ernähren und aufzumuntern, wenigstens zum Theil, da das kleine Publikum dieß zu thun nicht im Stande wäre. Es ist nur die Frage, ob andere Staaten ebenfalls die Nothwendigkeit einsehen würden und diese Ehre zu würdigen wüßten. Verhältnißmäßig gibt kein anderer Staat Europa's so viel Geld zu Bildungszwecken aus und hat keiner so große, so viele Bildungs-Institute und so viele öffentliche und Privat-Fonds zur Unterstützung von Kunst und Wissenschaft wie Dänemark. Wir wollen nur einiges hieher Gehörige erwähnen. Es gibt hier eine Gesellschaft, die jährlich 20- bis 30,000 Reichsthaler, eine andere, die 40- bis 50,000 zu

wissenschaftlichen Zwecken, meist zur Unterstützung junger Talente, ausgibt. Es gibt höhere und höchste Unterrichtsanstalten, welche die Schüler während der ganzen Zeit ihrer Studien mit Allem, selbst mit Taschengeld versorgen und ihnen, wenn sie die Anstalt verlassen, noch eine respektable Summe mitgeben, damit sie die ersten Schritte im Leben ungehindert thun und mit Ruhe und Muße sich eine Stellung schaffen können. Einer solchen Anstalt angehört zu haben, ist eine Ehre, und man rühmt sich ihrer, wie es der Redakteur des Tageblattes, der geistvolle und unternehmende Bille, in der That und mit Recht mir gegenüber gethan hat. — Die Regenz oder Domus regia, die zur Universität gehört, gibt hundert und zwanzig Studenten während der ganzen Dauer ihrer Universitätsstudien Kost, Wohnung, Holz und 20 Reichsthaler jährlich und vertheilt außerdem an minder Begünstigte 9360 Reichsthaler. Das Kollegium Mediceum, Walkersdorfs, Elers Kollegien ernähren oder unterstützen mit Geld eine große Anzahl von Studenten. Die Kunstakademie, die ihre eigenen Fonds hat, erhält trotzdem vom Staate alljährlich die Summe von 12,000 Reichsthalern und theilt 5000 Reichsthaler als Reisestipendien aus. Außerdem votirt der Reichstag jährlich bedeutende Summen zu ähnlichen Zwecken. Nach alledem wird man sich nicht mehr wundern, daß man in Deutschland, Frankreich, Italien so oft jungen dänischen Gelehrten, Dichtern, Musikern, Malern, Bildhauern, Technikern begegnet.

Auch die Wohlthätigkeitsanstalten, wie die Hospitäler, das Blindeninstitut rc., sind reich dotirt, und ihre Gebäude haben meist ein freundliches, nicht wie in anderen Ländern moroses und ascetisches Aussehen, das den Fremden und den Bewohner sogleich an Noth und Elend erinnern muß. Doch will ich diese nur erwähnen, da ich von der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen nichts weiß und nichts verstehe. Sehr interessirt hat mich vor dem Osterthor eine Gruppe gleicher, sehr freundlicher Häuser. Es sind Arbeiterwohnungen, eine Art Cité ouvrière, die, frei entstanden und keiner polizeilichen

Aufsicht unterworfen, wächst und gedeiht, während die napoleonistische Erfindung dieses Namens so wie die Pariser Schweizerhäuschen unter dem schützenden Auge der Mouchards jämmerlich zu Grunde gingen, und zwar in kürzester Zeit — wie eine Pflanze, über die ein giftiger Wind dahinweht. Voriges Jahr suchte ich eine solche Cité ouvrière auf, sie war vom Erdboden verschwunden und war doch erst ein Jahr vorher mit Pomp, mit sozialistisch-imperialistischen Reden und mit frommen Segenssprüchen eingeweiht worden.

Eine ähnliche, aber weit großartigere, bereits aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammende Stiftung oder Anstalt sind die Nyboder oder Neuen Buden, welche Christian IV., den man überhaupt den Stifter, Fundator, nennen könnte, angelegt hat. Die Neuen Buden bestehen aus einförmig und einfach aufgeführten Häusern, die in langen, geraden, langweiligen gelben Linien neben einander stehen und dreißig bis vierzig größere und kleinere Straßen, also eine ganze Stadt, bilden. Bewohnt ist diese, einen ganzen großen Winkel zwischen dem Osterthor und dem Wall ausfüllende Stadt ihrer Bestimmung gemäß nur von dem sogenannten „festen Stock" der Matrosen und Arbeiter der Marine mit ihren Offizieren; ein höherer Offizier, zu Zeiten sogar ein Admiral, wohnt in ihrer Mitte. Man sagte mir, daß die Wohnungen so eingerichtet sind, daß sie durchschnittlich Familien von acht Personen gesund und bequem beherbergen können. Das muß wohl sein, da in dieser Seemannsstadt sehr viele Zimmer an Studenten vermiethet werden. Dieses Zusammenwohnen war höchst wahrscheinlich die Ursache jener Intimität zwischen Studenten und Matrosen, die sich oft genug zum Schrecken der Regierung, meistens in Aufläufen manifestirte. Durch die Straßen dieser Stadt wandernd, muß man annehmen, daß die Seeleute mit ihren Familien ein sehr behagliches Leben führen. Durch helle, mit schönen Vorhängen ausgestattete Fenster blickt man in sehr gemüthliche, einfach, aber bequem eingerichtete Stuben. Wenn die Dinge so fort gehen, werden diese gelben

Häuser wohl bald mehr von Studenten als Matrosen bewohnt werden, denn der „feste Stock" wird, wie man mir sagt, immer dünner, was bei dem tiefen Schlafe, den die Flotte schläft, bei der Abnahme der Kolonieen und der Zunahme der Bildung und Gelehrsamkeit nur natürlich wäre. Die bedeutendste überseeische Besitzung, die den Dänen geblieben, ist Island, und auf dieses hat Frankreich bereits ein lüsternes Auge geworfen. Sie sollen sich doch ja vor ihrem treuen Alliirten hüten, der als Lohn dafür, daß er sie in ihren Usurpationen in Schleswig-Holstein unterstützt, eines schönen Tages die fabelhafte Thule fordern könnte.

Bei Erwähnung Schleswig-Holsteins bin ich dem patriotischen Leser, der sich von so viel Lob, das ich unserem neuesten Erbfeinde spende, gekränkt fühlen könnte, eine Erklärung schuldig. Ich habe es nicht einen Augenblick vergessen, daß ich mich im Lande eines Feindes befinde, und oft wurde ich daran erinnert, daß der Däne in diesem Augenblicke unser erbittertster Feind ist. Aber als ich die schöne Bucht von Kiel verließ und den dänischen Gewässern zusteuerte, habe ich es mir geschworen, unparteiisch zu sein und zu loben, was zu loben ist. Als ich den Haß und die tiefe Erbitterung der Dänen bemerkte, wurde ich in meinem Entschlusse nur bestärkt. Ja, sie hassen uns aufrichtig, und der Fehler, den man ihnen allgemein vorwirft, die große Eitelkeit, ist eine Wahrheit. Aber ich reise nicht, um gegen ihre Eitelkeit zu predigen und sie zu bekehren; ich sehe, worauf sie mit Recht stolz sind, eine allgemeine Bildung, große Institutionen, populäre Einrichtungen, humane Sitten und viel Freiheit. Vom Feinde lernen, ist ein altes Gebot höchster Klugheit, und unparteiisch anerkennen ist deutsch. „Dieß ist unser!" sagt Goethe.

III.

Die alten Einwohner des alten Gades waren kluge Leute; sie verstanden sich vortrefflich auf Welt und Menschen. Bei ihnen hatten die Götter der Kunst und der Armuth zusammen nur Einen Tempel. Wie Recht sie hatten, beweisen selbst jene Länder, die für Kunst und Künstler ihr Möglichstes thun, wie z. B. Dänemark. Trotz Allem ist auch hier ein großer Künstler dem Elend zum Opfer gefallen, und zwar der bedeutendste Vorläufer Thorwaldsen's, welcher Letztere auch nicht so fix und fertig aus dem Boden herausgewachsen ist, wie der große Hause gewöhnlich meint, daß Genies wachsen. Sie haben immer Vorläufer, die den Boden urbar machen und die Saat ausstreuen. Thorwaldsen's Johannes war Wiedevelt, und wahrlich, er war dieser Sendung würdig. Auf dem Wege vom Friedrichsberger Parke in die Stadt kommen wir an dem Monumente vorbei, das die Bauern zum Dank für ihre Befreiung — schlechten Schuldnern ist man für Bezahlung einer Schuld dankbar — dem Könige Friedrich VI. errichtet haben. Es besteht aus einem Obelisken, der auf einem Sockel ruht und dessen Fuß von vier weiß-marmornen Statuen umgeben ist. — Diese Statuen sind edel-einfach, anmuthig und ausdrucksvoll und rühren, wie man mir sagt, von Wiedevelt her. Die eine derselben, welche Dänemark vorstellen soll, legt traurig die Hand aufs Herz und blickt, wie von tiefer Reue geplagt, nach Nordwesten. Dort blinkt das Wasser, in das sich Wiedevelt, müde des Kampfes mit dem Elend des Lebens, in trauriger Stunde stürzte. Nun sagt die belebende Mythe, daß jene Statue trauere und sich nicht trösten könne über einen solchen Verlust und immer nach der verhängnißvollen Gegend blicken müsse. Wiedevelt hat hier Kopenhagen sein schönstes öffentliches Monument gegeben; das beste nach diesem ist die Reiterstatue vor der Amalienburg, dann folgt, dem Werthe nach, das Standbild Friedrichs VI. im Parke von Bissen, das nicht so schlecht ist, wie die Kopenhagener sagen; das schlechteste und

abgeschmackteste von allen, eine wahre Karikatur, ist der Friedrich oder Christian, der auf Kongens Nytorv über Gefangene und Ungeheuer dahinreitet. Bei der großen Anzahl bedeutender Künstler, die Kopenhagen besitzt, ist es erstaunlich, daß es mit öffentlichen Monumenten so ärmlich und schlecht ausgestattet erscheint. Warum benutzt es nicht eine so große Kraft, wie Jerichau, um sich der Ehre, Thorwaldsen's Stadt zu sein, würdig zu zeigen? Ich habe diesen ausgezeichneten Künstler, der eben so würdig ist, Thorwaldsen's Nachfolger zu sein, wie Wiedevelt der Vorläuferschaft würdig war, in seinem Atelier besucht und mich überzeugt, daß er seinen Ruf weder dem seit Thorwaldsen dem Lande günstigen Vorurtheile, noch der Clique verdankt. Beide hätten im Gegentheil seinem Aufkommen und seinem Rufe nur schaden können. Bei der absoluten Verehrung für den großen Meister sind die aus seiner Art und Weise abstrahirten Regeln zu Dogmen geworden, welche sich der Anerkennung einer neuen und unabhängigen Individualität hindernd entgegenstellen. Die Clique, welche sich nach Thorwaldsen in Dänemark bildete, sich die nationale nannte, dadurch die Meinung der Nation kaptivirte und jene Dogmen in der That aufstellte, hat auch wirklich gegen Jerichau Alles gethan, was den Menschen kränken, den Künstler aber durch Besiegung der Hindernisse stärken und seiner Vollendung entgegenführen mußte. Man nennt Bissen, ein großes Talent, dem Thorwaldsen die Beendigung mancher seiner Werke vererbte, als Haupt jener nationalen Partei oder Clique; er hat alle Tugenden und alle Fehler des treuen Anhängers und Jüngers eines hingegangenen Genius. Er hat zu seinem Talente noch die gute Tradition und die Sicherheit und Ruhe, die solche Tradition der Schule gibt; aber, was anders ist, als es diese Tradition erlaubt, ist heterodox, ist Ketzerei. Auch die Treue hat ihre Schattenseiten, und die Religion des Genies hat ihren Fanatismus und ihre Opfer, wie jede andere.

Man sagt, daß Jerichau — und Andere mit ihm — unter diesem Fanatismus haben leiden müssen. Auch fand ich einen

Mann, der mir trotz aller freundlichen Zuvorkommenheit und wahrhaft künstlerischen Liebenswürdigkeit etwas melancholisch erschien. Doch vergaß ich den Schöpfer über seinen Werken. Eine Marmorgruppe gab mir sofort Aufschluß über das Wesen des Künstlers, in dessen Atelier ich mich befand, und die anderen Werke, die ich später betrachtete, bestätigten mir einzeln, was jene in der Gesammtheit aussprach. Die Gruppe stellt Herkules und Hebe dar. Aus Einem Marmorblocke hat hier der Künstler die Personifizirung der höchsten Kraft und die Personifizirung der höchsten Anmuth herausgehauen. Wie die Beiden in dem Einen Marmorblocke vorhanden waren, so sind sie, Kraft und Anmuth, in der Seele des Künstlers da. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Beiden in der Gruppe so vereinzelt dargestellt seien, daß der Kraft die Anmuth, daß der Anmuth die Kraft fehle. Jede hat von der anderen so viel, als nothwendig ist, die Wahlverwandtschaft der Beiden, die Nothwendigkeit ihrer göttlichen Ehe, der schönsten aller Verbindungen, fühlen zu lassen. — In zwei anderen Einzelstatuen gibt der Künstler eine analoge Antithese. Sie stehen einander gegenüber und heißen der Sklave und die Sklavin: der Sklave, ein Jüngling voll männlichsten Trotzes gegen sein Schicksal, die Sklavin, eine Jungfrau, das Bild der weiblichsten Ergebung — jener eben so erhebend, als diese rührend. Der Sklave erinnert in etwas an den Spartacus in den Tuilerieen, der ehemals voll Trotz das Schloß ansah, und der jetzt, auf Louis Napoleon's Befehl umgewandt, sein trotziges Gesicht dem Volke zukehrt. Aber der Sklave Jerichau's ist weniger pathetisch und natürlicher, als der sonst so schöne Spartacus. Seinen gefesselten Händen zum Trotz, hebt er seine Stirn so stolz empor, wie ein Ajax, der die Blitze des Himmels herausfordert, während die Sklavin traurig Haupt und Nacken beugt, auf daß des Schicksals Ungewitter darüber hinziehen, wie über eine gebrochene Blume. Eine liebliche Idylle neben diesen Tragödien ist die Schnitterin, die auf ihren Aehren entschlafen ist: das vollendetste Bild glücklicher Ruhe. Auch das Urbild des

„Jägers," der zu Jerichau's Ruhm so viel beigetragen, den man aus Abgüssen kennt, und der in Kopenhagen neben Thorwaldsen'schen Kopieen populär geworden ist, sehen wir im Atelier. In diesem Augenblicke arbeitet der Künstler an einem Medaillonportrait seiner Frau, welche als Elisabeth Baumann schon einen berühmten Namen hatte, bevor sie den berühmteren erheirathete. Aber sie begnügt sich nicht mit dem erheiratheten und mitgebrachten Gute; rüstig arbeitet sie darauf los, das Ruhmeskapital zu vermehren. Leider bekamen wir nichts von ihren neuen Arbeiten zu sehen, aber die Erinnerung an manches Alte, wie ein Blick in dieses geist- und gemüthvolle Künstlergesicht, die Lebhaftigkeit und ewige Jugend dieser Frau sind Bürgschaft genug, daß sie mit Erfolg arbeitet. Selten begegnet man einem so auserwählten Künstlerehepaar und einer so schönen Künstlerwirthschaft, die, anstatt die hergebrachte Künstlergenialität zur Schau zu tragen, lieber ein ungezwungenes, gemüthliches, von schönen Kindern belebtes Hauswesen sehen läßt.

So kann man sich in Kopenhagen auch nach dem Thorwaldsen-Museum und der Frauenkirche manchen schönen Kunstgenuß verschaffen, wenn man nur Zeit genug zu einer Wanderung durch die Ateliers findet. Da mir diese fehlte, begnügte ich mich mit dem Ueberblicke, den die Sammlung moderner dänischer Gemälde im Christiansborger Schlosse gewährt. Unter den Lebenden schien mir Marstrand in vielfacher Hinsicht hervorzuragen; er malt meist Scenen aus Holberg'schen Lustspielen, die dem dänischen Publikum sehr geläufig sind; auch ist er in der That sehr populär geworden, und man findet Stiche nach seinen Bildern in allen Kunstläden und in den meisten Privatwohnungen. Er gibt seinen Köpfen, überhaupt den ganzen Gestalten viel Ausdruck und individuellen Charakter und findet mit viel Geist und Takt den Gränzpunkt, wo die Komödienfigur aufhört und die Karikatur anfängt. Wenn er manchmal bis in diese hinüberstreift, so findet die Uebertreibung ihre Rechtfertigung in seinem Vorbilde Holberg und in der Natur. Indessen müssen wir trotz Marstrand,

trotz Exner, der dem Leben der holländischen Kolonieen auf Amager manche poetische Seite abzugewinnen weiß, trotz Gärtner, dem argen, aber talentvollen Realisten, trotz noch manchen anderen Talenten es aussprechen, daß wir die ganze Sammlung moderner Bilder für zwei kleine Bilder von Jens Juel hergäben, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Das ist ein erstaunliches Talent; noch erstaunlicher als er selbst aber ist es, daß er, der treffliche Zeichner, feine Kolorist und höchst geschmackvolle Komponist, so wenig bekannt geworden, und daß die Dänen, die so gern selbst mit kleineren Talenten groß thun, für Verbreitung seines Ruhmes so wenig gethan haben. Er steht zum Mindesten auf gleicher Höhe mit Sir Josua Reynolds.

Ein anderer Maler, der mir Ursache zur Verwunderung gegeben, ist Melbye, der in dieser Galerie nur durch seine Abwesenheit glänzt, während sich die Königssäle ganz nahe bei mit seinen prächtigen Seestücken schmücken. Wie kommt es, daß dieser treffliche Künstler, der überall im Auslande, selbst in Frankreich neben Gudin so große Anerkennung gefunden, in der National-Galerie seiner Heimat fehlt? Gehört er vielleicht nicht zu der bewußten Clique? Hält er sich vielleicht zu unabhängig der etwas bornirten realistischen, nationalen Schule gegenüber? Realisten und Nationale sollten sehr froh sein, einen Künstler zu besitzen, der ihnen Flotte und Meer so schön und so wahr malt, wie kein Anderer. Kein Anderer versteht, wie Melbye, den Charakter und so zu sagen das innere Leben des Schiffes; er beseelt es, er macht ein lebendes Wesen daraus, und Das sollte einer Nation nicht zusagen, die ihre Orlogschiffe als Drachen, als zauberhafte, lebende Wesen betrachtet hat? Wie Andersen in seinen Kindermärchen den Ball und den Kreisel, den Bleisoldaten, den Weihnachtsbaum &c. belebt, wie er dem Schwan, der Ente, der Nachtigall Geist und Gemüth gibt, so haucht Melbye in seinen größeren Konzeptionen in höherem Maße den Schiffen Leben, Traum, Märchenhaftigkeit ein; er gibt ihnen selbst ihre Nationalität und Geschichte. Ja, dieser Marinemaler

erhebt sich manchmal zur Höhe des Historienmalers, wie z. B. in dem „Seegefechte, in welchem Bothwell, der Gatte der Maria Stuart, von einem dänischen Kriegsschiffe gefangen wird." Dieses — dem Grafen Morry gehörende — und andere treffliche Bilder sahen wir in des Künstlers Atelier, das man besuchen muß, um von der Mannigfaltigkeit dieses Talentes, wie von seiner Fähigkeit, sich in alle Stimmungen der Natur zu versenken, einen Begriff zu bekommen. Vor diesen mannigfaltigen Bildern versteht man es, warum die Griechen aus dem Proteus, dem wandelbaren, einen Meergott machten. Hier haben wir das ewig wandelbare, das liebliche und das furchtbare, das veilchenblaue, homerisch-purpurne und kymmerisch-schwarze, das lächelnde und das treulose, das öde und das blühende Meer, hier haben wir es in allen Gestalten vor uns — aber immer schön, immer wie sich ein solcher Gott oder Göttin in einer des Ideals fähigen Seele wiederspiegeln muß.

Auf die Sammlung älterer Gemälde, wie viel Genuß sie uns auch verschafften, wollen wir nicht näher eingehen, da wir überhaupt nichts wiederholen wollen, was man in Reisehandbüchern oder Fremdenführern (z. B. in Lord's „Kopenhagen") eben so gut oder besser finden kann. Sie ist im Ganzen nicht sehr bedeutend und steht unter den öffentlichen Galerien Europa's in dritter oder vierter Reihe. Die Holländer sind vorherrschend und bilden wohl die Hälfte der ganzen Sammlung. Man nennt auch einige große Italiener, aber diese sind meiner Meinung nach meist Kopieen oder Nachahmungen des äußerlichsten Styles der Meister vom Cinque-Cento. Von einigen bin ich dessen gewiß, wie z. B. von dem sogenannten Leonardo. Aecht mag der Dolce sein — aber was liegt an einem Dolce? Die Perle der Sammlung ist ein Rembrandt „Christus in Emaus", eine grobe Pinselei und eines der größten Licht- und Farbenwunder dieses Wunderthäters.

In ihrer Art bei Weitem bedeutender sind die wissenschaftlichen Sammlungen, und unter diesen vielleicht einzig und

unvergleichlich das ethnographische Museum und das nordische Museum. Um das erstere hat sich der Etatsrath Thomsen die größten Verdienste erworben, indem er, an eine kleine Kern-Sammlung anknüpfend, unermüdlich, eifrig und mit Sinn und Auswahl ein langes Leben hindurch erwarb, sammelte, ordnete, und zu diesen Zwecken alle Gelegenheiten benutzte und unzählige Verbindungen über den ganzen Erdball anknüpfte. In der Anordnung und Aufstellung der so erworbenen, aus allen Erdwinkeln stammenden Gegenstände erwies er sich als einen wahren Geschichts-Philosophen, so daß man, durch die langen Reihen der Säle im Prinzenpalast wandernd, durch die verschiedensten Kulturschichten und Entwickelungen menschlicher Gesellschaft zu wandern meint. Ich hatte das Glück, diese Wanderung zum Theil an der Seite dieses jugendfrischen Greises selbst zu machen und so einen klareren Blick in seine Absichten werfen zu können. Da kam ich denn zuerst zu Völkern, welche von Bearbeitung der Metalle nichts wissen, dann zu anderen, welche wohl schon Metalle, aber Eisen und Gold des Geistes noch nicht bearbeiten, das ist: noch keine Literatur haben, endlich zu Nationen, welche ihre Gedanken und Thaten bereits singen oder auch schon aufzeichnen. Aber Herr Thomsen weiß auch, daß der Mensch nicht nur ein Produkt seines Geistes, sondern auch ein Produkt seines Bodens und Himmels ist, daß jede Kultur den Duft und die Farbe der beiden trägt, und er hat die auf diese Bedingungen bezüglichen Unterabtheilungen hervorgehoben. So erfahren wir denn aus dem großen, mit den Gegenständen selbst, anstatt mit den Worten geschriebenen ethnographischen Buche, daß von den Völkern, welche die Metalle noch nicht kennen, die kalte Zone bewohnen: die Grönländer; die gemäßigte Zone: die Neuseeländer; die warme Zone: die Neu-Kaledonier, die Neuholländer, die Fidschi-, die Freundschafts-, die Sandwichs- und die nikobarischen Insulaner ꝛc. Die Metalle werden bearbeitet in Lappland, Kanada, Sibirien, Tatarei, in der Sahara ꝛc. Unter uns fremden Literatur-Völkern treten Indien, China, Japan mit Allem auf, was

der Mensch als ausgebildetes Mixtum Compositum von Thier und Geist in Krieg und Frieden, im Hause wie im Tempel braucht oder auch nicht braucht.

Ich glaube nicht, daß die Weltumsegler auf der Novara während ihrer ganzen Fahrt so viel des Ursprünglichen zu sehen bekommen, als dem Besucher dieser Thomsen'schen Schöpfung in wenigen Stunden vorgeführt wird. Mir war es, als säße ich auf einem blitzschnell segelnden Gedankenschiffe, das jetzt vor der Fellhütte des Grönländers, jetzt vor dem Filzzelte des Tataren, jetzt vor dem Pavillon eines Mandarins Anker wirft. Welche Wohnungen, Fahrzeuge, Waffen, Hausgeräthe, Religionswerkzeuge habe ich gesehen! Schier so reich wie der Erdboden mit seiner Pflanzenwelt schien mir der menschliche Geist mit den Produkten seiner Gedanken. Welch ein unerschöpfliches Bilderbuch für einsame Stunden hat sich Der geschaffen, der das Alles überblicken kann!

Das zweite, vielleicht noch merkwürdigere Museum, weil es in seiner Art nicht nur einzig ist, sondern wohl auch einzig bleiben wird, ist das der nordischen Alterthümer. Schon zählt es über zwölftausend höchst interessante Nummern, die den Gedanken des Beschauers in die Urzeiten des Nordens, in die tiefsten Dunkelheiten der Anfänge menschlicher Gesittung zurückleiten, und es ist beim Patriotismus der Dänen, die alle gern beitragen, wo es sich um Bereicherung eines Schmuckes ihres Vaterlandes, eines Nationalschatzes handelt, und bei den klugen Maßregeln der Direktion vorauszusehen, daß die Zahl dieser Gegenstände noch bedeutend wachsen werde. Während die Bauern des südlichen Frankreichs Urnen, Vasen, Aschenkrüge, Thränenfläschchen und andere antike Gegenstände, die sie so oft unter Pflug und Spaten auf ihren Feldern finden, barbarisch zerschlagen und antike Münzen und Schmucksachen einschmelzen lassen oder zerstören, bringt der dänische Bauer alle seine Funde getreulich in das nordische Museum, denn es wird ihm der volle Metallwerth und, wenn der Gegenstand besonders interessant ist, noch eine

besondere Prämie ausbezahlt. Diese kluge Maßregel verdankt man ebenfalls dem schon gerühmten Herrn Thomsen, der sich um diese Sammlung nicht geringere Verdienste erworben, als um die ethnographische. Die Beamten, Gutsbesitzer, Pfarrer vom Lande thun von selbst, wozu der Bauer durch Zahlung und Prämien bewogen wird.

Auch diese Sammlung hat Herr Thomsen sehr sinnig und übersichtlich eingetheilt: in die Urzeit und in die katholische Zeit. Die nordische Urzeit dauert bekanntlich sehr lange und erstreckt sich, wie wir hier klar sehen können, bis beinahe 1000 Jahre nach Christi Geburt. Die älteste Periode dieser Urzeit ist das steinerne Zeitalter, das ist die Zeit, die meist nur steinerne Waffen und Hausgeräthe kannte; waren doch selbst die Lanzenspitzen von Stein. Doch mußte auch gehärtetes Erdreich oder Bernstein manchmal aushelfen. Ein tiefes Mitleid überfällt uns bei Besichtigung z. B. einer Axt, in die mit größter Mühe ein Loch für den Schaft gebohrt ist, und doch gehört diese Axt bereits einer vorgeschrittenen Periode, einer höheren Kultur-Epoche an. Ein ganzes Volk von Robinsons! Welche Summe von Müh- und Drangsalen! Und heute braust die Lokomotive an den Hünengräbern vorbei, in denen diese Zeugnisse der Hülflosigkeit gefunden werden.

Dem steinernen Zeitalter folgt das kupferne, das bis 500 Jahre nach Christi Geburt reicht. Um die Zeit lagen schon die herrlichsten Tempel Griechenlands und Roms in Trümmern, war die Schule des Phidias längst vergessen. Die Schwerter sind von Kupfer. Auch Gold bearbeitete man schon, meist in spiralförmigen Ringen, die auch als Geld dienen mußten, da man die Münze noch nicht kannte. Höchst interessant sind die aus dieser Zeit stammenden Kriegstrompeten, die sogenannten Luren, die eine großartige, geschwungene, fast möchte ich sagen: epische Form haben und so vortrefflich gearbeitet sind, daß sie ihren uralten Ton, der die Recken zum Kampfe rief, bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Endlich, endlich bricht das eiserne Zeitalter an. Wer sollte es glauben, daß mit dem Eisen, dem Stoffe der Fessel und aller Mordwerkzeuge, das Tibull so schwer verflucht, daß mit dem Eisen das Zeitalter des Lichtes anbricht! Mit dem Eisen erscheint das Silber — dann das Glas und — fiat lux — die Schrift und die Runen. Auch das Geld tritt mit dem Eisen auf; freilich erst als fremde Münze. Aber die fremde Münze ist ein Beweis der Berührung mit anderen Völkern und des Verkehrs — und Verkehr heißt Civilisation.

Dem Gelde und dem Eisen auf dem Fuße folgt die katholische Zeit. Man ist in die große Familie eingetreten. Diese Zeit hat schon europäische Familienähnlichkeit.

Auch hier waren wir so glücklich, von Herrn Thomsen pilotirt zu werden, und wir bewunderten diesen Jünglingsgreis fast eben so sehr, wie eine alte Lure. Auch er hat seine ganze Frische bewahrt, und da ihm daran liegt, daß man die Sammlung und ihre Bedeutung gehörig würdige, so erklärt er unermüdlich nach rechts und links, gleichgültig, ob er sich der dänischen, deutschen, englischen, französischen Sprache dabei bedienen muß.

Auch im Münzkabinette im Rosenburgschloß war er unser Führer. Er ist Kopenhagens alter Ueberall. Auch diese Sammlung ist im höchsten Grade beachtenswerth. Sie zählt an 70,000 Nummern und unter diesen Münzen aus der römischen Republik und höchst seltene aus den ältesten Zeiten Rußlands, auch alte persische, japanische und viele mittelasiatische aus den unzugänglichsten Epochen. Die nordischen Münzen gehen bis auf die Zeit Svend Tveskjäg's zurück. Sehr interessant ist ein schwedisches Geldstück: eine große, viereckige, roh zugeschnittene, dicke Kupferplatte mit fünf Stempeln. Dieses Geld ist sehr geeignet, das Unglück des Reichthums zu veranschaulichen, denn wer nur fünf solcher Münzen besitzt, ist ein Sklave des Besitzes; er ist an die Scholle gebunden, er kann sich nicht vom Flecke rühren. Um eine kleine Summe solchen Geldes fortzubringen, bedürfte es eines kräftigen Ochsengespannes. Mit solchem Gelde mußte der

arme Gustav Wasa sein Land befreien. Oder ist solches hyperspartanisches Geld zur Befreiung der Menschen geeigneter, als die leicht tragbaren Staatspapiere und Banknoten? Nach den Erfahrungen der Neuzeit sollte man es glauben und Lykurg und Gustav Wasa für die einzigen Gesetzgeber halten, die es mit der Freiheit ehrlich gemeint haben.

Auf Rosenburg-Schloß wollen wir uns nicht näher einlassen; wir würden sonst nicht fertig, denn seine Sammlungen sind eben so unendlich, wie seine Räume. Uebrigens sind sie nicht so interessant wie die anderen, in so fern sie in anderen Städten — in Dresdens grünem Gewölbe, in Wiens Ambraser Sammlung, im Hotel Cluny ꝛc. — ihres Gleichen finden. Am Interessantesten ist das Schloß selbst, das uns doppelt überraschte, da es in der Stadt liegt und doch so aussieht, als ob es eigentlich wo im wilden Walde als ein pompöses Jagdschloß liegen müßte. Es hat nichts von einem städtischen Palaste und alle Romantik eines verborgenen Königssitzes. Es müßte sich mit seinen gewaltigen Thürmen von der Höhe steiler Felsen in einem halbdunklen See spiegeln und vor den überraschten Augen eines in der Wildniß verirrten Wanderers auftauchen, als hätte es Fee Morgana dahingezaubert. In der That lag es ursprünglich vor der Stadt; erst die neue Zeit hat die Stadtmauer um dasselbe herumgeführt; indessen erhält der Park, der es mit alten und dichten Bäumen von den belebten und modernen Straßen trennt, die nothwendige Illusion. Der Mann, von dem beinahe alle schönen und bedeutenden Bauwerke Dänemarks herrühren, Christian IV., hat auch dieses Schloß erbaut. Eine geniale und frische Natur, wie er war, hielt er alle Pedanterie von sich fern, kam es ihm nie auf einen schulstrengen Styl, wohl aber auf das Schöne, Bedeutende an. So ist es auch hier schwer zu sagen, welchem Style eigentlich die Architektur angehöre; der normannische, der gothische, der italienische haben sich vereinigt, und zwar in einer Weise, daß die schönste Harmonie zu Stande kam. Inigo Jones, den man als Architekten

nennt, hat sich keinen charakterlosen Eklektizismus zu Schulden kommen lassen; aus drei Schulen hat er einen einheitlichen Gedanken abstrahirt.

Der Schloßgarten hat für uns Deutsche, die wir uns unseren Landsmann Struensee durch verschiedene Dichtungen zurückerobert haben — vielleicht nur, um wenigstens in der Poesie einen so liberalen Minister zu besitzen —, neben seiner Schönheit noch viel Anziehendes. Hier gab Struensee die leuchtenden nächtlichen Feste, die den melancholischen König Christian VII. zerstreuen sollten, nebenbei aber dämmerige Winkel und Lauben genug übrig ließen, in denen der Minister der schönen Königin Mathilde unbelauschte Worte der Liebe zuflüstern konnte. Dieser Predigersohn muß sehr liebenswürdig gewesen sein, da seine Geliebte die Strafe für ein so kurzes Glück so lange mit so großer Ergebung getragen, und er muß ein trefflicher Minister gewesen sein, da die Dänen, die alles Gute, das ihnen von Deutschen zukommt, so gern verkennen, ihn noch heute beklagen und ihn allen nationalen Ministern, die auf ihn folgten, vorziehen.

Doch müssen wir noch Einzelnes aus dem Inneren und aus den Sammlungen des Schlosses erwähnen. Die ehrwürdigste Reliquie, der wir da begegnen, ist wohl das Schwert Gustav Adolf's. Wir sind nicht geneigt, Mordwerkzeuge jeglicher Art groß gerührt oder mit Ehrfurcht zu betrachten, auch nicht, jede große Menschenschlächterei als eine Heldenthat zu bewundern, aber beim Anblick dieses Schwertes fielen mir doch die Verse ein, die Lassalle in seiner Tragödie „Franz von Sickingen" dem Ulrich Hutten in den Mund legt:

Denkt besser von dem Schwert!
Ein Schwert, geschwungen für die Freiheit, ist
Das fleischgewordene Wort, von dem ihr predigt...
Das Christenthum, es ward durchs Schwert verbreitet,
Durchs Schwert hat Deutschland jener Karl getauft,
Den wir noch heut den Großen staunend nennen.
Es ward durchs Schwert das Heidenthum gestürzt,

Durchs Schwert befreit des Welterlösers Grab,
Durchs Schwert aus Rom Tarquinius vertrieben,
Durchs Schwert von Hellas Xerxes heimgepeitscht.
Und Wissenschaft und Künste uns geboren.
Durchs Schwert schlug David, Simson, Gideon:
So vor- wie seitdem ward durchs Schwert vollendet
Das Herrliche, das die Geschichte sah,
Und alles Große, was sich jemals wird vollbringen,
Dem Schwert zuletzt verdankt es sein Gelingen.

Diesem Schwerte zunächst als Reliquie steht das blutbefleckte Taschentuch, das Christian IV. in der Schlacht, in der er das Auge verlor, ruhig auf die Wunde drückte, während er weiter kommandirte. Alles, was diesen tapferen, unternehmenden, schöpferischen, praktischen, bei allem Unglück unermüdlichen König berührt, ist schon an sich bedeutend. Rührend ist das Portrait des Königs, das die unglückliche Prinzessin Eleonore Christine im Gefängniß stickte; Stoff zu einer patriotischen Ballade der kleine Anker, welcher Christian V. während eines wüthenden Sturmes rettete, da alle Stricke rissen und alle anderen Anker verloren gingen. Aber höchst komisch sind die Doktor-Diplome, welche Oxford und Cambridge dem blödsinnigen Christian VII. verehrten; die beiden ehrwürdigen Universitäten haben es schon unter Karl II. und Jakob II. bewiesen, wie wenig dazu gehört, um ihre Anerkennung zu erlangen, und daß sie den Mangel an gesundem Menschenverstande, auf historische und theologische Bücher gestützt, mit zur „Prärogative" rechneten. — Das Spiegelzimmer, dessen Wände, Decke und Fußboden mit Spiegeln ganz und gar ausgelegt sind, wirft das Bild des Besuchers unzählige und aber unzählige Male zurück und macht einen beinahe unheimlichen Eindruck. Vielleicht war das nur bei mir der Fall, weil ich mich der alten Geschichte erinnerte, die man von der Gerichtsbarkeit Venedigs erzählt. Die Zehn ließen einmal, wie es heißt, ein Gefängniß so mit Spiegelgläsern auslegen und sperrten da einen Vatermörder sammt der Leiche des gemordeten

Vaters hinein. Wohin er sich nun wandte, sah der Elende sich und sein Verbrechen ins Unendliche multiplizirt. Und man ließ ihn diese Multiplikation so lange betrachten, bis er in Raserei verfiel und sich selbst zerfleischte. — Gewaltig groß ist der Rittersaal der Rosenburg; die Sage, daß der berühmte runde Thurm von Kopenhagen sich seiner ganzen Länge nach in diesem Saale gemächlich ausstrecken könnte, veranschaulicht seine Größe. Die Wände sind mit in Dänemark fabrizirten Gobelins bedeckt, welche die Schlachten eines Christian darstellen. Am oberen Ende lagern drei kolossale silberne Löwen um einen Thron, denn ehemals fanden hier große offizielle Feierlichkeiten statt. Jetzt gehören die silbernen Löwen, wie alle die Schätze der Rosenburg, obwohl sie dereinst persönliches Eigenthum der Könige gewesen, dem Staate, der das Alles an sich nahm, als er ernstlich an Befreiung dachte.

Die Dänen sind ein praktisches Völklein; dieses Lob muß man ihnen auf Schritt und Tritt spenden. Nur eine Ruine inmitten der Stadt erinnert an vorübergehende Phantasterei; stände sie in einer deutschen Stadt, alle Welt würde sie als Symbol deutschen, unpraktischen Sinnes betrachten und ausschreien. Ich meine die unvollendete Marmorkirche, die als moderne Ruine mitten im bewegten Leben der Hauptstadt höchst melancholisch ihr obdachloses Haupt und ihre unvollendeten Glieder dem Wind und Wetter ausgesetzt sieht. Im vorigen Jahrhundert hatte man die eitle Idee, sich auch eine Marmorkirche beizulegen; aber es fand sich am Ende doch, daß man zu einem solchen florentinischen Luxus nicht Geld genug gehabt, und endlich fand sich, daß man sie auf schwankenden, sumpfigen Grund gebaut, der eine solche Last zu tragen nicht im Stande war. Da mußte man denn aus doppelter Ursache zu bauen aufhören; und da steht ein Anfang ohne Ende, der bei Weitem kein Kölner Dom ist und doch nie fortgesetzt werden wird.

Aber genug der Stadt, obwohl wir noch viel zu erzählen hätten.

Auf und weiter! Sehen wir uns im Lande selbst um, sehen wir nach, ob uns Kopenhagen als Hauptstadt nicht einen Humbug vorgemacht und ob das Land zu ihr in einem entsprechenden Verhältnisse steht. So eine Hauptstadt ist oft eine Weltdame, welche die Misere der Familie und ihre eigene durch Benehmen und Toilette zu verstecken weiß. Sehen wir, ob es auch in Dänemark so ist. — Aus dem Hafen laufen täglich leichte und schnelle Dampfschiffe; sie heißen Hamlet, Ophelia, Horatio. Merkst du's? Sie gehen nach Helsingör, nach der unsterblichen Terrasse, wo des hochseligen Königs Majestät wandelt, bis der Hahn, des jungen Tag's Trompete, ihn ins Fegefeuer zurückruft. Das müssen wir sehen; das ist Pflicht und Ruhm zugleich. Auf nach Helsingör!

IV.

Wer Kopenhagen besucht und sich von Hamlet, Horatio oder Ophelia nicht nach Helsingör tragen läßt, begeht eine Sünde gegen den Geist der Schönheit und die größte Sünde gegen sich selbst; denn es ist ein heiliges Gebot, daß man allüberall den Spuren der Schönheit folge und daß der Lebende erlebe. Erleben nur ist Leben, und es kommt uns nicht Alles ins Haus und auf die Stube, trotz der prächtigsten Intuitionen.

> Wer da will Geister sehn,
> Muß Geisterpfade gehn.

Auf dem Wege nach Helsingör fahren wir vielen Geistern entgegen: allen den Geistern, denen Shakespeare Fleisch und Blut gegeben, seinem eigenen ungeheuren, der, das Haupt in den Sternen, über Land und Meer schreitet, dann dem nordischen Geiste Dänemarks, dem Holger Danske, und endlich der kosmopolitischen Weißen Frau. Die Geisterpfade aber sind in Junitagen licht, blau und lachend. Herrlich ist diese Fahrt den

Sund hinauf, die üppige Küste mit ihren schimmernden Villen, Fischerdörfern und schattigen Buchenhainen entlang, an Bellevue, Klampenborg, Tarbeck vorbei. Rechts haben wir Schweden und die Insel Hoen, auf der sich einst Tycho de Brahe Schloß und Observatorium baute und in den Sternen las, bevor er nach Prag ging zum verrückten Kaiser Rudolf II. und in das stille Benatek, um endlich, aus purer Rücksicht für die Hofetiquette, bei Tische seine Blase platzen zu lassen und elendiglich zu sterben. — Das Meer war ruhig und klar, wie ein in sich befriedigter Alpensee, und wie einst bei Salamis sah ich auf seinen Grund, in seine geheimnißvollen Wälder und in das Treiben seiner barocken Bewohner; die Luft, sanft, feucht, war durchsichtig bis in die fernste Ferne und brachte uns Dänemarks und Schwedens Küsten so nahe, daß wir glaubten, in die Fenster sehen zu können. Eine Kriegs-Fregatte benutzte den schönen Tag, legte sich auf hoher See vor Anker und schoß zur Uebung nach einem sehr fernen schwimmenden Ziele. Wie die Kugel über die blaue Fläche hinfuhr, ließ sie kleine weiße Rauchwölkchen auf ihrer Spur zurück. Wir fuhren nahe daran vorbei, da sahen wir den dicken König an Bord, den Fitz-König. — Höher im Norden kam uns ein leiser, milder Nordwind entgegen, und siehe da — ein hinreißendes Schauspiel — mit ihm kamen Hunderte von Segeln, die jenseits Helsingör Tage lang geträumt und gewartet hatten und nun mit dem leisen Hauche sanft und groß in die Ostsee einfuhren. Der glatte Spiegel war mit Einem Male glänzend weiß belebt; massenhaft, aber still, fast regungslos, glitten sie dem Süden zu, und immer neue kamen hinter Kronborg hervor, als wollte der Geisterzug nimmer enden, als läge dort hinter dem Vorgebirge die Heimat aller Schiffe, die plötzlich von Wanderlust ergriffen werden. Uns aber trug „Hamlet" nach Norden.

Kronborg, das, den Sund beherrschend, auf einem Vorsprunge liegt, kam uns zuerst zu Gesichte. Es erinnerte mich an die Dardanellen, wie überhaupt die ganze Gegend an die

Einfahrt in den Hellespont, nur daß ich die Ebene von Troja nicht zur Rechten hatte und im Herzen nicht die homerische Andacht, die mir an der Besika-Bai und vor Tenedos den Athem benahm. Ich war im Gegentheil ärgerlich. Ein junger, sehr gebildeter Mann hatte sich mir auf dem Schiffe angeschlossen und gab mir mit großer Zuvorkommenheit Aufschluß über Dieß und Jenes; er bot mir selbst seinen Wagen an, den er in Helsingör hatte, um mir die Reise ins Innere zu erleichtern. — Sie sind ein Deutscher? fragte ich ihn. — Nein, erwiderte er, ich bin ein Däne. — Wir sprachen weiter, und siehe da, es ergab sich aus seinem Gespräche, daß er ein Holsteiner war. Der Kerl hatte sein Vaterland verleugnet. Ich drehte ihm auf die Entdeckung hin den Rücken, und als wir in Helsingör landeten, verließ er mich schnell, ohne Ade zu sagen und ohne mir aufs Neue seine Dienste und seinen Wagen anzubieten. Wahrscheinlich einer von Denen, die Carriere machen wollen. — Helsingör mit seinem kleinen Hafen, seinen alten Häusern und der gewaltigen Masse des gethürmten Kronborg, vom blauen Meere umarmt und zurückgespiegelt, nimmt sich sehr malerisch aus. In seinen langen, schmalen, schlechtgepflasterten Straßen ist es ziemlich still, beinahe ländlich. Es treibt bedeutenden Handel, aber der Verkehr und die Bewegung sollen zur Zeit des Sundzolles, da alle Schiffe hier Anker werfen mußten, viel belebter gewesen sein. Darum klagen die Einwohner sehr über die Abschaffung dieses Stückes Mittelalter. Ich nenne es nicht Seeräuberei, wie es die Erbitterung über die gehässige Form dieses Zolles zu nennen beliebte, da es wirklich unbillig gewesen wäre, Dänemark allein die Kosten für die Erhaltung aller in diesen gewundenen, vielfachen und gefährlichen Gewässern nothwendigen Vorsichtsanstalten tragen zu lassen, um so unbilliger, als diese Anstalten vielen anderen seefahrenden Nationen eben so und noch mehr zu Statten kamen, als den Dänen selbst, und als die Schifffahrt Dänemarks zu den großen Kosten in keinem Verhältnisse stand. Die Form allein, in der sich Dänemark Entschädigung verschaffte, war, wie gesagt,

gehässig, unserer Zeit unwürdig und der Schifffahrt hinderlich. Um Helsingör seinen Verlust zu vergüten, denkt man daran, es durch eine Eisenbahn mit der Hauptstadt zu verbinden, sobald man nur Geld haben wird. Freilich hat das Projekt eine starke Partei gegen sich, welche behauptet, daß die Dampfschifffahrt genüge.

Durch die Stadt wandernd, konnte ich die Bemerkung machen, wie groß die Fortschritte der Civilisation seien, da sie selbst mit ihren häßlichsten Ausgeburten in diese von einem Seeräuber, Helsing, gegründete Stadt im hohen Norden gedrungen ist. Die engen Straßen wurden mir mehrere Male durch Krinolinen verbarrikadirt, und in einer sehr engen Seitengasse gerieth ich in ein Kreuzfeuer von Klavieren, die aus mehreren offenen Fenstern rechts und links scheußliche Variationenmusik mit Hindernissen auf die Straßen spieen. Aber auch den guten Seiten der Civilisation begegnete ich in Helsingör. Das Volk ist immer freundlich, überaus höflich, von guten Manieren und sehr dienstbereit. Spricht man Jemanden in deutscher Sprache an, und er versteht den Fremden nicht, sieht er sich nur um, und er entdeckt gewiß im Bereiche seines Auges irgend ein Individuum, das Deutsch spricht. Mir wenigstens begegnete Das zu wiederholten Malen.

Von Helsingör wanderte ich nach Marienlust, einem ehemaligen königlichen Lustschlosse, das jetzt, in eine Art Kurplatz verwandelt, ein reizendes Tusculum für viele Fremde bildet. Es liegt an der schmalsten Stelle des Sundes, und Helsingborg, so wie viele einzelne Häuser und Gehöfte auf der schwedischen Seite, eben so das Gebirge Kullen sind mit freiem Auge sehr deutlich zu sehen. Da entfaltet sich ein Landschaftsbild, mit Segeln als Staffage im Vordergrunde, ein Landschaftsbild, welches sich in die Seele photographirt und das man für alle künftigen Zeiten als ein liebes Andenken mitnimmt. Den möchte ich kennen, oder vielmehr nicht kennen, in dessen Erinnerung sich dieser Eindruck zu verwischen vermag. Stunden und Stunden lang saß ich auf der berühmten „Terrasse" hinter dem Hause, derselben, wie

ernstlich versichert wird, auf der Bernardo Wache hielt und auf der „Es" erschien, auf der Horatio als ein scholar „Es" anredete, und während ich da mein Beefsteak verzehrte, sah ich eben so vergeistigt hinaus, wie beim Kaffee und mit der Cigarre. Bei diesem Anblick heften unsichtbare Genien selbst dem Beefsteakesser bläuliche Fittiche an die Seele. Ich hatte wieder eine Perle zu den Perlen gefunden, die ich zu einer Schnur um den Nacken meiner Psyche auf dem Erdboden sammle. Zu den Erinnerungen an die Thekie von Pera, an die Ruinen von Smyrna, an Sunium, an die Terrasse von Vevey, an die Pointe du Raz und andere fügte ich die Terrasse von Helsingör.

Natürlich besuchte ich auch „Hamlet's Grab," das mich seiner Authentizität wegen, mit Respekt zu reden, an Monte Christo's Gefängniß im Chateau d'If erinnerte. Und doch! — trotz dieser spekulativen Profanation, die sich, noch immer seeräuberisch, à la Helsing, zweiunddreißig Schillinge für den Anblick dieses Grabes zahlen läßt, doch fühlt man sich hier, sobald man sich den Namen „Terrasse von Helsingör" ausspricht, vom Geiste Shakespeare's umweht, wie auf der Ebene von Ilion vom Geiste Homer's. Selbst die „Quelle Ophelia's," in der sich die Holde nur hätte ertränken können, indem sie mit Gewalt den Kopf unter Wasser hielt, und die man so nennen mußte, weil es in der ganzen Gegend kein süßes Wasser gibt, in das man sie shakespearisch hätte werfen können — selbst diesen Humbug betrachtet man mit Andacht. Selbst dieser Schwindel mahnt ja an die allmächtige Belebungskraft des Genie's. Wie mächtig zeigt sie sich auch hier, da sie mit der Dichtung die alte nationale Sage vom Prinzen Amlet in Jütland, wo sie zu Hause ist, entwurzelte und mit Allem, was sie hinzugethan, hieher verpflanzte — nur weil Er, William, über seine Szene schrieb: Terrasse von Helsingör.

Manche Forscher verlegen den Geist von Hamlet's Vater auf die Platform von Kronborg; Ursache genug, diese pensionirte Sundzoll-Dardanelle zu besuchen! Sie liegt, durch ein baum-

bepflanztes Glacis von der Stadt getrennt, auf einem Vorsprunge, überblickt den ganzen Sund und kann ihre Kanonenkugeln beinahe bis an die schwedische Küste schleudern. Kronborg-Schloß ist eine sehr respektable Masse; die Mauern des eigentlichen Schloßgebäudes sind gewaltig hoch, reich verziert, mannigfaltig und voll Bewegung; die hohen Thürme vollenden seinen malerischen Charakter. Es ist mit viel mehr Geschmack ausgeführt, als solchen, gewissen positiven Zwecken bestimmten Schlössern oder Festungen eigen zu sein pflegt, und schon dieser Umstand läßt uns errathen, daß ihm Christian IV. den Stempel aufgedrückt hat, obwohl es schon unter Friedrich II. angelegt worden. Auch das Gemisch von Gothisch-Romanisch-Renaissance-Styl verräth ihn, aber nicht das Gemisch allein, vielmehr der Geschmack, das Sinnvolle dieses Gemisches. Durch moderne Festungsmauern, über Zugbrücken gelangt man in den Hof, der öde aussieht und den Charakter eines Kasernenhofes angenommen hat. In der That ist Kronborg heute nichts Anderes mehr, als eine Kaserne. Es wimmelte da von Soldaten. Ich näherte mich ihnen, um allerlei Auskunft zu erlangen, und siehe da, es waren Deutsche. — Ich glaubte, sagte ich zu ihnen, hier nur Dänen zu finden. — Nein, sagte Einer, nichts Dänen — wir sind Holsteiner! Dabei blinzelte er mit dem einen Auge, und die Anderen lachten. — Nun, nun, sagte ich absichtlich, Holsteiner in dieser Festung und in dieser Uniform sind doch halbe Dänen! — Nein! riefen Mehrere, und mit mehr Muth und lauter, als der Erste, wir sind Holsteiner, wir sind Deutsche! — Diese laute Versicherung im Hofe dieser dänischsten Festung that mir wohl, besonders nach der Erfahrung, die ich diesen Morgen mit dem Gentleman vom Dampfschiffe gemacht. Indessen fühlte ich keinen weiteren Beruf, ich der Gast, hier aufrührisch zu wühlen, und ging weiter, um das Innere des Schlosses zu besehen.

Die Kapelle hat eine gewisse Berühmtheit, aber ich fand sie mit Ausschmückungen zu sehr überladen und zu kleinlich mit Farben ausgeziert. — Eine der interessantesten Erinnerungen,

die sich an die Gemächer dieses Schlosses knüpfen, ist die an die arme Mathilde, die Geliebte Struensee's, welche in der Nacht, da die Verschwörung Julianens und Guldbergs ausbrach, als Gefangene hiehergebracht wurde. Hier wohnte sie, bis sie nach Celle in die Verbannung geschickt wurde, in dasselbe Schloß neben dem berühmten Zuchthause, das ich vor Kurzem erst im Mondenschein, umklungen von Nachtigallengesang und umduftet von einem Walde von Blüthen, gesehen habe. Ein höchst poesievolles Zuchthaus. — Die Platform von Kronborg-Schloß gewährt eine Aussicht bis Kopenhagen und tief hinein nach Schweden. Um die „Weiße Frau", die auch hier spazieren geht, zu sehen, war es noch zu früh am Tage, und Holger Danske konnte ich nicht besuchen, da er unten, unter den Wölbungen des Schlosses sitzt und der Fremde daselbst nicht Zutritt hat. Die Keller des Kronborg-Schlosses nämlich sind Dänemarks Kyffhäuser oder Untersberg, und Holger Danske ist der National-Held und Geist, der bei Gelegenheit hervorkommen und seinem Lande helfen soll, der dänische Barbarossa, Marko oder Artus.

V.

Um ins Innere des Landes vorzudringen, mußte ich Extrapost nehmen und hatte so nach langen Jahren wieder einmal ein Vergnügen, dessen Existenz in vielen Gegenden des Kontinentes beinahe nicht mehr geahnt wird. Im offenen Wagen fuhr ich über die kleinen Hügel dahin, die man in anderen Ländern kaum als solche anerkennen würde. Rechts blieb der Hügel Odin's. Aber nichts auf dem ganzen Wege reimte mit diesem alt-nordischen Namen; ich fuhr durch ein modernstes, civilisirtestes Land. Dörfern begegnete ich zwar nur selten, aber die einzelnen Häuser und Höfe, die über das Land zerstreut sind und mitten unter den zu ihnen gehörigen Feldern und Fluren liegen, athmen Wohl-

stand, Gemächlichkeit, Bildung. Nirgends Armuth, nirgends Rohheit. Bücher, Zeitungen, Schulen werden gewöhnlich als Kriterien der Bildung eines Landes betrachtet; ich habe mich auf allen meinen Reisen überzeugt, daß es noch ein anderes und vielleicht überzeugenderes Kriterium gebe, und dieses ist die Reinlichkeit der Kinder. Man kann sicher sein, daß man sich in einer ungebildeten Gegend befindet, wo sich auf der Straße ungewaschene, schmutzige Kinder, in zerrissenen Kleidern, mit struppigen Haaren herumtreiben. Ganz anders ist es im ganzen nördlichen Seeland, das ich von Helsingör aus durchstreift habe. Die Kinder sind reinlich gewaschen, einfach, aber gut, selbst in den Dörfern beinahe städtisch gekleidet; die blonden Haare hübsch gelockt oder in Flechten um den Kopf geschlungen. Breite Sommerhüte schützen sie gegen die Sonne, die übrigens ihrem nordischen Inkarnat nichts anzuhaben vermag. Dabei sind diese lieblichen Kinder überaus freundlich, nicht im Mindesten wild oder scheu, grüßen jeden Fremdling aufs Höflichste und gehen auf jeden Scherz ein, den er sich mit ihnen erlaubt. Es war immer ein lieblicher Anblick, wo eine Gruppe spielend unter einem Baume lag oder über Raine und Feldpfade der Schule zueilte. Ungefähr eine halbe Stunde lang fuhr ich einmal in Gesellschaft solcher literarischer Jugend beiderlei Geschlechtes; ich lud eine Gruppe von Fünfen ein, mit mir zu fahren, und lachend nahmen sie meine Einladung an, stiegen ein und ergötzten mich und den Postillon, bis wir sie vor dem Schulhause absetzten. Volksschulen gibt es in größtmöglicher Anzahl in ganz Seeland. In vielen Dörfern bemerkte ich allerlei Turnapparate, und auf Erkundigung erfuhr ich, daß mit beinahe allen Volksschulen Turn-Anstalten verbunden sind.

Es war eine reizende Fahrt. Von jeder kleinsten Anhöhe sah man über die flache Küste hinweg auf das blaue Meer, und wie tief man sich auch schon im Lande befand, bei der durchsichtigen, klaren Luft war es doch immer, als führe man in nächster Nachbarschaft der weißen Segel, die ruhig träumend dahinzogen. Die

kleinen Haine auf Anhöhen und in Thälern bildeten saftige Vordergründe und manchmal schöne Rahmen zu vollendeten Seestücken. Endlich verschwand das Meer, denn wir waren im Buchenwalde von Friedensburg, einem der schönsten Wälder, der alle Reize und nichts von dem Schrecken oder der Düsterheit eines Waldes besitzt. In einen solchen Wald kann der rohe Zufall, nie aber der Dichter, die Scene eines Verbrechens oder einer wilden That versetzen; der Dichter, die menschliche Phantasie überhaupt wird ihn nur mit Einsamen oder Gruppen beleben, die ein tief inniges Glück oder Trost im Schooße der Natur suchen, wie das Kind im Schooße der Mutter. Seeland ist das Land der schönen Wälder. Ist das Meer verschwunden, so lächelt uns zum Ersatz durch das Dickicht des Waldes mit Einem Male der Esrom-See, ein Miniatur-See, aber groß genug, um großer Schönheit als Spiegel zu dienen.

Am Ufer dieses See's, von diesem Walde umschlungen, liegt das Schloß Friedensburg. Wir sind in der Gegend, wo es von königlichen Schlössern wimmelt, was zwar nicht dem ökonomischen Sinne, aber dem Geschmacke der Könige Ehre macht. Die Kleinheit Seelands in Anschlag gebracht, gibt es vielleicht kein Land, das so viele und großartige Schlösser besäße. Friedensburg speziell ist zwar durch seine Lage, nicht aber durch seine Bauart ein gutes Zeugniß für den Geschmack seines Erbauers, Friedrich's IV., der es als ein Denkmal an den mit Karl XII. geschlossenen Frieden aufführen ließ. Daher der Name und daher auch die gezwungene Form eines Friedenstempels; daher auch die schlechte Bildsäule der Konkordia im Schloßhofe. Etwas Barockeres als diesen Bau habe ich selten gesehen. Er besteht zum größten Theile aus Einer großen Halle, die sich bis zur höchsten Höhe des Schlosses erhebt und sich oben als Kuppel vereinigt. Auf halber Höhe läuft eine Galerie herum, in welche viele Korridore münden, an die sich wieder die Zimmer anreihen. Ausgeschmückt ist die große Halle mit schlechten Bildern, die sich auf Friedrich und Karl beziehen. — Man erwartet an diesem lieb-

lichen See, in diesem herrlichen Walde etwas Schöneres; das Schloß ist öde, ungemüthlich, beinahe gespensterhaft und paßt so ganz allein zu den Gespenstersagen der Gegend. Wir befinden uns hier nämlich in der Gegend des dänischen „Wilden Jägers." König Woldemar wohnte nicht weit von hier, in einem mitten im Gurre-See gelegenen Schlosse. Er versicherte, daß er mit Vergnügen auf den Himmel Verzicht leisten würde, wenn er nur für alle Ewigkeit in dieser schönen Gegend wohnen und jagen könnte. Mit diesen Worten hat er sich versündigt, denn es steht dem guten Christen nicht frei, auf die geringste himmlische Seligkeit Verzicht zu leisten, und sein Wunsch ist ihm erfüllt worden. Er wohnt und jagt nun ewig in diesen Wäldern, aber nicht mit dem Gesicht im Nacken, sondern wie andere ordentliche Menschen. Auch ist er kein böses Gespenst, vor dem man sich fürchtet, sondern ein jovialer, guter Patron. Manchmal, bei besonders gutem Wetter, reitet seine zarte Geliebte Tovedille mit ihm; das spricht sehr für Woldemar, denn ein Geist, der mit seiner Geliebten im Mondenschein ausreitet, ist gewiß ein gemüthlicher Geist.

Weiter durch den herrlichen Wald und nach kaum einer Stunde mäßigen Trabes taucht das Wunder Dänemarks, das dänische Chenonceau, das alte Schloß Friedrichsborg, aus Wald und Wässern auf. Wie das genannte französische Schloß erhebt sich Friedrichsborg mitten aus der Fluth eines kleinen See's, aber größer, großartiger und prachtvoller. Alle anderen Bauten Christian's IV. erscheinen uns mit Einem Male wie kleine Versuche und Vorarbeiten, die nur Kraft und Geschmack für dieses Werk üben und bilden sollten. In der That war er bei diesem Baue mit seinem ganzen Herzen, seinem ganzen Gemüthe, denn er liebte diese Gegend, in der er auf offenem Felde geboren war; auch nannten die Schranzen seinen Plan, hier ein solches Wunderwerk aufzuführen, einen „Kindertraum." Vielleicht war es auch ein Kindertraum, vielleicht ist das Schloß darum so märchenhaft ausgefallen. Chambord etwa ausgenommen, kenne ich kein Königsschloß auf plattem Lande, das sich mit diesem messen könnte.

Die Lage mitten im Wasser; die prachtvollen Buchenhaine und Gärten, die sich überall so nahe als möglich herandrängen, um es zu bekränzen; das gewaltige, vier Stock hohe Haupt-Gebäude; die fünf zum Himmel aufstrebenden, massigen und doch so luftigen Thürme; die zahllosen Nebengebäude, die sich anschließen und malerisch gruppiren; die Brücken, Galerieen, Thore, die Alles verbinden; die Wälle, Zinnen und Gräben, die in Windungen das Ganze umschließen; die bald rosige, bald dunkle Farbe des Materials, die edle, grüne Rostfarbe der gewaltigen Dächer — alles Das vereinigt sich zu einem so wunderbaren Ganzen, daß man an seine Existenz nicht glauben würde, wenn man in diesen Höfen, Galerieen und Gängen Pagen, Rittern und Edelfräulein begegnete. Die Oede und Stille aber, die auf dem Schlosse liegt, die zwei oder drei Deutsch redenden Schildwachen machen die ganze Erscheinung glaubwürdig und leibhaftig.

Der Styl ist auch hier sehr schwer mit Einem Worte zu bestimmen. Die Dänen thäten am Besten, wenn sie ihn einfach den Styl Christian's IV. nennten; da sich dieser König im Ganzen so konsequent blieb und offenbar einen bestimmten und ausgesprochenen Geschmack hatte. Auch Friedrichsborg könnte man gothisch-byzantinisch-normannisch nennen, aber man würde damit nur einen sehr entfernten Begriff von der Bauart geben; Christian hat eben aus den überlieferten Elementen etwas Anderes, Neues, Eigenes, Persönliches gemacht. Die untersten Theile haben mit den genannten Stylen gar nichts zu schaffen. Da ist im großen Hofe eine Halle, die den schönsten Florentinern aus der Zeit des Erwachens Ehre machen würde, und in den äußeren Nischen der niedrigen Gebäude, welche den großen Hof schließen, stehen, dem Kommenden entgegen sehend, zwölf Statuen, die auch unter dem ersten Cosmus geschaffen sein könnten. Im Allgemeinen haben die Skulpturen, die man in großer Menge an Thoren, Säulen, Wänden findet und welche doch zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts geschaffen sind, den Charakter des fünfzehnten Jahrhunderts. Vollendete Produkte

der Renaissance hätten in diesen Norden, zu diesen Thürmen und gewaltigen Massen weniger gepaßt.

Ungern tritt man aus den Höfen in das Innere, denn kein noch so prächtiger Saal kann den Genuß gewähren, den der Anblick auch nur eines kleinen Winkels im Hofe gewährt. Aber der gewissenhafte Reisende muß. Stundenlang kann man in den unendlichen Gängen und Gemächern umherwandern. Man sieht nur zu viel. Ein Eindruck verdrängt den anderen. Was bleibt, ist am Ende die Erinnerung an die schöne Aussicht aus allen Fenstern, über die Buchenhaine dahin, über den Esrom-See, den Arre-See und die lieblichen Gärten zu unseren Füßen, dann an die Schloßkirche, an den Rittersaal und an die Portrait-Galerie. Die Schloßkirche ist vorzugsweise ihrer Größe und ihres Reichthums wegen merkwürdig; aber das kostbare Material, das viele Silber ist nicht mit Geschmack verschwendet, eben so das Elfenbein an der Decke, obwohl Christian selbst daran gedrechselt haben soll. Der Rittersaal über der Kirche, ein unendlich langer Raum, wie man mir sagt, der größte Rittersaal in Europa, ist unbegreiflicher Weise ganz entstellt, indem die Decke so niedrig ist, daß sie auf den Kopf des Besuchers zu drücken scheint. Im Verhältniß zu seiner Länge müßte dieser Saal wenigstens drei Mal so hoch sein. Zum Ueberfluß ist diese zudringliche Decke so bunt mit kleinlichen Skulpturen ausgeschmückt, daß sie ihre Niedrigkeit nur noch zudringlicher bemerklich macht. — Viel interessanter ist die endlose Portrait-Galerie. Da ist ein Volk von berühmten Dänen und Däninnen, auch Fremden, Königen, Prinzen, Generalen, Ministern, Hofleuten, Gelehrten, Intriguanten &c. versammelt: für den Historiker sind diese Gesichter eben so viele lebendige Quellen. Manches dieser Augen wird ihm dunkle Stellen der Geschichte besser beleuchten, als es ein dickes Buch oder ein würdig Pergamen vermag. Lange Zeit verweilte ich vor dem Portrait Tycho de Brahe's, erstaunt über die Trivialität, fast möchte ich sagen: Gemeinheit dieser Züge. Vielleicht thut ihm die abgehauene und wieder angesetzte Nase Unrecht. Auch

Mathildens nicht unholdes Gesicht sah ich, aber Struensee war nicht zu finden. Sein Portrait existirt im Schlosse, aber man hängt es nicht auf, wie man im Dogen-Palast Marino Falieri's Portrait nicht aufhängte und an dessen Stelle die Worte schrieb: Hic est locus Marini Falieri. So wird auch Jeder, der Mathildens Portrait sieht, auf ihrem Herzen die Worte lesen: Hier ist der Platz Struensee's. Es nützt nichts. Man kann historische Portraits, trotz allem Willen der Könige, nicht mit dem Gesichte zur Wand kehren. — Wie Franz I. in die Fensterscheibe von Chambord sein bekanntes Femme souvent varie, geschrieben, so soll Mathilde auch in eine Fensterscheibe dieses Schlosses einen Vers geschrieben haben — aber ich suchte ihn vergebens, ich fand ihn nicht. Der merkwürdige Vers lautet:

O keep me innocent, make others great.

Sie wollte also keine Größe, und ihre Liebe schien ihr unschuldig.

Die Stuterei in nächster Nähe von Friedrichsborg habe ich nicht besucht. Doch sind die Dänen auf dieses Institut fast eben so stolz, als auf den herrlichen Bau von Friedrichsborg. Sie behaupten, daß man Pferde, wie die aus dieser Erziehungs-Anstalt hervorgehenden, nicht wieder finde. Diesen Sommer hatten sie auch Ursache, sich dieses Besitzes aufs Positivste zu freuen, denn in der kurzen Zeit des Kriegslärms haben sie an 16,000 Pferde ins Ausland verkauft und große Geldsummen ins Land gebracht.

Gegen Abend fuhr ich von Friedrichsborg weiter, auch ohne das Städtchen Hilleröd, das sich, wie Schutz suchend, an das Schloß schmiegt, gesehen zu haben. Ich fürchtete, durch die Atmosphäre einer kleinen Stadt um die Stimmung zu kommen, in die mich die künstlerische und historische Betrachtung des Schlosses versetzt hatte. Ich schied ungern. Die vertrauliche Bekanntschaft mit einem so schönen, stimmungsvollen, romantischen Baue müßte, das fühlte ich, für alle Zukunft anregend wirken, Geist und Phantasie befruchten wie ein großes Gedicht. So bleibt es nur ein Touristen-Eindruck, und man erscheint sich selbst oberflächlich

und frivol, wenn man sich damit begnügt. Wie der Wilde Jäger immer rückwärts sehend, fuhr ich in den Abend und ins Land hinein.

VI.

So rückwärts gekehrten Gesichtes fuhr ich einst von Chambord, der verlassenen und verfallenden Meisterschöpfung Primaticcio's, des Schülers Raphael's. Wie eine Fata Morgana schwebte Friedrichsborg im Abendschein am Horizonte, hob sich bald stolz empor und senkte sich bald in die Tiefe, als ob es jetzt in die Höhe, jetzt in den Erdboden verschwinden wollte, je nachdem ich über Thal oder Hügel der gewellten Ebene hinfuhr. Zum Glück verschwand es doch endlich ganz, und ich hatte Augen und Muße, das Land zu betrachten.

Es ist ein gesegnetes Land, und der Segen ist die Frucht der Arbeit. Da ist kaum eine Hufe Erdbodens unbenutzt gelassen: Alles, Alles aufs Fleißigste angebaut. Die Saaten wogten wie ein unendliches Meer, und ich glaubte, was man mir in Kopenhagen gesagt hatte, daß man jährlich vier Millionen Tonnen Getreide ausführe, daß die Ausfuhr seit Aufhebung der Korngesetze in England sich vervielfacht habe. Die Wälder und Forste weichen in dieser Gegend Seelands ganz und gar der Agrikultur; erst jenseit des Roeskilder Fjords heben sie wieder ihre Kronen empor.

Ueber diesen fernen Wäldern im Westen und über den blauen Wassern des Fjords, der bereits hier und da auftauchte, lagen die rosigsten Abendwolken und dekorirten mit wehenden Schleiern und faltigen Vorhängen einen wonnevollen Sonnen-Untergang. Und als die Sonne untergegangen war, leuchteten die lichtgetränkten Wolken selbständig fort, und als sie nach und nach verglommen, blieb doch eine lichte, ruhevolle Dämmerung über das Land ausgebreitet. Es war so still, so hochfeierlich. Ich sah mich um — und was sah mein erstauntes Auge? Ich fuhr durch

ein großartiges Todtenfeld, denn wohin ich sah, rechts und links in einem großen Kreise erhoben sich überall gewaltige Hünengräber mitten aus den friedlichen Feldern. Wie sie sich am lichten Abendhimmel abschnitten, schienen sie immer größer und gewaltiger zu werden. Eines derselben hatte im Profil die größte Aehnlichkeit mit dem sogenannten Grabe des Achilles auf der trojanischen Ebene. Hier und da lehnte sich ein Bauernhaus, dem Nordwinde ausweichend, an einen solchen Hügel, oder schlang sich ein kleiner Garten um seinen Fuß. Es war mir, als führe ich in die Zeiten Ragnar Lodbroks, war doch auch die ganze Beleuchtung so, wie man sich das Licht dämmeriger Urzeiten vorzustellen pflegt; und es war mir, als ob sich die Hünenhügel streckten und reckten, um mir nachzusehen, als ich in Friedrichssund einfuhr.

Friedrichssund ist ein kleines Nest, das aber seinen Fjord auszubeuten versteht. Hier wird viel von dem Getreide verladen, das die Insel ins Ausland schickt. Ich benutzte den hellen Abend — es wird hier gar nicht Nacht im Monat Juni — um noch einen langen Spaziergang am Fjord zu machen; ein polnischer Jude, der sich viel in der Welt umgesehen und sich seit langer Zeit in dieser Gegend aufhält, um sie handelnd auszubeuten, schloß sich mir an und wußte nicht genug vom Reichthum, vom behaglichen Leben und von der Bildung der Bauern zu erzählen. Er war förmlich empört über alles Gute, das er rühmen mußte. — Stellen Sie sich vor, rief er, Bauernmädchen spielen Klavier! schickt sich Das? Nein, bei Gott nicht! Und ihr Geld geben sie aus, wie große Herren, mit Geschmack, für wirklich schöne Sachen. Geld haben sie wie Mist für lauter Getreide und Pferde und haben keine Idee, daß die Bauern anderswo anders leben und eigentlich leben sollen. Nein, bei Gott nicht, keine Idee! Was sagen Sie dazu? Bücher haben sie auch, in jedem Hause sind Bücher, und sie lesen und schreiben. Wenn ich Das in Polen erzähle, wird mir's kein Mensch glauben, bei Gott nicht! Ich werd's auch nicht erzählen. Warum soll ich's erzählen und für einen

Lügner gehalten werden? Hab' ich nicht Recht? Stellen Sie sich vor, hier in diesem Nest, in diesem Friedrichssund — es ist freilich kein Dorf, es ist ein Städtchen, aber ein Städtchen wie ein Dorf — was thu ich damit, daß es sich heißt ein Städtchen, wenn es ein Nest ist — hier in dem Nest Friedrichssund lernen die kleinen Mädchen zwei und drei fremde Sprachen, bei Gott, fremde Sprachen, Deutsch, Französisch, Englisch, was weiß ich! Da sind so Damen, die unterrichten in allen Sprachen. Haben Sie Das schon in Ihrem Leben gehört von so einem Nest? Sie sind ja auch ein Mann, der viel herumgekommen ist in der Welt, man siehts Ihnen an, auf Ehre, bei Gott, ich bin auch ein Mann, der viel herumgekommen ist in der Welt, aber haben Sie Das schon erlebt? Englisch, Französisch und Deutsch, auf Ehre! Kinder, kleine Kinder! — Aber was wahr ist, ist wahr; Das muß ich selber sagen, Geld geben sie aus, viel Geld, und sie handeln nicht, und man kann hier viel verdienen. Ich bitte Sie, wär ich sonst hier? Was habe ich in Friedrichssund zu thun? Mein Lebtag habe ich nichts von Friedrichssund gehört, aber wo der Mensch sein Auskommen findet, da bleibt er. Die Zeiten sind schlecht, muß man sehen, viel zu verdienen. Die Bauern geben Geld aus wie die großen Herren; es schickt sich nicht für Bauern, bei Gott, es schickt sich nicht, aber man verdient. Was geht's mich an? Ich sage Ihnen, ein sehr gebildetes Land, bei Gott ein sehr gebildetes, sehr ein gebildetes Land!

Kommen viele Verbrechen vor? fragte ich.

Ob Verbrechen vorkommen? Warum sollen nicht Verbrechen vorkommen? Gewiß kommen Verbrechen vor; überall in der Welt, wo Menschen sind, kommen Verbrechen vor, bei Gott! Unlängst erst haben viele reiche Leute ein Verbrechen begangen. Bei einem Wirthe, der keinen Wein schenken darf, haben sie Wein getrunken, und vor Gericht haben sie gesagt, sie hätten allerdings Wein getrunken, aber sie hätten ihn nicht bezahlt. Darauf aber ist der Knecht des Wirthes aufgetreten und hat gesagt, sie hätten allerdings Wein getrunken und hätten ihn allerdings auch bezahlt.

Gott, Allmächtiger, welche Schläge der Knecht von den reichen Leuten bekommen hat! Sie können nämlich nicht leiden, wenn einer denunzirt.

Dieses Geplauder, das tief in die Nacht hinein dauerte und mir meine Beobachtungen bestätigte, war mir darum angenehm, angenehmer, als die Lieder des Gesangvereins, der sich in einem Saale des Gasthauses neben meiner Stube versammelte und meinen unschuldigen Schlaf mordete. Als er endlich schwieg, war es die Helle der Nacht, die, mit Macht durch die Vorhänge dringend, mich am Schlafen verhinderte. Ich mußte den Vorhängen mit Plaid und Mantel zu Hülfe kommen, um mir eine künstliche Nacht zu schaffen. Nein, diese nordischen Zwielichtsnächte wären nicht nach meinem Geschmack. Selbst das Zwielicht dauert höchstens zwei Stunden; schon in der zweiten Stunde nach Mitternacht ist der ganze Himmel wieder weiß, und gegen drei Uhr glänzt er hell und klar.

Sehr früh saß ich schon wieder marschbereit auf dem Damme, der weit in den Fjord hinausläuft, das Dampfschiff erwartend und die Wartezeit benutzend, um mir das Bild dieser merkwürdigen Landschaft gehörig ins Gedächtniß zu prägen. Der Roeskilde Fjord ist eigentlich nur eine Fortsetzung des breiteren Meerbusens Ise Fjord, mit dem er durch einen schmalen, gegen Westen gebogenen Hals oder Kanal zusammenhängt. In vielfachen Windungen, mit vielen Seitenbuchten, läuft er lang und schmal, tief ins Land hinein, wie einer der schottischen Loghs. Doch hat er mit diesen nur wenig Aehnlichkeit, denn während jene überall von Bergen umgeben sind und selbst im Innern des Landes und der Gebirge den großen Charakter des Meeres tragen, sind hier die Ufer unbedeutend flach und würden sehr öde und unerquicklich aussehen, wenn nicht die westlichen durch die prachtvolle Laubwaldung von Jägerspriis, wieder eines der Königsschlösser, einiges Leben hervorbrächten. Die Hünengräber, die überall an den Rändern des Roeskilde Fjord aufsteigen, sind nicht groß genug, um ihn landschaftlich zu schmücken, sie thun es nur, so zu sagen,

gedanklich, mit Hülfe der Reflexion. Denn freilich stimmt es ganz eigenthümlich, dieses öde Wasser, das überall uralte, geheimnißvolle, unbekannte Grabmale wiederspiegelt; die Phantasie bevölkert die Ufer mit den Gestalten, die jetzt, seit tausend und zweitausend Jahren, in ihrem Schooße ruhen; anstatt der Hügel sieht man ihre Einwohner in gewaltigen, geflügelten Helmen, groß wie jene Buchen, in Schaaren dahinziehen, oder am Wasser lagern, oder auf diesen öden Gestaden in wildem Kampfe einander vernichten. Ich hatte die nordische Gegend, die eddahafte, die ich bis jetzt vergebens suchte, gefunden. Alle Vergleichungen mit dem Süden, alle Erinnerungen an hesperische oder hellenische Lande hörten hier auf, trotz der südlichen Sonne, der glühenden Luft, der Bläue des Fjords. Meine Augen mußten mir sagen, daß er blau war; meine Phantasie sah ihn schwarz, denn zu den Hünengräbern, zu der Oede rings umher paßte Schwarz besser, war kymmerische Dunkelheit eine natürlichere Beleuchtung. Wie ich bei der Einfahrt in den Archipel, gleich hinter Cythere und Melos, beim Anblick des blauäugigen Meeres, der Schönheitslinien der griechischen Berge die hellenischen Dichter besser zu verstehen glaubte, so meinte ich auch jetzt den Schlüssel zu den Geheimnissen der Edda und der alt-nordischen Dichtung und der Asen-Religion gefunden zu haben. Das sind so Illusionen, Erkenntnisse, die sich nicht mit Gedankenhänden fassen lassen, Blitze, die einen Moment erleuchten — aber bezeichnend sind sie doch. Tritt man in die Gegend von Ajodhia, oder Oude, der Stadt der Ilfen, wird man gewiß Rama und Fischma, die Geschichte der Pandu's und der Kuruinge und die ganze Religion des Manu besser zu verstehen glauben.

Freilich, das Dampfschiff, das vom Norden herkam, weckte mich aus den altnordischen Träumen und trug mich dem Süden zu — wieder vorbei an Hünengräbern. Dampfschiff und Hünengräber! Mehr als anderswo hat man hier Gelegenheit, Betrachtungen über den Wandel der Zeiten anzustellen, Betrachtungen, die aber zu allen Zeiten banal gewesen. Daß die Welt sich ewig

verjünge, und daß wir mit unserer Geschichte allein alt werden, das ist eine alte, bekannte Geschichte, die man lieber vergessen, als immer wieder auffrischen sollte.

Der Roeskilder Fjord gleicht einem See; die wenigen Fischer- und Schifferhäuser an seinen Ufern erinnern an die Wohnungen märchenhafter Fergen. Die vielen Anhaltepunkte des Dampfschiffes gelten nicht den ärmlichen Ufer-Ortschaften, sondern den schönen Schlössern und Edelsitzen, die sich etwas weiter ins Land hinein hinter Buchen verstecken und in einer Gegend liegen, die eben so schön, wenn nicht schöner sein soll, als das Land, das wir bei Fredensborg und Friedrichsborg durchzogen haben.

In der Nähe von Roeskilde erweitert sich der Fjord zu einem ziemlich breiten Becken, in dem wir lange hin und her fuhren und kleine Stationen machten, um Sonntags-Reisende aufzunehmen, bei welcher Gelegenheit wir vielfach historisch-mythologischen Boden berührten; denn die Gegend von Roeskilde ist die eigentliche Heimat und Quelle, aus der die dänische Geschichte geflossen. Bei dem Namen Roeskilde sieht der Däne, wie auf ein Zauberwort, seine ganze mythische und urgeschichtliche Zeit. Hier ist das Hertha-Thal, in dem die großen Opferungen vollzogen wurden, hier nicht fern der heilige See, aus dem die Mutter alles Lebenden emportauchte, um dem Lande ihren Segen zu spenden, wofür ihr so unzählige Opfer, auch Menschenopfer, in die Fluth nachgeworfen wurden; hier liebten sich Thor und Freya. Die vorchristlichen Könige, die unförmlichen Recken mit ihrem riesigen Gefolge — „Krake", „Skiold", das klingt, als ob von Steinblöcken die Rede wäre, — hausten hier im Schlosse Leire und versammelten in diesen Gegenden die freien Mannen zum Thing. Diese gewaltigen Hügel rings herum, die Hünengräber, sind ihre jetzigen Wohnstätten.

Trotz alledem ist es hier bei Weitem nicht so nordisch, wie am oberen Ende des Fjord. Die alte dänische Residenzstadt blickt recht freundlich von ihrer Höhe herab, nachdem sie uns mit drei Domthürmen schon seit zwei Stunden gastlich aus der Ferne

gewinkt hat. Man steigt vom Fjord eine schön bewachsene Anhöhe hinauf und steht vor dem berühmten Dom, der allein den Reisenden anzieht, denn andere Merkwürdigkeiten und Schönheiten hat die ziemlich ausgedehnte, aber von der Höhe ihrer Bedeutung herabgesunkene Stadt Roeskilde schwerlich aufzuweisen. Was mich speziell hier anzog, sind die Grabmäler und Grüfte der Könige. Was man in früher Jugend durch die Poesie kennen lernt, bleibt ewig anziehend, und wer kennt nicht „Rothschilds Gräber"! Als kleine Jungens haben wir diese Klopstock'sche Ode durch zwei Jahre in unserer Chrestomathie mitgeschleppt. Nun war ich so nahe an „Rothschilds Gräbern" und sollte sie nicht selbst kennen lernen?

Der Dom, der die Grabmäler enthält, ist beinahe so alt, wie das Christenthum in Dänemark; wenigstens steht er an derselben Stelle, oder ist er die erweiterte Ausführung der kleinen Kirche, die Harald Blauzahn, kaum von Otto II. bekehrt, hier aufführte. Nach kaum drei Menschenaltern war der Klerus schon so reich, daß er die kleine Kirche in den gewaltigen Dom verwandeln konnte. Der Verwandtenmord Kanuts des Großen lieferte so große Reuegelder, daß Bischof Wilhelm, ein Engländer, wie die meisten Apostel des Nordens, in Dänemark ein Gotteshaus aufführen konnte, wie seine Heimat schon mehrere besaß. Daher auch die angelsächsische Bauart, die man auch mit Unrecht die spät-byzantinische nennt. Heute ist der Dom so beschaffen, durch viele Anbauten so entstellt, daß man sich seine ursprüngliche, in der That harmonische und kunstvoll einfache Gestalt nur mit Mühe herausschälen kann. Er bildet ursprünglich ein lateinisches Kreuz mit kurzen Armen und besteht aus einem dreifachen Schiffe mit den zwei Kreuzflügeln, einem Vorgebäude und einem Chor-Umbau, der sich, rund, an die zwei niedrigeren Seitenschiffe anschließt, und zwei Thürmen. Entstellt, gefälscht wird dieser Bau durch Anbauten der verschiedensten Art, durch Kapellen und Vorhallen, aus dem 14., 15., 17., 18. und 19. Jahrhundert. Restaurationen jeglicher Art, die durch Feuers-

brünste und andere Unglücksfälle nothwendig und jedesmal im Geschmacke der Zeit bewerkstelligt wurden, haben noch zur Maskirung der ursprünglichen Einfachheit, die sich manchmal, wie z. B. im Chore, zur Erhabenheit steigert, das Ihrige beigetragen.

Allein wir wollen ja vor Allem die Königsgruft sehen. Da steht uns in gewisser Beziehung eine Enttäuschung bevor. Wir erwarteten große Gruftgewölbe, die einen Gesammt-Eindruck machen, wie z. B. St. Denis, oder die schönste aller Grüfte, die wir je gesehen, die der Großmeister zu Malta — und siehe da, die Leichen der Könige und Königinnen sind durch das ganze, weitläufige Gebäude ausgestreut, vereinzelt und liegen meist in so hellen Räumen, daß Dunkelheit und Atmosphäre, wie wir sie zur Stimmung in Grüften wünschen und brauchen, gänzlich abgehen. Wo ist der Mönch, oder wenigstens der ernste Sakristan mit der Fackel in der Hand, die bei der Wanderung einzelne Flämmchen auf den feuchten Boden fallen läßt? Der helle, grelle Tag mit mittägiger Junisonne hat sein Amt übernommen.

Die Könige liegen in einzelnen Särgen oder Mausoleen im Chor oder in den Kapellen, die rings um die Kirche laufen und durch hohe, breite Fenster beleuchtet sind. Für den Verlust wird man dadurch entschädigt, daß man die Monumente, unter diesen einzelne herrliche, gut betrachten kann. Aber es ist wie in einem Museum.

Im Chor des Hochaltars erheben sich vier gewaltige, weiße Marmor-Monumente, die auf den ersten Blick einen großen Eindruck machen, bei näherer Betrachtung aber sehr verlieren und sich als Produkte einer verfallenden Kunst offenbaren. Die Monumente Christians V. und seiner Gemahlin Charlotte Amalie mit den Medaillon-Portraits, mit den Schlachten-Basreliefs und den allegorischen Personen der Gerechtigkeit, des Ueberflusses, der Wohlthätigkeit, Selbstkenntniß rc. rc. haben noch manches Gute, besonders was die Arbeit betrifft; aber die Monumente Friedrichs IV. und der Königin Christine (Tochter Gustav Adolfs) sind wahre Modelle des Ungeschmacks, wie sie nur das sieben-

zehnte Jahrhundert, die Perrücke, die ausschweifende Richtung Bernini's in der Skulptur, hervorbringen konnten. Herzlich bedauert man den schönen, kostbaren Marmor.

Aber wir sollen entschädigt werden. Eilen wir über zahllose Gräber von Bischöfen, Kanzlern, Admiralen, Prinzen in eine der rechten Seitenkapellen. Sogleich beim Eintritte leuchtet uns ein weißes Marmor-Monument entgegen, das uns augenblicklich mit der wohlthätigen Ruhe eines Kunstwerkes anmuthet. In der That ist es von Wiedevelt, dem Vorläufer Thorwaldsens. Auf dem Sarge erhebt sich eine Säule mit dem Portrait Friedrichs V.; am Fuße des Sarges stehen die traurigen Gestalten Dänemarks und Norwegens. Die Anmuth und Tiefe dieses Werkes wird doppelt klar, wenn man sich nach rechts wendet und des englischen Bildhauers Stanley Monument der Königin Louise betrachtet. Seine Basreliefs sind überfein, durchsichtig, übertrieben, wie gewisse englische Taschenbuch-Kupferstiche. — Noch ein zweites Monument von Wiedevelt ist da (Christian VI.), das dem ersten ebenbürtig ist und sich eben so durch seine Basreliefs wie durch die Statuen trauernder Weiber als Werk eines wahrhaft großen Meisters dokumentirt. Es ist unbegreiflich, daß Wiedevelt so wenig bekannt geworden, und daß er in Dänemark so arg zu Grunde gegangen.

Aber die Perle dieser ganzen Sammlung, ein wahrhaft großartiges Kunstwerk, das seines Gleichen sucht und schwer finden wird, das den höchst talentvollen Wiedevelt weit übertrifft, ist das von dem Antwerpener Cornelius Floris herrührende Monument Christians III. Es steht in der schönen gothischen Kapelle der heiligen drei Könige und ist ganz aus Marmor, der etwas gelblich anläuft. Der König liegt da in seiner ganzen Rüstung; Helm, Schwert und Handschuhe liegen neben ihm. Vier Trabanten umstehen, auf Schilde gestützt, wachend den ruhenden König. Eine Decke wird von vier Säulen getragen; auf dieser Decke kniet wieder der König vor einem Kreuze; hier umstehen ihn trauernde Genien, welche die Fackel senken. Jeder einzelne

Theil dieses harmonievollen Ganzen ist an sich ein Kunstwerk. Der knieende König, der ruhende, die Trabanten — man nehme jede dieser Gestalten für sich, und man hat ein Meisterwerk voll Kraft, Leben, Größe und wahrhaft erhabener Anmuth. Einen der Trabanten soll Thorwaldsen lange sinnend betrachtet und endlich erklärt haben, daß er ihn für eines der vollendetsten Werke der Skulptur halte, und daß er so was zu schaffen nicht fähig sei.

Christian IV., der treffliche Architekt mit seinem künstlerischen Sinne, hat die Schönheit dieses Werkes bald erkannt, denn er wollte es in dem Monumente, das er seinem Vater Friedrich II. errichtete, reproduziren oder wenigstens nachahmen lassen. Aber der Künstler war weniger künstlerisch als der Besteller. Er ahmte wohl die Komposition im Allgemeinen nach, wollte aber Cornelius Floris übertreffen, glaubte dieß mit Hülfe der Masse thun zu können, vergrößerte, übertrieb Alles, verrückte die Verhältnisse und brachte etwas Plumpes zu Stande, das nur da ist, um Floris noch höher in unserer Achtung zu stellen. Das Interessanteste an diesem Monumente Friedrichs II. ist uns dieses Königs Wahlspruch. Er lautet: „Meine Hoffnung zu Gott allein, treu ist Wildpret.“ Wildpret hieß sein Hund. Also auf Erden vertraute er nur seinem Hunde.

Rasch weiter, wieder an unzähligen Gräbern und Portraits vorbei, in die Kapelle unseres Lieblings Christian IV. Sie ist eine der größten, aber eben weil man diesen großen König seiner würdig ehren und seine Grabstätte prachtvoll ausschmücken wollte, ist man damit nicht fertig geworden, und hat der größte König Dänemarks in Roeskilde eigentlich kein Monument. Er, der mit Friedrichsborg fertig geworden, hätte diese Kapelle in Einem Jahre fertig gemacht. Jetzt sieht es darin aus, wie in einer Werkstatt. Die beiden Wandflächen, welche große historische Fresken, Christian IV. als Richter und als Sieger in der Seeschlacht bei Femern darstellend, aufnehmen sollen, starren uns als öde, mörtelüberworfene Felder an. Nur die Höhe der Kapelle ist ausgeschmückt, und zwar sehr schön al fresco von dem sehr talentvollen Eddelien

(wenn ich nicht irre, einem Deutschen), der aber im Jahre 1852 gestorben. Zwischen den Fenstern steht die Bronze=Statue Christians IV. von Thorwaldsen auf einem provisorischen hölzernen Sockel. Freilich reicht diese Statue allein schon hin, ein würdiges Monument Christians abzugeben; sie ist eine der liebenswürdigsten und charakteristischsten von Thorwaldsen; aber man sähe sie doch gern in entsprechender Umgebung.

Neben all den prächtigen Königs=Monumenten sei noch ein einfacher Stein genannt, weil er einen Mann bedeckt, der uns so viel werth ist, wie viele dänische und andere Könige zusammengenommen. Es ist der Grabstein des Saxo Grammatikus. Er ist ein Fackelträger in den dunkelsten Gängen alter Zeiten, während so viele Könige nur Lichtauslöscher in klarsten Zeiten sind. Er verdient unsere Verehrung mitten unter all den Königen, ja, er ist uns lieber, als die meisten derselben, wie uns Gregorius von Tours, wenn er in St. Denis begraben wäre, auch in vieler Beziehung lieber wäre, als alle die Könige, deren Thaten er beschrieben, und als die meisten ihrer Nachfolger.

Mit einem überladenen Bahnzuge fuhr ich nach Kopenhagen zurück; auf allen Stationen drängte sich das Volk in Schaaren heran, um an den Sonntags=Vergnügungen der Hauptstadt sein Theil zu haben. Ich saß neben einem dänischen Gentleman, der mich für einen Franzosen hielt, weil ich ihn bat, mir dänische Geldsorten in Franken zu erklären, und der mit mir Französisch sprach. Er politisirte im französischen Sinne. Was glauben Sie, fragte er, wird Preußen an diesem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen? — Ich bezweifle es, antwortete ich, Preußen rüstet sich wohl nur, um bei der Vermittelung kräftig und nachdrücklich ein entscheidendes Wort aussprechen zu können. — Täuschen Sie sich nicht, sagte der Däne, Sie haben keine Idee, wie diese Deutschen an einander hängen, wie die Kletten!

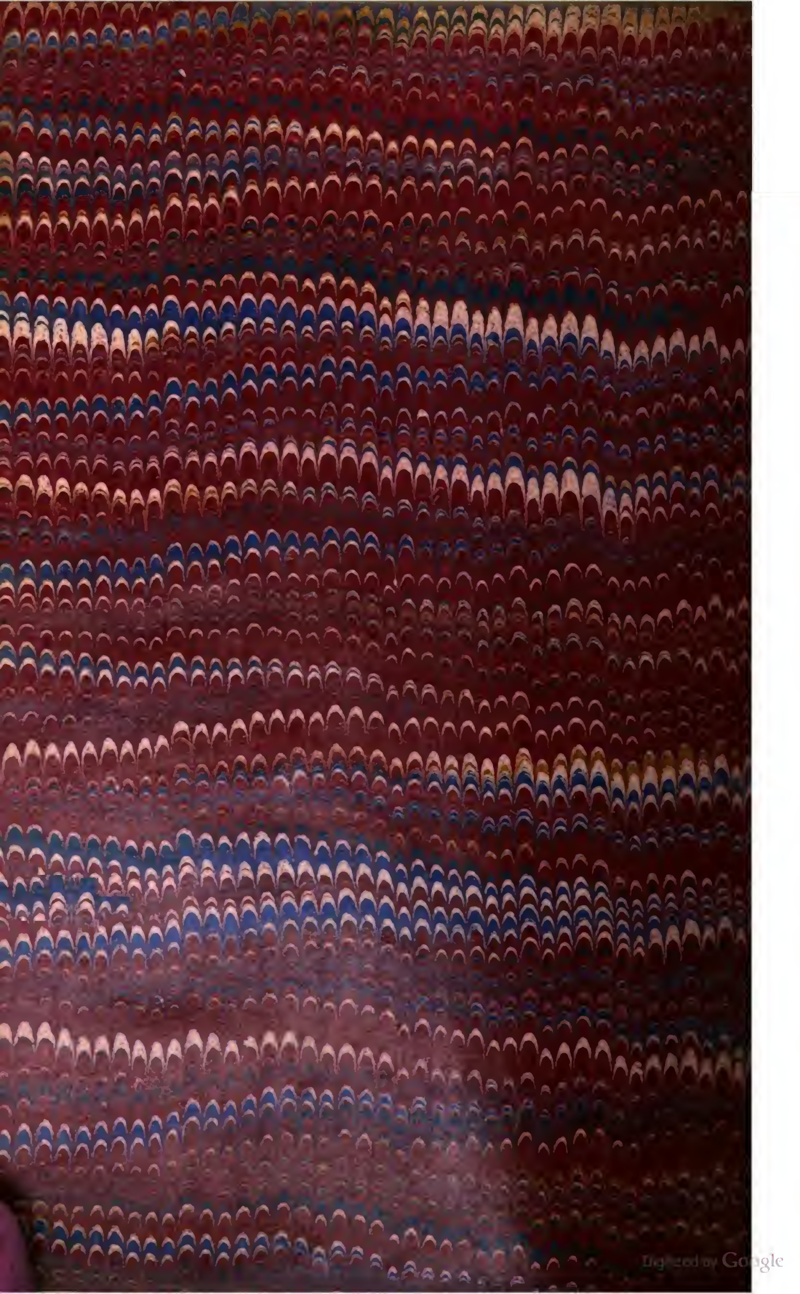
Ich hüte mich, zu widersprechen, hoch erfreut, daß es auf der weiten Erde eine einzige menschliche Seele gibt, die da glaubt, daß die Deutschen an einander hängen „wie die Kletten“. Dieser

Däne ist eine der größten Merkwürdigkeiten, die ich in Dänemark gefunden. Der deutsche Bund sollte ihn, wenn er noch existirt, aufsuchen lassen — er wird, als ein so absonderliches Individuum, nicht schwer zu finden sein — sollte ihn auf Bundeskosten nähren, kleiden, prächtig leben und, wenn er stirbt, einbalsamiren und im Thurn- und Taxis'schen Hause aufstellen lassen.

Da ich, nach Diesem, dem Leser unmöglich etwas Merkwürdigeres mittheilen kann, schließe ich hier meine Briefe aus Dänemark.

Also die Deutschen hängen an einander wie Kletten!

Nun sag' mir Eins, man soll nicht Wunder glauben!






Digitized by Google